ZEITSCHRIFT FÜR PREUSSISCHE GESCHICHTE UND LANDESKUNDE





Zeitschrift

für

Preußische Geschichte und Landeskunde,

unter Mitwirkung

von

Droysen, Duncker, L. v. Ledebur, L. v. Ranke und Riedel,

herausgegeben

von

Dr. David Müller,

Professor.

Inhalt.

Neunter Jahrgang. — Januarheft. (No. 1.)

Berlin, 1872.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung.

Kochstraße Nr. 69.


REGIA

Zeitschrift

für

Preußische

Geschichte und Landeskunde,

unter Mitwirkung

von

Droysen, Duncker, L. v. Ledebur und L. v. Ranke,

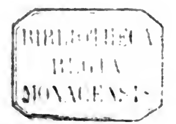
herausgegeben

von

Constantin Rößler.

Neunter Jahrgang.

Berlin, 1872.
Ernst Siegfried Mittler nnd Sohn
Königliche Hofbuchhandlung.
Kochstraße Nr. 69.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalts-Verzeichniß.

Juni-Heft.

Juli-Heft.

August-Heft.

September- und October-Heft.

November-Heft.

December-Heft.



St. Adalbert, Bischof von Prag, der erste christliche Apostel und Märtyrer bei den Preußen.

Nur wenige Heilige und Märtyrer der früheren Jahrhunderte giebt es, über deren Schicksale uns so unverfängliche, vollkommen gleichzeitige Aufzeichnungen, Aufzeichnungen von so unantastbarem historischen Werthe zu Gebote stehen, als es bei dem ersten Apostel der Preußen der Fall ist. Während meistens über diese Männer nur Legenden vorhanden sind, bei denen es oft genug kaum möglich ist auch nur wenige, unscheinbare Körnchen historischer Wahrheit aus der überwältigenden Masse von Wundergeschichten herauszuschälen, liegen uns über Bischof Adalbert drei Lebensbeschreibungen vor[1]), die, unmittelbar nach seinem Tode von Männern, welche ihm persönlich nahe gestanden hatten, verfaßt, nur Thatsachen berichten, gegen welche im Allgemeinen auch die strengste Kritik nichts einzuwenden vermag; was sich da etwa hin und wieder von legendenartigen Zusätzen bereits doch eingeschlichen hat, fällt so wenig ins Gewicht, daß der angedeutete Gesammtcharakter dieser Schriften auch nicht im Mindesten darunter leidet. Auf die erst drei Jahrhunderte später zusammengetragenen Berichte von

[1]) Die neuesten Drucke derselben sind folgende: 1. Vita s. Adalberti auctore Canapario: von Pertz, mon. hist. Germ. SS. IV 581—95, und von Al. Batowski in Bielowski, mon. hist. Pol. I 162—83. Ein Fragment (Anfang) einer von Nicolaus von Jeroschin herrührenden poetischen Ueberarbeitung in deutscher Sprache, aufgefunden von Joh. Voigt (s. N. Preuß. Prov. Bl. 1861 I 329 ff.), herausg. von E. Strehlke in Scr. rer. Pruss. II 425—28. — Ins Deutsche übersetzt von H. Hüffer. Berlin 1857. 2. Vita s. Adalberti auctore s. Brunone: von Pertz a. a. O. 596—612 und von Bielowski a. a. O. 189—222. — Die auf Preußen bezüglichen Kapitel beider Schriften herausgegeben von Töppen in Scr. rer. Pruss. I 228—35. 3. Passio s. Adalperti: von W. Giesebrecht in N. Preuß. Prov. Bl. 1860 I 71—74 (mit einer kritischen Einleitung, S. 55—71), von Bielowski a. a. O. 153—56 und von Töppen in Scr. rer. Pruss. I 235—37.

seinen Wundern darf bei der Erzählung des Lebens Adalberts durchaus gar keine Rücksicht genommen werden. Aber gerade diese Reichhaltigkeit der authentischen Quellen dient dazu die gewissenhafte, eingehende Forschung wesentlich zu erschweren, denn es finden sich in der That in den drei Biographien theils wirkliche, theils scheinbare Abweichungen in Einzelnheiten, und es entsteht da die Frage: wem soll man folgen?

Solange man Natur und Wesen mittelalterlicher Geschichtswerke noch nicht erkannt hatte, griff man, wie immer in solchen Fällen, zu einem sehr äußerlichen Auskunftsmittel: man erzählte aus denjenigen beiden Biographien, die man früher allein kannte — die dritte ist erst in unseren Tagen aufgefunden — was sich eben zusammen erzählen ließ, im Uebrigen schloß man sich einfach an die eine an und schob die andere bei Seite. Nur hat man dabei, wie ich glaube zeigen zu können, den Fehlgriff gethan, daß man der verhältnißmäßig weniger werthvollen den Vorzug gab. Vollends aber trat eine Verwirrung ein, als die dritte Lebensbeschreibung in einem gerade für unsere Provinz wichtigen Punkt eine sehr wesentliche Abweichung zu bieten schien, und ich muß gestehen, daß auch ich einige Zeit zu den Neuerern gehörte, die, auf sie gestützt, dem Samlande den Ruhm glaubten streitig machen zu müssen, daß sein „Boden durch die Vergießung des Blutes Adalberts geweiht" sei. — Ein näheres Eingehen auf die drei Darstellungen wird uns, denke ich, zum richtigen Auswege führen.

Diejenige unter den drei Biographien, welcher man bisher mit Vorliebe gefolgt ist, ist die, als deren Verfasser jetzt allgemein Johannes Canaparius anerkannt wird, mit Adalbert zusammen Mönch und wenige Jahre später Abt des Klosters der heiligen Alexius und Bonifacius auf dem Aventin zu Rom. Der Verfasser ist freilich weder in einer der Handschriften angegeben, noch auch aus der Darstellung unmittelbar erkenntlich, aber dennoch dürfte die von Pertz ausgegangene und in Beweis gestellte Vermuthung, daß der genannte, dem Bischof befreundete Ordensbruder der Verfasser gewesen sei, kaum noch mit Aussicht auf Erfolg anzufechten sein. Voigt — um von Aelteren abzusehen[1]) — hatte geglaubt auf Adalberts Stiefbruder und Begleiter Gaudentius, der bis zum letzten Augenblicke um ihn war, schließen zu sollen und hielt daran fest, auch als bereits Pertz mit seiner besseren Ansicht hervorgetreten war[2]). Wäre Gaudentius aber wirklich der Verfasser, so hätte er von sich selbst denn

[1]) Baronius z. B. nahm den Papst Sylvester II. (2. April 999 — 12. Mai 1003) als Verfasser an, M. Freher den prager Dekan Cosmas, der ein Jahrhundert später lebte. [2]) N. Preuß. Prov. Bl. 1851 I 331 fg.

doch gar zu ruhmrednerisch gesprochen, und überdieß finden sich einige positive Andeutungen, die auf Niemand anders als auf Canaparius hinzuweisen scheinen. Als Abfassungszeit ergiebt sich aus dem Inhalte selbst die Mitte des Jahres 999: Papst Gregor V. war bereits todt und Kaiser Otto III. noch am Leben, Gaudentius aber war — ich komme gleich darauf zurück — noch nicht in Rom gewesen[1]).

Die jüngere der beiden von altersher bekannten Biographien Adalberts, die den Erzbischof Brun oder Bonifacius, seinen Nachfolger im Apostelamte bei den Heiden Osteuropas sowie im Martyrium, zum Verfasser hat, besitzen wir in zwei Redaktionen, einer kürzeren aus dem Jahre 1004 und einer wenigstens stellenweise mehr ausgeführten aus dem Jahre 1008. Soviel sieht man auf den ersten Blick, daß Brun die damals bereits kirchlich anerkannte Arbeit des römischen Mönchs der seinigen zu Grunde gelegt hat — folgt er ihm doch bisweilen wörtlich. Dabei hat aber Brun mehrfache Ergänzungen und nicht ganz unwesentliche Abweichungen: Ergänzungen namentlich für die erste Periode seines Lebens, für die Jugend und für die bischöfliche Thätigkeit, Abweichungen in der Darstellung und Auffassung dessen, was Adalbert bei den Preußen gethan hat. Liest man beide Biographien nebeneinander, so bekommt man bei der des Canaparius sogleich den Eindruck der Oberflächlichkeit und der Einseitigkeit, Brun dagegen weiß vielfach, wo jener in Ungewißheit geblieben ist oder seine völlige Unkenntniß eingestehen muß, genaue Angaben zu machen, und dazu berichtet er in anerkennenswerther Unbefangenheit. Aus der Jugendzeit Adalberts erzählt Canaparius offenbar nur das, was er selbst gelegentlich aus seinem Munde erfahren hatte, oder vielmehr das, was ihm davon noch im Gedächtniß geblieben war, während Brun seine eigene wissenschaftliche Ausbildung in der Stiftsschule zu Magdeburg empfangen hatte, nur wenige Jahre nachdem sich der junge Böhme zu gleichem Zwecke dort aufgehalten. Ueber die Ereignisse in Böhmen und über die in kirchlicher Beziehung wenig tröstlichen Zustände dieses Landes lag Canaparius ein Bericht vor, welchen der prager Dompropst Williko, Adalberts vertrauter Rathgeber, aufgesetzt hatte; aber auch hier konnte Brun noch manches Neue und Aufklärende beibringen, da er später in Ungarn Radla kennen lernte, der Adalberts Jugendlehrer gewesen war und dann stets

[1]) Die unlängst von befreundeter Seite geäußerten Bedenken gegen die Autorschaft des Canaparius vermag ich doch nicht zu den meinigen zu machen. Soviel wenigstens steht ohne Frage fest, daß die Arbeit in der angegebenen Zeit von einem Mitgliede des aventinischen Klosters verfaßt ist; und ebenso dürfte meiner Auffassung nach der Beweis dafür, daß die Schilderung des Martyriums von einem Augenzeugen herrühre (von Benedikt), sehr schwer beizubringen sein.

zu seinen nächsten Freunden gehört hatte. Nur der Aufenthalt des heiligen Mannes im Kloster zu Rom konnte durch die jüngere Biographie keine weitere Aufhellung erfahren, da der Verfasser der älteren hier als Augen- und Ohrenzeuge spricht. Am Auffälligsten aber wird die Abweichung beider Darstellungen voneinander in den letzten, für uns wichtigsten Abschnitten, die das Martyrium Adalberts behandeln. Auch da ist Brun fürs Erste weit ausführlicher und lebendiger als sein Vorgänger, er kann sich bereits auf das Zeugniß derer berufen, die bei dem Todeskampfe des Märtyrers zugegen waren, ein Vortheil, der Canaparius abging, denn er hatte nur erst das aufzeichnen können, was auf dem Wege der gewöhnlichen, mündlichen Ueberlieferung auch bis nach Rom gedrungen war, er hatte, als er schrieb, noch nicht Gelegenheit gehabt den Zeugen für die letzten Tage Adalberts, Gaudentius, der im December 999 in Rom war, über seine Erlebnisse im Preußenlande zu befragen.

Soweit folge ich der Ansicht W. v. Giesebrechts. Wenn er aber weiter behauptet[1]), auch Bruns Bericht dürfe nicht in allen Einzelnheiten für authentisch gehalten werden, da während der fünf Jahre, welche zwischen seinem Zusammentreffen mit Gaudentius und der ersten Abfassung seiner Schrift lagen (von 999 bis 1004), sich in seinem „phantastischen Kopfe" viel hätte verwirren müssen, und da überdieß „die Achtung vor Canaparius als seinem Abt und vor der päpstlichen Autorität ihn nöthigte seine Erinnerungen von Gaudentius' Erzählungen in Harmonie mit dem aufgezeichneten und bereits kirchlich anerkannten Berichte zu setzen", so kann ich diesen Begründungen in keinem Punkte zustimmen, sie stehen vielmehr in vollstem Widerspruch mit der Auffassung von Bruns ganzem Wesen und Charakter, wie sie sich aus seinen eigenen Schriften deutlich genug, glaube ich, ergiebt. Brun war weder Phantast oder ein unklarer Kopf, noch ließ er sich durch Rücksichten auf höherstehende Autoritäten in Urteil und freier Meinungsäußerung irgendwie beschränken. Wol war er ganz erfüllt von den kirchlich-reformatorischen Ideen jener Zeit, welche, ausgegangen von den reformirten Benediktinern zu Clugny in Burgund, den besseren Theil des Klerus erfaßt und durchdrungen hatten; wol war er tief ergriffen von der Göttlichkeit der Heidenmission überhaupt, innigst überzeugt von der göttlichen Sendung eines Mannes wie des stets „von Gott erfüllten" Adalbert, des „Streiters Christi"[2]). Das aber hatte ihm durchaus nicht das Interesse an den weltlichen Dingen rauben oder seine

[1]) Vgl. N. Preuß. Prov. Bl. 1860 I 65 fg. — Auch Pertz und die neuesten, polnischen Herausgeber der Biographien Adalberts haben es schon erkannt und ausgesprochen, daß im Allgemeinen Bruns Arbeit vor der älteren den Vorzug verdiene.

[2]) Deo plenus — athleta Christi.

Augen für den Anblick der nackten Wirklichkeit trüben können, mit Theilnahme und Verständniß folgte er den politischen Ereignissen, die sich vor seinen Augen abspielten. Kaiser Otto II., der den stolzen Bau, welchen der Vater begonnen, statt ihn zu fördern fast dem Verfalle nahebrachte, der schließlich in Italien arge Niederlagen davontrug und im Wendenlande, nicht ohne sein Verschulden, alles zusammenstürzen sah, erfährt von Brun, der doch durch Verwandtschaft der kaiserlichen Familie verbunden war, überall den herbsten Tadel, während der römische Mönch, vor allem, was von oben herabkommt, in Scheu und Demuth sich beugend, ihn nicht bloß dem Vater gleichstellt, sondern sogar noch über ihn erhebt[1]).

Dem regierenden Kaiser Heinrich II. gegenüber spricht Brun in einem eigens an ihn gerichteten Briefe, offen die eigene Freundschaft für den Polenherzog eingestehend, die ernstesten Vorwürfe darüber aus, daß er im Bunde mit den heidnischen Wenden den christlichen Herzog bekriegt, und beschwört ihn aufs Eindringlichste zur Umkehr; man mag immerhin darüber streiten, ob nicht der Kaiser jenen Bund für eine durch die Lage der Dinge gebotene Maßregel habe halten können oder müssen, aber soviel steht doch fest, daß er damals mit dieser Politik an vielen Enden, und nicht bloß in geistlichen oder geistlich beschränkten Kreisen starken Anstoß erregte, und was hier die Hauptsache ist, der Erzbischof spricht in seinem Briefe durchaus klar, ruhig und unbefangen: er fühlt sich durch seine Stellung gedrungen und berechtigt dem Kaiser in einer die Kirche so nahe berührenden Sache seinen geistlichen Rath zu ertheilen, aber er zeigt dabei auch nicht die leiseste Spur kirchlichen Hochmuths, geistlicher Ueberhebung. Und wie grundverschieden behandeln beide Schriftsteller den Helden ihrer Darstellung! Nach Canaparius' Auffassung und Schilderung erscheint Adalbert schon ganz als Heiliger der Kirche, und darum darf von der frühesten Jugend ab bis zum Augenblick des Todes auch nicht der leiseste Schatten auf ihn fallen, ja nicht bloß er selbst, auch seine Aeltern stehen rein und fleckenlos da; es ist geradezu, als läse man eine Legende, deren Natur sich auch in Stil und Ausdrucksweise zu erkennen giebt. Durch Brun dagegen, bei welchem, man könnte fast sagen, alles menschlicher zugeht, lernen wir Adalberts Vater als einen nur äußerlichen Christen kennen, wie es die Böhmen damals noch fast durchgehend waren, und von ihm selbst erfahren wir nicht nur manchen Jugendstreich, sondern wir sehen ihn sogar in seinen letzten Stunden so zaghaft und muthlos werden, daß seine Gefährten ihn unter Tadel aufrichten müssen. Daß etwa Brun ihn

[1]) Kap. 8. Der, als Canaparius schrieb, regierende Kaiser Otto III. ist ihm (Kap. 14) Deo iuvante maximus Otto.

durch Letzteres in schlechtes Licht stellen, sich selbst ein hebendes Gegenbild hätte schaffen wollen, ein solcher Gedanke wird durch den Vergleich, in welchen Adalbert mit Christus gestellt wird, hinlänglich zurückgewiesen. „Man wundre sich nicht," heißt es [1]), „oder denke, daß der heilige Mann gebrochen zusammengefallen sei, er, der so viele Jahre gegen Sturm und Wetter wie ein unentwurzelter Baum gestanden hat, zumal jetzt, wo er dem Ziel sich näherte und die Palme empfangen sollte. Hat nicht ein Größerer, Christus selbst, als sich die Stunde unserer Erlösung nahte, Blut geschwitzt? hat nicht der, welcher die Macht hat Leben zu geben und zu nehmen, die begleitenden Jünger versichert, daß er traurig sei bis auf den Tod? Wenn Gott zittert, ist es da noch für den Menschen ein Schimpf sich zu fürchten, sobald der leibliche Tod an ihn herantritt?" So viel ist aus all dem klar: wo Brun Abweichungen aufgenommen hat, hat er es mit bewußter Ueberlegung und in vollem Vertrauen auf den Vorzug seiner eigenen, besonderen Quellen gethan, nirgends aber, und am Wenigsten in den Schlußkapiteln, hat er sich bemüht oder auch nur es für nöthig gehalten solche Abweichungen dem, was er bei Canaparius fand, anzupassen, sie damit in Uebereinstimmung zu bringen. Daher ist für die Benutzung dieser beiden Biographien der einzig richtige Weg der, der jüngeren, auch in Einzelnheiten, vor der älteren zu folgen.

Die dritte gleichzeitige, vor nicht viel mehr als zehn Jahren aufgefundene Darstellung der Leidensgeschichte des h. Adalbert scheint mir die hohe Bedeutung, welche man ihr gern hat zuschreiben wollen, nicht beanspruchen zu dürfen. Sie liegt uns, wie neulich nachgewiesen ist, nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt vor, sondern in einer, wie es scheint, auch fast gleichzeitigen Bearbeitung. Dem Bearbeiter kam es nur auf die letzten Augenblicke des Märtyrers an, er ließ daher nur die Erzählung der beiden letzten Tage unverändert, während er die ganze frühere Lebensgeschichte in wenige Zeilen zusammendrängte. Dabei hat er neben anderen Versehen, die mit untergelaufen sind, die Seereise von der Weichselmündung zur preußischen Küste, welche nach den anderen Biographien durchaus feststeht, einfach fortgelassen, ein ander Mal Polen und Ungarn verwechselt. Während er wahrscheinlich ein Deutscher war, muß für den ursprünglichen Verfasser ein Slave angesehen werden, weil sowol von Adalbert und seinem Vater, als auch von seinen Begleitern nicht die kirchlichen, sondern die nationalen Namen genannt werden [2]); ich möchte

[1]) Kap. 30. [2]) Bis hieher folge ich dem, was Dr. v. Ketrzynski in seiner Abhandlung: „Hat der heilige Adalbert seinen Tod im Culmerlande gefunden?" (in: Altpreuß. Monatsschrift, herausg. von Reicke und Wichert, Jahrg. VI) über diese Sache entwickelt hat; s. besonders S. 46 ff.

deßwegen die Entstehung des Originals geradezu nach Böhmen verweisen. Nach den im Werke selbst vorkommenden Andeutungen zu schließen, ist seine Abfassungszeit anzusetzen nach der Bestimmung des Gaudentius für den neuen erzbischöflichen Stuhl von Gnesen und vielleicht vor der Wallfahrtsreise Kaiser Ottos III. dorthin[1]), jedenfalls noch vor seinem Tode, also wahrscheinlich Ende 999 oder Anfang 1000. — Der unverkürzt erhaltene Theil der Schrift giebt nicht unwesentliche Abweichungen von der Erzählung des römischen Mönchs sowie des deutschen Erzbischofs. Der Verfasser scheint zwei verschiedene Ueberlieferungen vor sich gehabt und ineinander verschmolzen zu haben: eine preußische, daß ich so sage, und eine christliche. Was Adalbert in jenen Stunden zu seinen Gefährten gesprochen, welche Gebete und Gesänge er gehalten hat, konnte natürlich nur durch die geretteten Begleiter zur Kunde der Christenheit kommen, und einiges davon war denn auch nach Böhmen und zu den Ohren des Verfassers gedrungen. Daneben lernen wir aber auch den Namen des Ortes kennen, in dessen Nähe Adalbert erschlagen ist, und zwar in einer dem Charakter der preußischen Sprache durchaus angemessenen Form; dieser Ort, hier urbs d. h. nach der ganz gewöhnlichen lateinischen Sprechweise jener Zeit Burg genannt, wird so beschrieben, wie wir uns etwa die festen Wohnplätze der preußischen Edlen vorzustellen haben. Bedenkt man nun, daß die Leute, welche auf Befehl des Polenherzogs den Leichnam Adalberts von den Preußen einhandelten und abholten, nicht unterlassen haben werden sich zugleich von ihnen den Tod des Märtyrers erzählen zu lassen, so liegt der Gedanke ziemlich nahe, daß aus dieser Quelle sowol der Name und die Beschreibung der Burg, als auch die sonstigen Abweichungen in der dritten Biographie herzuleiten sind. Von Polen aus konnten sie ja leicht ihren Weg nach Böhmen finden[2]).

Adalbert oder, wie er ursprünglich mit seinem nationalen Namen hieß, Woitech d. i. Heerestrost war der Sohn Slawinichs, eines der angesehensten und reichsten Edlen Böhmens, dessen Besitzungen sich durch die ganze

---

[1]) Möglich indeß, daß nur der Verfertiger unseres Auszugs diese Reise übergangen hat, und daß unter dem „liber de passione martiris", welchem der ein Jahrhundert später lebende Verfasser der Chronicae Polonorum (Scr. rer. Pruss. II 421; Pertz, mon. h. Germ. SS. IX 428) seine Nachricht über Ottos Besuch in Gnesen entnommen haben will, die unverkürzte dritte Biographie zu verstehen ist. [2]) Dieser Passio, weil sie „Angaben enthält, von denen einige nachweislich falsch sind", — wir sahen eben, wie es sich damit verhält — deßwegen rundweg „nur den Werth der Sage" beilegen, trotzdem aber aus ihr den Namen des Todesortes gelten lassen wollen, wie es Pierson, Elektron 75 u. 77 thut: das heißt doch zu willkürlich verfahren, sich die kritische Arbeit zu leicht machen.

nördliche Hälfte des Landes erstreckten [1]), und der Strzezislawa oder Adelburg, die gleichfalls aus edelstem Geschlecht entsprossen war. Der Vater konnte sich sogar einen Verwandten des kaiserlichen Hauses nennen. Strzezislawa war eine gar fromme Frau in Worten und Werken, aber sie trieb es darin doch zu weit, denn während sie auf ihren keuschen Wandel pochte und stolz war, wie Brun nicht ohne vorwurfsvollen Ton erzählt, während sie den christlichen Predigten nachlief [2]), konnte sich ihr Gemahl, der durch große Mildthätigkeit den Vorschriften des neuen Glaubens, wie es scheint, zu genügen meinte, ungehindert der Vielweiberei, die damals noch in dem mehr als halbheidnischen Lande offen und verdeckt im Schwange war, hingeben. Sechs Brüder Adalberts kennen wir [3]), von deren einem, Radim, wir bestimmt wissen, daß er ein Stiefbruder, der Sohn einer anderen Mutter, war [4]). In allerfrühester Jugend wurde der Knabe einmal so schwer krank, daß die Aeltern, obgleich sie ihn, worauf auch schon sein Name hindeutet, eigentlich für den weltlichen Stand bestimmt hatten [5]), kein anderes Mittel der Rettung mehr ersahen, als ihn für den Fall seiner Genesung dem Dienste der Mutter Gottes, dem geistlichen Stande zu geloben. Demgemäß wurde denn auch, als er wirklich genesen war, seine Erziehung eingerichtet.

Als sein Jugendlehrer wird später [6]) ein Geistlicher Namens Radla genannt, welchen Einige, jedoch sicher mit Unrecht, für denselben halten, der etwa nach einem Menschenalter unter dem Namen Askrik als der erste christliche Bischof der Ungarn erscheint. Aber der junge Edelmann wollte anfangs vom Lernen nichts wissen, die Psalmen und die moralischen Lehrsätze, die ihm beigebracht werden sollten, scheinen ihm nicht sehr behagt zu haben, weit mehr neigte er zu Spiel und Scherz [7]). Wiederholt floh er Hülfe hoffend vom Lehrer zu den Aeltern, aber immer trieben ihn die Schläge des strengen Vaters in die Schule zurück. Endlich fügte er sich und lernte das Verlangte schnell bis zur Vollendung. So in den

---

[1]) Genaueres hierüber berichtet der prager Dekan Cosmas († 1125) in seinem Chronicon Bohemiae I 27 (in Pertz, mon. h. Germ. SS. IX 51). Slawinichs Hauptsitz war Libice, wenig nördlich von Kolin. — Was Cosmas sonst von Adalbert (und den Seinigen) weiß, hat er, einige kleine Notizen abgerechnet, ganz aus Canaparius entnommen, zum Theil sogar wörtlich. [2]) Nam dum zelat zelo castitatis, dum fit familiarius famula orationis. Brun Kap. 1. [3]) Cosmas I 29 (S. 53), wo jedoch Radim nicht genannt ist, sondern nur die fünf weltlich gebliebenen. [4]) Voigts Behauptung, daß Radim nur ein geistlicher, kein leiblicher Bruder des Märtyrers gewesen sei, findet ihre genügende Widerlegung durch Canaparius Kap. 16: qui etiam sibi carne et spiritu duplex germanus, und durch Brun Kap. 28: ex parte patris caro et frater suus, und Kap. 30: sancto viro duplex germanus. [5]) Canaparius Kap. 2. [6]) Brun Kap. 15. [7]) Vgl. auch Brun Kap. 17.

Anfangsgründen vorgebildet, wurde er 972 in einem Alter von höchstens funfzehn Jahren nach Magdeburg, dem neu angelegten Vorposten christlichen und deutschen Wesens gegen das wendische Heidenthum, geschickt, um in der dortigen Domschule, die sich der Leitung des Sachsen Otrik, des neuen Cicero nach der Meinung seiner Zeitgenossen, erfreuet, sowol in die sieben freien Künste[1]), den Kern der damaligen wissenschaftlichen Ausbildung — die sieben Brode der Weisheit nennt sie Brun — eingeweiht, als auch auf seinen künftigen Lebensberuf besonders vorbereitet zu werden. Mit dem Manne, den Woitech bei seiner Ankunft in Magdeburg an der Spitze des Erzbisthums fand — es war Adalbert, der erste in der Reihe der dortigen Erzbischöfe — war er schon ein Mal in nähere Berührung gekommen. Als dieser nämlich auf Bitten der russischen Fürstin Olga von Kaiser Otto dem Großen nach Kiew geschickt worden war, um dort dem abendländischen Christenthum Eingang zu verschaffen, und auf seinem Wege Böhmen berührt hatte, war ihm mit anderen Knaben auch Woitech von der Mutter zur Firmelung zugeführt[2]). Da das aber Beide mittlerweile wieder vergessen hatten, so wurde Woitech nach seinem Eintritt in die Domschule abermals von Adalbert gefirmelt und erhielt dabei selbst den Namen Adalbert; erst bei seiner Heimkehr nach Böhmen kam es an den Tag, daß die heilige Handlung zweimal an ihm vollzogen war.

Adalbert muß mit einer sehr leichten Fassungsgabe ausgestattet gewesen sein: was die Mitschüler nur mühsam einlernten, machte er sich fast spielend zu eigen. Und das kam ihm trefflich zu Statten, denn er war noch immer kein Freund davon viel über den Büchern zu sitzen. Sobald der Lehrer den Rücken wandte, zog er das Umhertreiben dem Lernen vor und verbrachte den ganzen Tag mit Spiel und Kurzweil[3]). Aber dennoch soll er wenigstens wegen mangelhaften Lernens niemals körperliche Züchtigung, die auch in der Stiftsschule gäng und gäbe war, erlitten, sondern stets zur Verwunderung Aller seine Lektion gewußt haben. Nur

[1]) Grammatik, Rhetorik und Dialektik (das Trivium); Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie (das Quadrivium). [2]) In der hierauf bezüglichen Stelle Bruns (Kap. 4) ist ohne Bedenken statt „(Adalbertus) Pruzis episcopus gentium positus" zu lesen Ruzis, eine Verwechselung, welche, so oder umgekehrt, bei Chronisten ganz gewöhnlich ist, und nicht mit Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit I 824 (2. Aufl.) an die Preußen zu denken. [3]) So Brun (Kap. 5). Was Canaparius an der entsprechenden Stelle (Kap. 4) zu erzählen weiß, ist für die Vergleichung beider Autoren zu belehrend und charakteristisch, als daß ich es übergehen könnte: „So oft ihm der Lehrer durch seine Entfernung Gelegenheit ließ, eilte er auf geheimen Wegen zu den Stätten der heiligen Märtyrer; hier verrichtete er nach der Tageszeit die üblichen Gebete und saß vor der Rückkehr des Lehrers wieder an seinem Platze."

scheinen nicht selten andere Veranlassungen, und darunter wol hauptsächlich jene unbesiegbare Vorliebe für Zerstreuungen und weltliches Treiben, seinen Rücken in unangenehme Berührung mit der Zuchtruthe des Lehrers gebracht zu haben. Es galt in der Schule das Gesetz, daß die Zöglinge kein Wort anders als lateinisch sprechen durften, und in Gegenwart des Lehrers wagte sonst Niemand es zu übertreten. Wenn nun aber der junge Adalbert — so erzählt Brun, um damit einen Beweis von seiner Sprachkenntniß zu geben — einmal die Peitsche [1]) zu fühlen bekam, so hielt er sich anfangs an das Gesetz und stieß vorschriftsmäßig sein jammerndes „mi domine!“ hervor, brannte dann der Schmerz immer heftiger, so vergaß er alles und flehte bald deutsch, bald böhmisch um Erbarmen. Doch trotz aller Zerstreuungen machte der begabte Jüngling glänzende Fortschritte. Als er nach neunjährigem Studium, da Otrik von Otto II. in den Dienst der kaiserlichen Kapelle gezogen war und Erzbischof Adalbert starb, 981, im Todesjahre seines Vaters Slawinich [2]), in sein Vaterland zurückkehrte, konnte er für einen nach den Begriffen jener Zeit und zumal jenes Landes sehr gebildeten Mann gelten.

Obwol Adalbert nunmehr von dem prager Bischof Thietmar — es war wieder der erste in diesem unlängst gestifteten slavischen Bisthum — auch die kirchlichen Weihen erhielt [3]) und somit über sein Lebensschicksal unwiderruflich entschieden war, konnte er doch den weltlichen Sinn noch immer nicht ablegen. Er hat es später selbst dem Abt des römischen Klosters, in das er, wie wir sehen werden, eintrat, gestanden, daß er sich noch gar zu sehr von irdischen Begierden und eitlen Vergnügen, von Fleischeslust und Leidenschaften hätte beherrschen lassen. Es war das der Charakter seines ganzen Volkes: was er jetzt in seinem eigenen Innern zu bekämpfen hatte, was ihm hier schließlich zu besiegen gelang, ist ihm nachher noch ein Mal von außen schroff entgegengetreten und hat ihn zu einem harten Kampfe genöthigt, in welchem er das Feld räumen mußte. Auch Bischof Thietmar, nicht einmal ein Böhme, sondern ein Sachse von Geburt, war von jenem neuen Geiste, welcher von Clugny und einigen verbündeten italienischen Klöstern auszuströmen begann, noch nicht angeweht, es war mehr der äußere Glanz seiner Stellung, Reichthum und Wolleben, was er sich angelegen sein ließ, als seelsorgerische Pflichten, als die Hebung des Volkes zu besseren, reineren Sitten — ganz dieselbe Richtung, in welcher Adalbert noch mehr oder weniger selbst beharrte. Da aber trat sehr bald, gerade durch den Bischof veranlaßt und hervor-

[1]) Ferientia flagella, scopae, urentes virgae: das sind die von Brun hiebei (Kap. 5 am Ende) abwechselnd gebrauchten Ausdrücke. [2]) Cosmas I 27 (S. 51). Vgl. Grünhagen, Regesten zur schlesischen Geschichte I S. 2. [3]) Canaparius Kap. 6.

gerufen, eine ebenso plötzliche als vollständige Umkehr in Geist und Leben des jungen Klerikers ein. Bischof Thietmar wurde wider Erwarten früh von tödtlicher Krankheit befallen und, als er die letzten Augenblicke herannahen fühlte, von so schweren Gewissensbissen ergriffen, daß er in die heftigsten Anklagen gegen sich selbst ausbrach; zuerst über sein Hangen am Aeußern und über seinen eigenen Wandel, dann aber zumeist darüber, daß er es verabsäumt habe dem heidnischen, zum geistigen Verderben führenden Treiben seines Volkes mit Ernst entgegenzutreten; darob, so schloß er, ständen ihm jetzt die bittersten, über die Ewigkeit hinaus währenden Strafen der Hölle bevor. Als er mit diesen Worten verschied, wurden alle Anwesenden aufs Tiefste ergriffen und erschreckt, am Meisten und Nachhaltigsten Adalbert [1]), der sich zunächst mitgetroffen fühlen konnte. Sofort zog er, wie er die Kleidung änderte, auch innerlich, um es mit zwei Worten zu sagen, einen andern Menschen an und ging im Büßergewande betend und Almosen spendend durch alle Kirchen Prags.

Niemand im Volke mochte ahnen, welch ein neuer Geist in Adalbert Platz gegriffen, welche tiefe, durchgreifende Wandlung der Anblick des in Verzweiflung Sterbenden nach sich gezogen hatte, Niemand mochte in der äußerlich wahrnehmbaren Veränderung viel mehr sehen als die Zeichen vorübergehender Erschütterung und Trauer. — Kaum vierzehn Tage nach Thietmars Tode, Sonntag den 19. Februar 982 (am 2. war er gestorben), versammelten sich die Böhmen unter ihrem Herzoge Boleslaw II. in Lewy Hradek [2]) unweit Prag zur Wahl eines neuen Oberhirten, und diese fiel einmüthig auf ihren Landsmann Adalbert, sogar ein Wunder, an dem es die Biographen nicht fehlen lassen, bekräftigte sie als vom Himmel begünstigt. Dürfen wir Brun hierin trauen, so hatten sich die Böhmen neben Adel der Geburt, Reichthum und großer Gelehrsamkeit ebensosehr durch den sanften, versöhnlichen, nachsichtigen Sinn [3]), den er bisher gezeigt hatte, bewegen lassen ihre Stimmen auf ihn zu vereinigen: sie sahen eben nicht, welche gewaltige Wirkung die eine ergreifende Stunde auf Adalberts erregbares Gemüth ausgeübt hatte — sie sollten es bald zur Genüge erfahren.

Damals hatte die römische Kurie versucht zwar schon, aber es noch nicht vermocht der weltlichen Obrigkeit in kirchlichen Dingen das Heft ganz aus den Händen zu reißen, den Kaiser vollständig aus der Mitwir-

[1]) Brun Kap. 7 und mehr ausgeführt Canaparius Kap. 6. [2]) Der Ort sowie die Tagesdaten nach Cosmas I 24 u. 25 (S. 50). Das Jahr ergiebt sich daraus, daß nach Canaparius (Kap. 7) die Wahl auf einen Sonntag fiel; bei Cosmas steht ganz irrig 969. [3]) Placabiles mores setzt Brun (Kap. 8), wo Canaparius (Kap. 7) vita cum honore hat.

kung bei Besetzung der höchsten geistlichen Stellen im Reiche zu verdrängen. Daher bedurfte Adalbert, um von seiner Würde in aller Form und mit allen ihm zustehenden Rechten Besitz ergreifen zu können, außer der Weihe durch den Metropoliten, den Erzbischof von Mainz, unter welchem das junge prager Bisthum noch stand, auch der Einweisung und Belehnung durch den Kaiser. Kaiser Otto II. aber befand sich während des ganzen Jahres 982 in Unteritalien, in jenem verderblichen Kriege mit den Arabern, der im Juli die unglückselige Niederlage in Kalabrien und ihm selbst beinahe den Tod brachte. Erst im Frühling des folgenden Jahres kam Otto, nachdem er den Winter in Rom zugebracht, in die zum Aufruhr geneigte Lombardei, wo er für den Juni eine Versammlung der deutschen und italienischen Fürsten, einen Reichstag, nach Verona berief[1]). Dorthin kam auch aus Böhmen an Stelle des Herzogs, der nicht persönlich erschien, eine Gesandtschaft und mit ihr Adalbert, um sich Anerkennung und Bestätigung zu holen. Zuerst empfing er vom Kaiser am 3. Juni durch Ring und Stab die Investitur und darnach am 29., am Feste der Apostel Petrus und Paulus, vom Erzbischof Willegis die Weihe[2]). Während der vier Wochen, die er demnach mindestens in Italien weilte, hatte er Zeit genug, um sich mit den Männern der strengeren Richtung in Einvernehmen zu setzen und sich von ihnen Raths zu erholen zu der großen Reform, welche er für sein Land und Volk im Sinne hatte. Wenn wir auch keine bestimmte Beweise dafür haben, daß er bei dieser Gelegenheit etwa mit Nilus, dem Einsiedler aus Kalabrien, mit Romuald, „der Norditalien mit seinem Rufe erfüllte," oder mit Leo, dem Abte des Klosters auf dem Aventin, wirklich in persönliche Berührung gekommen ist, so ist doch völlig undenkbar, daß ein Mann, der die übernommene Aufgabe so ernst auffaßte wie Adalbert, die ganze Zeit seines Aufenthalts jenseits der Alpen hätte ungenutzt verstreichen lassen.

Nach Hause zurückgekehrt[3]), begann Adalbert sogleich mit Maßregeln, die seine Person und seine Stellung betrafen. Das bischöfliche Einkommen, dessen Verwendung bisher von Belieben und Willkür des Bischofs abhing, theilte er nach der in Italien schon längst gebräuchlichen Sitte in vier gleiche Theile: den ersten bestimmte er zum Bedarf der Kirche und des Gottesdienstes, daneben auch zur Loskaufung von Gefangenen, den zweiten für den Klerus, den dritten für die Armen und den vierten für sich selbst und seinen Haushalt. Hatte schon diese Viertheilung für

[1]) Ueber die allgemeinen Verhältnisse vgl. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit I 593 ff. [2]) Die Tage geben Canaparius Kap. 8 und Cosmas I 26 (S. 51). [3]) Aus dem gleich anzudeutenden Grunde glaube ich an der Reihenfolge, in welcher die Biographen die Thatsachen erzählen, auch hier festhalten zu müssen.

ihn die größte Einschränkung zur nothwendigen Folge, so verkürzte er doch noch seinen Antheil durch reichliche Almosen und lebte in jeder Beziehung fast wie ein Mönch. Zum beständigen Hausgenossen hatte er nur seinen Stiefbruder Radim, oder mit christlichem Namen Gaudentius[1]), bei sich, der auch bis zum letzten Ende nicht von ihm wich; zu seinen nächsten Freunden und Berathern gehörten sein Jugendlehrer Radla und jener Propst Williko[2]), dessen nach Rom gelangter Aufzeichnung die Biographen Adalberts eine Menge genauer Nachrichten verdanken. Es würde zu weit führen hier alles nachzuerzählen, was in den Lebensbeschreibungen von des Bischofs Frömmigkeit und werkthätiger Liebe einerseits und andererseits von seinem strengen, unerbittlichen Eifern und Einschreiten gegen die wirklichen Unsitten seines Volkes sowie gegen die alltäglichen Uebertretungen strengkirchlicher Vorschriften berichtet und gerühmt wird; es mögen da kurze Andeutungen genügen. Er besuchte tröstend und helfend das Gefängniß und die Wohnungen der Kranken und lag dem Gottesdienste ob, weit mehr als seine amtlichen Pflichten es gefordert hätten; er predigte gegen den üblichen Verkauf christlicher Sklaven an die Juden und kaufte sie los, soweit nur seine Mittel reichten; er bemühte sich bei den Laien die Vielweiberei, die wir ja noch in seiner eigenen Familie gefunden haben, auszurotten und in gleicher Weise beim Klerus die Ehe überhaupt, die ihm noch kein allgemeines Kirchengesetz verbot, außer Brauch zu bringen. Wenn nun auch Adalbert durch seinen eigenen Wandel und durch seine grenzenlose Wolthätigkeit sich die Herzen Vieler gewann, so regte er doch durch seine Besserungsversuche und durch seine Strenge darin die große Masse des Volkes, Hoch und Niedrig, heftig gegen sich auf. Bedenken wir ferner, welchen hartnäckigen Widerspruch und Widerstand noch anderthalb Jahrhunderte später Gregor VII., als er dem gesammten Klerus bis in die untersten Schichten hinab die Ehelosigkeit aufzuzwängen unternahm, an vielen Orten, bei vielen Völkern fand, so dürften wir, auch wenn Brun es nicht ausdrücklich sagte[3]), nicht daran zweifeln, daß sich gewiß auch Adalbert durch die Forderung derselben im Kreise seiner Landesgeistlichen vielmehr offene Gegner als Helfer erweckte. So fand sich Alles in ihm getäuscht: man hatte einen milden Hirten erhofft, der Jeden gewähren ließ, und sah statt dessen nur einen starren Eiferer und Neuerer, einen unerbittlichen Richter und Strafer. Mit der Zeit verwandelte sich die allgemeine Zuneigung, mit welcher man ihm anfangs entgegengekommen war, in ebenso allgemeine Unzufriedenheit und

[1]) Die altpolnische Namensform Radzyn ist geradezu die Uebersetzung von Gaudentius; s. Linde, poln. Wörterbuch V 7. [2]) Vgl. Canaparius Kap. 12 am Ende. [3]) Kap. 11 a. E.

Widerwillen, und alle Arbeit und Mühe blieb fruchtlos, „sein Fischzug brachte nichts ein"[1]). Das machte dem eifrigen Manne, der sich der besten Absichten bewußt war, seine Stellung auf die Dauer unerträglich. Lieber wollte er sein Amt ganz aufgeben, als darin länger ohne jeden Erfolg, ja ohne jede Aussicht auf Erfolg wirken[2]).

Als des Herzogs Bruder Christian, ein Mönch in einem regensburger Kloster, einmal zum Besuch nach Prag gekommen war, forderte ihn Adalbert auf an seiner Stelle, da er selbst wegen des Ungehorsams und der Zügellosigkeit des Volkes die bischöfliche Würde niederlegen wolle, dieselbe zu übernehmen. Er verhieß seine Fürsprache in Rom und hob ganz besonders hervor, daß Christian durch die Stütze, welche er ohne Zweifel an seinem herzoglichen Bruder finden würde, viel mehr, als ihm selbst bisher möglich gewesen, gegen die Widerspänstigen auszurichten würde im Stande sein — ein deutlicher Beweis dafür, dünkt mich, daß Adalbert selbst diese Hülfe des weltlichen Armes nicht zu Theil geworden, daß sein Verhältniß zum Landesfürsten schon damals nicht das allerbeste gewesen sei. Christian aber wies dieses Anerbieten fast mit Entrüstung von sich, da er nichts als Mönch sein und bleiben wolle[3]). Da faßte Adalbert den Entschluß seine unverbesserlichen Landsleute sich selbst zu überlassen und sich zunächst auf die Wallfahrt nach Palästina zu machen, vielleicht noch nicht mit der festen Absicht nie wiederzukehren, sondern vielmehr nur um abzuwarten, ob seine längere Abwesenheit und die Mißstände, die einem Lande, welches sich ein christliches nannte, aus ernstem Zerwürfniß mit dem Bischof schließlich doch erwachsen mußten, nicht auch in Böhmen Volk, Regierung und Klerus nöthigen würden anderen Sinnes zu werden. Er nahm seinen Weg über Rom, um auch an höchster Stelle sich Raths zu erholen, und empfing von Papst Johann XV. vollkommene Billigung seines Vorhabens. Als einen Beweis, wie sehr der Bischof alle weltliche Gedanken aufgegeben, erzählen die Biographen folgenden Zug. In Rom hielt sich damals Theophano, die Wittwe Kaiser Ottos II., auf, um das Seelenheil ihres hingeschiedenen Gemahls, welches durch die widerrechtliche Aufhebung des Bisthums Merseburg sehr gefährdet schien, durch Gebet und gute Werke zu fördern. Als sie von Adalberts Anwesenheit und Absicht erfuhr, ließ sie ihn zu sich kommen, bat ihn an den heiligen Stätten auch ihren Gemahl in seine Gebete einzuschließen und händigte ihm eine große

[1]) Piscatio sua nichil cepit (Brun a. a. O.). [2]) Diesen tiefer liegenden Zusammenhang hat Brun ganz richtig gesehen, während Canaparius (Kap. 12. 13) nur weiß, daß Adalbert fortging, einzig weil er außer Stande war alle an Juden verkaufte Christensklaven zu lösen. [3]) Cosmas I 29. Zwar wissen die Biographen hievon nichts, das ist aber doch kein Grund, um die Thatsache ganz und gar zu verwerfen.

Summe Geldes ein. Er nahm das Geld, vertheilte es aber schon in der folgenden Nacht an die Armen[1]). In gleicher Weise that er jetzt alles von sich, was an die bischöfliche Würde erinnerte: er veränderte die Kleidung und sandte die mitgebrachten Diener heim, nur Gaudentius und zwei andere Geistliche behielt er bei sich. Mit ihnen wanderte er weiter. Die nächste Station, von der wir erfahren, machte er im Kloster auf dem Monte Casino, hier aber änderte er seinen Plan. Der Abt und die Klosterbrüder wußten ihn zu überzeugen, daß es besser und verdienstvoller sei, an einer und derselben Stelle ausharrend einem heiligen, gottgefälligen Leben sich zu widmen statt unstät von Ort zu Ort umherzuschweifen, und von jetzt ab stand es bei ihm fest mit der Vergangenheit völlig zu brechen und Mönch zu werden. Indessen, wenn Jene dabei gehofft hatten ihn, dessen hingebend frommes Wesen sie sofort erkannten, für ihre eigene Genossenschaft zu gewinnen — einen Augenblick dachte er auch wol selbst daran dort zu bleiben — so täuschten sie sich doch sehr, denn die Klosterzucht auf Monte Casino war unter Abt Manso stark verfallen. Canaparius erzählt, es hätte ihn ganz besonders erzürnt, daß man ihm zugemuthet, da er ja Bischof sei, ihre neu erbauten Kirchen zu weihen; darum, so soll er äußerst gereizt geantwortet haben, hätte er seinen Sprengel nicht aufgegeben, um jetzt für sie bischöfliche Amtsverrichtungen zu vollziehen. Sofort verließ er den Ort und wandte sich nach dem zwei Tagereisen entfernten Valleluce im capuanischen Gebiet, wo Nilus, ein ganz und gar der neueren, strengen Richtung huldigender Mann, dem Michaelskloster als Abt vorstand. Das war ein Mann nach seinem Herzen, und unter ihm gedachte er Profeß zu werden, das Mönchskleid anzulegen, um nach der Regel des heiligen Basilius, die dort galt, frommen Betrachtungen und ländlicher Arbeit zu leben. Nilus faßte aber, so gern er ihn sonst aufgenommen hätte, Bedenken ihm zu willfahren, denn weil sein auf casinensischem Grund und Boden gegründetes Kloster in einem Abhängigkeitsverhältniß zu Monte Casino stand, so fürchtete er durch die Aufnahme eines neues Mitgliedes, welchem Abt Manso immerhin Ursache hatte zu zürnen, für sich und die Seinigen schlimme, gefährliche Zerwürfnisse mit dem Mutterkloster heraufzubeschwören. Adalbert leuchtete die Richtigkeit eines solchen Bedenkens leicht ein, und gleichfalls die eines anderen, welches ihm Nilus entgegenhielt, daß es für ihn doch passender sein würde unter abendländischen als, wie es hier der Fall wäre, unter griechischen Klostergenossen zu leben[2]). Wiederum dem Rathe eines ihn weiser und

[1]) Brun Kap. 12; Canaparius Kap. 14. [2]) Canaparius legt (Kap. 15) das erstere, Brun (Kap. 13) das andere Bedenken dem Abte in den Mund. Da aber beide ihre thatsächliche Begründung haben, so darf man sie ohne Weiteres vereinigen.

heiliger dünkenden Mannes folgend, kehrte er nach der ewigen Stadt, der „Mutter der Märtyrer", zurück, um in das Benediktinerkloster der heiligen Alexius und Bonifacius auf dem aventinischen Berge, an dessen in gleicher Weise reformatorisch gesinnten Abt Leo ihm Nilus ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte, einzutreten. Wie die Regel es vorschreibt, prüfte Leo den Ankömmling, um den Ernst seiner Absichten auf die Probe zu stellen, er stellte ihm das Leben, in welches er sich einzutreten bereit erklärte, von der strengsten und härtesten Seite dar, aber statt ihn abzuschrecken entzündete das sein Verlangen nur um so mehr. Nach Einholung der besonderen päpstlichen Erlaubniß, deren ein Bischof, welcher die ihm anvertraute Kirche aufgeben wollte, immer bedurfte, sah endlich Adalbert seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt, indem er in den Vortagen des Osterfestes[1]) 989 als Novize in Leos Kloster aufgenommen wurde und nach Ablauf der durch die Benediktinerregel vorgeschriebenen zwölfmonatlichen Probezeit die Mönchsgelübde leisten durfte[2]). Von seinen drei Begleitern verließen ihn jetzt zwei, die nicht den gleichen Schritt thun mochten, und nur Gaudentius blieb und ergriff mit ihm den Mönchsstand.

Wie alles, was er auf sich nahm, so erfaßte Adalbert auch seinen neuen Stand mit dem vollsten, heiligsten Ernste. Hatte er früher, sobald er den Entschluß sich aus der Welt zurückzuziehen gefaßt hatte, sofort alle äußeren Zeichen seiner bisherigen Würde und Stellung von sich gethan, so sollte jetzt sein Inneres noch mehr und tiefer, als es schon geschehen war — denn das genügte ihm noch lange nicht — der äußeren Welt entfrembet, von ihr abgezogen werden. Zunächst erbat er sich vom Abte die Erlaubniß, und erhielt sie natürlich aufs Bereitwilligste, alle möglichen Knechtsdienste verrichten zu dürfen: er reinigte die Küche, wusch die Teller, schleppte das Wasser herbei und wartete der Brüderschaft bei ihren Zusammenkünften auf, gegen Jeden war er zu Gehorsam und Dienstleistungen willig bereit. Dabei durften aber auch die geistlichen Uebungen und das Studium heiliger Schriften nicht vernachläßigt werden, und da er jetzt nicht mehr durch die Sorge um das Seelenheil Anderer behelligt wurde, so behielt er dazu noch Zeit und Muße genug. Kamen

[1]) Canaparius Kap. 16. [2]) Da die Biographen es gewiß nicht verschwiegen hätten, wenn bei Adalberts Aufnahme von dieser Regel abgewichen wäre, so dürfen auch wir nicht das Gegentheil annehmen. Und damit stimmt es denn auch, daß sowol die prager Annalen (Pertz SS. III 119) als Cosmas (S. 52) das Jahr 990 als das der Profeßleistung Adalberts angeben. — Der Mönchseid eines gewissen Adalbert, welchen man in dem von unserem Märtyrer gestifteten Kloster Brzewnow bei Prag aufbewahrt und gern ihm zuschreibt (abgedr. bei Bielowski I S. 172 Anm. 1), gehört irgend einem anderen beliebigen Konversen dieses Namens zu, da darin als Abt nicht Leo, sondern ein Augustinus erscheint.

ihm Gedanken in den Sinn, deren er selbst nicht sogleich Herr zu werden vermochte, deren Erweckung er dem Teufel zuschreiben zu müssen glaubte, Zweifel und Anfechtungen irgendeiner Art oder Erinnerungen an das was er verlassen, so verschloß er sie nicht in sich und gab sich dumpfem Brüten hin: er glaubte ihrer am Besten los zu werden, wenn er sie älteren Brüdern mittheilte und in seinen Nöthen ihren Rath einholte. Oft wandte er sich dann auch geradezu an den Abt, wie Leo selbst später wiederholt erzählt hat, und nahm seine Belehrungen an; empfing er hier aber Vorwürfe oder selbst den heftigsten Tadel, so hatte er dem stets nur Geduld und Demuth entgegenzusetzen[1]).

Wie kaum anders vorauszusehen gewesen war, wurden die kirchlichen Zustände in Böhmen bei der dauernden Abwesenheit des Bischofs immer wirrer und unhaltbarer. Es gab der christlichen Elemente immerhin doch schon zu viele im Volke und im Lande, mochten sie auch noch so äußerliche sein, als daß nicht auch der Herzog selbst hätte einsehen müssen, wie eine vollständige Ignorirung der Kirche und der kirchlichen Gewalt geradezu zur Unmöglichkeit geworden war. Mit Zustimmung des Volkes wurde eine besondere Gesandtschaft nach Rom geschickt, welche den erzürnten Bischof durch das Versprechen der Besserung und des Gehorsams versöhnen und zur Heimkehr mahnen und den Papst um die Unterstützung des dringenden Gesuches bitten sollte. Die Männer, die diesen Auftrag erhielten, Radla und des Herzogs Bruder, jener Mönch Christian, holten sich, ehe sie über die Alpen gingen, auch noch vom mainzer Erzbischof, dem Metropoliten Böhmens, befürwortende Briefe an den Papst[2]). Als sie in Rom vor ihren Bischof traten, versprachen sie im Namen ihres ganzen Volkes Besserung von ihren Irrthümern, Sühnung aller Vergehen, Ablassen vom Bösen, Umkehr zum Guten. Und vielleicht sahen sie sich auch schon in den Stand gesetzt vom Herzoge selbst schriftlich die noch jetzt in abgekürzter Urkundenform vorhandene Zusage vorzulegen, welche er angeblich im Jahre 992 in Gegenwart aller seiner Großen ausgestellt hat[3]), daß es dem zweiten Bischof der prager Kirche, dem Mönche Adalbert, fernerhin freistehen solle diejenigen Ehen, welche den Kirchengesetzen gemäß wegen zu naher Verwandtschaft der Eheleute unstatthaft wären, aufzulösen sowie auch Kirchen zu erbauen und den Zehnten einzuziehen. Mochte einerseits das Kloster ein so ausgezeichnetes Mitglied wie Adalbert nicht ohne Weiteres aufgeben und verlieren, so trug auch dieser selbst kein großes Verlangen darnach

[1]) Canaparius hat auch hier gleich einige von Adalbert verrichtete Wunder zu erzählen (Kap. 17). [2]) Brun Kap. 15. — Canaparius Kap. 18 stellt ohne jede Erwähnung der Böhmen den Erzbischof selbst als den Absender der Gesandtschaft hin. [3]) Abgedr. in Erbens Regesta Bohemiae et Moraviae I pag. 33 nr. 77.

in die für seine Ruhe und sein Seelenheil gefährlichen Wirren der Welt zurückzukehren, und vollends unter so hoffnungslosen Verhältnissen, wie ihm die seines Vaterlandes und Sprengels erscheinen mußten. Zur Entscheidung über die Frage, ob Adalbert dem ehrenvollen, aber allseitig unerwünschten Rufe folgen sollte, hielt der Papst eine Synode ab, deren Spruch dahin ausfiel, daß jener es nicht länger verabsäumen dürfe die Leitung der ihm einmal anvertrauten Heerde wieder zu übernehmen: ungern verließ er das geliebte Kloster und kehrte zusammen mit den Gesandten nach etwa fünfjähriger Abwesenheit in die Heimat zurück[1]).

Das erste Begegniß, das er im Vaterlande hatte, war nicht sonderlich geeignet seine geringen Hoffnungen zu beleben: in einer Stadt[2]), die er an einem Sonntage betrat, wurde gerade ein Markt abgehalten, und das gab ihm Gelegenheit seinen Begleitern die Leerheit ihrer Versprechungen vorzuhalten, da diejenigen, deren ernste Reue sie ihm gepriesen, nicht einmal an einem heiligen Tage zu feiern sich entschließen könnten. Im Allgemeinen freilich, auch in Prag selbst, empfing man ihn äußerlich mit großer Ehrfurcht und trug auch weiter noch eine Weile tiefe Ergebenheit gegen die Kirche zur Schau. Was später von verschiedenen Einrichtungen erzählt wird, die Adalbert in jener Zeit getroffen haben soll, um den kirchlichen Sinn seines Volkes zu beleben und dauernd zu erhalten, ist zum allergrößten Theil wol Sage und Erdichtung. Wie in Deutschland und in Italien, in Polen und in Ungarn zahlreiche Kirchen und Kapellen einen besonderen Ruhm darin gesucht haben, ihre Gründung auf den ersten aus slavischem Stamme entsprossenen Heidenapostel zurückzuführen, so war dieß natürlich in Böhmen selbst in ungleich höherem Maße der Fall. Mag aber hier immerhin manche Kirche ihn mit Recht als ihren Stifter verehren, erwiesen ist es bis jetzt noch von keiner, von keiner wird es gleichzeitig berichtet. Nur bei einem einzigen kirchlichen Institut Böhmens scheint doch eine starke Wahrscheinlichkeit dafür zu sprechen, daß Bischof Adalbert sein Stifter gewesen ist, bei dem den heiligen Benedikt und Adalbert selbst geweihten Kloster zu Brzewnow nahe bei Prag, dessen im Anfange des zwölften Jahrhunderts zuerst Erwähnung geschieht, das aber in der Mitte des vorhergehenden schon vorhanden war[3]). Die gewiß sehr alte Ueberlieferung, welche dem Bischof Adalbert diese Stiftung zuschreibt, hat ihren Ausdruck in zwei Urkunden gefunden, einer Schenkungsurkunde des böhmischen Herzogs für Brzewnow und ihrer päpstlichen

---

[1]) Brun Kap. 14: Quinquennio pleno miles monasterio erat. [2]) Brun Kap. 15. — Canaparius Kap. 18 weiß hier nur vom allgemeinen Jubel und der großen Freude des Empfangs zu reden. [3]) Cosmas Prag. pag. 66 u. Monachi Sazavensis continuatio Cosmae pag. 153 ad annum 1045.

Bestätigungsbulle, die beide angeblich im Anfange des Jahres 993 (Januar und Mai) aufgesetzt sind. Aber diese Urkunden sind allem Anscheine nach, wenigstens in der jetzt vorliegenden Form sicherlich, nicht ächt. Es war das ganze Mittelalter hindurch, schon von den frühesten Zeiten ab, ganz gewöhnlicher Brauch, und zwar vorzugsweise in Angelegenheiten der Kirche und der Kirchen, daß man, mehr oder minder — oft genug auch gar nicht an zu Recht bestehende Verhältnisse sich anschließend, fälschlich Urkunden fertigte, bald um durch sie den thatsächlichen Besitz von Gütern und Rechten sicherer zu begründen, bald um neuen Ansprüchen eine anscheinend rechtliche Grundlage zu geben. Zu diesen Tausenden unächter Urkunden sind ohne Zweifel, wenn sie immerhin auch sehr alt erscheinen, in Wirklichkeit auch sehr alt sein mögen, die beiden Stiftungsbriefe für das Kloster Brzewnow zu zählen[1]). In beiden steht neben dem Herzoge der Bischof Adalbert als Gründer, die päpstliche Bulle aber nennt, was mir ein nicht unwichtiger Beweisgrund für die Richtigkeit der Tradition und zugleich auch für das hohe Alter des Schriftstückes zu sein scheint, als die Schutzheiligen des Klosters außer Benedikt, da sie Adalbert selbst natürlich noch nicht anführen konnte, Bonifacius und Alexius, dieselben, die man auch auf dem Aventin als Klosterpatrone verehrte: Adalbert trat in Brzewnow erst etwas später an ihre Stelle. — Doch, dem sei wie ihm wolle: alle Anstalten, die der eifrige Bischof etwa traf, waren nicht im Stande dem neuen, ungewohnten und vielfach unbequemen Glauben festen Grund und Boden zu gewinnen, alle Versprechungen, durch die man ihn bei seiner Rückkehr hatte beruhigen und ermuthigen wollen, waren, wenn überhaupt je ernst gemeint, schnell wieder vergessen, aller Unfug der früheren Jahre erhob bald wieder überall offen sein Haupt[2]). Er sah sich sogar einmal genöthigt den Häuptling einer der ersten und vornehmsten Familien des Landes mit dem Banne zu belegen[3]). Aber selbst ein so kühnes, rücksichtsloses Vorgehen half nichts. Um so mehr mußten die Böhmen bei dieser allgemeinen Strenge des Bischofs in einem besondern Falle, von dem wir Kunde bekommen, an ihm, an seiner Aufrichtigkeit irre werden, sein Auftreten mußte ihnen da vollends unverständlich bleiben. Wir sahen schon, daß damals in Böhmen noch Vielweiberei herrschte. Dagegen war der Frau — wie wol überall, wo dieselbe Sitte waltet — nicht gleiche Freiheit gestattet: wandte sie sich einem anderen Manne zu,

---

[1]) Abgedr. bei Erben I pag. 33 u. 35, nr. 78 u. 80, wo sie auch bereits als verdächtig bezeichnet sind. Bei der Bulle dürfte schon das ganz konfuse Datum genug beweisen. — Daher darf man sie auch nicht anwenden, um durch sie die Zeit der ersten Rückkehr Adalberts zu bestimmen. [2]) Brun Kap. 16. [3]) Annalista Saxo, bei Pertz SS. VI pag. 646.

so galt das für Ehebruch, und darauf stand der Tod. Dieses Verbrechens[1]) hatte sich eine Frau aus edlem Stande schuldig gemacht. Als sie, um der gesetzlichen Todesstrafe, die ihr Ehemann forderte, zu entgehen, zum Bischof geflohen war und von ihm in einem prager Kloster eine Zufluchtsstätte erhalten hatte, strömte das empörte Volk dorthin und forderte ihre Auslieferung, indem es im Weigerungsfalle Beiden, der Ehebrecherin zugleich mit ihrem Beschützer, mit dem Tode drohte. Unerschrocken trat er mitten unter die tobende, aufgereizte Menge, und vielleicht hätte er schon jetzt für seine Ueberzeugung den Tod gefunden. Auffällig und widerspruchsvoll zum Mindesten mußte es den Leuten erscheinen, daß er, der sich einen Diener seines Gottes nannte, den seine Glaubensgenossen als einen ganz besonderen Heiligen verehrten, der nicht abließ sie selbst und ihren Wandel täglich aufs Bitterste zu tadeln, jetzt ein offenbares, eingestandenes Verbrechen durch seinen Schutz der gesetzlichen Strafe zu entziehen versuchte, zumal wenn wirklich, wie von einer Seite berichtet wird, der Mitschuldige jenes Weibes ein Geistlicher war: das vermochten sie nicht zu fassen, daß es ihm von seinem Standpunkte aus weniger um die Bestrafung und den Tod der Sünderin zu thun war als um ihre Reue. Während man noch so hin und wieder stritt und schrie, theilte ein verrätherischer Diener dem versammelten Haufen den Versteck der Verfolgten mit. Alles stürmte nun hinein, und ohne Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes wurde das unglückselige Weib hinter dem Altar, hinter welchem Adalbert sie geborgen hatte, hervorgerissen und an den Haaren zum Tode geschleppt.

So sah sich Adalbert mehr und mehr gedrungen und berechtigt an allem und jedem Erfolg in Böhmen selbst zu verzweifeln. Schon jetzt, noch bevor er seinem Vaterlande zum zweiten Male und für immer den Rücken kehrte, wandte er sich nach einem ergiebigeren Felde seiner Thätigkeit um. Das zunächstgelegene Land, in welchem das Christenthum noch so gut wie gar keine Stätte gefunden hatte, war Ungarn. Großherr oder König der Ungarn war damals Geisa, selbst noch ein Verehrer der alten Götter seines Volkes, obgleich er eine christliche Fürstin zur Gemahlin hatte, Adelheid, eine Schwester des ersten christlichen Polenherzogs Misko[2]). Auch hier wird nun wieder gar viel von Adalberts Missions-

---

[1]) Brun Kap. 16 am Anf.; Canaparius Kap. 19 hat nur unwesentliche Abweichungen. [2]) Cronica Ungarorum et Polonorum Kap. 3 u. 4, bei Bielowski I S. 498 fg. — Die Sarolt, die angebliche Tochter eines ungarischen Theilfürsten, welche Spätere als Geisas Gattin nennen, und an der auch noch Giesebrecht (Kaiserzeit I 735), Dümmler (Piligrim von Passau S. 36) und Büdinger (Oesterreichische Gesch. I 396) festhalten, muß man der älteren Ueberlieferung gegenüber jedenfalls fallen lassen. Vgl. Wattenbach zu Vita s. Stephani Kap. 4, bei Pertz SS. XI p. 231 not. 29.

thätigkeit und ihren glänzenden Erfolgen erzählt. Zuerst soll er Geisa selbst getauft haben, dann seinen Sohn und Thronerben, den späteren König Stephan den Heiligen, schließlich hätte er das ganze Volk bekehrt und zahlreiche Kirchen geweiht. Aber man darf keinen Augenblick anstehen das alles wieder für legendenartige Sage zu erklären, die auf demselben Grunde gewachsen ist wie die von seinen angeblichen Kirchengründungen in anderen Ländern [1]). Von wem Geisa selbst getauft ist, wissen wir nicht, Stephan aber empfing die Taufe erst etwas später, auch nicht mehr von Adalbert selbst. Ja überhaupt weist sowol die ursprünglichste Nachricht, die wir über Adalberts Bekehrungsversuche in Ungarn erhalten, als auch alles, was wir weiterhin über die feste, dauernde Begründung des Christenthums in jenem Lande wissen, unverkennbar darauf hin, daß er wenig oder nichts erreicht haben kann. Brun, Adalberts Biograph, hat über seine Beziehungen zu Ungarn nur die Worte [2]): „Ich darf nicht verschweigen, daß er den benachbarten Ungarn bald seine Boten zusandte, bald sich selbst darbot, aber er brachte sie nur zu wenig von ihrem Irrthum ab und prägte ihnen nur einen Schatten von Christenthum auf;" und an einer anderen Stelle wo er erzählt, daß auch Geisas Gemahlin sich bemühte ihrem Glauben Eingang zu verschaffen, fügt er gleich hinzu: „Die Religion war mit Heidenthum vermischt und befleckt und begann ärger zu werden als der Barbarenglaube, ein laues und furchtsames Christenthum." Hätte er Besseres berichten können, so hätte er es auf keinen Fall unterlassen — und doch hatte er sicherlich auch diese Nachricht durch Radla erhalten, der später selbst in Ungarn thätig war.

Zu allen den Mühen und Wirrsalen, die dem Bischofe schon durch sein Amt und seine Stellung zu dem widerhaarigen Volke aufgebürdet waren, kamen noch politische Zerwürfnisse seiner Familie mit dem Herzoge hinzu, deren erster Grund nicht mehr recht zu erkennen ist. In Bezug auf den Glauben scheinen Adalberts Brüder allerdings wol auch ganz auf seiner Seite gestanden zu haben, aber der Hauptgrund der Feindschaft des Herzogs gegen sie dürfte doch weit eher in seiner Furcht und Eifersucht auf ihre mächtige Stellung, in seiner Begehrlichkeit nach ihrem ausgedehnten Besitz zu suchen sein.

Im Sommer 995 verließ endlich Adalbert abermals sein Vaterland, um den geliebten klösterlichen Aufenthalt auf dem aventinischen Hügel in Rom wieder aufzusuchen, und fand, dort angelangt, bei seinen alten Genossen den freudigsten Empfang. Etwa gleichzeitig mit ihm muß aber

---

[1]) Vgl. u. And. Büdinger a. a. O. S. 389 fg. [2]) Kap. 16 am Ende; vgl. Kap. 23. — Canaparius schweigt ganz davon.

auch sein ältester Bruder, während die anderen sich in ihre Stammburg Libice zurückzogen, aus der Heimat fortgegangen sein, denn er begleitete den jungen König Otto III., bei dem er über die daheim erlittene Unbill schwere Klage führte, auf dem Kriegszuge, welcher im August und September des genannten Jahres gegen die nördlichen Wenden geführt wurde. Hier fand er Gelegenheit den Polenherzog Boleslaw, der mit seinen Schaaren den Deutschen gegen die eigenen heidnischen Stammgenossen zugezogen war, kennen zu lernen, und da diesem bei seinen auf die Bildung eines einigen Gesammtreiches aller Westslaven gerichteten Gedanken die Verbindung mit einem mächtigen Unzufriedenen aus dem Böhmenlande, welches bei der Verfolgung dieser Pläne natürlich zu allererst in Betracht kam, von wesentlicher Wichtigkeit sein mußte, so brachten die sich berührenden Interessen Beider sehr leicht nicht bloß eine Annäherung, sondern bald eine innigere Freundschaft zwischen ihnen zu Wege. Das aber war wieder Grund genug, um in Boleslaw von Böhmen, den sicherlich auch schon Adalberts wiederholter Weggang nicht ganz gleichgültig gelassen hatte, die Feindschaft gegen die ganze Familie zur höchsten Erbitterung zu steigern, den Ausbruch offenen Kampfes hervorzurufen. Freitag den 27. September 995 [1]), am Tage vor dem Feste des h. Wenceslaw, welchen einst der eigene Bruder, der Vater des jetzt regierenden Herzogs, vom Throne gestoßen und ermordet hatte, überfiel plötzlich ein herzogliches Heer Libice, obgleich die vier daheim gebliebenen Brüder — Gaudentius war wol wieder mit dem Bischof gegangen — die Zusicherung festen Friedens bis zur Rückkehr des ältesten erhalten haben sollen. Mit Leichtigkeit wurde der herumliegende Ort genommen und zerstört, die Einwohnerschaft vertrieben, die Burg selbst erforderte aber doch eine Bestürmung, die auch den folgenden Tag, den Sonnabend, in Anspruch nahm. Als die Belagerten mit Hinweisung auf das Fest des Tagesheiligen um Waffenruhe baten, wies man sie mit der höhnischen und bezeichnenden Antwort: „Ist euer Heiliger Wenceslaw, so ist der Unsrige überall Boleslaw!“ ab und stürmte ungescheut weiter, bis schließlich die Burg und ihre Besatzung der Uebermacht erlag. Alle Angehörigen der Burgherren, Weiber und Kinder, wurden sogleich niedergemacht; sie selbst hatten zwar, als aller Widerstand nutzlos geworden, auf den Rath Radlas, der bei

[1]) Aus der genauen Tagesangabe bei Brun (Kap. 21), an deren Richtigkeit aus Rücksicht auf die Quelle (offenbar wieder Radla) nicht gezweifelt werden darf, folgt als Jahr nur 995, nicht 996. Dasselbe Jahr 995, jedoch ohne Tagesdatum, geben die prager Annalen (Pertz SS. III pag. 119) und Cosmas direkt an. — Beim Ueberfall von Libice war Adalbert selbst keinenfalls noch in Böhmen.

ihnen war, die Waffen weggeworfen und sich in die Kirche geflüchtet, ließen sich aber durch das Versprechen, daß ihr Leben nicht gefährdet werden solle, herauslocken und wurden dann treulos erschlagen [1]). Radla muß auf irgend eine Weise dem gemeinsamen Geschick der Besiegten entkommen sein, da er später wieder auftritt.

Im Kloster auf dem Aventin, wohin aus der Zahl der prager Geistlichen auch einer Namens Askrik [2]) mitgezogen war, gab sich Adalbert, wieder ganz und gar der bischöflichen Würde sich entledigend, mehr als vorher demüthigen Arbeiten, geistlichen Studien und frommen Betrachtungen hin. Der fast tägliche Verkehr mit den hervorragendsten Größen aus der reformatorischen Partei des italienischen Klerus bestärkte und bekräftigte ihn immer mehr noch in der einmal erfaßten Richtung seines Geistes, sowie er wiederum bei jenen Männern als fester Anhänger und treuer Mitstreiter schnell hohes Ansehn gewann. Vor Allen liebte und verehrte ihn aber sein eigener Abt Leo, der ihn so weit würdigte, daß er ihm in der Rangordnung der Klosterbewohner die zweite Stelle anwies. Schon jetzt hören wir von Erscheinungen, die von nun ab zum Oefteren sowol ihm selbst als auch nahestehenden Personen wichtige Ereignisse bald aus der näheren bald aus der ferneren Zukunft seines Lebens entschleiert, vornehmlich aber den ihm bevorstehenden höchsten Ruhm des Martyriums andeutend verkündigt haben sollen; schon jetzt weiß sogar Brun von Wundern und wunderähnlichen Handlungen Adalberts zu berichten [3]).

Dieser zweite Aufenthalt Adalberts in Rom währte bedeutend kürzer als der erstere, höchstens ein Jahr — vorausgesetzt eben daß es richtig ist, daß er im Sommer 995 hingekommen war.

Theils tiefe persönliche Sehnsucht, theils die obwaltenden kirchlichen und politischen Verhältnisse drängten gerade damals den jungen, obwol kaum funfzehnjährigen, dennoch schon über zwölf Jahre auf dem deutschen Throne sitzenden König Otto III. seinen Römerzug zur Kaiserkrönung auszuführen. Bald nach Beginn des Frühlings 996 langte der königliche Jüngling, dem eben der Bart zu sprossen anfing [4]), von Deutschen aller Stämme begleitet, in der Poebene an. Nachdem er zu Pavia

---

[1]) Ganz ausführlich erzählt die Eroberung von Libice Brun Kap. 21, kürzer Canaparius Kap. 25 und Cosmas I 29 S. 53. Die sehr dürftigen prager Annalen a. a. O. haben nur: „995 Lubic perdita est". [2]) Brun Kap. 17 gegen d. Ende. — Man hält gewöhnlich diesen Askrik und Radla für eine und dieselbe Person, aber aus der Art, wie Brun diese beiden Namen erwähnt, sieht man deutlich, daß er damit zwei verschiedene Personen bezeichnen will. [3]) Ueber Adalberts zweiten Aufenthalt in Rom handeln Brun Kap. 17 und Canaparius Kap. 20. [4]) Canaparius Kap. 21.

das Osterfest gefeiert und die Huldigung der italienischen Fürsten empfangen hatte, wurde er zu Rom am Himmelfahrtstage (21. Mai) als „Kaiser, Patricius und Schirmvogt der römischen Kirche" gesalbt und gekrönt. Der Papst, welcher die Weihe vollzog, war nicht mehr Johann XV., nach dem Urteile einsichtiger Zeitgenossen ein durchaus unwürdiger Inhaber der höchsten kirchlichen Würde, sondern Gregor V., der erste deutsche Papst, welchen Otto unterweges, da eben Johann gestorben war, auf den Stuhl Petri erhoben hatte, ein Verwandter des kaiserlichen Hauses, der das Papstthum der entwürdigenden Abhängigkeit von dem Parteitreiben des römischen Adels entreißen sollte. — Die erste Synode, welche der neue Papst, der sein Amt mit aufrichtigem Ernst angriff, abhielt, während noch der Kaiser in Rom weilte, wurde auch für Adalberts weitere Schicksale, für welche nach den Erzählungen der Biographen wiederholte Traumerscheinungen immer deutlicher auf das Martyrium hinwiesen, verhängnißvoll und entscheidend. Der Erzbischof Willigis von Mainz, der sich gleichfalls in der Begleitung des Kaisers befand, ließ nicht ab immer und immer wieder „das alte Klagelied zu singen" und zu verlangen, daß Adalbert sich seiner verwittweten Kirche zurückgeben, daß er das Kloster verlassen und heimkehren solle. Lange sträubte sich dieser von der „süßen Roma" zu scheiden, war doch für ihn durch die Gewaltthat vom September des vorigen Jahres, durch die Erstürmung von Libice und die Ermordung seiner Brüder, jede Aussicht auf eine noch so geringe ersprießliche Thätigkeit in seinem Vaterlande genommen, ja schon allein ein friedsames Zusammenleben mit den Böhmen fast undenkbar geworden; da aber die Forderung seines Metropoliten die kirchlichen Gesetze auf ihrer Seite hatte, so ertheilten ihm die versammelten Bischöfe den gemessenen, durch die Androhung des Bannes verschärften Befehl Folge zu leisten, ob er wolle oder nicht. Insgeheim bat er, diese Entscheidung der Einwirkung des Bösen zuschiebend, den Papst sein Seelenheil, das unter den Böhmen sicherlich den schlimmsten Gefahren ausgesetzt sein würde, zu bedenken und ihm bei dem traurigen Weggange als einzigen Trost wenigstens die Erlaubniß zu geben, daß er, wenn das ihm anvertraute Volk jetzt seinen Worten nicht besser folgen würde als früher, zur Verkündigung des Glaubens zu anderen Heidenvölkern gehen dürfe. Durch das Zugeständniß dieser Bitte erleichtert, gab er doch die klösterliche Ruhe nur mit tiefster Betrübniß auf und zugleich zum größten Kummer seiner Klosterbrüder [1]. In dem Augenblicke aber, wo der böhmische Bischof mit schwerem Herzen von dem Aventin Abschied nahm, trat in dasselbe Kloster mit hohen Hoff-

[1]) Brun Kap. 18; Canaparius Kap. 21 fg.

nungen derjenige Mann ein, dem wir die trefflichsten Nachrichten über ihn verdanken, und der später seinen Fußtapfen in das Preußenland nachging, jener Brun oder Bonifacius, ein junger Geistlicher aus vornehmem deutschen Geschlecht, aus dem geistlichen Hofstaate des Kaisers selbst.

Da Adalbert schon in Rom Gelegenheit gehabt hatte, dem Kaiser, der dort vorzugsweise mit Männern jener neuen Richtung in Verkehr getreten war und bei seiner jugendlichen Neigung zur Schwärmerei, zu einer gewissen phantastischen Auffassung seiner eigenen Würde und Stellung an ihm ein ganz besonderes Wolgefallen gefunden hatte, persönlich nahezutreten, so schloß er sich auch, als er jetzt Italien verließ, dem Zuge des heimkehrenden Kaisers an. Gar hohe Ideen von der Macht des Kaiserthums hatte man dem königlichen Knaben bei seiner Erziehung allmählich eingepflanzt: er dachte alles Ernstes daran der Wiederhersteller des gesammten römischen Reiches zu werden, aber dabei zugleich immer festhaltend an dem Gedanken seines Großvaters von der kaiserlichen Herrschaft über das Papstthum, so daß in weiterer Konsequenz die gesammte Christenheit, soweit sie sich dem römischen Stuhle unterordnete, auch dem Kaiser als dem obersten Herrn zu huldigen hätte. Doch den Vorstellungen von der Höhe der ihm zustehenden Rechte kamen die von dem Ernste der ihm obliegenden Pflichten vollkommen gleich, und als eine der vorzüglichsten seiner Pflichten mußte es ihm nothwendigerweise erscheinen die Herrschaft des Stuhles Petri zu erweitern, alle auf die Heidenmission gerichteten Bestrebungen zu unterstützen und zu fördern. Machte schon diese Gleichartigkeit der Ideen und Strebungen, die bei dem täglichen Verkehr miteinander immer mehr zu Tage treten mußte, das Verhältniß zwischen Kaiser und Bischof bald zu einem sehr innigen, so gewann Adalbert das Herz und die Anhänglichkeit des zu religiöser Demuth geneigten Jünglings vollends durch die tief eingehenden Gespräche über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens und der Sittlichkeit, durch die ernsten Vorstellungen von der Vergänglichkeit alles Irdischen und die Mahnungen zur rechten Handhabung der ihm ohne sein Verdienst zu Theil gewordenen kaiserlichen Gewalt. Auch nach der Rückkehr über die Alpen blieb Adalbert noch geraume Zeit in der nächsten Umgebung des Kaisers und zog mit ihm von Pfalz zu Pfalz; am Tage hatte er stets freien Zutritt zum Kaiser und Nachts mußte er das Gemach mit ihm theilen, bisweilen auch dann die religiösen Gespräche wieder aufnehmen, nur schlich er sich dann und wann vom Lager, um, wozu er sich auch am Tage gern hergab, wieder Knechtsdienste zu thun und die Schuhe der Schlafenden zu reinigen. Oftmals sammelte er die kaiserliche Dienerschaft und alle Bewohner des

Palastes um sich und hielt ihnen Predigten und geistliche Belehrung. Wie lange dieses Zusammenleben währte, läßt sich nicht mehr bestimmen; Canaparius sagt nur, daß Adalbert auch in Mainz, wo Otto III. nach seiner Rückkehr aus Italien im September weilte, bei ihm gewesen sei, sicher aber dürfte sein, daß sein Aufenthalt in Deutschland sich nicht über den Schluß des Jahres 996 ausgedehnt, ihn kaum erreicht haben wird. Inzwischen hatte er noch eine Wallfahrt nach Frankreich unternommen, um an den Ruhestätten namhafter Blutzeugen und anderer Heiligen für das schwere Werk, das ihm — sei es nun in Böhmen oder bei einem fremden Heidenvolke — bevorstand, Stärkung und Kraft zu suchen. So wanderte er nach Tours, wo der h. Martin ruhte, dann zu Dionysius, dem Schutzheiligen Frankreichs, nach St. Denis bei Paris; ferner verrichtete er seine Andacht in dem großen Kloster zu Fleury an der mittleren Loire, wohin vor mehr als drei Jahrhunderten die wunderthätigen Gebeine des h. Benedikt von Monte Casino aus übertragen waren, und ebenso an dem Grabe von Benedikts Schüler Maurus zu St. Maur gegenüber Angers.

Von der Pilgerreise zurückgekehrt, durfte er nicht länger mehr die Befolgung des päpstlichen Befehles hinausschieben, um so weniger als Willigis im Drängen nicht nachließ. Nach einer beiderseits so schweren als herzlichen Trennung vom Kaiser wandte endlich Adalbert seine Schritte dem Osten zu[1]). Er fand aber für gut nicht ohne Weiteres nach Böhmen heimzukehren, sondern faßte den Entschluß zuvor bei seinen Landsleuten anzufragen, ob und wie sie ihn aufzunehmen, ob sie ihm nunmehr in geistlichen Dingen zu folgen gesonnen und bereit wären. War es schon ohnehin nicht schwer vorauszusehen, wie die Antwort der Böhmen ausfallen würde, um so mehr als sie ihrerseits nach der gegen Adalberts Familie verübten Gewaltthat Grund zu der Besorgniß zu haben glauben durften, daß er, heimgekehrt und wieder in seine gewichtige Stellung eingesetzt, sie zur Rechenschaft ziehen, Strafe üben oder wol gar Rache nehmen könne, so war der Schritt, welchen er jetzt noch that, wie er selbst wol wissen mußte, nicht geeignet sie geneigter zu stimmen, ja man muß es geradezu sagen: dieser Schritt ist nur dann völlig zu erklären und zu verstehen, wenn Adalbert ihn in der Absicht gethan hat sich selbst den Weg zur Rückkehr gänzlich abzuschneiden, den Böhmen eine zustimmende Ant-

[1]) Ueber die Schicksale Adalberts seit seinem Weggange von Rom s. Brun Kap. 19 fg. und Canaparius Kap. 23—25, deren Abweichungen voneinander, zumal in der Reihenfolge der Thatsachen, schwer eine bestimmte Entscheidung treffen lassen. Nach Canaparius Kap. 22 a. E. ging übrigens Adalbert nicht zusammen mit dem Kaiser über die Alpen, sondern stieß erst in Deutschland zu ihm.

wort zur vollen Unmöglichkeit zu machen. Er ging nach Polen, wo er vielleicht auch mit seinem landesflüchtigen Bruder zusammentraf, und veranlaßte den Herzog Abgesandte mit der Anfrage wegen seiner Aufnahme nach Böhmen zu schicken. Die Antwort, die sie zurückbrachten, fiel nicht bloß abweisend aus, sie war beschimpfend, von Wuth und Erbitterung eingegeben und erfüllt. Aber mit größter, laut geäußerter Freude nahm Adalbert sie auf [1]), denn nun hatte er erreicht, was er so lange sehnsüchtig gewünscht: er war aller Verpflichtungen gegen seinen Sprengel ledig und konnte sich für sein Wirken einen andern Boden aufsuchen, der mehr Früchte versprach.

Einen Augenblick scheint Adalbert daran gedacht, auch vielleicht Schritte dazu gethan zu haben seine Missionsthätigkeit wiederum den Ungarn zuzuwenden, wenn es auch schwerlich auf Wahrheit beruht, was spätere Legenden erzählen [2]), daß er sich auch von Polen aus persönlich in das Land der Magyaren begeben hätte. Ganz im Widerspruch mit den augenblicklichen Verhältnissen und daher zweifellos falsch ist es, wenn dieselben Quellen jetzt Adalbert auch noch an der Bekehrung des chrobatischen Volkes, welches in den Landen um Krakau herum wohnte, arbeiten lassen, denn diese Lande befanden sich damals noch, seit fast einem Menschenalter, in der Gewalt des Böhmenherzogs und sind erst nach seinem Tode (999) von seinem gleichnamigen polnischen Vetter zurückerobert [3]).

Nachdem Adalbert am Hofe des Polenherzogs, von dem er aufs Freundlichste und Ehrenvollste empfangen und aufgenommen war, einige Zeit — wol nicht sehr lange — geweilt und über die umwohnenden Heidenvölker und ihre Verhältnisse soweit möglich Erkundigungen eingezogen hatte, entschloß er sich das Evangelium zu den Preußen zu tragen, die bei den Abendländern, zumal den südlicheren, zuerst durch sein Schicksal auch dem Namen nach bekannt werden sollten. Er wählte sie offenbar deßwegen, weil eine ihrer Landschaften bereits von den Polen erobert war und die Bezwingung des ganzen Volkes den Polen damals vielleicht nur noch als eine Frage der Zeit erschien, seitdem infolge der Unterwerfung Pommerns das Preußenland auch auf der Westgrenze durch die polnische Macht umspannt war. Vielleicht hatte auch der Kriegszug gegen die Preußen, welchen die ältesten Quellen dem Polenherzoge Boleslaw

---

[1]) Brun Kap. 23; Canaparius Kap. 26. [2]) S. Voigt I 263. [3]) Röpell, Gesch. Polens I 108 fg. Wenn aber Röpell Adalbert schon von Prag aus in Chrobatien als einem Theile seines bischöflichen Sprengels predigend umherziehen läßt, so ist das doch nur ein haltloser Versuch die späte Ueberlieferung an einer passender scheinenden Stelle einzufügen.

zuschreiben — es ist der erste historisch begründete Angriff der Polen auf ihre nördlichen Nachbaren — schon vorher stattgefunden[1]). Aber worin Adalbert eine Stütze für seine Unternehmungen zu finden gehofft hatte, das gerade wurde ihm zum Verderben: anstatt aus Furcht vor dem polnischen Namen eifrigst den neuen Glauben zu ergreifen, brachten ihm die Preußen wüthenden Haß entgegen, gleichwie sie von jetzt ab Jahrhunderte hindurch in immer gesteigertem Maße alles, was von den südlichen Nachbaren kam, hartnäckig abwiesen, so daß ihnen zuletzt Annahme des Christenthums gleichkam mit Unterwerfung unter die polnische Fremdherrschaft. Selbst darin irrte er sich arg, wenn er vielleicht geglaubt hat, im Innern des Landes, fern ab von der polnischen Grenze und in einer Gegend, deren Bewohner durch uralten, weitausgebreiteten Handelsverkehr an die Berührung mit Fremden gewöhnt waren, würde man seiner Arbeit der Bekehrung unbefangener und argloser entgegenkommen. Es mußte schon bösen Anstoß erregen, daß er, der Landessprache nicht mächtig[2]), wol gar nur durch die Sprache der gehaßten Nachbaren sich verständlich machen konnte — einen andern Weg der Verständigung wüßte ich mir wenigstens nicht zu denken. Zudem erschien er auch äußerlich nicht sowol in Tracht und Haltung eines Verkünders der Lehre der Demuth und Selbstlosigkeit, sondern vielmehr in dem Ornat eines Bischofs der römischen Kirche.

Da Radla sich geweigert hatte dem gefährlichen Unternehmen seine persönliche Theilnahme zu gewähren, so nahm Adalbert zu Begleitern ins Preußenland nur seinen untrennbaren Bruder Gaudentius und seinen Subdiakon und Landsmann Benedikt, dessen böhmischer Name Bugussa[3]) lautete. Der von ihnen eingeschlagene Weg führte sie zunächst die Weichsel hinab immer noch durch Gebiete, die unter polnischer Botmäßigkeit standen, also auf der linken Seite des Stromes durch Pommern, bis in die Gegend des bei dieser Gelegenheit zum ersten Male genannten Danzig oder, wie es bei den Polen schon damals hieß und auch noch jetzt heißt, Gdansk[4]), „wo die äußersten Grenzen der weit ausgedehnten Reiche Boleslaws vom Meere bespült wurden". Hier feierte er zum letzten Male vor christlichem Volk die Messe, predigte und gewann eine sehr große Zahl von Heiden,

---

[1]) Die ursprünglichen Quellen haben für diesen Zug gar keine Zeitangabe, das jetzt hergebrachte Jahr 1015 rührt erst von Dlugosz her. Vgl. Röpell, Gesch. Polens I 107. [2]) Als er an allem Erfolge in Preußen zu verzweifeln begann, dachte er zu den Luitizen zu gehen, quorum linguam cognovit (Brun Kap. 26). [3]) Nur mit diesem Namen und zugleich als Adalberts Subdiakon bezeichnet ihn die Passio s. Adalperti (Scr. r. Pruss. I) pag. 236. [4]) Wenn Brun hier (Kap. 21) Gnezan hat, so liegt dem nur ein aus Unkenntniß hervorgegangenes Versehen zu Grunde, denn von Gnesen aus kann Niemand zu Schiffe, geschweige zur See nach Preußen gelangen.

deren es in der Umgegend noch genug gab, für die Taufe. Dann bestieg er ohne einen längern Aufenthalt gemacht zu haben ein Schiff, zu dessen Schutze Herzog Boleslaw dreißig Krieger mitgegeben hatte, und erreichte nach mehrtägiger Seefahrt[1]) eine Stelle der preußischen Küste. Wo dieses gewesen sei, giebt keiner der Biographen, auch keine andere gleichzeitige Quelle an, sicher weil man nirgends eine bestimmte Kunde davon erhalten hatte; der slavische Biograph, der Verfasser der Passio, nennt zwar den Namen des Ortes, in dessen Nähe Adalbert erschlagen wurde, doch fehlt in dem uns erhaltenen Bruchstück jede Hinweisung auf die Lage dieses Ortes. Wegen der angegebenen Dauer der Fahrt dürfen wir aber mit allem Fug der späteren, freilich erst nach Verlauf von drei Jahrhunderten schriftlich aufgezeichneten Sage[2]), daß der erste Preußenapostel seinen Tod im Samlande gefunden habe, Glauben schenken, solange es nicht gelingt dieser Landschaft mit besseren Gründen, als bisher hin und wieder versucht ist, den alten Ruhm streitig zu machen[3]). Den Schiffsleuten und den begleitenden Kriegern muß es in dem unbekannten, fernen Lande doch nicht so ganz geheuer vorgekommen sein, denn sie fanden es für gut gleich unter dem Schutze der ersten Nacht mit dem Fahrzeuge heimlich zurückzukehren und die drei geistlichen Männer allein ihrem Schicksal zu überlassen[4]).

Am folgenden Morgen weiter, landeinwärts wandernd, kam Adalbert mit seinen Genossen zu einer Stelle, welche, von der Krümmnng eines vorbeiströmenden Flusses eingeschlossen, fast eine Insel bildete[5]), und hier

---

[1]) Brun Kap. 24: post non multos dies; Canaparius Kap. 28: post paucos. Ueber das Stillschweigen der Passio von der Seereise ist schon oben (S. 6) gesprochen. [2]) In den Legenden und Wundersammlungen, die nicht vor dem Ausgange des 13., vielleicht erst im Anfange des 14. Jahrhunderts zusammengestellt sind. Gleichzeitig heißt es in einer Urkunde des Bischofs von Samland (dat. Schönwik 11. Januar 1302), durch welche er die Errichtung der Kathedralkirche zu Ehren des h. Adalbert in der Altstadt Königsberg bekannt macht: Nostre enim dyocesis terram Sambiam in predicacione fidei christiane per martirium aspersione preciosi sui sanguinis consecravit (Codex diplomaticus Warmiensis I nr. 122). [3]) Die von Brandstäter (Wo erlitt der h. Adalbert den Märtyrertod? Altpreuß. Monatsschrift I 1864) unter Beweis gestellte Behauptung, Adalbert sei im Kulmerlande erschlagen, ist in der oben S. 6 Anmerk. 2 erwähnten Abhandlung v. Ketrzynski's ausreichend widerlegt. — L. Giesebrecht, Wendische Geschichten I (1843) S. 292 läßt Adalbert bei Truso enden, aber seine zwei Gründe sind nichts weniger als zwingend: Handelsplätze (mercatus — Brun Kap. 25) gab es bei den Samen gewiß, und von der See her war Samland allein als ingressus (a. a. O.) oder fauces (Canaparius Kap. 28 a. E.) Preußens zu betrachten. S. auch den Nachtrag. [4]) So Brun Kap. 24. Nach Canaparius (Kap. 28 Anf.) fahren sie ab, nachdem sie von Adalbert großen Dank erhalten. [5]) Diese Beschreibung paßt im Samland allein auf den unteren Lauf des Pregels, der damals mehr Inseln bildete als heute. Von der Seeküste aus ist er in einem Tagemarsch bequem zu erreichen.

weilten sie einige Tage, wie es scheint nicht obdachlos im Walde umherschweifend, sondern von Eingebornen, die ihnen willfähriger entgegenkamen, gastfreundlich aufgenommen [1]). Da sich inzwischen das Gerücht von der Anwesenheit sonderbar gekleideter und einem unerhörten Gottesdienst ergebener Gäste durchs Land verbreitet hatte, so kam unvermuthet eine kleine Schaar Eingeborner auf einem Nachen über den Fluß. Wüthend und mit großem Geschrei suchten sie die Fremden, und als sie endlich den Bischof, einen Psalter im Schoß, ruhig sitzend und Psalmen singend fanden, versetzte ihm Einer aus der Schaar mit dem Ruder einen kräftigen Hieb zwischen die Schultern, seine eigene That mit Verwünschungen und Drohungen begleitend: wenn sie nicht den Tod und die härtesten Martern erleiden wollten, so sollten sie eiligst machen, daß sie davonkämen! Von dem Schlage flog dem Bischof das Buch aus den Händen, er selbst aber fiel vorn über der Länge nach zu Boden und „küßte die grünende Erde". Als er sich wieder erholt und erhoben hatte, dankte er zwar Gott, daß er ihn gewürdigt habe wenn auch nur einen Schlag für seinen Gekreuzigten zu erleiden, es schien aber doch räthlich der Gewalt zu weichen — daß seine Gastfreunde irgend einen Versuch ihn gegen ihre Landsleute zu schützen gemacht hätten, wird nicht berichtet — und einen Ort zu verlassen, wo bei längerem Verweilen ohne Frage der Tod drohte, während für die Predigt des Evangeliums nicht der allergeringste Erfolg zu erwarten war. Von hier also vertrieben, kamen sie zu einem Marktplatz [2]), wo eine große Masse Volks zusammengeströmt war; es war am Donnerstag, den 22. April 997, am Tage vor dem Feste des h. Georg. Kein besserer Empfang, als ihnen zuletzt auf der entlegenen Flußinsel widerfahren war, wurde ihnen auch an diesem Mittelpunkte des Verkehrs zu Theil. Mit wüthendem Toben umringte die Menge die fremden Ankömmlinge, von deren Anwesenheit im Lande man wol schon auch hier gehört hatte: woher sie wären? was sie suchten? weßhalb sie ungerufen kämen? so fragte man durcheinanderschreiend; die Einen stießen Todesdrohungen aus gegen diejenigen, die „ihnen das Leben bringen wollten", Andere höhnten und spotteten, so daß der Bischof nur mit Mühe zu Worte kommen konnte. Endlich erklärte er ihnen in aller Kürze den Zweck seiner Erscheinung. Ob sie sich viel darunter denken konnten, wenn er ihnen sagte: er, als Diener dessen, der Himmel und Erde, das Meer und alle Thiere erschaffen, wolle sie aus der Hand des Teufels und aus dem Schlund der Hölle

[1]) Brun sagt zwar unmittelbar nichts davon, wenn aber später (Kap. 25 a. E.) Eingebornen wegen ihrer an den Fremden bewiesenen zu großen Milde Uebles angedroht wird, so kann das, wie sich gleich zeigen wird, nur auf diese ersten Tage gehen.
[2]) Als mercatus bezeichnet Brun Kap. 25 den Ort.

erretten, daß sie ihren Schöpfer erkenneten, ihren gotteslästerischen Götzendienst und ihre zum Verderben führenden Sitten und Gebräuche ablegten, denn in Christo würden sie durch das Bad der Taufe Erlösung von ihren Sünden erlangen — ob sie, wenn sie ihn überhaupt verstanden, aus seinen Worten mehr entnehmen konnten, als daß ihnen zugemuthet wurde ihre altväterlichen, lieb und theuer gewordenen Sitten und Gebräuche, ihren durch das Alter ehrwürdigen und ihnen durchaus faßbaren Glauben an das sichtbare Walten der Götter in der Natur aufzugeben und dafür etwas Neues, Unbekanntes, ja für jetzt noch Unverständliches einzutauschen, diese Frage ist doch unbedenklich zu verneinen. Daß er aber seine Anrede gar noch damit begann: er komme aus dem benachbarten Lande der Polen, über welches Boleslaw mit christlicher Herrschaft walte, das hieß nur Oel ins Feuer gießen, es mußte dadurch bei den Preußen ganz natürlich die Vorstellung erweckt werden, daß ihnen mit ihren ererbten Göttern auch die stets noch bewahrte Freiheit und Selbstständigkeit genommen werden sollte, daß die Fremden nichts Geringeres im Schilde führten als sie zu Sklaven der Polen zu machen, die eben jetzt in nächster, gefahrdrohender Nähe ihre Macht und Herrschaft so bedeutend erweitert hatten. Auch jetzt noch legte man nicht Hand an Adalbert und seine Genossen, sondern drohte nur wieder mit martervollem Tode, wenn sie nicht stehenden Fußes das Land verließen; dagegen sollte an denen, welche sie zuerst aufgenommen und weiter ins Land hineingelassen hatten, schwere Rache geübt werden: sie sollten getödtet, ihre Häuser verbrannt, die Habe vertheilt, Weiber und Kinder verkauft werden[1]).

Adalbert begann jetzt einzusehen, daß, sowie er das Werk angefangen hatte, es nicht zum Ziel geführt werden konnte. Es war nicht bloß die fremdartige äußere Erscheinung, also die geistliche Tracht, der bischöfliche Ornat, die Tonsur und der geschorene Bart, was den Preußen Abneigung und Widerwillen einflößte; man mußte vielmehr, allerdings auch im Aeußeren sich nicht sonderlich und auffällig scheidend, mit dem Volke, welches man bekehren wollte, vertrauteren Umgang suchen, mit ihm „wohnen, sprechen und leben", nach Landessitte mit ihnen arbeiten und sich „mit eignen Händen" den Unterhalt schaffen: dann würde man viel leichter

[1]) So Brun Kap. 25. — Canaparius Kap. 28 erzählt, von kleineren Abweichungen abgesehen, umgekehrt: von der zuerst betretenen Insel sei Adalbert sofort vertrieben (Schlag mit dem Ruder u. s. w.). Darnach geht er auf die andere Seite des Flusses hinüber, bleibt dort den Sonnabend durch (d. i. 17. April) und hat endlich Abends mit dem versammelten Volke ein ähnliches Zusammentreffen, wie es Brun an dem Marktplatz vor sich gehen läßt. Nachts werden die Fremden „auf einen Kahn gesetzt und, zurückgeführt (retro, doch der Meeresküste zu), bleiben sie in einem Dorfe (vicus) fünf Tage lang", also bis Donnerstag.

und besser als durch feierliche Predigt im täglichen Zusammenleben allmählich und unvermerkt — hac arte et hac fraude — die Saat des Glaubens in die Gemüther der Heiden streuen. Solche sehr richtige Erwägungen soll der Bischof nunmehr, nach dem Fehlschlagen der ersten Versuche, angestellt, solche Aeußerungen etwa zu seinen Gefährten gethan haben[1]). Nur stiegen ihm doch Zweifel auf, ob es ihm gelingen würde, selbst wenn sie mit veränderter Kleidung und Haltung und unter unverfänglichem Auftreten und Benehmen in Preußen wiedererschienen, unerkannt zu bleiben, den Argwohn und die feindselige Stimmung des Volkes nicht von Neuem anzuregen. Er schlug vor lieber zu einem anderen benachbarten Heidenvolke zu gehen und dort die besser scheinende Methode zu versuchen, zu den um die Havel herum und bis zur unteren Oder wohnenden wendischen Luitizen, deren Sprache er selbst, wol noch von seinem Aufenthalte auf der magdeburger Domschule her, kannte[2]). Wenn auch die wendischen Völker vierzehn Jahre früher, unmittelbar vor dem Tode Kaiser Ottos II., das eindringende Christenthum und die beginnende deutsche Herrschaft durch einen großen, gemeinsamen Aufstand abgeworfen hatten, so waren doch in letzter Zeit von Westen aus, von Seiten des Reiches schon neue Versuche das Verlorne wiederzugewinnen gemacht, und eine weit kräftigere Stütze noch durfte Adalbert im Wendenlande an Herzog Boleslaw zu finden hoffen, der die Kriegszüge der Deutschen zwischen Elbe und Oder scheinbar im besten Einvernehmen, im Grunde als stiller Rival unterstützte. Wenn es für den Weiterblickenden keine Frage war, daß es bei dem gemeinsamen Kampfe der Deutschen und der Polen gegen die zwischensitzenden Wenden über kurz oder lang zum Zwiespalt zwischen den Bundesgenossen selbst, zur Entscheidung durch die Waffen kommen mußte, so war für die Polen, wenn es ihnen inzwischen gelang den stammverwandten Völkerschaften den neuen Glauben in nationalem Gewande, in mehr zusagender Gestalt darzubieten, eine weit größere Aussicht vorhanden sie vorweg dem deutschen Einfluß zu entwinden, sie still und unvermerkt zu sich herüberzuziehen. — Diese slavische Mission zu vollziehen war Adalbert nicht beschieden.

Den Ausgang aus dem Preußenlande suchend, gelangten die drei Männer zu der Küste des Meeres[3]), oder auch vielleicht nur des Haffes,

---

[1]) Brun Kap. 26. [2]) Brun a. a. O. — Canaparius schweigt von dieser Absicht, erzählt aber früher (Kap. 27), Adalbert habe schon in Polen einen Augenblick zwischen den Preußen und den Luitizen geschwankt; doch das scheint mir nur Verwechselung zu sein. [3]) Brun Kap. 28. — Wie schon früher bemerkt, weiß Canaparius weder hier noch später etwas von den Anwandlungen von Schwäche und Zaghaftigkeit, die Adalbert befielen.

dessen unabsehbare Wasserfläche ihnen wie ein Meer erschien, und, gewaltig aufgeregt, durch das ungewohnte mächtige Tosen und Brausen eine schreckenerregende Wirkung auf sie ausübte. Besonders Adalbert selbst, der zwischen Gaudentius und Benedikt einherschritt, wurde so in „weibische" Furcht gejagt, daß sein Bruder ihm spottend Muth zusprechen mußte: wenn er jetzt schon ohne Grund zittere, was würde er erst dann thun, wenn plötzlich eine bewaffnete Schaar auf sie einstürmte? Er aber wies sie auf die allgemeine Schwäche und Hülflosigkeit der menschlichen Natur hin, und wie erst im Gegensatz zu dieser die göttliche Allmacht so recht hervortrete. Dann übernachteten sie am Rande eines Waldes[1]), durch den ihr Weg zuletzt geführt hatte, auf einer frühlingsgrünen Wiese, nachdem sie mit Schwämmen uud Kräutern, welche Adalbert selbst gesammelt, ihren Hunger gestillt hatten[2]). Während in jenen Tagen, wie Brun und Canaparius erzählen, in weiter Ferne Canaparius selbst auf dem Aventin zu Rom uud der Abt Nilus im Michaelskloster bei Monte Casino Traumgesichte hatten, welche sogleich auf den unmittelbar bevorstehenden oder eben sich ereignenden Märtyrertod ihres Freundes bezogen sein sollen, so erschien auch Gaudentius in dieser letzten Nacht ein Traum, welchen Adalbert, als er ihm beim Erwachen mitgetheilt wurde, dahin deuten konnte, daß ihn, und wol ihn allein, hier sein Schicksal ereilen würde[3]).

Von diesem Zeitpunkte, von dem letzten Abende und der letzten Nacht, die Adalbert erlebt hat[4]), ab liegt die dritte, die slavische Quelle seines Martyriums in ihrer ursprünglichen Ausführlichkeit vor; da es aber, wenn man nicht nach der einen oder der anderen Seite hin in Willkürlichkeiten verfallen will, durchaus unmöglich ist ihre Ueberlieferung mit der des Bischofs Brun in Einklang zu bringen, geschweige denn sie beide mit der in Rom ohne jede direkte Nachrichten entstandenen Erzählung in Eins zu verschmelzen, so bleibt nichts übrig als sie einzeln nacheinander wiederzugeben, woran um so weniger Anstoß zu nehmen ist, als doch auf die einzelnen begleitenden Umstände, zumal auf die angeblich gehaltenen Gespräche und Aeußerungen, gar kein Gewicht gelegt werden darf, und als doch wol weder die der einen, noch die der andern Quelle von irgend

[1]) Canaparius Kap. 30 Anf. und Passio s. Adalp. cap. 2. — „Daß Adalbert erschlagen sei, weil er durch seinen Eintritt in den heiligen Wald oder auf das heilige Feld den heiligen Boden entweiht habe, ist nur Annahme Voigts Bd. 1 S. 273, 660." Töppen in Script. r. Pruss. I 230 not. 1; vgl. ibid. 229 not. 4. [2]) Passio s. Adalp. cap. 2 (Scr. r. Pruss. I 236). [3]) Brun Kap. 27—29; Canaparius Kap. 29. [4]) Nach dem, was oben über die Entstehung der Passio ausgeführt ist, darf es nicht Wunder nehmen, daß ihrem Verfasser die Traumerscheinungen unbekannt geblieben sind.

Jemandem mehr als genau in der überlieferten Gestalt geschehen werden betrachtet werden[1]).

Stellen wir die Erzählung des deutschen Bischofs, dem wir bisher vorzugsweise haben folgen können, hier wenigstens voran.

Am Freitage, also am St. Georgstage selbst[2]), am 23. April, hielt Gaudentius in der dritten Morgenstunde, etwa um 8 Uhr, die Frühmesse, und nachdem sie ein wenig gefrühstückt, versuchten sie ihren Marsch fortzusetzen. Aber was sie da im Walde Eßbares gefunden hatten, hatte nicht ausreichen können ihre geschwächten Kräfte gehörig zu stärken und zu beleben, bald sanken sie wieder ermattet ins Gras und wurden vom Schlaf übermannt. Da stürmte auf ihren schnellen Rossen eine Schaar von Eingebornen, denen ihre am vorigen Tage gegen die Fremden geübte Milde längst wieder leid that, heran, an ihrer Spitze Einer, dessen Bruder einst von Polen erschlagen war. Kaum waren die Schlummernden von dem Geschrei der heranjagenden Feinde und dem Geräusch ihrer Waffen erwacht, als sie sich auch sofort gleich Räubern in Fesseln geschlagen sahen. Wieder wurde Adalbert von Furcht und Zittern, wie es ihn in jenen Tagen schon ein Mal befallen hatte, ergriffen: so sehnlich er auch stets den Tod für den Glauben, welchem er mit seinem ganzen Sein und Wesen ergeben war, sich gewünscht, so sehr er auch das Martyrium als den sichersten Preis der höchsten Seligkeit betrachtet hatte, jetzt, da der Tod sich ihm wirklich nahte und unvermeidlich schien, trat auch bei ihm, was Brun selbst in seiner größeren Unbefangenheit sehr wol zu würdigen weiß und jene lang ausgeführte Entschuldigung hinzufügend darstellt, die natürliche Menschlichkeit in ihre Rechte, und er begann „vor dem Geschmack des bittern Todes zu schaudern". In seinen Banden auf die Spitze eines Hügels geführt, konnte er, wie die Augenzeugen Brun berichtet haben, als er nun die Lanzen der Umstehenden gegen sich gerichtet sah, nichts weiter hervorbringen als gegen denjenigen, der den ersten Stoß zu führen im Begriffe stand, mit schwacher Stimme die fragenden Worte: „Was willst Du, Vater?" Bei der nun folgenden Schilderung der wenigen noch übrigen Augenblicke Adalberts hat sich auch Brun dessen nicht enthalten können mehr, als es sonst bei ihm der Fall ist, legendenhafte

[1]) In Betreff des Berichtes Bruns (Kap. 30, 32 u. 33) ist nicht zu vergessen, daß bei den persönlich Betheiligten der Drang des Augenblicks, Aufregung und Todesfurcht während des Vorfalls selbst die Gemüther nicht wenig verwirrt haben müssen, und daß sie daher erst später, als sie das Erlebte überdachten und es wiedererzählen sollten, bemüht gewesen sein werden sich selbst eine klare Vorstellung davon zu machen. Der slavische Biograph aber erfuhr seine Nachrichten erst aus zweiter Hand. [2]) Kap. 30 Anf. u. 34.

Züge aufzunehmen. Nachdem, so erzählt er[1]), der Bischof von dem „Führer und Meister" der Heidenschaar, „dem feurigen Sikko[2])", den rasende Wuth trieb, den ersten, aber auch tödtlichen Stoß mitten durchs Herz erhalten hatte, wurden ihm noch sechs Lanzenstiche beigebracht, so daß er, gleichwie er sieben Tage unter der Verfolgung der Preußen gelitten, auch mit sieben Wunden bedeckt wurde. Als er entseelt niederfiel, löften sich von selbst, ohne Jemandes Zuthun die Fesseln der Hände, und sein Leichnam konnte, am Boden liegend, durch Ausstrecken der Arme die Kreuzesform annehmen. Schließlich[3]) hieben die Heiden das Haupt vom Rumpfe und ließen beides unter zuverläßiger Hut liegen, während sie die zwei Begleiter des Erschlagenen gebunden mit sich schleppten. Jene Bewachung der Leiche geschah aber natürlich nicht etwa aus Ehrfurcht oder heiliger Scheu, sondern lediglich aus Berechnung, denn sie durften annehmen, daß Herzog Boleslaw nicht verfehlen würde die Ueberreste des ihm theuren Mannes selbst für einen hohen Preis an sich zu bringen Und in der That löste er sie, sobald er von Adalberts Tode erfuhr, für eine beträchtliche Summe Geldes aus.

In dem unverkürzt erhaltenen Bruchstück der slavischen Biographie Adalberts werden die letzten Stunden seines Lebens folgendermaßen geschildert[4]).

Der anmuthige Rasenplatz am Waldessaume, auf welchem die drei Missionare die Nacht vor dem St. Georgstage zubrachten, lag ganz in der Nähe eines Ortes, dem zweimal in unzweifelhafter Lesart der Name Cholinun[5]) beigelegt wird, während sich sonst in keiner andern alten Quelle

---

[1]) Kap. 33 Anf. und Kap. 32 Anf. [2]) Oder „einem feurigen Sikko", denn weder hier noch an der entsprechenden Stelle des Canaparius (Kap. 30) ist zu ersehen, ob mit diesem Wort der Name des Mannes oder eine von ihm bekleidete Würde bezeichnet werden soll. Ein Canapariuskodex des elften Jahrhunderts (Guelferb.) hat die Glosse: proprium nomen. Da Canaparius selbst ihn wenige Zeilen nachher einen Götzenpriester nennt, so hat man daraus später Veranlassung genommen eine eigene preußische Priesterschaft der Siggonen zu erfinden und diese mit den erst im sechzehnten Jahrhundert erwähnten Sigonoten zusammengestellt (Hartknoch in der 9. Dissertation hinter seiner Ausgabe Peters von Dusburg S. 150 fg.; Voigt I 607); doch fehlt dafür jede weitere Begründung. Die von Voigt (a. a. O. Anm. 7) angenommene Herleitung des Wortes scheint mir durchaus unhaltbar, denn das erst im Katechismus vorkommende preuß. signat, segnen, ist doch ebenso deutlich deutschen Ursprungs wie litt. zegnoti, poln. zegnac (vgl. Nesselmann, die Sprache der alten Preußen, S. 129). [3]) Kap. 34. [4]) Kap. 2 u. 3 Anf. nach Giesebrechts, Kap. 3—6 nach Bielowskis Eintheilung. [5]) Brandstäter deutet diesen Namen infolge seiner Hypothese auf Culm, und auch W. v. Giesebrecht und Töppen vermuthen, man werde den damit bezeichneten Ort nicht in Samland, sondern „näher der polnischen Grenze ausfindig machen". Ketrzynski glaubt, indem er die Endung un für Polonisirung hält, auf das

eine solche namentliche Ortsbestimmung für das Ende des ersten Preußenapostels überliefert findet. Nach der dem Namen beigelegten Bezeichnung (urbs) und nach den spärlichen Andeutungen über die Beschaffenheit des Ortes dürfen wir uns unter ihm nichts anderes als eine Burg, den befestigten Sitz eines Landesedeln, vorstellen. Am St. Georgstage sang Adalbert gleich nach Sonnenaufgang den üblichen Hymnus, hielt dann gegen die fünfte Morgenstunde selbst die Messe ab und näherte sich nach Beendigung derselben im vollen bischöflischen Ornat furchtlos der Burg, zu deren Thore ein enger, nicht eben kurzer, fast höhlenartiger Zugang führte, so dunkel, daß, wer innerhalb und wer außerhalb des Thores stand, sich nicht sehen konnten. Mit seinem Stabe klopfte der Bischof an das Thor und heischte, indem er sich einen Abgesandten des Lenkers des Himmels und der Erde, des Königs des Ruhmes nannte, Einlaß. Der Thorhüter aber hieß ihn zuvor einen naheliegenden, den Burgwall überragenden Hügel ersteigen, damit man ihn erkennen und dann den Herrn der Burg um Verhaltungsbefehle angehen könne, denn man pflege nicht jeden unbekannten Fremden ohne Weiteres einzulassen. Der erhaltenen Weisung folgend, stieg Adalbert auf den bezeichneten Hügel, sowie er aber erblickt wurde, rief einer der Wächter eiligst und mit lautem Geschrei die gesammte Bewohnerschaft der Burg, Männer und Weiber, zusammen, und man stürmte wild aufgeregt zu den Fremden hinaus. Da aus dem Schwarm Einer schon früher Gelegenheit gehabt hatte Adalbert kennen zu lernen und die Mittheilung machen konnte, er sei derjenige, der überall das Volk durch Untertauchen unters Wasser verderbe, und er sei jetzt zu gleichem Zweck auch zu ihnen gekommen, so wartete man auf die Frage, wer und woher er sei, von Adalbert selbst gar keine Antwort weiter ab, sondern schritt gleich zur That. Die von allen Seiten gegen den Bischof geschleuderten Steine flogen ihm dichter als Hagel um und gegen das Haupt, selbst die dicke wollene Mitra gewährte zuletzt keinen Schutz mehr, und er begann aus vielen Wunden zu bluten, aber dennoch hielt er sich so lange aufrecht, daß die Umstehenden im Werfen ermüdeten. Indem er jetzt sicher fühlte, daß sein Ende nahe war, begann er langsam zurückweichend für sich selbst die Todtenmesse zu feiern. Schon hatte er die einleitenden Gesänge vollendet und war bis zu den Gebeten gekommen, als Bugussa (Benedikt), der die Dienste des Subdiakonen versah, sich umschaute und acht Männer erblickte, die hinter ihnen hereilten. Nicht im Mindesten ließ sich der Bischof durch die Mittheilung hievon in seinen Gebeten stören,

---

bei Fischhausen gelegene Gut Kallen vermuthen zu dürfen (Altpr. Monatsschr. VI 52 Anm. 40). Auch ich weiß vorläufig keine Erklärung des Namens zu geben.

bis einer der Verfolger hinterrücks auf ihn zusprang und ihm mit einer Axt den Todesstreich gab. Während „der entseelte Körper zu Boden stürzte, der Geist aber in den Lichtglanz des Himmels einging", flüchteten seine Begleiter sich zu retten in den nahen Wald, den Leichnam des Bischofs ganz den Händen der Mörder überlassend, die nun ungehindert ihre Wuth auch noch an ihm ausüben konnten. Sie schnitten den Kopf ab, spießten ihn auf einen hohen Pfahl und warfen den übrigen Körper in den vorbeiströmenden Fluß; nach vollbrachter That kehrten sie in die Burg zurück.

Die römische Aufzeichnung endlich, die jetzt hier zum Schluß ihre Stelle finden soll, mag zugleich zum Beweise für die Richtigkeit des Urteils dienen, welches oben über die gesammte Lebensbeschreibung, die Canaparius beigelegt wird, ausgesprochen ist.

Am Morgen des 23. April, nachdem Gaudentius in der voraufgegangenen Nacht den unheilverkündenden Traum gehabt und ihn, vor Schreck erwacht, dem Bischof erzählt hatte [1]), zogen die drei Männer weiter, sich den Weg durch Absingung von Psalmen verkürzend bis sie aus dem Walde auf einen freien Rasenplatz gelangten. Hier ließ sich Adalbert — es war fast Mittag geworden — von seinem Bruder das Abendmahl reichen und nahm dann sich zu stärken ein wenig Speise zu sich, aber er war so ermattet, daß er kaum „einen Steinwurf oder einen Pfeilschuß weit" zu gehen vermochte. Sowie er sich wieder ins Gras gelegt hatte, verfiel er in tiefen Schlaf, und mit ihm doch wol auch seine Begleiter, denn es gelang einer verfolgenden Heidenschaar sie in ihrer Ruhe zu überraschen und in Fesseln zu schlagen. Den auf den Tod erschreckten Genossen versuchte Adalbert Trost einzusprechen, indem er ihnen vorhielt, daß sie ja dieses Ungemach „für den Namen des Herrn erlitten", daß es aber „nichts Schöneres gäbe als das süße Leben für den süßesten Jesus zum Opfer zu bringen". Während er so sprach, sprang aus der Mitte der Feinde Einer hervor, der „feurige Sikko", und durchbohrte ihm mit einem Wurfspieß die Brust. Seinem Beispiele folgten sofort die Anderen und warfen ihre Speere nach Adalbert. Noch stand er, obgleich von allen Seiten blutend, eine Weile aufrecht, bis die Speere herausgerissen wurden und sieben große Wunden klafften. Da sich jetzt auch die Fesseln lösten [2]), konnte er die Arme ausbreiten, so daß er mit ihnen

[1]) Kap. 29 a. E. Der Schein, als ob hier auch Canaparius den Bischof selbst in Schrecken gesetzt werden läßt, schwindet, wenn man auch die Worte: „Haec eo — torpor ingens" Gaudentius in den Mund legt. Vgl. Hüffer zur Uebersetzung des Canaparius S. 36 Anm. 2. [2]) Oder hat hiebei Canaparius nicht ein solches Wunder im Sinn, wie es Brun erzählt? Er sagt nur: vinclis solutis.

ein Kreuz bildete, und in dieser Gestalt fiel er endlich, für sein und seiner Verfolger Heil betend, zu Boden und hauchte seinen Geist aus. Ihre Wuth vollständig zu löschen, hieben die Heiden dem Todten das Haupt ab und steckten es auf einen Pfahl, den Körper aber ließen sie liegen. Dann kehrten sie in Freude und Jubel über die vollbrachte That ein Jeder zu seiner Wohnung heim.

Hier bricht Canaparius ab und läßt uns über Gaudentius' und Benedikts Befreiung und Heimkehr, sowie über die weiteren Schicksale des Leichnams Adalberts in völliger Ungewißheit.

Die erstere Frage, wie es jenen beiden Männern gelungen ist aus Preußen wieder zu entkommen, lassen alle drei Biographen unbeantwortet, wir wissen aber anderweitig, daß sie gerettet sein müssen, denn nach dem slavischen Biographen befanden sie sich unmittelbar nach dem Martyrium bei Herzog Boleslaw in Gnesen, und die Leidensgefährten des Märtyrers, die Augenzeugen seines Todes, von welchen Brun seine Nachrichten erhalten haben will [1]), können nur sie gewesen sein; von Gaudentius endlich erfahren wir nicht bloß, daß er im December 999 in Rom verweilte, wo dann auch wol Benedikt mit ihm war [2]), sondern er wurde auch der erste Erzbischof der polnischen Metropole Gnesen. Von Adalberts Leichnam erzählt Brun, wie schon angedeutet, wenigstens mittelbar [3]), daß Herzog Boleslaw das Haupt sowol wie den übrigen Körper als einen theuren Schatz den Heiden für eine große Summe Geldes abgekauft habe. Nach dem ausführlicheren, aber freilich schon stark mit Wundererzählungen versetzten slavischen Bericht nahm ein nach wenigen Tagen an der Unglücksstelle vorüberkommender Wanderer das Haupt des Märtyrers vom Pfahle und überbrachte es nach Gnesen zum Herzoge, der es ihm für eine Summe Geldes abkaufte. Mit einer noch größeren Summe wurden dann herzogliche Boten nach Preußen, wohin ihnen Adalberts frühere Begleiter selbst [4]) als Führer dienten, abgesandt und lösten auch den Leichnam, den inzwischen der Fluß ans Land gespült hatte, aus den Händen der Heiden. In Gnesen aber wurde die Reliquie von Herzog und Volk mit geziemender Ehre empfangen und in der Basilika feierlich beigesetzt.

[1]) Kap. 32: Ajunt qui in illo agone fuerunt. [2]) Giesebrecht in Preuß. Prov. Blätt. 1860 I S. 65. [3]) Kap. 34: a duce finitimo Bolezlavo grandem pecuniam accepturos se putant (Pruzzi), ut res erat, quando reverentissimum corpus et caput, desiderabilem thesaurum, vendunt. [4]) Sie sind doch unter den discipuli sancti Adalberti der Passio offenbar zu verstehen.

Nachtrag.

Nachdem ich die vorstehende Abhandlung schon vor einiger Zeit niedergeschrieben, sind mir noch zwei neuere Versuche den Ort des Todes Adalberts ausfindig zu machen bekannt geworden. Da ich aber nicht in der Lage bin den Ausführungen derselben zustimmen zu können, so genügt es hier nachträglich meine abwehrende Stellung zu begründen. — Ganz diesem Gegenstande gewidmet ist:

E. Titius, wo liegt Cholinun? Eine Untersuchung über die Todesstätte des h. Adalbert. (Programm der höheren Bürgerschule zu Culm, 1870.)

Der Verfasser will das Cholinun der dritten Lebensbeschreibung Adalberts in dem noch immer nicht ganz aufgeklärten Chomor Sancti Adalberti, wo nach der Friedensurkunde von 1249 eine der dreizehn neuen Kirchen in Pomesanien erbaut werden sollte, wiederfinden, und dieses wieder identificirt er mit dem späteren Dorfe Koltenen an der oberen Sorge bei Christburg.

Zunächst glaubt der Verfasser die Seereise Adalberts verwerfen zu müssen. Dagegen erwidern wir: wenn eine Thatsache in glaubwürdigen Quellen in unverfänglicher Weise überliefert wird, so darf man sie, soll nicht alle gesunde Kritik aufgehoben werden, nicht ohne Weiteres verwerfen, wenn sie auf den ersten Blick unwahrscheinlich, ja selbst „unglaublich" erscheint, es sei denn daß innere Gründe sie unhaltbar machen. Die letztere Voraussetzung trifft aber in diesem Falle nicht zu, sondern vielmehr das Gegentheil. In den an Polen selbst grenzenden Strichen Preußens konnte Adalbert aus den auch von uns oben angeführten Gründen kaum die Predigt wagen, er mußte vielmehr eine Gegend suchen, in welcher er erwarten durfte keine feindseligen Gemüther zu finden, und dieses war vorzugsweise von Samland zu hoffen, dessen Bewohner mit allen Völkern der Ostsee in Handelsverbindung standen, an den Umgang mit Fremden gewöhnt waren und nicht lange nach dieser Zeit trotz des Festhaltens am Heidenthum wegen ihres gutmüthigen und friedfertigen Charakters hoch gerühmt werden. Wenn schwedische und schleswigsche Häfen in Seeverbindung mit dem Samlande standen, wie es unzweifelhaft erwiesen ist, so hat auch eine Fahrt von Danzig dorthin, die dem alten Hartknoch allerdings wol „auffallend" erscheinen konnte, für uns nichts Verfängliches, und man braucht nicht aus dem Gyddanyzc der ältesten Lebensbeschreibung willkürlich Graudenz zu machen, welches doch gewiß nicht „ebenso gut oder besser mit Gyddanyzc zu vereinigen ist als der (pol-

nische) Name Gdansk"; auch muß ein solcher Ort doch irgendwo zum ersten Male genannt werden. — Ferner findet der Verfasser es „unmöglich, psychologisch unmöglich," daß Adalbert „bei seinem ungestümen Geiste, seinem nach der Märtyrerkrone mit aller Glut der Begeisterung verlangenden Sinn," bei seinem „so schnell zufahrenden und so wenig stetigen" Wesen ruhig „die Weichsel, soweit sie durch Preußen fließt, hinabfährt, gegen dreißig Meilen weit immerwährend das Land, in welchem er predigen, das Volk, welches er bekehren will, zur rechten Hand hat, jedes Gebäude, jeden Menschen auf dem rechten Ufer sieht und mit den Leuten fast sprechen kann, ohne ein einziges Mal den Versuch zu machen, gerade an dieser Stelle mit dem Bekehrungswerke zu beginnen." Aber wenn wir auch von dem Charakter des Märtyrers, den wir uns doch anders vorstellen, hier ganz absehen, so ist das landschaftliche Bild, welches der Verfasser entwirft, ein ganz falsches, geradezu unmögliches. Gebäude und Menschen dürfte es wol schwer geworden sein damals auf dem rechten Weichselufer zu sehen, die sumpfigen Werder zwischen der Weichsel und der damals noch vorhandenen alten Nogat waren sicherlich ebensowenig bewohnt, wie der große Werder zwischen der Weichsel und der unteren Nogat; später, als der Orden ins Land kam, gehörten alle Weichselwerder zum pommerischen Gebiete, so daß auch wol schon früher nicht die Weichsel selbst, sondern die Nogat die Westgrenze des Preußenlandes bildete. Auch von Danzig aus, wie der Verfasser es doch wenigstens erwarten möchte, würde es Adalbert aus dem angedeuteten natürlichen Grunde wol nicht gelungen sein ins eigentliche Preußenland einzudringen.

Das Schweigen der dritten Lebensbeschreibung von dieser Seereise findet, wie Ketrzynski erwiesen hat, in der fragmentarischen Gestalt, in welcher sie uns erhalten ist, seine genügende Erklärung.

Allerdings endlich ist es ja richtig, daß wir erst etwa seit dem Jahre 1300 die Erzählung von dem Tode Adalberts im Samlande schriftlich aufgezeichnet finden, wenn aber kaum ein halbes Jahrhundert früher eine ganz andere Gegend allgemein als diejenige bekannt war, in welcher jenes Ereigniß sich zugetragen, so muß man fragen: wie ist es möglich, daß dieser Ruf auf einmal verloren gehen, daß eine andere Gegend so wenig später den Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, ohne daß von dorther Widerspruch dagegen erhoben wurde? Dieses vollends ist mir wenigstens ganz unerklärlich.

Es wird also vor der Hand nichts übrigbleiben, als dem Samlande den Ruhm, welchen es nun seit mehr als einem halben Jahrtausend genießt — wenn anders es ein Ruhm ist — auch fernerhin noch zu belassen.

St. Maronski, Verfasser einer Abhandlung über „Die stammverwandtschaftlichen und politischen Beziehungen Pommerns zu Polen bis 1227“ (im Festprogramm des Gymnasiums zu Neustadt in Westpreußen, 1866), kommt in derselben gelegentlich (S. 14 Anmerk. 128) zu gleichem Resultate wie Titius, daß nämlich Adalbert irgendwo in der Nähe des rechten Weichselufers sein Ende gefunden habe. Er sucht kurz vorher zu erweisen, jedoch ohne, wie es mir scheint, stichhaltige Gründe dafür beibringen zu können, daß auch die Landschaften Pomesanien und Pogesanien ursprünglich nicht von Preußen, sondern von pommerischen Slaven bewohnt gewesen seien, und dazu paßt ihm denn auch ganz gut die Angabe einer polnischen Chronik, Adalbert sei nach Preußen gegangen und dort von den Kaschuben getödtet. Aber diese Angabe steht erstlich ganz vereinzelt da und widerspricht aller ächten Ueberlieferung, und fürs Zweite ist die Chronik, welche sie enthält, jedenfalls, wie auch ihr Herausgeber anerkennt, keiner früheren Zeit zuzuschreiben als der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; endlich befinden sich in dem Anfang dieser Chronik, wo die Notiz über Adalbert steht, fast nur nachweislich falsche Angaben. Die Chronik bezeichnet sich übrigens selbst als Cronica Petri comitis Polonie und ist herausgegeben in: Piotr syn Wlodzimirza slawny dostojnik Polski wieku dwunastego i Kronika opowiadająca dzieje Piotrowe. Przedstawil August Mosbach. Ostrow, 1865. S. 18—45.

Dr. Karl Lohmeyer in Königsberg.

Der Preußische Spessart.

Eine geographisch-topographisch-statistische Skizze.

Lage, Umfang, Grenze und Glieder. Der Name Spessart, nach Riehl der Vorhof der Rhön, wird von Spechteshart, Spechtswald abgeleitet. Der Spessart, ehemals Spechteshart, Silva picaria, die Limes des alten Nordgaues, in der Urgeschichte Deutschlands als ein Theil des Saumes von dem großen Hercynischen Wald betrachtet, welchen die Geographen des Mittelalters bis in den Steigerwald und Thüringerwald, ja sogar bis zum Böhmerwald sich ausdehnen ließen, liegt zwischen der Rhön (nördlich), dem Odenwald (südlich) und dem Vogelsberg (westlich). Mit ersterer hängt er durch den Landrücken zusammen, während er von

den letztern einestheils durch den Main, anderntheils durch die Kinzig getrennt wird. Diese drei Gebirge nebst dem südlicher liegenden Schwarzwald stimmen bezüglich ihrer äußeren Gestalt, Bewachsung, ihres Klimas und Volkslebens vielfach überein, indem sie sich als eine große Gesammtformation (Buntsandsteingebirg) darstellen, welches vor dem Durchbruch des Mains (bei Miltenberg) und des Neckars (bei Heidelberg) zusammenhing. Von der Rhön her beginnt der Spessart bei Schlüchtern da, wo die Kinzig entsteht, und zwar mit den Bergen Sternfirst, Langenberg, Hainwald und Schwarzer Schlag, zwischen den Ortschaften Wiperts und Bellings.

Die geographische Lage des Gebirgs ist folgende: Johannisberg 26° 48′ 26″ o. L., 50° 1′ 49″ n. Br.; Aschaffenburg 26° 28′ 37″ o. L., 49° 58′ 37″ n. Br.; Heinrichsthal 26° 50¹ o. L., 50° 12′ n. Br.; Rohrbrunn 27° 2′ o. L., 49° 51′ n. Br.; Rothenbuch 27° 2′ o. L., 50° 3′ n. Br.; Krausenbach 26° 59′ o. L., 49° 51′ n. Br.; Birchbrunn 27° 10′ o. L., 49° 50′ n. Br.; Lohr 27° 9′ o. L., 50° 8′ n. Br.

Die Angaben über die Grenze und den Umfang des Spessarts sind verschieden. Es gibt eine weitere (natürliche) und eine engere (politische) Grenze. Jene ist sehr deutlich gezogen; sie läuft von Gemünden, dem Main folgend, bis Hanau und bildet so die südliche Grenze; die Kinzig, von ihrem Ursprunge bis zur Einmündung in den Main, macht die westliche Grenze und die Sinn die östliche. Die weiteren Grenzen des Waldgebirgs, topisch und topographisch genommen, erstrecken sich demnach in einer Länge von 6, 7 und 11 Meilen, nämlich von Orb (nördlich) bis zum Engelsberg (südlich) und in einer Breite von 8 Meilen, an der breitesten Oeffnung des Mainbogens. An ihr liegen folgende Ortschaften: Obersinn, Mittelsinn, Burgsinn, Rieneck, Gemünden, Lohr, Rothenfels, Kreuzwertheim, Stadtprozelten, Klingenberg, Aschaffenburg, Dettingen, Gelnhausen, Meerholz, Wirtheim, Aufenau, Saalmünster, Steinau und Schlüchtern. Durch diesen, von dem Main, der Kinzig und der Sinn gebildeten Ring wird eine Fläche von 32 Quadratmeilen eingeschlossen.

Die engere Grenze, die zusammenhängenden Forste, wird durch einen Kreis gebildet, der eine Fläche von 28 Quadratmeilen einschließt. An ihr liegen die Orte: Grünmorsbach, Ebersbach, Eichelsbach, Eichau, Oberndorf, Esselbach, Ruppertshütten, Flörsbach, Kahl, Erlenbach und Unterbessenbach.

Die engsten (preußischen) Grenzen endlich, im Norden und Westen, laufen von Jossa über Marjoß, Mernes, Burgjoß, Oberndorf, Pfaffenhausen, Lohrhaupten, Flörsbach, Rosbach, Lützel, Hör-

bach, Hüttengesäß, Reusses, Gelnhausen, Wirtheim, Aufenau, Saalmünster, Steinau, Schlüchtern, und über Bellings zurück nach Jossa.

Der Spessart ist ein vielkuppiges Waldgebirg mit unzähligen, dichtzusammenhängenden Bergen und Hügeln mit steilen Abhängen. Aus dem gesammten Bergland ragen nur wenig nennenswerthe Höhen, weshalb auch sein Anblick einen wenig befriedigenden Eindruck auf den Beschauer macht. Der Westabhang fällt steiler ab als der Ostabhang. Die Höhen bestehen meistens nur aus breiten, flachhalbkugeligen Rücken und Hügeln, die Thalsohlen sind oft ganz schmal, viele Mulden in sich schließend, in welchen sich die Ortschaften angesiedelt haben.

In politischer Hinsicht pflegt man unter dem Spessart nur jenes Waldcontiguum zu verstehen, welches von der südlichen Grenze anhebend, bis in die Nähe von Aschaffenburg zieht, dort sich östlich wendet und an den Bergrücken der hohen Birkenhainer Straße sich anlehnt. Indessen band sich auch an diesen Waldcomplex der Name „Spessart“ nicht immer: man nahm nach bestimmten Abgrenzungen die größere Masse jenes Waldes auf, welche reines Staatseigenthum war. Daher die bekannten Benennungen: Meinzer, Würzburger und Löwensteiner Spessart. Richtiger und bezeichnender ist aber die Eintheilung in Hoch-, (Alt)-, Vor- und Hinterspessart.

Unter Hochspessart (das Centralgebirg), von der westlichen Mainkrümmung bis hinauf zum Orber Reissig, versteht man das waldreiche Bergland des Buntsandsteingebirgs. Bezüglich seiner Elevation steht er weit unter den „Küppeln“ der benachbarten Rhön; die bedeutendsten Höhen gehen nicht viel über 1800′ hinauf. Die durchschnittliche Höhe über dem Main ist 1256′, die des Hauptgebirgs 1450′. Die Vorberge haben im Durchschnitt 1014′. Der höchste Punkt mißt 1900′, der niedrigste 368′.

Der Vorspessart liegt an der Aschaff (zum Main) und an den ausgeweiteten Thälern der oberen und mittleren Kahl. Seine Thäler sind meist flach, und das Plateau ist durchgängig bewaldet.

Hinterspessart nennt man jene Partie, welche gegen die Kahl und die Kinzig hin liegt.

Im Hochspessart, bis zum 16. Jahrhundert tiefste Wildniß, liegen die Orte: Burgjoß, Alsberg, Bieber und Lohrhaupten. Zum Spessart rechnete man nicht die Waldungen, welche bei Orb, Lohr und Gemünden lagen.

Ziemlich schwer hält es, aus den verworrenen, nebeneinanderliegenden Gruppen des Waldgebirgs, welches nach der Mitte hin an Masse und

Höhe zunimmt, Charakter und Einheit herauszufinden und einen Mittelrücken mit Knotenpunkten und Jochen zu unterscheiden. Dennoch ist eine Art von Kamm, ein Schlußrücken erkennbar, der als Wassertheiler die Gesammtmasse in eine östliche und eine westliche Hälfte theilt und von dem aus die verschiedenen Verzweigungen nach allen Richtungen hin laufen. Dieser Kamm läuft von Norden nach Süden, vom Orber Reissig bis zum Engelsberg, uud heißt im Volksmunde die Eselshöhe. Ueber ihn hinweg geht der Eselspfad, ein uralter Weg, von welchem noch deutliche Spuren vorhanden sind, ein Weg, der schon von den ältesten Bewohnern des Spessarts und nachmals von den Römern als Straße und theilweise als Grenzwehr benutzt wurde.

Unter „Orber Reissig", auf den ältesten Karten so benannt, versteht man Hochfläche mit Steppen und Wildfeldern, die nach O. in den Sinngrund, nach W. gegen Orb und Bieber hin liegt. Der Hauptberg derselben ist der Wintersberg.

Wahrscheinlich war das Orber Reissig einst ein vorzüglicher Eichenhochwald; jetzt ist es aber nur ein bestockter Boden mit verkommenem Eichenreissig, durch planlose und mißbräuchliche Benutzung dahin gelangt. Hervorragende Berge sind: der Beilstein, Geiersberg (1864′), Sandthurm, Gebrannter Berg (1699′), die Geishöhe (1670′), Hockenhöhe (1828′), der Johannisberg (1411′), Engelsberg, Jockel, der Orber Reissig (1752′). Viele derselbe bieten eine weite herrliche Aussicht, namentlich auf den Odenwald und auf das Rheinthal.

Das Gefließ. Zahlreiche Bäche entspringen dem Gebirg, die mit bedeutendem Gefälle strahlenförmig nach allen Himmelsrichtungen hin fließen und sich theils unmittelbar, theils mittelbar in den Main ergießen. Daher auch nur ein Stromgebiet, das Gebiet des Rheins. In engen Gründen sich hindurchwindend, sind diese Wasser fast durchgehend unter dem Namen Floßbäche bekannt. Zu den hervorragendsten zählen die Kinzig, Sinn, Kahl (diese jedoch nicht Floßbäche); erstere ist eigentlich nur Grenzfluß. Das ansehnlichste Thal ist das Mainthal, von Gemünden bis Aschaffenburg. Durch die Sinn in den Main gehen die Jossa und die Fellen; die Lohr, Hafenlohr, Rechtenbach, Faulbach, Haßloch, Elsava, Aschaff und Kahl fallen unmittelbar in den Main; die Orb und Bieber mit der Kaisel gehen durch die Kinzig (deren Mündung bei Hanau) in den Main.

Die Länge der Thäler wechselt zwischen $2^1/_2$ und $6^1/_2$ Stunden. Die Kinzig hat eine Länge von gegen 11 Stunden. Das Gefälle der Bäche ist 800—1040′.

Die Wasserscheide des Rheins und der Weser liegt im Norden

des Gebirgs. Sie läuft vom Dammersfeld (Rhön) über die Mottener Haube, geht dann westlich zwischen Oberkallbach und Gundhelm hindurch zum Distelrasen („Schlüchterner Anspann") und schließt sich an den Vogelsberg an. Die Flußscheiden zwischen der Kinzig und der Sinn, dieser und dem Main und letzterem und ersterer werden durch die westlichen, östlichen und südlichen Ausläufer (Rippen) des Hauptrückens gebildet.

Klimatisches. Die Eselshöhe theilt auch klimatisch unser Bergland in zwei Hälften, in eine östliche und eine westliche. Im Allgemeinen ist die erstere rauher als die zweite, die an einzelnen Punkten sogar mild genannt werden kann. Nur in den Waldregionen herrscht ein strenges Klima. Besonders hart ist die Kälte in den dichtgeschlossenen Thälern, wo Luftzug mangelt. Häufige Früh- und Spätfröste, welche in Folge der Entholzung zugenommen haben, sind dem Fortschritt der Vegetation nicht wenig hinderlich. Frühfröste kommen jedoch seltener vor als Spätfröste. Von diesen werden hauptsächlich die südlichen und westlichen Berge betroffen. Die Höhenangaben einiger Ortschaften werden dies einigermaßen veranschaulichen: Kropfbrunn 1401', Heinrichsthal 1354', Rohrbrunn 1551', Rothenbach 1216', Rechtenbach 1150', Weibersbrunn 1133', Hessenthal 1009', Johannisberg 1112', Orb 883', Mespelbrunn 941', Aschaffenburg 464'.

Ueberraschend ist hier der Wechsel der Temperatur im Hoch- und Vorspessart. Wenn im Spätherbste im Vorspessart empfindliche Regenschauer als Vorboten des nahen Winters eintreten, dann fällt in den Höhen bereits Schnee und Hagel. Zu der Zeit, wo der größte Theil des kurmainzischen Spessart als Wildbahn eingeplankt war, gehörte es nicht zu den Seltenheiten, daß das Wild Mitte, selbst noch Ende April in den Wildscheunen gefüttert werden mußte. In Schluchten, neben den Zäunen und Mauern der Feldmarken, erhalten sich Reste von Schnee bis in den Sommer hinein. Wenn beim Eintritt des Frühlings die Pflanzen in der Umgegend von Aschaffenburg bereits in ihrer vollen Entwickelung begriffen sind, merkt man im Hochspessart noch nicht die geringste Spur von einem vegetabilischen Leben.

Im Spessart kennt man eigentlich nur zwei Jahreszeiten, deren Uebergang schroff abgegrenzt ist: den Sommer und den Winter; Frühling und Herbst sind kaum bemerkbar.

Der Winter tritt rasch und mit großer Strenge auf. Wie in der nachbarlichen Rhön im Sommer durch das Zurückprallen der Sonnenstrahlen unerträgliche Hitze herrscht, die überdies wegen der kahlen Oberfläche noch sehr gesteigert wird: so ist es auch hier der Fall. — Auf einen milden Tag folgt in der Regel ein unfreundlicher Abend und eine kühle, kalte Nacht.

Das forstmännische klimatische Jahr beginnt im Spessart mit dem Mai. Im ersten Drittel dieses Monats entfaltet die Birke ihr Laub, Ausgangs April kommt das Laub der Aspen, Saalweiden und zeigen sich die röthlichen Knospen der Buche. Bis zum 20. oder 25. Mai ist das Laub derselben völlig entwickelt, während bei dem der Eiche dies erst Anfangs Juni der Fall ist. Im Juni vollkommener Sommer. Juli und August haben gleiche Temperatur, wobei die Hitze noch im Steigen ist. Ende August tritt die Abkühlung ein. Im September bleibt die Wärme unverändert. Regenschauer im October im Vorspessart deuten auf Schneeflocken im Hochspessart. Anfangs November fällt Schnee im Gebirge, der jedoch wieder schmilzt; aber vom 2. Drittel dieses Monats an behält der Boden sein winterliches Gewand, welches er erst im April des folgenden Jahres wieder ablegt. Der December bringt eine Schneedecke, die 3—4′ dick ist, und der Frost wird da so heftig, daß mit den Holzhauungen eingehalten werden muß. Den tiefsten Schnee haben die Reviere Rohrbrunn, Altersbach, Krobbrunn, Erlenfurt und Büchbrunn. Ueber die harte Schneedecke setzt das Wild hinweg, und die Floßbäche, nicht selten bis auf den Grund gefroren, starren in Eis. Die Aequinoctialstürme wüthen hier ungemein heftig, indem sie manchen Riesenstamm entwurzeln. Nordostwinde herrschen Ende März und Anfangs April, die den Boden austrocknen und häufige Waldbrände verursachen. Gegen Ende April erfolgt dann rascher Uebergang von der Kälte zur Hitze.

Nach Klauprecht ist die Höhe des fallenden Regens (Gegend um Aschaffenburg) 26 Zoll. Höher ist die Regenmenge im Spessart.

Vorspessart:	(ganz. Jahr.)	Winter.	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Th. E.
	+ 9.88	+ 0.75	+ 10.35	+ 18.70	+ 10.34	Th. R.
	+ 7. 9	+ 0.60	+ 8.25	+ 14.46	+ 8.27	
Spessart:	+ 8.47	+ 0.19	+ 8.77	+ 16.59	+ 8.75	E.
	+ 6.86	+ 0.15	+ 7.02	+ 13.23	+ 7.00	R.

Bewohner. Lebensart. Volksbräuche. Wohnort. Im Spessart wohnt eine gemischte Bevölkerung. Im Westen, an der Kinzig, ähnelt sie den fuldaischen Hessen, im größeren Theil des Gebirgs, welches dem Main nahe liegt, wohnt westfränkischer Stamm, fränkischer Mundart, die nach Hanau hin in die rheinische übergeht, ein leichtsinniges, waghalsiges Völkchen, wie schon Tacitus sagt. Auf der Höhe des Westfußes lassen sich Anklänge an den aschaffenburger Jargon vernehmen. Der Hauptstamm in Hessen ist der fränkische; er verbreitet sich über Fulda und Hanau in verschiedenen Schattirungen. In den Ebenen Hanaus sind hermundurische Dörfer; doch hatten sich auch Slaven in die Chatten eingemengt. Am buntesten ist die Mischung im Kreise Hanau, wo sich die Römer Jahrhunderte lang behaupteten, hier Italiener und Gallier zurück-

lassend. In neuerer Zeit vermehrten die Grafen von Hanau diesen Mischmasch noch, indem sie Holländer, Wallonen und Franzosen, welche ihr Vaterland der Religion halber verlassen mußten, in großer Menge aufnahmen.

Der magere Sandboden, woraus das Gebirge zum großen Theil besteht, vermag die rasch wachsende Bevölkerung nicht ausreichend zu ernähren. Der Ausfall an Feldfrüchten kann nur durch mangelhafte Ernährung ausgeglichen werden. Kartoffeln und wieder Kartoffeln bilden den Kern der Mahlzeit; eine elende Kaffeebrühe schützt vor gänzlichem Verhungern, und der Kartoffelbrei tritt an die Stelle des nahrhaften Erbsenbreies. Es geht den Leuten (wie Riehl bemerkt), wie den Vögeln unter dem Himmel: im Sommer haben sie fette (?), im Winter magere Zeit. Deshalb durchschnittlich ein kleiner schmächtiger Menschenschlag, der selbst von den Arbeiten an der Eisenbahn wegen ungenügender Arbeitskraft zurückgewiesen wird. Unter den Conscribirten des Bezirks Orb und Rothenbuch (Bayern) waren in den letzten Jahren nur 4,4 uud 4,5 pCt. über 6′ bayer. groß. Diese zwei Bezirke zählen die meisten Mindermäßigen mit 6′, 5 und 6′, 8 pCt. Ehedem stand der Hochspessarter in dem Rufe der größten und stattlichsten Männer des kurmainzischen Landes, die sich an der guten Menagekost bald herausgefüttert hatten. Aber trotz ihrer Kleinheit und Schwäche hat ihre Wehrhaftigkeit noch nicht abgenommen; denn unter 100 Conscribirten sind nach den Verzeichnissen der letzten Jahre nur 15 Untaugliche gefunden worden, was in einem auffallenden Gegensatz zu den bezüglichen Verhältnissen in Sachsen, zum Theil auch in Thüringen steht.

Die Frauen des Spessarts sind klein und schlank; sie tragen, im Gegensatz zu den Höckern am Main, ihre Last nach romanischer Sitte auf dem Kopfe, wenigstens die Bewohner der Westhälfte, was zu einem geraden aufrechten Gange zwingt. Was ihnen an Kraft abgeht, das ersetzen sie durch Hurtigkeit in ihrem Thun.

Zwischen den Bewohnern des Vor-, Hoch- und Hinterspessarts besteht bezüglich ihrer körperlichen Beschaffenheit ein merklicher Unterschied. Die Siedler im kurmainzischen und fuldaischen Spessart sind im Allgemeinen schlank bei geringer Geneigtheit zur Wohlbeleibtheit, von mittlerer Größe mit blonden oder röthlichbraunen Haaren, in der Jugend in beiden Farben spielend. Die Gesichtszüge mehr platt, aber scharf ausgeprägt, die Stirne niedrig. Dralle, kernige Mädchengestalten sind selten. Etwas kräftiger sind dieselben im Bachgau und im oberen Kahlgrund, wo schon mehr Wohlhabenheit herrscht. Im Hoch- und Hinterspessart, wo Kartoffeln und Schnaps eine große Rolle spielen, begegnet man häufig

Spuren von Verkommenheit, weshalb die Bewohner dieser Gegenden kaum die mittlere Größe erreichen. Ihr Gang ist müde und schleppend, ihr ganzes Wesen zeigt überhaupt wenig Energie.

Zu der körperlichen Verkommenheit tritt noch das Leiden des Proletariats. Ob zehn nackte Jungen als Erben der Armuth in der kahlen Hütte umherlaufen, das ist dem Hochspessarter ganz und gar gleichgültig. In einigen Orten kommen durchschnittlich 6 Kinder auf eine Familie. Das Landgericht Alzenau (Bayern) zählte im Jahr 1854/55 nicht weniger als 121 Concubirte und 148 uneheliche Kinder.

Aber trotz dieser ungünstigen Verhältnisse erreicht der Spessarter ein hohes Lebensalter. Die meisten der so verrufenen Bezirke zeigen günstigere Sterblichkeitsverhältnisse als z. B. die Stadt London und die großen englischen und continentalen Fabrikorte.

Charakter. Die Bevölkerung der östlichen Thäler des würzburger Spessarts bildet den Uebergang zu Westfranken im ehemaligen kurmainzischen Gebiete. Es wird dem fränkischen Bauer nachgesagt, er sei prozeßsüchtig. Ein Sprichwort sagt: „den Franken kannst du zwar zum Freund, doch nicht zum Nachbar haben," und der Kurmainzer hält dem Franken, der froh ist, nicht so grob als der Rheiner zu sein, entgegen:

„Die Franken und das böse Geld
Führt der Teufel durch die ganze Welt."

Am Hoch- und Hinterspessart gehen Armuth und Besitzlosigkeit Arm in Arm. Die Waldarbeit (zu einer andern Arbeit taugt der Spessarter nicht viel) böte noch etwas Verdienst, aber die Arbeitsscheu ist größer als Hunger und Elend, was er mit stoischem Gleichmuth erträgt. Nichts bezeichnet die Armuth des Spessarters mehr als folgendes Sprichwort: „ein Klingenberger Spatz kann nicht über den Main fliegen, denn er verhungert unterweges," und ein Märlein heißt: Bei Schmachtenberg und Klingenberg trafen sich Mücke und Floh. Die Mücke sagte: „ich wandere aus, weil ich befürchte von den Klingenbergern als Braten verzehrt zu werden," und der Floh sprach: „die Schmachtenberger Hemden wären gar zu grob, drum wandere er aus."

Der Spessarter Holzhauer erhebt sich im Winter kaum vor 8 Uhr von seinem Laubsack, verzehrt gemächlich seine Bohnensuppe mit obligaten geprellten Kartoffeln, erscheint kaum vor 9 Uhr auf dem Arbeitsplatz und beschließt sein Tagewerk schon wieder um 4 Uhr Nachmittags, nachdem er von 12—2 Uhr Mittagsruhe gehalten hat. Ist das Wetter schlecht, dann nimmt er den Kartoffelsack von der Schulter und verdämmert auf der Ofenbank den lieben Tag.

Der Hochspessarter ist zurückhaltend und mißtrauisch, läßt sich nur

schwer überzeugen und processirt gern. Doch sind ihm grobe Excesse fremd, und körperliche Sicherheit ist bei ihm nie gefährdet. Eigenthumsverletzungen, die ihm in früherer Zeit zur Last gelegt wurden, beschränkten sich lediglich auf einige Forst- und Waldfrevel nach dem irrthümlichen Grundsatz, daß er nur ein durch Gewalt ihm entrissenes Eigenthumsrecht mit List und Gewalt sich wieder zurückhole. Fleißiger und ruhiger ist der Hinterspessarter und Kahlgründer. Des besten Rufes erfreut sich der Bewohner des Bachgaues. In den früheren Zeiten, wo sich das kurmainzische Land mit entlaufenen Züchtlingen bevölkerte, entstand das gemeine Sprichwort: „Ein echter Spessarter muß den Herrngott vom Kreuz stehlen können."

Bezüglich der Höflichkeit ist es recht auffällig, daß, während man auf der östlichen Hälfte des Gebirges den Fremden grüßt, dies unterlassen wird, sobald man den Kamm überschritten hat und sich Aschaffenburg nähert.

Ein ganz eigenthümliches Völkchen sitzt auf der Hochplatte zwischen dem Main und der Haßloch, weiland wertheimische Unterthanen, welches sich merklich von seinen katholischen Nachbarn unterscheidet. Es ist ein stiller, ruhiger, besonnener Menschenschlag, unermüdlich thätig, wortkarg und dabei im hohen Grade religiös und sittlich rein. Bedächtig wie die Alten sitzen die Kinder, Knaben und Mädchen, in ihrem saubern Gewande auf der Kirchhofsmauer, jene spielend, diese strickend, während die Alten beschaulich auf sie blicken. In ihrem Familienleben herrscht noch ein patriarchalischer Geist; die elterliche Obergewalt gilt bei ihnen, bis Vater und Mutter auf der Bahre liegen. Die Ehen sind nicht kinderreich und von der Furcht beeinflußt, die Nachkommenschaft möchte zu groß werden. Uebrigens arbeitet der Bauer dieses Winkels nicht für sich, sondern für seine Nachkommen. Sobald er nicht mehr im Stande ist zu arbeiten, dann wünscht er sich den Tod.

Hier muß schließlich noch des Aschaffenburger Fischers Erwähnung geschehen, der dort in der *Fischergasse* sitzt und seine Originalität bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Diese Fischer sind zünftig und gebrauchen unter sich die Anrede „Cumpär". Es ist dies ein geweckstes und stets zungenfertiges Völklein, dessen Mutterwitz sprichwörtlich geworden ist. Sie haben ihr besonderes Gesellschaftslocal, in welchem sie nach vollbrachtem Tagewerk zusammenkommen, trinken und plaudern. Ihr Schutzheiliger ist St. Nikolaus, dessen Feier sie jährlich am 6. November begehen. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatten sie so großen Verdienst, daß sie sagen konnten: „Geld habbe mer genug, wemme ner soviel Dorst hätte." Diese Redensart hat sich aber jetzt in das Gegentheil verkehrt.

Nahrung. Der Tisch des Spessarters ist, wie zum Theil schon aus dem vorher Gesagten erhellt, sehr einfach bestellt und steht in einem grellen Gegensatz zu dem des Gauländers, selbst dem des Rhöners. Brodsuppe, Bohnensuppe, geprellte Kartoffeln und der unvermeidliche Branntwein spotten jeglicher Kochkunst und machen sie völlig entbehrlich. Im ganzen Hochspessart ist Milch im Winter, die das Schmalz zu den Kirmeskuchen wie zum Kartoffelbätscher ersetzt, ein unerhörtes Ding. Fleisch gibts höchstens nur bei der Kirmes und bei Hochzeiten. Beim Schluß der Ernte und beim Ausdrusch fällt das Mahl auch etwas reichlicher aus. Von welcher Qualität der Kaffee ist, mag man wissen, wenn man hört, daß statt der Kaffeebohnen geröstetes Korn oder Gerste verwendet wird. Dieses elende Gebräu in Verbindung mit dem Branntweinfusel verfehlt denn auch seine nachtheilige Wirkung nicht. Ein gutes Bier könnte dem übermäßigen Verbrauch des Branntweins Einhalt thun; allein dazu mangelt es dem Spessarter an Geld und Raum. Die erbärmlichen Wirthshäuser im Gebirg verdienen diesen Namen nicht. Der Apfelwein, der bei den Westfranken in großer Gunst steht, gibt freilich wenig Kräfte.

Tracht. Wie in andern Gegenden Deutschlands, so mangelt es auch hier an einem volksthümlichen bäuerlichen Gewande, wenigstens in den dem Main zunächst liegenden Thälern. Am originellsten kleidet sich noch der Bewohner jener erwähnten Hochfläche zwischen Main und Haßloch. Den Kopf bedeckt ein runder Hut mit breiter Krämpe, dessen zwei Seiten Werktags aufgeschlagen sind und nach vorne eine Schaufel bilden. Am Sonntage wird auch die dritte aufgekrämpt. Das meist blonde Haar ist nach altdeutscher Sitte kurz geschnitten. Um den Hals wird ein schwarzseidenes Tuch geschlungen. Die kurze Weste (das „Brusttuch") ist von dunkelblauem Zeug mit halbkugelförmigen, eng aneinander stehenden Metallknöpfen, dessen Ränder hellblau garnirt sind. Ueber der Weste liegt der bis auf den Nabel reichende weite „Janker" (die Aermelweste) und darüber der weitschößige Rock mit umgeschlagenem Kragen (der „Mutzen"). Beide sind aus dunkelblauem Tuche. Am Werktage trägt man den grünen Beidermannsrock, den alten echten Spessarter Rock; daneben die weiße leinene Hose. Die gelblederne Kniehose ist Feiertagsstaat. Wird dieser angelegt, so gehören dazu schwarze wollene Strümpfe und Wadenstiefel. Den langen Hasel- oder Weißdornstock trägt man nur bei der Arbeit, während des Kirchgangs, beim Gang ins Gericht oder Besuch des Pfarrers. Als Zeichen des höchsten Staates, bei Hochzeiten, Kindtaufen und der Communion, gilt dann noch ein weiter, bis auf die Knöchel herabreichender dunkler Radmantel ohne Kragen, der über das Ganze geworfen wird.

Wie in der Rhön, so trifft man auch hier bei den Frauen, die bekanntlich mit mehr Zähigkeit an dem Althergebrachten hängen, noch mehr Eigenthümliches in der Tracht an. Doch verwischt sich, Dank der immer weiter vorschreitenden modernen Cultur, dieselbe mehr und mehr. Der Kopfputz der Weiber ist mit einigen Variationen die fränkische Bandhaube, deren cylinderförmige Gupf zu einem kleinen Käppchen zusammengeschrumpft ist. Dagegen haben sich die Ohrlappen zu einer förmlichen Haube ausgedehnt, die sich fast um den ganzen Vorderkopf schmiegt; vom Haar ist auch keine Spur zu sehen. Ueber dieser Kappe trägt die Frau beim Kirchgange und die Braut, wenn sie zum ersten Male ausgerufen wird, noch eine weiße Haube. Im Hause und bei der Arbeit genügt statt jener ein dunkles Tuch (der „Kopflappen"), welches umgeschlagen und am Kinn zusammengebunden wird. Um den Hals ziemt sich vor Allem das „Pubele", eine 10—12fache Reihe offener seidener Schnüre, eine Art Coller bildend. Darüber wird ein halbrothes Halstuch getragen. Das Leibchen ist aus Baumwollenzeug mit rothem Vorstoß, ziemlich weit und viereckig ausgeschnitten, und mit kleinen violetten Knöpfen besetzt. Der sehr faltenreiche dunkelblaue, braune oder violette Rock geht hoch bis über die Hüfte hinauf und reicht kaum bis auf die Waden. Ein bunter Vortuch (Schürze) von dunkelblauem Perkal, blaue Strümpfe mit weißen Zwickeln und weitausgeschnittenen Schuhen vollenden den Anzug.

Im Hochspessart bestand die alte Tracht des Bauern in einem breitschaufeligen, hinten aufgestülpten sog. „Schlapphut", der bei Regenwetter zugleich als Schirm diente, indem in diesem Falle alle Schnüre gelöst wurden. Ueber der rothen Tuchweste wurde der hellgrüne, bis auf die Knie reichende Linnenrock mit Stehkragen, weiten Aermeln und breiten Aufschlägen und großen übersponnenen Knöpfen getragen. Später verlängerte man die Schöße bis auf die Knie. Der selbstgesponnene und gewebte Stoff wurde auch daheim gefärbt. Die Hose war die bocksléderne Kniehose mit Schnallen. Baumwollene Strümpfe mit Bändern und Schnallenschuhen machten den Beschluß der Mannskleidung. In den Vorgründen des Spessarts und im Kahlgrund sah man früher auch Gamaschen, besonders im Winter. Der alte Hochspessarter ging nie aus, ohne seinen Wachholder- oder Weißdornstock von der Länge eines gewöhnlichen Mannes in der Hand zu haben. Heutzutage wird diese Tracht nur noch fragmentarisch angetroffen. Jetzt trägt man eine lange Hose und Jacke aus Beidermann, die auch bei der ärmeren Classe als Sonntagsstaat gelten. Virchow fand im Jahre 1852, wo er den Spessart besuchte, nur noch einen einzigen Mann, der einen selbstgefertigten Beidermannsrock trug.

Selbst der billige Holzschuh mit Ausnahme einiger, der Rhön naheliegenden Thäler hat dem ledernen Schuh weichen müssen.

Sitten und Bräuche. Auch im Spessart herrscht der Glaube, daß die Schwangere nicht spinnen darf, weil sonst das Kind gehängt wird. So darf man auch aus dem Hause der Wöchnerin nichts verborgen, denn außerdem kann die Hexe dem Kinde leicht beikommen. Gewöhnlich schon am 8. Tage nach der Geburt wird die Taufe an dem Neugebornen vollzogen. Die Wahl des Gevatters fällt in manchen Orten des Spessarts auf junge Leute, früher sogar auf Kinder. In dem mehr genannten Südostwinkel des Gebirgs werden die Weiber der gesammten Verwandtschaft geladen. Vierzehn Tage nach der Taufe wird erst die „Zeche", vom Dötle ausgerichtet, gehalten. Es gibt dabei Kaffee, Wein, Butter und Käse. Wer aber den Kirchgang versäumt hat, darf nicht mitthun. Eigentliche Kindtaufschmäuse sind hier nicht im Gebrauch. Anstatt dieser eine Kaffeepartie bei Gelegenheit des „Einbindens". Die Pathengeschenke werden bis zum 13. Jahre gegeben, beschränken sich aber nur auf einen Weck zu Ostern und zu Neujahr. Das kleine Kind soll man nicht beschreien. Regnet es auf ein Kind unter einem Jahre, so bekommt es nach dem allgemeinen Volksglauben Roßmücken. Wenn ihm die Mutter die Nägel abbeißt, so wird es künftig nicht stehlen. Man darf auch über einem kleinen Kinde nicht hinwegschreiten, weil es sonst nicht wächst, man müßte dann wieder rückwärts schreiten. Liegt das Kind im Sterben und sein Taufpathe trägt es herum, dann stirbt es leichter.

Nur wenig Freuden blühen dem Kinde des Spessarts. Die liebe Weihnachtszeit geht meist sang- und klanglos an ihm vorüber, höchstens wird ihm da und dort eine „Krippe" aufgerichtet. Lichtlein leuchten ihm nur selten auf eine reichliche Bescherung. Die Ostern bringen ihm einen Stollen, zuweilen auch Eier, doch ohne alle poetische Form. Eine ganz besondere Freude gewährt dem Knaben (in Stadtprozelten) das Johannisfeuer, welches er an der „Kircheneck" am Abhange der Mainleite anzündet. Den gelöschten Brand stecken die Knaben unter das Hausdach, das bewahrt vor Feuersgefahr. In einigen Orten am Main (Faulenbach, Stadtprozelten und Dorfprozelten) besteht auch noch der uralte, aus der Heidenzeit stammende Brauch des „Todtemannswerfens".

Sind Knaben und Mädchen aus den Kinderschuhen herausgetreten, da beginnt für sie auch sofort die Arbeit im Hause und auf dem Felde. Vom Kinderspiel gehts zu den Freuden der Spinnstube und der Kirmes. In ersterer werden auch die Liebesverhältnisse angeknüpft, die nicht selten zu einem Bündniß auf Ewigkeit gerathen. Doch nicht immer wird die Neigung des Mädchens erwidert. In diesem Falle bedient sie sich des

Liebstöckels (Ligusticon leviticum), welches seine Wirkung nicht verfehlen soll. Dieses Wunderkraut trägt auch die Braut neben Rosmarin.

Das Heirathen wird im Spessart als ein reines Geschäft betrachtet. Erst nachdem der Notar das Nöthige zu Papier gebracht hat, schreitet man zur Vorbereitung der Hochzeit, die gewöhnlich an einem Dinstag stattfindet. Acht Tage vorher werden die Gäste, nicht selten die ganze Verwandtschaft geladen, eine Zahl, die oft auf 80 Personen steigt. Es gibt da besondere Hochzeitslader, zwei Mannspersonen, deren Abzeichen ein mit Bändern geschmücktes Spanisches Rohr. Ihr stereotyper Ladespruch ist: „Weshalb wir gekommen sind, werdet ihr wissen. Ihr sollt euch heute über acht Tage in der Wohnung des N. N. einfinden, den christlichen Kirchgang der Brautleute schmücken, den Segen Gottes vor dem Altare erbitten und erflehen und mit helfen nach Hause zu tragen. Was dann der gütige Gott in Küche und Keller beschert (für Viele wohl das Anziehendste der Hochzeit) sollt ihr helfen genießen und verzehren. Wir versehen uns keines Ausbleibens und sind euers Kommens gewärtig."

Bei großen Hochzeiten wird ein Ochse geschlachtet, der Bedarf an Schweinefleisch vom Metzger gekauft. Schlag 8 Uhr Morgens erscheinen die Gäste im Hochzeitshause, wo sie einen Imbiß, bestehend in Brühsuppe mit Weck, Rindfleisch mit Meerrettig und Wein und Bier erhalten. Ein kurzes Gebet leitet das Mahl ein und beschließt es. Der Kirchgang wird unter Vortritt der Musik gehalten. Die Braut wird von zwei Brautführern begleitet und gefolgt von den „Schmulmägden" (Brautjungfern). Auf dem Kopfe trägt die Braut ein cylinderförmiges Krönchen mit Flittergold und Bändern geziert. Eine nur einigermaßen stattliche Braut trägt nicht weniger als 7 Unterröcke. Die Schmulmägde tragen ein ähnliches Krönchen. Der Bräutigam zeichnet sich vor den übrigen männlichen Hochzeitsgästen blos durch den Rosmarinstengel und einen Strauß von Flitter und künstlichen Blumen auf dem Hute aus. Nach der Trauung findet in einer dazu hergerichteten Scheuer die „Scheuerpredigt" statt, deren Inhalt des Erflehen von Glück und Segen für die Neuvermählten ist. Hierauf folgt das Hauptmahl, welches in der Wohnstube des Hochzeiters an Tischen für je 10 Personen gehalten wird. Dasselbe besteht gewöhnlich in Wecksuppe, Rindfleisch mit Meerrettig (der Brustkern gehört auf den Pathentisch), Nudeln und Reisbrei. Mit diesem erscheinen die Spielleute, die an jedem Tische 3 Stücke zu blasen haben. Nach aufgehobener Tafel bringt man die Hochzeitsgeschenke herbei, die aber in der Regel nicht reichlich ausfallen. Wenn das Dötle die seinigen überreicht, spricht es:

„Ich bring' euch ein kleines Stück,
Unser Herrgott bescher' euch ein großes Glück".

Ist dies vorüber, so beginnt der Tanz, der bis 3 Uhr Nachmittags des folgenden Tages dauert. Um 3 Uhr Morgens gehts zum Nachtessen. Der Bräutigam mit den Burschen, die Braut mit den Mädchen zieht nun im Dorfe herum, wobei die Kanne von Mund zu Mund geht, und letztere nimmt unter Wehklagen Abschied von ihren Kameradinnen. Von einem Kammerwagen („Kistenwagen") ist hier keine Rede, auch schon deshalb nicht, weil durch den Einzug der jungen Frau in das Haus ihrer Schwiegereltern weder im Haushalte noch im Regiment irgend eine Veränderung vor sich geht.

Im Hoch- und Hinterspessart sind die sog. stillen Hochzeiten im Gebrauch. Wenns hoch kommt, so ladet der Hochzeiter selbst den kleinen Kreis seiner Verwandten zu einem bescheidenen Mahle ein. Selbst das Brautgewand ist ohne merkliches Abzeichen; nur der Rosmarinstengel figuriert als Attribut des Brautpaares. Noch während der Mahlzeit nimmt die Braut ein Krümchen Brod vom Tische mit und bewahrt es sorgfältig auf, damit das Brod im Hause niemals mangele. Im Finstern hält die junge Frau ihren Einzug, daß alle Winkel im Hause voll werden, und macht dabei einen kleinen Umweg, damit ihr das Glück nachfolgen könne.

Die Zahl der kirchlichen Feste ist bei den Evangelischen beschränkt, größer schon bei den Katholiken. Bezüglich deren bildet Buch in der lohrer Gegend den größten Anziehungspunkt. Der Hochspessarter wallt zur Liebfrauenkirche in Hessenthal, der Begräbnißstätte des Bischofs Julius v. Mespelbrunn. Im Aschaffenburger Land werden die Orte Leyder, Goldbach und Oberau stark besucht.

Bei Krankheitsfällen nimmt man seine Zuflucht im Spessart weniger zum Arzte als zur Wallfahrt und zum Gebete, welchen man mehr Heilkraft zuschreibt; daneben setzt man großes Vertrauen auf Geheimmittel und sympathetische Kuren. Beim Absterben eines Erdenbürgers beobachtet man genau das Fensteröffnen, die Todtenwacht und das Ausgießen des Leichenwassers. Man soll sich dem Sterbenden nicht zu Füßen stellen, weil ihm sonst das Sterben schwer wird. Wenn der Schwererkrankte helle Thränen vergießt, dann wird es besser mit ihm; wer ihn dagegen mit Thränen benetzt, bekommt die Auszehrung. So hilft Erde von einem frischaufgeworfenen Grabhügel gegen Fieber. Stirbt eine Wöchnerin vor ihrem Kinde, so kehrt sie allnächtlich innerhalb 14 Tagen wieder, um nachzusehen, ob das Kind auch ordentlich gepflegt werde. Den Sarg muß man drei Mal über der Thürschwelle wenden, damit der Todte Ruhe im Grabe finde.

Die Leichenbegleitung, die aus der ganzen Freundschaft des Verstorbenen besteht, erhält im Wirthshause einen kleinen Imbiß, bestehend in Brod, Butter, Käse und Wein (im westlichen Spessart Apfelwein), Bier und Branntwein. Leichenschmäuse sind neuerdings außer Gebrauch gekommen. Bei den Evangelischen im S. O. des Spessarts dürfen die Familienglieder des Verstorbenen während der Trauerzeit beim Gottesdienste nicht singen. Eine weiße Haube ist hier das Trauerzeichen der Frauen.

Das Haus. In ethnographischer Hinsicht bildet der Spessart eine besondere Gruppe. Hessische und thüringische Elemente treten an die Stelle der westfränkischen, während in der benachbarten Rhön ostfränkischer Typus herrscht. Der genetische Unterschied zwischen dem dörflichen Baustyl im Gebirge und demjenigen im Flachlande tritt überhaupt in Unterfranken stärker hervor. Die Ursachen hiervon liegen theils in der Gestalt der Oberfläche, theils in dem vorhandenen Baumaterial, theils auch in der Stimmung der Landschaft. Die ewigen Unruhen im Mittelalter nöthigten die Bauern auf offenem Plane bald zu gemeinsamem Schutz näher an ihre Nachbaren heranzurücken.

Der Anbau im Spessart begann von Süden, vom Main her, und drang allmälig vorwärts. Die ersten Bewohner im Mittelalter waren Holzhauer, Kohlenbrenner, Fuhrleute und Schiffer. Der Hoch- und Altspessarter wohnte größtentheils in vereinzelten Rohhütten, die an Bächen und Brunnen, auf einer einsamen Waldwiese standen. Darauf deuten auch die Endungen vieler Ortsnamen wie brunn (Weibersbrunn) bach (Bessenbach), thal (Heinrichtsthal), au (Grünau, Alzenau), wiesen (Wiesen), hütte (Ruppertshütten) 2c. 2c. Zu diesen Ureinwohnern gesellten sich in der Folge solche Gewerbsleute, die ihnen bei ihren Waldgeschäften unentbehrlich waren. Auch die Jagd erforderte neue Gewerbe und Gebäude. Auf diese Weise entstanden nun Wohnungen auf Wohnungen, aus welchen zuletzt Dörfer wurden. Diese Ortschaften wurden deshalb ganz allein als eigentliche spessarter Dörfer betrachtet.

Die Dörfer des Hochspessarts sind meist unansehnlich und verkommen. Sie ziehen sich in der Regel in langestreckten Zeilen die Thäler entlang. Die Herdstätten sind zwar nicht aneinander gebaut; sie stehen aber doch auch nicht so planlos und zerstreut umher. Da, wie oben bemerkt, die Thäler meist eine schmale Sohle haben und die Böschungen bis tief herab bewaldet sind, so bot natürlich der Uferrand der Floßbäche nur einen bescheidenen Raum zu Siedelungen.

(Schluß folgt.) B. Spieß.

Heroldsrufe von E. Geibel.

Unter dem Titel „Heroldsrufe" hat E. Geibel die Gedichte zusammengestellt, welche er, angeregt von den Zeitereignissen, seit einem Menschenalter an verschiedenen Stellen veröffentlicht hat. Eine Sammlung von Zeitgedichten, die während eines so langen und so bewegten Zeitraumes nach und nach entstanden sind, pflegt das Mißliche zu haben, daß Stimmungen, die der Augenblick hervorgerufen, nicht mehr anklingen wollen, nachdem der Anlaß dem Gedächtniß oder der Wirklichkeit entschwunden ist, daß Wünsche und Prophezeiungen nichtig erscheinen, wenn die Thatsachen inzwischen einen anderen Verlauf genommen haben. Nichts von diesen Uebelständen begegnet hier. Der Dichter, ein geborner Lübecker und den parlamentarischen Kämpfen Preußens daher nur als Zuschauer gegenüberstehend, hat an der politischen Bewegung seiner Zeit zwar den regsten geistigen Antheil genommen; aber er hat seine Muse nie in den Dienst einer Partei gegeben. Wie er im Jahre 1843 sich stellt:

Ich hör' es wohl, es rufen die Partei'n:
„Komm her und woll' uns endlich angehören!
Der rüst'ge Harfner sei zu unsern Chören
Und schling' als Kranz dein Lied um unsern Wein."
Mein ewig Echo bleibt ein ruhig: Nein!

ebenso bekennt er 1865:

Eh sie diente, der Volkspartei'n
Zwietracht weiterzutragen,
Lieber wollt' ich am nächsten Stein
Diese Harfe zerschlagen.

Und so erhebt seine politische Lyrik sich zu patriotischen Ergüssen, in denen die historische Entwickelung Preußens und Deutschlands während des letzten Menschenalters klar und, soweit auch die Meinungen im Einzelnen auseinander gehen mögen, keines Vaterlandsfreundes Gefühle verletzend sich wiederspiegelt.

Als höchstes Ziel der Sehnsucht und der Hoffnung schwebt überall die Einheit Deutschlands und die mittelst der Einheit anzubahnende Macht

und Herrlichkeit des Vaterlandes vor. Er singt im Jahre 1842, indem er Deutschland mit einem Baume vergleicht:

Nie den Spalt in deinem Schaft,
Der durch Mark und Rinden
Unvernarbt noch immer klafft,
Lernt' ich zu verwinden.
Doch der Hoffnung auch entsagt
Meine Seele nimmer,
Daß dereinst ein Morgen tagt,
Der ihn schließt für immer.

1846:

Da kam auf mich hernieder
Ein frischer Hoffnungstraum:
Getrost! So grünt auch wieder
Dereinst des Reiches Baum.

1858:

Harfenspiel der deutschen Zungen,
Wann erklingst du im Akkord?
Laß mich's einmal noch vernehmen,
Laß mich's einmal, Herr, noch sehn!
Und dann will ich's ohne Grämen
Unsern Vätern melden gehn.

1859:

Wie lang noch eifersücht'gen Muthes
Verzehrt ihr euch in Streit und Neid?
Ihr Volksgeschlechter deutschen Blutes,
Besinnt euch endlich, wer ihr seid!

1866 am Jahresschlusse:

Ja, der Bannfluch ist gebrochen,
Der beklemmend auf uns lag,
Und befreit, mit Herzenspochen,
Grüßen wir den jungen Tag.

und endlich im Sommer 1869:

Getrost denn, einsam Herz! Es zieht
Hell vor dir her wie Frührothschein:
Du darfst vielleicht dein letztes Lied
Dem Tag noch aller Deutschen weihn,
Dem Tag des Heils.

Auch die Kaiser-Idee taucht schon frühzeitig auf. Sie findet sich zuerst im Jahre 1841:

Es rührt im Birnbaum auf dem Walserfeld
Sich schon der Saft, und seinem Volk zum Heile
Erscheinen wird der langersehnte Held.
Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Das Schwert, das Königsschwert muß fertig sein.

1845:

Deutschland, die schön geschmückte Braut,
Schon schläft sie leis' und leiser —
Wann weckst du sie mit Trommetenlaut!
Wann führst du sie heim, mein Kaiser!

1857:

Wir können's kaum erwarten:
Wann wird die Eiche grün?
Wann wird im deutschen Garten
Die Kaiserkrone blühn!

1861:

Sucht zum Denken und zum Schlichten
Eine schwerterprobte Hand,
Die den güldnen Apfel halte
Und des Reichs in Treue walte.

vor 1866:

Das ist der Lenz, der grüne,
Der endlich werden muß:
Voll Macht und Ruhm
Das Kaiserthum,
Dem freien Volk zum Frommen.

am Jahresschlusse 1866:

Hast du endlich allverständlich,
Schicksal, deinen Spruch gethan?
— — — — — — — —
O wann kommst du, Tag der Freude,
Den mein ahnend Herz mir zeigt,
— — — — — — — —
Da ein Geist der Eintracht drinnen
Wie am Pfingstfest niederzückt
Und des Kaisers Hand die Zinnen
Mit dem Kranz der Freiheit schmückt.

1867, am Tage des Aufziehens der norddeutschen Bundesflagge:

Das Reich pocht an mit Macht;
Bald hält ein junger Kaiseraar
Ob deinem Schilde Wacht.

Mit dem Hinweise auf König Wilhelm ruft er im Oktober 1867 den Süddeutschen zu:

— Bringt, die uns verloren
Doch nie vergessen war,
Dem Haupt, das Gott erkoren,
Die Kaiserkrone dar!

Und in dem Festgedichte auf die Anwesenheit Sr. Majestät in der Stadt Lübeck, am 13. September 1868, schließt er die Anrede an König Wilhelm mit den Worten:

Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie über's Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Daß so hohe Ziele auf dem Wege geräuschloser Entwickelung nicht erreichbar sind, von dieser Wahrheit ist der Dichter durchdrungen, „zu dem der Gott spricht aus der Weltgeschichte"; mehr als 20 Jahre bevor der praktische Staatsmann dasselbe historische Naturgesetz in dem vom Unverstande und vom bösen Willen endlos umhergezerrten Worte vom „Blut und Eisen" ausdrückte, verkündigt Geibel die schweren „Geburtswehen"; aber er fürchtet sie nicht, sondern muthig wünscht er sie herbei, wenn gleich die Frucht „mit scharfem Stahle" aus dem Leibe der Mutter geschnitten werden sollte. „Die Zeit", sagt er bereits im Jahre 1841, ist schwanger, aus den dürren Schollen „Wird eisern aufgehn eine Kriegersaat." Und 1844:

Ja dreifach will ich jetzt die Stunde segnen,
Wo ihrer Scheiden baar die Schwerter lodern.
— — — — — — — — — —
O säh' ich morgen schon den Sonnenschein
Sich spiegeln auf den Helmen der Geschwader!
Ging's morgen schon in Feindes Land hinein!
Krieg! Krieg! Gebt einen Krieg uns für den Hader!

1846:

Und wenn die Noth nicht Eisen bricht,
Das Eisen bricht die Noth.

Er mahnt im Jahre 1851, gerüstet zu sein,

Wenn zu scheiden vom Korn die Spreu
Einst der Tag der Erfüllung naht,
Jener Morgen von Gott gesandt,
Der bei klingendem Schwerterstreich
Im zerstückelten Vaterland
Neu aufrichtet das deutsche Reich.

1859:

Schlage, schlage denn empor,
Läutrungsglut des Weltenbrandes!
Steig' als Phönix draus hervor,
Kaiseraar des deutschen Landes!

„Eisern, eisern ist die Zeit." So lautet der Refrain eines Liedes vom Jahre 1865, und aus derselben Zeit sind die Verse:

Es wird die Noth
Ihr laut Gebot
Im Schlachtendonner sprechen;
Und kommt's nicht jetzt,
So kommt's zuletzt
Mit Biegen oder Brechen.

— — — — — —
Drum, wie's auch tost,
Herz, sei getrost!
Das Reich wird dennoch kommen.

Ausdrücklich verwahrt der Dichter (1844) sich gegen den Verdacht, daß er den Krieg um des Krieges oder um eitler Zwecke willen herbeiwünsche, daß er „zu den Verwegnen zähle, die um ein Nichts ein schwer Verhängniß fordern." „Wir hassen's insgesammt um eitlen Ruhm zu fechten," heißt es in einem Liede vom April 1867,

Doch hoch zur Nothwehr flammt
Das Schwert in unsrer Rechten;
Dem Störenfried allein
Sei's in die Brust gegraben!
Wir wollen einig sein
Und wollen Frieden haben.

und (1868):

— Friedensbürgschaft ist die Stärke,
Daran kein Feind zu rühren wagt.

Die „Heroldsrufe", im Ganzen 89 Gedichte, sind in vier Gruppen geordnet: Vor 1848, Schleswig-Holstein, 1849—1866 und 1866—1871. Die erste Gruppe beginnt mit dem gebetartigen „Thürmerliede" von 1840, zu welchem wohl ebenso die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV., wie der von Frankreich damals drohende Krieg angeregt hat; von besonderen Ereignissen tritt der Brand von Hamburg (1843) hervor, in welchem „das deutsche Volk zusammenschmolz, Korinthisch Erz für alle Zeiten." Krieg mit Dänemark signalisirt der hanseatische Dichter schon 1845:

Hinweg denn mit dem knechtischen Tribut,
Dem Schoß an jenen Inselkönig!
— — — — — — —
Mit Kugeln gieb den Zoll!

Den offenen Brief König Christians VIII. (1846) beantwortet er mit dem Kampfesruf:

Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben;

und er freut sich des „Geistes der Eintracht", den die dänischen Unbilden im deutschen Volke erwecken helfen.

Mit schweren Sorgen, aber vertrauensvoll in die Zukunft blickend, begleitet der Dichter, der den „Lärm der Schreier" verachtet und „den Pöbel grimmer haßt als Despoten", die Vorgänge des Jahres 1848 und ihre nächsten Folgen. Den Inhalt dieser Jahre faßt er in die historische Betrachtung zusammen:

Es kämpft sich ein Gedank' in brünst'gem Hoffen
Durch jede Zeit, daß er Gestalt gewinne.
Doch in den Staub geboren weist er offen
Nicht gleich sein Antlitz; — — —
Durch mißgeschaffner Formen lange Reihe
Die Seelenwandrung hat er zu vollenden,
Bis er verklärt erglänzt im Licht der Weihe.

oder, wie er dieselbe Anschauung im Jahre 1861 ausdrückt:

Wir spüren, froh des hohen Waltens,
Das jeder Zeit ihr Ziel verliehn,
Den heil'gen Fortgang des Entfaltens
Im Tag auch, der uns heut erschien.

Beim Ausbruche des Krieges im Februar 1864 „grüßt er den heil'gen Feuerregen, den Sturm des Zorns", der endlich losbricht, und in dem „Liede von Düppel" (April 1864) jubelt er, daß

Im sonnigen Meere nun spiegelt sich aufs neu
Die preußische Ehre, die alte deutsche Treu.

Nur als den „Morgen der Erfüllung" erkennt er die Gründung des Norddeutschen Bundes, ihn selbst als ein provisorisches Gebäude, von dem er zunächst nur Festigkeit zum Schutze vor dem nahenden Unwetter verlangt, indem er bei Eröffnung des ersten Norddeutschen Parlaments die „Bauleute" auffordert:

Sind wir unter sicherm Dach
Glücklich erst geborgen,
Läßt für wohnliches Gemach
Sich schon weiter sorgen.
Aber jetzt versäumt die Frist
Nicht mit Glanzentwürfen
Und vor dem, was lieblich ist,
Schafft was wir bedürfen!

Von nun ab mahnt er unablässig die Süddeutschen und die noch grollend sich Zurückhaltenden zum Anschlusse.

Kommt her und tretet ein!

ruft er 1867 den „raschen Allemannen", den „ernsten Schwaben", den „löwenherz'gen Bayern" zu:

Nach allen ihren Kindern
Verlangt Germania.

Er betont die Aufgabe, gemeinsam den Feind abzuwehren, „der uns am deutschen Herde noch dreinzureden wagt." Als diesen Feind bezeichnet er in einem Gedichte vom September 1869 den „kranken Löwen am Seinestrand"; aber gerade von dort her hofft er den Anstoß zur Ueberbrückung des Mains; denn er fährt fort:

Ein schwarzes Wetter sah ich
Vergehn in Sonnenschein.

Ein Regenbogen wölbte
Sich glorreich überm Strom,
Und wachsend aus den Trümmern
Stieg auf der Kaiserdom.

Die Kriegs- und Siegeslieder, mit denen Geibel seit dem Juli 1870 den Auszug und die Waffenthaten des deutschen Heeres gefeiert hat, sind allbekannt. Die Sammlung schließt mit dem Liede zur Feier des Friedens, der zu den übrigen auch jene Verheißung des Dichters erfüllt hat, die er vor 25 Jahren gewagt, wo er, in banger Besorgniß, daß dem Dänen die Losreißung der Elbherzogthümer von Deutschland gelingen könnte, das Straßburger Münster redend einführt:

Gelingt's ihm: weh, so will im Staub ich trauern,
Die Gluten meiner Rose sollen bleichen,
Mit Seufzern will ich sprengen Thurm und Mauern.
Doch glückt's ihm nicht, so soll's mir sein ein Zeichen:
Auch meine Knechtschaft wird nicht ewig dauern,
Einst werd' ich ausgelöst mit Schwertesstreichen.

F. H.

Recension.

W. Schwartz, Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg für Jung und Alt. Berlin (Wilhelm Hertz) 1871. XII und 203 S. 8.

Es ist bekannt, daß Kuhn und Schwartz den ersten festen Grund zu einer Sagenkunde der Mark Brandenburg und Norddeutschlands überhaupt mit ihren in den Jahren 1843 (Märkische Sagen) und 1848 (Norddeutsche Sagen) erschienenen Büchern gelegt haben. Während die Verfasser mit diesen Werken zunächst nur wissenschaftliche Zwecke verfolgten, geht die vorliegende Sammlung vielmehr von patriotisch-pädagogischen Gesichtspunkten aus, indem sie den Schatz volksthümlicher Ueberlieferungen, welche in der Mark sich lebendig erhalten haben, ohne alle gelehrte Zuthat, daher für Jedermann, vornehmlich aber für die Jugend, verständlich und genießbar vor dem Leser ausbreitet. Manches Neue, das seit jenen älteren Veröffentlichungen dem unermüdlichen Sammler sich erschlossen hat, wird hier zum ersten Male außerhalb des engen Kreises, in dem es erlauscht ward, mitgetheilt. Auch historische Traditionen jüngeren Datums, auf welche die Forschung sich einzulassen gemeinhin verschmäht, sind hier den älteren Ueberlieferungen passend angereiht und beweisen, wie die Phantasie des Volkes bis auf den heutigen Tag noch mythenbildend thätig ist; eine Thatsache, für welche in der Vorrede ein überraschender Beweis durch die Sage vom Prinzen Friedrich Karl geliefert wird, der in der Zeit zwischen der Kriegserklärung des Jahres 1870 und dem Ausbruche der Feindseligkeiten als Schäfer verkleidet die französischen Grenzlande durchwandert, in dieser Maske die von den Franzosen unterminirten Strecken ausgekundschaftet und so sich in den Stand gesetzt habe, seine Soldaten nach

Frankreich hineinzuführen, ohne daß ihm auch nur ein Mann in die Luft gesprengt worden. — Der Verfasser beginnt die mehr als 100 Nummern zählende Reihe mit den die ganze Mark umfassenden Sagen, die vielfach noch im altheidnischen Götterglauben wurzeln, und geht dann auf die Lokalsagen der einzelnen Städte und Landschaften über. Bemerkenswerth ist die Beobachtung, wie der gemeine Mann das Beste, dessen er in dankbarer Erinnerung sich freut, unbekümmert um Chronologie und Identität der Personen, auf verhältnißmäßig wenige hervorragende Männer zu häufen liebt, so namentlich auf den Markgrafen Johann von Küstrin, den großen Kurfürsten, den großen König und den alten Zieten. Besonders gern beschäftigt sich das Gedächtniß des märkischen Volkes mit dem Letztgenannten; es hat ihn gleichsam zu einem Mustermärker gestaltet, indem es die kennzeichnenden Züge der märkischen Art theils in ihm verkörpert gefunden, theils auch ihm angedichtet hat: ein stilles Gottvertrauen ohne jeden Hauch von Schwärmerei, einen nüchtern praktischen Sinn, der leicht zur Verschlagenheit sich entwickelt, eine Zähigkeit, die von dem einmal fest ins Auge gefaßten Ziele nicht wieder abläßt, bis es erreicht ist, und einen bedächtigen Ernst, dessen Aeußerungen oft derb, oft humoristisch, stets aber sachgemäß ausfallen. Es ist das Verdienst des Verfassers, der den naiven, von aller Sentimentalität freien Ton der norddeutschen Sage überaus glücklich zu treffen weiß, daß jene Grundzüge des märkischen Volkscharakters nicht nur im Inhalte seiner Sammlung zu Tage treten, sondern auch in der Form der Darstelluug ebenso scharf wie ungesucht sich ausprägen.

F. H.

Bibliographie.

Vierteljahrs-Hefte des Deutschen Reichs-Anzeigers und Königl. Preußischen Staats-Anzeigers. 4. Jahrgang. 3. Heft. Juli, August, September 1871. Berlin. 4.

(Umfaßt die „besonderen Beilagen" Nr. 9—22 des Reichs- und Staats-Anzeigers, deren jede an ihrer Spitze die laufende Chronik des deutschen Reichs bringt. Zur Preußischen Geschichte und Landeskunde liefert das vorliegende Heft die folgenden Beiträge:) Deutsche Siegeseinzüge 1871. — Die Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Naumburg a. d. S. — Die Banken im Deutschen Reich II. — Der Deutsche Orden in Preußen im 15. Jahrhundert. — Zur Geschichte der preußischen Rhederei. — Pferdezucht und Pferdehaltung in Preußen. — Die Bodenschwankungen in Ostpreußen und die Entstehung des kurischen Haffes. — Der Kreis Rügen. — Das Moselthal. — Die im ersten Halbjahre 1871 eingetragenen (70) Aktiengesellschaften in Preußen. — Das Kartensystem des Central-Nachweisebureaus in Berlin während des Krieges 1870—71. — Berliner Villenkolonien I. II. (Westend mit seinen Abzweigungen bei Charlottenburg, am Wannsee und bei Reinickendorf; Thiergartenfelde und Siegmundshof; Wilhelmshöhe am Kreuzberge; Neu-Tempelhof; Sedanstraße bei Schöneberg; bei Steglitz; bei Albrechtshof; Bismarcksruhe bei Nieder-Schönhausen). —

Die Thätigkeit der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften über deutsche und preußischen Geschichte, deutsche Sprache und Literatur. (Uebersicht über die der Akademie auf diesen Gebieten statutenmäßig gestellten Aufgaben). — Zur Erinnerung an J. Grimm. — Zur Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. (Handelt von den betreffenden Publicationen der Münchener Commission). — Die (von der Redaction des Reichs- und Staats-Anzeigers herausgegebene) Chronik des deutsch-französischen Krieges 1870—1871. — Die Kriegskunst, ein Gedicht König Friedrichs II. — Allgemeine Bücherkunde des Brandenburgisch-Preußischen Staates (bearbeitet in der Redaction des Reichs- und Staats-Anzeigers). — Der Fortgang des Dombaues zu Cöln. — Die Einrichtung eines Oberlichtsaals in der Bilder-Galerie des alten Museums zu Berlin. — Zur Charakteristik der (von den Künstlern lange vernachlässigten) norddeutschen Landschaft. — Zur Geschichte der norddeutschen Landschaftsmalerei (Darlegung ihres Entwickelungsganges seit C. D. Friedrich, L. F. Lessing und J. W. Schirmer bis zur Gegenwart). — Vaterländische Kunstwerke in dem Lokale des Vereins der Berliner Künstler. — Das Beethovenfest in Bonn (August 1871). — Fürst Hermann von Pückler-Muskau und die deutsche Gartenkunst II. III. — Die Erwerbungen und Erweiterungen des Königl. landwirthschaftlichen Museums in Berlin im Jahre 1870. — Nekrologe folgender im Jahre 1871 verstorbener Männer: K. W. v. Lancizolle (geb. zu Berlin 1796, † daselbst als Director der Staats-Archive a. D.); P. Konewka (geb. zu Greifswald 1840, † zu Berlin als Silhouetten-Zeichner); C. v. Sänger-Grabowo (geb. zu Polajewo 1810, † zu Grabowo als Mitglied des Landes-Oekonomie-Collegiums und Vorsitzender des Congresses norddeutscher Landwirthe); G. W. J. v. Viebahn (geb. zu Soest 1802, † zu Breslau als Regierungs-Präsident); M. Pinder (geb. zu Naumburg a. d. S. 1807, † zu Berlin als Geh. Ober-Regierungsrath im Cultus-Ministerium); A. v. Haeften (geb. zu Erprath bei Xanten 1832, † zu Xanten als Staatsarchivar und Vorstand des Staatsarchivs zu Idstein); W. Zahn (geb. zu Rodenberg in Hessen-Nassau 1800, † zu Berlin als Professor, bekannt durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Archäologie).

Druck von G. Hornberg in Berlin, Wilhelmstraße 21.

Eine Denkschrift von Wilhelm von Humboldt über die Behandlung der Angelegenheiten des deutschen Bundes durch Preußen.

Es ist uns gestattet, eins der merkwürdigsten Actenstücke aus dem Königlichen Geheimen Staatsarchiv zu veröffentlichen. Die Denkschrift, welche unten folgt, hat Wilhelm von Humboldt unter dem 30. September 1816 von Frankfurt a. M. an den Staatskanzler Fürsten Hardenberg gerichtet. Man erinnert sich der äußerlichen Vorgänge jener Zeit. Die Frage der Reorganisation Deutschlands hatte seit dem Bündniß, welches Preußen, Oesterreich und Rußland am 9. September 1813 zu Teplitz schlossen, unter diesen Mächten auf der Tagesordnung gestanden. Schon bei den Verhandlungen, welche dem Bündnißvertrag zwischen Preußen und Rußland zu Breslau am 2. März 1813 vorausgingen, war diese große Frage berührt worden, ohne daß durch feste Vereinbarungen ein Weg der Lösung vorgezeichnet worden wäre. Unerledigt blieb die Frage auch durch den ersten Frieden zu Paris am 30. Mai 1814, der nur den Einen Punkt aufstellte, daß ein föderatives Band die übrigens unabhängigen Staaten Deutschlands vereinigen würde. Es war der Wiener Congreß, dem nun mit der Neubildung eines großen Theiles von Europa auch diejenige Deutschlands zufiel.

Was Preußen auf diesem Congreß für die Gestaltung Deutschlands erstrebte, ist zum Theil durch die beiden Verfassungsentwürfe vom 5. Februar 1815 bekannt, die in Klübers Acten Band II. veröffentlicht sind. Einzelne Punkte erhellen noch aus der nachfolgenden Denkschrift. Man weiß jedoch, daß alle Anstrengungen Preußens für eine heilsame Organisation Deutschlands in Wien zu Boden fielen, daß Preußen nur mit dem äußersten Aufgebot zugleich von Opfern und von Nachdruck eine mangel-

hafte Herstellung seines eigenen Staatskörpers erlangte, und daß die Verfassung Deutschlands, wie sie in der Bundesacte am 8. Juni 1815 zu Wien festgesetzt wurde, weiter nichts als eine Grundmauer war, deren Anlage die Aufführung eines zweckmäßigen Baues beinahe zur Unmöglichkeit machte.

Einen Tag später, als die deutsche Bundesacte, wurde die wiener Congreßacte unterzeichnet, von der die erstere einen Bestandtheil bildete. Sechs Tage später begann der zweite Krieg gegen Napoleon, den drei Tage darauf die Schlacht bei Waterloo endigte. Doch erst am 20. November wurde der zweite Frieden zu Paris zwischen Frankreich und den verbündeten Mächten abgeschlossen. Der Rest des Jahres und der Anfang des folgenden vergingen mit den zahllosen Geschäften innerhalb der europäischen Staaten und zwischen denselben, wo fast überall neue Besitzverhältnisse zu ordnen und auszugleichen, Grenzen zu reguliren, Gebietstheile zu vertauschen, die ersten Grundlagen einer inneren Organisation zu errichten waren. Erst um die Mitte des Jahres 1816 war es möglich, an die Herstellung des deutschen Bundestages zu Frankfurt a. M. gemäß den Bestimmungen der Bundesacte zu denken. Die deutschen Gesandten, aber auch bereits zwei Gesandte auswärtiger Mächte, der russische und französische, fanden sich ein. Die Ersteren zu vorläufigen Besprechungen, die Letzteren, um gleich von Anfang einen wichtigen Punkt, wo auswärtiger Einfluß auf deutsche Angelegenheiten einsetzen konnte, zu beobachten und in Beschlag zu nehmen. Aus dieser Situation heraus richtete Wilhelm v. Humboldt die nachfolgende Denkschrift an den Fürsten Staatskanzler. Gegenstand derselben ist die Art und Weise, wie Preußen das Verhältniß des Bundes zu seinen Staats- und Lebensinteressen betrachten, wie es seine Stellung am Bunde im deutschen und im eigenen Interesse verwerthen, mit welchen Mitteln es die ihm dort durch die Natur der Verhältnisse gesteckten Ziele verfolgen soll.

Während der letzten Jahre, wo die Faust Napoleons am schwersten auf Preußen lag, seit 1810, bekleidete Humboldt den Posten eines preußischen Gesandten zu Wien. Seit dem Anfang des Befreiungskrieges nahm er als preußischer Bevollmächtigter an allen wichtigen Acten der Diplomatie während der Kriegsperiode Theil, ebenso am wiener Congreß. Jetzt war er in Frankfurt, um bei den vorbereitenden Schritten zur Herstellung des Bundestages und zum Abschluß der deutschen Gebietsfragen den Antheil Preußens zu vertreten.

Am 5. November fand bekanntlich die Eröffnung des Bundestages statt. Es war nicht Humboldt, der den Posten des ersten preußischen Bundestagsgesandten zu bekleiden wünschte oder den Posten seinem Ver-

dienst und seiner Kraft entsprechend erachtete. Ihm war der Gesandtschaftsposten zu Paris zugedacht, statt welches er jedoch in Folge französischer Einwendungen, die sogar Rußland unterstützte, die Gesandtschaft zu London annahm. Nur bis zum Abschluß der wichtigsten Vorbereitungsgeschäfte für die Gründung des deutschen Bundes sollte und wollte Humboldt in Frankfurt verweilen. —

Wir haben die jetzt zum ersten Male veröffentlichte Denkschrift eines der merkwürdigsten Actenstücke genannt. Sie ist dies in vielfacher Beziehung. Sie gewährt einmal, rückwärts wie vorwärts blickend, an einem wichtigen Abschnitt, einem eigentlichen Wendepunkt der deutschen Entwickelung einen authentischen Aufschluß über die Absichten Preußens. Sie deutet an, was Preußen bis dahin für Deutschland erstrebt hatte, und zeichnet vor, was Preußen bei der nunmehr gegebenen Gestalt der Verhältnisse am Bunde und durch den Bund erstreben soll.

Wird sich auch nicht behaupten lassen, daß diese Denkschrift Humboldts während der ganzen Periode des deutschen Bundes die unveränderte Richtschnur der preußischen Politik gebildet habe, so ist doch soviel anzunehmen, daß schwerlich ein preußischer Diplomat als Gesandter an den Bundestag gekommen ist, ohne daß ihm diese Denkschrift zur allgemeinen Richtschnur neben den besonderen Instructionen, welche die Zeitverhältnisse mit sich brachten, empfohlen worden wäre. Gegen die Behauptung, daß Preußen in der Unterdrückung des verfassungsmäßigen Lebens in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten, welche die Bundestagsperiode charakterisirt, namentlich bis zum Jahre 1848, mit Oesterreich gewetteifert, ja es diesem zuvorgethan habe, findet sich hier ein authentischer Beleg. Noch in den hinterlassenen Schriften von Gervinus aus dem Jahre 1871 kehrt mit unglaublicher Sicherheit der Satz wieder: „Preußen habe 50 Jahre lang mit nur zu ergebenem Willen sich Oesterreich beigeordnet, den deutschen Bund lebensunfähig zu machen," der danach, so muß man sich die Meinung von Gervinus denken, hätte lebensfähig werden können, wenn Preußen dafür das Seinige hätte thun wollen. Gegen solche oberflächliche, selbst dem äußeren Anblick der Dinge gegenüber willkürliche Behauptungen wird die nachfolgende Denkschrift wie ein Licht wirken, das die Unwahrheit nicht blos verscheucht, sondern verzehrt.

Dieser Bund war mit Unfruchtbarkeit geschlagen durch die Natur seiner Zusammensetzung und der ihn bildenden Elemente, die zugleich die Mängel seiner Verfassung unheilbar machten. Dies zeigt Humboldt bis auf einen gewissen Punkt mit bewunderswerther Klarheit. Die Denkschrift ist ein Meisterstück methodischer Analyse politischer Verhältnisse. Der Chemiker kann nicht mit größerer Sicherheit aus gegebenen Elementen

die möglichen Verbindungen deduciren, als Humboldt die inneren Möglichkeiten der Bundesrichtungen aus den vorhandenen Elementen und ihrer Beschaffenheit ableitet. Die Geschichte hat dem Analytiker fast Zug für Zug Recht gegeben, worauf wir nachher noch einige Hindeutungen machen wollen. Die Denkschrift ist insofern, abgesehen von ihrer politisch-historischen Bedeutung, merkwürdig als Beispiel analytischer und ebenso intuitiver Befähigung auf dem Felde der Politik. Zugleich ist sie lehrreich für die Schranken des Humboldtschen Geistes. So groß seine Diagnose, so ungenügend ist seine Therapie. Sehr natürlich; denn zur letzteren reichen in der Politik die intellectuellen Fähigkeiten nicht aus.

Man darf uns nicht einwenden, daß eine Denkschrift Humboldts, des drei Jahre später in Ungnade gefallenen Staatsmannes, nichts beweise für die thatsächliche Haltung Preußens am Bunde.

Vollständig wird diese Haltung allerdings nur erkannt werden können, wenn alle entscheidenden Actenstücke einmal der Oeffentlichkeit vorliegen.

Wie aber, wenn Humboldt die thatsächlichen Schicksale der preußischen Politik am Bundestag, wie sie äußerlich vor Augen liegen, in allem Wesentlichen vorausgesagt und als ein fast unabwendbares Verhängniß aus den gegebenen Verhältnissen hätte entspringen lassen? Wenn man diesen Ursprung sich vor Augen gelegt sieht, wird man geneigt werden, zu glauben, daß Preußen, den Fortbestand des Bundes einmal als Nothwendigkeit zugelassen, der leidende Theil war. Die Anklage, wenn sie Preußen treffen sollte, müßte sich darauf richten, daß es den Bund zu lange bestehen ließ. Das wäre das Gegentheil von dem Vorwurf, den Gervinus und Gleichdenkende erheben, daß Preußen die Unfruchtbarkeit und selbst die schädliche Wirksamkeit des Bundes wesentlich mit verschuldet habe. Daß Preußen den Bund als eine Fessel getragen, die es bald zu lockern, bald durch zweckmäßigere Anlegung zu einem für alle Betheiligten heilbringenden Band zu machen suchte, dafür liegen auch sonst geschichtliche Zeugnisse vor, um einen Rückschluß auf die überwiegende Haltung in den Perioden zu gestatten, für welche Preußens Thätigkeit am Bunde sich der Oeffentlichkeit noch entzieht.

Es wäre unnütz, die Denkschrift, deren Ausführungen dem Leser weiter unten im Original vorgelegt werden, vorher in ihrem ganzen Gange zu analysiren. Nur bei einigen Punkten müssen wir dies versuchen zu dem Zweck, denselben durch die historischen Beziehungen, die gleichzeitigen wie die späteren, das rechte Licht zu geben.

In dem ersten Paragraphen der Denkschrift, die in zwölf Paragraphen getheilt ist, zieht vor Allem dasjenige die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich, was über den allgemeinen Charakter des Bundes und über

die Ursachen gesagt ist, welche dem Bunde diesen Charakter gegeben haben.

Die Denkschrift läßt erkennen, daß bereits damals Staatsmänner, oder doch gelegentliche Auffassungen in Preußen hervorgetreten sein müssen, welche in dem Bundesverhältniß, wie es in seinen Grundzügen durch die Bundesacte feststand, viel mehr eine Last und Gefahr, als die Quelle eines noch so beschränkten Nutzens für Preußen erkennen wollten. Wir wissen nicht, welche Persönlichkeiten und welche Aeußerungen Humboldt im Sinne hatte, als er den praktischen Werth dieser Meinungen beleuchtete. Es kann sein, daß er eine solche Meinung mit größerer Bestimmtheit fingirte, als sie jemals ausgesprochen war. Es mußte ihm nahe liegen, oder vielmehr, es war unvermeidlich, daß er, die Lasten des Bundesverhältnisses schildernd, eine fast nur auf Abwehr schädlicher Einflüsse des Bundes gerichtete Rolle Preußen zuzuweisen genöthigt, die Frage beantwortete: warum sind wir überhaupt in diesem Bunde; was nöthigt uns, seine Last zu tragen?

Indem Humboldt diese Frage prüft, stellt er mit allem Nachdruck die sehr wichtige Bemerkung an die Spitze, daß der Bund in dem Umfang, den er erhalten hatte, sein Dasein Preußen verdankte.

Wir erhalten so aus Humboldts Munde eine Bestätigung der Darstellung Steins von den Vorverhandlungen über die deutsche Frage bis zum wiener Congreß. Steins Darstellung befindet sich in dem „Memoire pour servir d'instruction aux négociateurs Russes," welches Pertz im vierten Band seiner Lebensbeschreibung Steins mittheilt.

Wenn schon die Proclamation von Kalisch vom 25. März 1813 dem deutschen Volke eine Verfassung aus seinem ureigenen Geiste zugesagt hatte, wenn schon bei dem Vertrage von Teplitz die Herstellung einer deutschen Verfassung zur Sprache kam, wenn in den Allianzvertrag von Chaumont ein geheimer Artikel aufgenommen wurde, der nachher in der Urkunde des ersten Friedens von Paris offen hervortrat, in Betreff der Herstellung eines gesammtdeutschen Bandes, so war dies Alles, was den Antrieb anlangt, das Werk und das Verdienst Preußens. Nicht Oesterreich dachte im Anfang des deutsch-französischen Krieges an ein neues Gesammtdeutschland. Entschloß es sich doch zögernd, die Aufhebung des Rheinbundes zum Kriegszweck zu machen. Die ehemaligen Rheinbundstaaten aber, welche im Laufe des Krieges von Napoleon abfielen und auf die Seite der Verbündeten traten, hatten eher alles Andere im Auge, als die Herstellung eines ernstlichen und staatsrechtlichen Bandes für Gesammtdeutschland. Der Anstoß zur Gründung eines gesammtdeutschen Bundes ist also zuerst von Preußen gekommen und im Laufe der Ereig-

nisse bis zur freilich mangelhaften Durchsetzung des Zieles immerfort erneuert worden. Bis zur mangelhaften Durchsetzung: denn wenn Preußen die Herstellung eines gesammtdeutschen Bandes als Vertragsziel in den Vertrag von Chaumont zu bringen wußte, so setzte Oesterreich durch, daß die Unabhängigkeit der deutschen Staaten festgestellt wurde; und so ging es weiter. Es ist nicht schwer, die Beweggründe zu verstehen, welche dieses Ziel den preußischen Staatsmännern von Anfang nahelegten. Nur die Herstellung einer deutschen Gesammtverfassung war die sichere und bleibende Vernichtung des Rheinbundes, war die sichere Zerstörung des französischen Einflusses im Westen Deutschlands und damit die Zerstörung des französischen Uebergewichtes in Westeuropa. Humboldt bemerkt, daß Preußen in seinen Bemühungen für die Herstellung eines gesammtdeutschen Bandes erst sehr spät von Oesterreich unterstützt worden sei, und außer durch Oesterreich, aber früher als durch dieses, nur von Hannover. Die englisch-hannöversche Politik mußte dasselbe Ziel haben, den französischen Einfluß in Westdeutschland dauernd zu brechen. Aber sie war dabei aufs Aeußerste beflissen, dieses Ziel nicht zum Grunde der Stärkung Preußens werden zu lassen. Was Oesterreich betrifft, so hat es sich für den Plan einer gesammtdeutschen Verfassung erst dann lebhafter interessirt, als die Zurückwerfung Frankreichs in die Grenzen der ersten Republik entschieden war, als es darauf ankam, den Vortheil einer deutschen Gründung nicht etwa Preußen zufallen zu lassen.

Humboldt fährt fort: Preußen habe auf dem wiener Congreß endlich lieber in eine seinen Erwartungen nicht entsprechende Herstellung Gesammtdeutschlands gewilligt, als das Dasein des Bundes aufgegeben. Er begründet diese Haltung damit, daß ohne die Wiederherstellung einer gemeinsamen Verfassung weder die äußere Unabhängigkeit noch der innere Rechtszustand in Deutschland hätten gesichert werden können. Außerdem aber, fährt er fort — und diese Ausführung ist höchst beachtenswerth — habe es gar nicht in Preußens Hand gelegen, das Zustandekommen eines deutschen Bundes von einem gewissen Zeitpunkt an überhaupt zu hindern. Die Frage war für Preußen lediglich die, ob es in oder außer demjenigen Bund sein wollte, welchen Zeit und Umstände in irgend einer Gestalt von selbst herbeigeführt haben würden. Als die in gewissem Sinne unwiderstehlichen Motive zur Herstellung eines Bundes zählt Humboldt auf: das deutsche Nationalgefühl, welches bei dem Widerstreben Oesterreichs und Preußens gegen irgend einen Bund mindestens zu dem Versuch eines Aneinanderschließens der kleineren Staaten geführt haben würde. Ferner die Gewöhnung an eine Verbindung dieser Staaten durch den Rheinbund; ferner das Verlangen von Bayern und Württemberg, die Leitung eines

Bundes zu erlangen, der blos aus den kleineren Staaten gebildet wäre.

Ein solcher Bund wäre früher oder später zu einem neuen Rheinbund geworden. Man erkennt also immer wieder den wesentlichen und vollkommen richtigen Gedanken der preußischen Politik: ein gesammtdeutsches Band muß hergestellt werden, welches immer die Lasten seien, die es mit sich bringen kann, um das sonst unausbleibliche Wiederaufleben des Rheinbundes zu hindern.

Höchst beachtenswerth ist nun wieder die hier angeknüpfte Bemerkung Humboldts, daß Oesterreich vielleicht auch einem solchen Bunde, der den Keim des Rheinbundes in sich trug, gleichgültig zugesehen haben würde. Für Preußen war eine solche Gleichgültigkeit ganz unmöglich. Denn die getrennte Lage der Besitzungen, die Preußen auf dem wiener Congreß überwiesen worden, und ferner die weit größere Gebietszerstückelung im nördlichen als im südlichen Deutschland hätten die völlige Lähmung Preußens herbeiführen müssen, wenn die kleineren norddeutschen Fürsten ihm durch den Gang der Verhältnisse staatsrechtlich ganz entfremdet worden wären. So war allerdings der gesammtdeutsche Bund eine preußische Nothwendigkeit, dessen mangelhafte Gestalt, wie drückend immer ihre Folgen waren, einstweilen ertragen werden mußte.

Denn welche sonstigen Mittel der Abhülfe hätten sich dargeboten? Humboldt kommt hierbei auf die Idee eines norddeutschen Bundes, dessen Leitung Preußen allein zugefallen wäre. Er findet die Schwierigkeiten eines solchen Planes unübersteiglich. Er sieht dieselben zuerst in dem Mißtrauen der kleineren norddeutschen Fürsten, einen Bund mit Preußen ohne das Gegengewicht größerer Mitglieder zu schließen. Er sieht dieselben weiter in der Eifersucht Oesterreichs. Denn er erkennt ganz deutlich, daß diese Eifersucht nicht damit zu beschwichtigen ist, daß man Oesterreich die Leitung Süddeutschlands anbietet. Während nämlich die Hegemonie Preußens in Norddeutschland sehr wohl eine ernsthafte sein könnte, kann Oesterreich niemals eine ernste Herrschaft in Süddeutschland ausüben. Um dies zu können, müßte es vor Allem über Bayern gebieten, seinen unmittelbaren Nachbar, den drittgrößten der deutschen Staaten, von dem es seit dem 17. Jahrhundert bis auf die jüngste Vergangenheit durch eine lange Kette von Rivalitäten aller Art, durch gegenseitige Versuche von Gebietswegnahme in starkem Mißtrauen getrennt ist, trotz des Vertrages von Ried und zum Theil sogar in Folge der den Ansprüchen Bayerns nicht genügenden Ausführung desselben. Um über Bayern zu gebieten, sagt Humboldt weiter, müßte die österreichische Staatsmaschine ganz andere Hebel und Kräfte besitzen, als ihr nun einmal eigen sind.

Weil also bei einer solchen Theilung Oesterreich im Grunde leer ausginge, wird es dieselbe niemals annehmen, wird es die Gründung eines preußisch-norddeutschen Bundes jederzeit mit allen Kräften verhindern. Ein allgemeiner deutscher Bund war demnach die einzige politische Form, durch welche sich die ungleichartige Masse von großen und kleinen Fürsten, welche die deutsche Nation beherrschen, in eine Gestalt bringen ließ, welche wenigstens das verhinderte, daß Deutschland zu einem Quell der Beunruhigung für Europa und des beständigen Unfriedens unter seinen eigenen Gliedern ward. So, meint Humboldt, hätte Preußen die Entstehung eines deutschen Bundes, dem es nicht beitreten wollte, wahrscheinlich nicht hindern können, und daher durfte es die Entstehung eines Bundes, dem es beitreten konnte, aus eigenem dringendsten Interesse nicht hindern.

Bei dieser Behauptung ist stillschweigend vorausgesetzt, daß Preußen damals nicht in der Lage war, die Bildung eines Bundes ohne Oesterreich, in welchem Umfang immer und mit welchen Mitteln immer, zu versuchen. Gegen die Voraussetzung, so gefaßt, können wir auch heute noch keinen Widerspruch erheben. Anders steht es, wenn in der Denkschrift später der Satz ausdrücklich auftritt, daß Preußen einen Bund von anderem Umfange, von anderer Zusammensetzung garnicht wünschen könne.

Humboldt versucht es jedoch, Mittel ausfindig zu machen, welche die blos negativen Vortheile des Bundes, die ihn allein schon unvermeidlich machen, durch positiven Nutzen ergänzbar erscheinen lassen sollen. Die positiven Zwecke des Bundes faßt er, wie schon in den wiener Entwürfen, unter die drei Gesichtspunkte zusammen: Rechtsschutz gegen willkürlichen Druck der Unterthanen, namentlich in den kleinen Staaten; Herstellung eines gemeinsamen Vertheidigungssystems; endlich ein Bundesgericht zum Ausschluß der Selbsthülfe unter den Bundesgliedern.

Es ist wohl zu beachten, daß der Schutz deutscher Unterthanen gegen eine gesetzlich nicht beschränkte Willkür ihrer Fürsten auch von Humboldt für ein preußisches Interesse erklärt wird. Steins Ansichten über diesen Punkt sind ja hinlänglich bekannt. Humboldt hebt ausdrücklich hervor, daß bei einer solchen unbeschränkten Regierungswillkür ein Theil der Lebenskraft zu verkümmern in Gefahr käme, auf dessen Ergänzung Preußen angewiesen ist. Er sieht die Gefahr hauptsächlich in den kleinen Staaten, weil in den Großstaaten die Gefahren ausartender Willkür weit sichtbarer für das Lebensinteresse des Ganzen hervortreten. Er sieht also in Preußens Eintreten gegen Regierungswillkür aller Art einen Theil der moralischen Stärke, welche dieser Staat sich verschaffen muß. Aber freilich, er sieht auch den unvermeidlichen Uebelstand, welcher in dieser Politik für Preußen liegen würde: sich mit den kleineren Höfen immerfort zu ver-

feinden, deren guten Willen es doch andererseits bedarf, und dabei noch den Kampf bei der voraussichtlich fast immer lauen oder gänzlich ausbleibenden Unterstützung Oesterreichs in der Regel ohne Erfolg zu führen. Es ist bemerkenswerth, daß es Humboldt garnicht in den Sinn zu kommen scheint, wie Preußen für die entstehende Mißgunst der Höfe einen Ersatz in der Gunst der öffentlichen Meinung finden könne und sogar die stärkere Waffe einer in Deutschland einflußreichen Rolle. Es ist nicht eine specifisch monarchische Gesinnung, die ihm diesen Gedanken fernrückt, sondern eine conservativ-gouvernementale Zaghaftigkeit, die von allen Staatsmännern der antirevolutionären Periode um so mehr Besitz nahm, je weiter die Revolution zurück trat, auch wenn die Principien dieser Staatsmänner, wie es bei Humboldt entschieden der Fall ist, weit liberaler und weltbürgerlicher waren, als die einer späteren Generation. So führt denn die von Humboldt zuerst bezeichnete Aufgabe die preußische Staatskunst recht eigentlich in eine Klemme, in der nur ein mühseliges Laviren übrig bleibt. Die Macht der öffentlichen Meinung war übrigens eine diesem Zeitalter bereits wohl bekannte Erscheinung, aber Humboldt denkt, auch indem er auf sie zu sprechen kommt, nicht daran, daß Preußen diese Kraft in seinen Dienst nehmen soll. Die moralische Autorität, welche in dem nachhaltigen Beifall der öffentlichen Meinung liegt, empfiehlt er, lediglich für den Bund zu erwerben, als Ersatz für die demselben fehlende Executivgewalt, wobei dann die Schwierigkeit wiederkehrt, die Bundesbeschlüsse in die rechte Bahn zu lenken.

Als den zweiten großen positiven Zweck des Bundes und als den ersten der Wichtigkeit nach bezeichnet Humboldt die gemeinsame Vertheidigung. Die Schilderung der Hindernisse, welche diesem Zweck entgegenstehen, ist unübertrefflich. Die kleinen Fürsten, welche Preußen umgeben, haben das Bedürfniß, ihre Unabhängigkeit in möglichst großem Umfange zu erhalten und für das Ganze mit ihren Kräften so wenig als möglich in Anspruch genommen zu werden. Sie rechnen darauf, daß Preußen durch seine geographische Lage gezwungen ist, die kleinen Staaten des Bundes vorkommenden Falls größtentheils mit zu vertheidigen. Sie mißgönnen Preußen den erworbenen Ruhm und fürchten den preußischen Haß gegen die Ausländerei, wie er im letzten Kriege zu Tage getreten. Sie verkennen überdies die unnatürliche Lage nicht, die man Preußen durch die Verhältnisse des Territorialbesitzes, mit denen man es sich zu begnügen zwang, gegeben. Die kleinen Staaten wissen auch, daß Preußen alle Augenblicke in Berührungen kommen muß, die es nöthigen, Forderungen an seine Mitverbündeten zu machen. Mit einem Worte: Preußen erfreut sich der denkbar größten Ungunst seiner sämmtlichen Genossen im deutschen Bunde, aus dem sehr triftigen Grunde, weil es aus Zwang und aus

Pflicht der Vertreter von Forderungen ist, deren Unbequemlichkeit nur ihrer Gerechtigkeit gleichkommt. In wie ganz anderer Lage ist Oesterreich? Von ihm fühlen sich die Staaten des eigentlichen Deutschland, zumal aber in Norddeutschland seit dem westphälischen Frieden nicht mehr bedroht. Was die besonderen Eigenschaften der augenblicklichen Lage betrifft, so wiegt sich Hannover in dem Gedanken, mit Preußen in dem Einfluß auf Deutschland zu rivalisiren, Sachsen fühlt noch den frischen Groll der ihm nothgedrungen entrissenen Provinzen, Württemberg fürchtet die Mißbilligung Preußens in dem von seiner Regierung herbeigeführten ständischen Conflict, mit Bayern würde man sich augenblicklich vielleicht stellen können, wenn man dadurch nicht wieder Oesterreichs Mißtrauen aufregte, mit Kurhessen und anderen diis minorum gentium ist man durch kleinliche Zufälle und Irrungen verfeindet. — In der That, dieses Bild des deutschen Elendes ist eindringlich. Es wird aber erst vollständig durch die Betrachtung des Verhältnisses zu Oesterreich. Humboldt rechnet darauf, und eine lange Periode hat ihm darin Recht gegeben, daß Oesterreich den Bund fürs Erste nicht werde brauchen wollen, irgend etwas gegen Preußen durchzusetzen. Aber sein Interesse an Deutschland ist viel zu gering, als daß es Preußen jemals ernsthaft unterstützen wird, deutsche Wohlthaten gegen den Egoismus der Mehrzahl deutscher Regierungen am Bunde durchzusetzen. Viel lieber wird es vorkommenden Falls als Beschützer der Höfe gegen Preußens übertriebene Anforderungen auftreten, und die Gunst der Höfe zu gelegentlichen Vortheilen von kleinlicher Bedeutung für sich verwerthen.

Indem Humboldt versucht, den trostlosen Zügen dieses Bildes eine etwas lichtere Kehrseite entgegen zu stellen, hebt er mit der ihm eigenthümlichen Feinheit hervor, wie nichtsdestoweniger allerwärts in Deutschland, mehr oder minder verborgen, das Bewußtsein rege ist, daß in ernsthaften Gefahren doch nur auf Preußen zu zählen, daß ernsthafte Fortschritte, wenn sie einmal unumgänglich geworden, doch nur durch Preußen möglich sind, daß von Preußens Verhalten überhaupt der Zustand Deutschlands und seine Entwickelung zum Guten oder zum Schlimmen schließlich doch allein abhängt.

Das Recept nun, welches Humboldt in dieser bewunderswerth richtig geschilderten Lage verschreibt, ist lediglich ein diätetisches und zeigt eine auffallende Aehnlichkeit mit den Recepten, wie sie einige dreißig Jahre später aus der Feder Josephs von Radowitz flossen. Schon Haym, Humboldts enthusiastischer und verdienstvoller Biograph, welcher die hier besprochene Denkschrift noch nicht kannte, hat jene Aehnlichkeit bei aller Abneigung gegen Radowitz andern Humboldtschen Schriftstücken gegenüber nicht leugnen wollen. Das Recept besteht darin: man soll immer und

überall gegen alle Welt liebenswürdig sein, immer sich selbst verleugnen, immer den wahren Vortheil der Anderen hervorkehren, immer mit Sanftmuth überreden, immer mit Gründlichkeit überzeugen, dabei aber auch höchst würdevoll auftreten, jederzeit die eigene Consequenz bewahren. Der kluge und reich bewanderte Mann übersieht, daß dieses Recept schon die Griechen gekannt und seine Ausführung bald als Stein des Sisyphus, bald als Faß der Danaiden versinnbildlicht haben.

Hier liegt die unverkennbare Schranke der Humboldtschen Diagnose, daß er die hoffnungslose Natur des Bundes im Einzelnen vollständig beweist und doch die Hoffnungslosigkeit derselben im Ganzen entweder nicht erkennt, oder die Erkenntniß davon verbirgt, weil dann nur noch solche Heilmittel übrig bleiben würden, deren Absicht auf die Vernichtung des Bundes gerichtet wäre. Aber alle wesentlichen Elemente desselben erscheinen ihm unaufgeblich.

Er sucht seinem Recept einen etwas wirksameren Zusatz zu geben, der uns aus einer späteren bekannten Zeit ebenfalls sehr geläufig ist. Preußen soll durch seine innere Politik wirken, soll sich zum deutschen Musterstaat und dadurch seine Stellung gegenüber den Bundesgenossen imponirend machen. Wie oft haben wir das von 1848 bis 1862 gehört, und von wie wenig politischem Verständniß zeigte immer der Rath! Nichts ist so nöthig und so heilsam, als eine gute innere Politik. Aber niemals ist eine solche Politik der ausreichende Hebel für eine zweckmäßige Veränderung der äußeren Lage.

Humboldt kann nicht umhin, auch die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß dem Bund gar keine positive Frucht abgewonnen werden könne und sein Nutzen auf das beschränkt bleibe, was er an Nachtheilen verhindert oder wenigstens erschwert. In diesem Falle muß man auch erwägen, ob der Bund nicht zum positiven Schaden Preußens ausgebeutet werden kann. Dieser Gefahr sieht Humboldt durch den Charakter der Bundesinstitution, welcher derselben jede wirksame Executive entzieht und eine soche vermuthlich auch in Zukunft niemals zu Stande kommen lassen wird, vorgebeugt. Nur das Bundesgericht als einzigen Theil einer institutionellen Executive soll Preußen fortfahren zu erstreben und ohne Furcht dem Urtheil eines solchen auch bei eigenen Conflicten mit den Bundesgenossen sich unterstellen. Auch dieser Gedanke hat bei Radowitz später dieselbe Bevorzugung gefunden, und was die besondere Stellung Preußens zu demselben anlangt, dieselbe Begründung, nämlich die, daß es bei vielen Anlässen würdevoller sei, vor einem Gerichtsspruch zurückzuweichen, als vor dem Widerstand der Bundesgenossen, den gewaltsam zu brechen man nicht den Entschluß fassen will.



Es wird manchen Leser überraschen, daß Humboldt eine eigene Erörterung einflicht über die Begriffe Staatenbund und Bundesstaat, deren Unterschied seit dem Jahre 1848, wie wir glaubten zuerst, mit so vieler Mühe erörtert worden. Humboldt verwahrt sich, daß man, was so ziemlich der Standpunkt Oesterreichs sei, den Bund in ein gewöhnliches Bündniß aufgehen lassen dürfe. Sein Hauptgrund ist die nationale und geschichtliche Gemeinschaft der im Bunde vereinigten Länder, die aus demselben mehr als ein völkerrechtliches Bündniß macht, wenn sie auch in seinen Institutionen noch so wenig zu Ausdruck gelangt. Indessen enthalten doch selbst diese Institutionen, wie sie bereits sind, einiges, was über ein blos völkerrechtliches Bündniß hinausgeht. Daraus darf man aber nicht die Consequenzen eines bundesstaatlichen Charakters ziehen wollen. Humboldt erörtert hier von Neuem einestheils die Pflichten, welche dem Bunde in Bezug auf die Ueberwachung seiner Mitglieder aus seinem anerkannten Zweck und aus seinem Grundgesetz erwachsen, andern- theils die unübersteiglichen Schranken, welche der Bundesautorität nach Innen gezogen sind, namentlich durch den Mangel aller executiven Gewalt. Er spricht sich entschieden dagegen aus, diesmal im Gegensatz zu Radowitz, dem Bund eine gesammtstaatliche Action nach Außen zuweisen zu wollen. Sein Grund ist unübertrefflich charakteristisch für den Mann und die Bildung, die er sich durch Entwickelung seines innersten Wesens gegeben. Er fürchtet, Deutschland könne, wenn ihm die Fähigkeit, als Gesammtheit handelnd nach Außen aufzutreten, gegeben würde, am Ende gar einmal ein erobernder Staat werden. „Aber das kann kein echter Deutscher wollen, denn man weiß, welche Vorzüge in geistiger und wissenschaftlicher Bildung die deutsche Nation, so lange sie keine politische Richtung nach Außen hatte, erreicht hat, aber es ist nicht ausgemacht, wie eine solche Richtung auf diese Vorzüge wirken würde". Schade was um dieselben, möchte man ausrufen, wenn es sich um das Glück handelt, dem kein anderes ebenbürtig ist, eine politische Nation zu sein! Aber der Zweifel selbst fließt nur aus einer zaghaften Voreingenommenheit gegen die Politik. Zu Radowitz Zeiten dachte man darin schon anders. Dieser glaubte, der Bund, als Gesammtstaat in großen europäischen Fragen handelnd, könne das nicht mehr zurückzudrängende Bedürfniß des deutschen Volkes nach politischer Nationalität beschwichtigen. Humboldt will diesem Bedürfniß, das schon damas sich kundgab, nicht einmal das Zugeständniß machen, daß der Bundestag irgendwie als Nationalbehörde auftrete. Er hat dabei allerdings hauptsächlich im Auge, daß die Zusammensetzung des Bundestages ihn zu einer solchen Behörde untauglich und in diesem Charakter für Preußen gefährlich macht; aber es ist doch sehr bezeichnend,

daß er hinzufügt, man dürfe der öffentlichen Meinung nach dieser Richtung durch Nichts schmeicheln, weil dieselbe sogleich unerfüllbare Anforderungen erheben würde.

Humboldt ist es also nicht, der daran glaubt, daß dem Bedürfniß des deutschen Volkes nach politischer Nationalität jemals werde genügt werden können. Aber dies führt ihn doch auf die Untersuchung des unheilbaren Mangels der Bundesverfassung. Er findet denselben in dem Bunde selbst. Der Mangel, welcher sich institutionell in dem Fehlen aller exekutiven Organe darstellt, liegt fundamental in der Zusammensetzung des Bundes, und zwar in der Zusammensetzung aus an Macht höchst ungleichen, bundesrechtlich aber gleich selbstständigen politischen Körpern. Nachdem das Wesen des Mangels erkannt ist, muß die Untersuchung sich mit dem Ursprung beschäftigen. Sie kommt zu dem Ergebniß, daß der Mangel, soweit er sich aus der Vergangenheit herschreibt, ungeachtet einige Zufälligkeiten ihn verschlimmert haben, in der Hauptsache durch Nichts hätte verhütet werden können, daß aber auch die Gegenwart kein Mittel erkennen läßt, welches auf eine mögliche Heilung in der Zukunft deutet.

Was die Territorialeintheilung des Bundes betrifft, so ist dieselbe durch ein Compromiß zwischen den Bildungen der Rheinbundszeit und der älteren Eintheilung des ehemaligen Reiches entstanden. Die Verhältnisse ließen kaum etwas Anderes zu. Hätte man aber auch zu einer ganz neuen Staatseintheilung Deutschlands schreiten wollen, man wäre, abgesehen von den fast unbesieglichen Widerständen, immer nur zu etwas rein Willkürlichem gelangt. Man hätte nicht erreichen können eine organische Gliederung, die zu einem organisch-innigem Anschluß der so gebildeten Theile an den Bund geführt hätte.

Es entsteht nun aber die Frage, ob trotz der auffälligen Unregelmäßigkeit der territorialen Gliederung des Bundes man nicht hätte eine Verfassung schaffen können, welche die Mängel der Gliederung durch die Wahl und Einrichtung der Bundesorgane ersetzt hätte.

Hier empfiehlt es sich, die Andeutungen der unten folgenden Denkschrift über die Kämpfe Preußens um eine gute deutsche Verfassung mit dem zu verschmelzen, was aus anderen Quellen darüber zu ermitteln ist.

Der ursprüngliche Gedanke Preußens für die Organisation des deutschen Bundes war die gemeinschaftliche Leitung desselben durch Oesterreich und Preußen. In wessen Kopf dieser Plan zuerst entstanden, ist bisher nicht genau ermittelt. Am wahrscheinlichsten wird Hardenberg für den Urheber zu halten sein. Dieser vielverkannte Staatsmann, dessen Unterschätzung neuerlich förmlich Mode geworden ist, übertraf doch wohl seine berühmten und großen Collegen unter den preußischen Staatsmännern



alle an ursprünglicher Richtigkeit des Blickes. Man wird immerdar zugeben müssen, daß in einem Bunde, von dem weder Preußen noch Oesterreich ausgeschlossen sein kann, garnichts übrig bleibt als der Versuch der gemeinschaftlichen Leitung. Steins erster Gedanke, der ein Beweis ist, wie die Intelligenz dieses großen Charakters sich in den größten Dingen verirren konnte, war bekanntlich die Herstellung des österreichischen Kaiserthums in Deutschland. Im Sommer 1813 redete Humboldt diesen Gedanken dem Freiherrn v. Stein ein erstes Mal aus. Im Sommer des folgenden Jahres nahm dann Stein von Hardenberg den Gedanken der dualistischen Executive an. Auf dem Congreß zu Wien versuchte Preußen diesem Plan die Herrschaft zu verschaffen. Es hätte nur durch eine geheime, vollständige, allen übrigen Verhandlungen mit deutschen Fürsten vorangehende Verständigung mit Oesterreich gelingen können. Oesterreich aber, d. h. Fürst Metternich, kaum ins Vertrauen gezogen, ergriff sofort das unfehlbare Mittel, den Plan zu vereiteln, indem es die deutsche Verfassungsfrage einem Ausschuß zuwies, der neben den beiden Großstaaten aus den Rheinbundskönigen nebst Hannover bestand. Man war bereits zu einem veränderten preußischen Verfassungsgedanken gekommen, welcher die dualistische Exekutive aufgab, als die sächsisch-polnische Frage Preußen und Oesterreich einander noch mehr entfremdete und fast auf die Stufe offener Feindseligkeit brachte. Als die deutsche Frage nach langer Unterbrechung wieder in Angriff genommen wurde, reichte Preußen zwei von Humboldt ausgearbeitete Verfassungsentwürfe ein, den einen mit einer Eintheilung Deutschlands in Kreise, den anderen ohne solche. Beide Entwürfe aber stimmten darin überein, daß die Bundesversammlung aus zwei Curien bestehen und die erste derselben aus den Königen und dem Kaiser von Oesterreich gebildet werden sollte. Es war hiermit ein fünfgliederiges Directorium angestrebt, denn man dachte zunächst neben den Großmächten nur an die Könige von Bayern, Württemberg und Hannover, mit Ausschluß des Königs von Sachsen. Der Entwurf, welcher die Kreiseintheilung enthielt, fand sogleich allgemeinen Widerstand. Man nahm gleicherweise Anstoß an der Zusammenfassung der militärischen Kräfte in den projektirten Kreisen, wie an den ständischen Organen, welche Humboldt für dieselben ins Auge gefaßt hatte. Denn er war der Verfasser der eingereichten Entwürfe. Nachdem die Kreise beseitigt waren, bliebt nur noch das fünfgliedrige Direktorium als collegialische Exekutivbehörde. Man wandte gegen dasselbe ein, daß die Ausschließung des Königs von Sachsen zwar durch die Stimmung des Augenblicks erklärlich, auf die Dauer aber ungerechtfertigt sei. Sollte nun der Eintritt Sachsens in das Direktorium erwogen werden, so wandten die nicht mit der Königs-

krone geschmückten Bundesglieder ein, daß Fürsten, die immer der deutschen Sache treu geblieben, den eifrigsten Vasallen Napoleons nachstehen, ja diesen gewissermaßen unterworfen werden sollten.

So fiel der Gedanke des Direktoriums, mit ihm der dritte und vierte preußische Verfassungsentwurf und Stein kam auf sein österreichisches Kaiserthum zurück und wußte sogar den Kaiser Alexander für die Idee zu interessiren. Es ist merkwürdig in hohem Grade, daß Stein auf Oesterreichs deutsches Kaiserthum zurückkam, nachdem Oesterreich den Gedanken einer gemeinschaftlichen Leitung Deutschlands mit Preußen vereitelt hatte, nachdem es der sächsischen Frage wegen beinahe an Frankreichs Seite das Schwert gegen Preußen gezogen. Ebenso merkwürdig ist die Begründung in der Denkschrift, durch welche er seinen Gedanken einführte. Weil Oesterreich im Grunde ein ganz fremder Staat ist, in allen Beziehungen gegen Deutschland gleichglütig, muß man es zum Haupte Deutschlands machen! Das würde ebensogut auf England oder Rußland passen. Die Erklärung für diese befremdlichen Ideen Steins liegt wohl in einer bekannten brieflichen Aeußerung desselben, worin er seine Bewunderung über die unerschöpfliche Nachhaltigkeit ausspricht, die Oesterreich in den wiederholten Kämpfen mit Napoleon, der über die Kräfte Frankreichs, Italiens und eines großen Theils von Deutschland verfügte, bewiesen habe. Stein scheint, neben untergeordnetern Eindrücken von dem Gedanken befangen worden zu sein, daß man eine solche unerschöpfliche Kraft nicht von Deutschland abwenden lassen dürfe, dem er sammt Preußen offenbar eine geringe Fähigkeit der Selbsterhaltung zutraute. Er wußte den siebenjährigen Krieg und das Jahr 1813 als Maaßzeichen der inneren Volkskraft nicht genügend zu schätzen.

Es ist von hohem Interesse, wie Kapodistria, der auf Steins Betrieb im Auftrage des Kaiser Alexander eine Denkschrift über die deutsche Kaiserfrage abfaßte, die Wiederherstellung des österreichischen Kaiserthums beurtheilte.

Kapodistria sieht in der Wiederherstellung des österreichisch-deutschen Kaiserthums einen zweifachen Vortheil. Einmal glaubt er, daß Oesterreich, wenn es seine frühere Stellung in Deutschland wieder eingeräumt erhalte, dauernd von dem Bündniß mit Frankreich abgelenkt werden könne. Zweitens glaubt er, daß Oesterreich durch seine deutsche Stellung in den Stand gesetzt werde, auf die italienische Stellung zu verzichten, wodurch eine nationale Constituirung Italiens möglich werde. Dagegen fürchtet Kapodistria nicht, daß Deutschland gegenüber die Stellung Oesterreichs übergreifend werden könne, weil die Rolle der deutschen Kaiserkrone nur passiv und erhaltend sei. Was Preußen betrifft, so setzt Kapodistria

voraus, daß diesem Staat seine alte Beziehung zu den nordischen Mächten frei bleibe.

Das ist vom neuhellenischen und vom russischen Standpunkt, aber, mit Ausnahme eines Punktes, nicht gerade unstaatsmännisch gesprochen.

Der Grieche erspäht die Gelegenheit zur nationalen Constituirung Italiens und hofft von dieser die analoge Rückwirkung auf sein Vaterland.

Der Russe befürchtet für Rußland im schlimmsten Fall nichts weiter, als den Zustand des ehemaligen deutschen Reiches, wo Preußen, um sich Oesterreichs zu erwehren, der nothgedrungene Verbündete Rußlands war.

Der Staatsmann begeht einen augenfälligen Irrthum, wenn er glaubt, Oesterreich werde sich durch die Ehrenpflicht der kaiserlichen Stellung in Deutschland davon abhalten lassen, nach Umständen mit Frankreich gegen Deutschland zu handeln. Als ob das nicht verschiedene Male da gewesen wäre, während Oesterreich die deutsche Kaiserkrone hielt! Oesterreichs italienische Stellung hat sich von je weit wirksamer erwiesen, Frankreich und Oesterreich auseinander zu halten.

Im Uebrigen verfehlt Kapodistria nicht, die Verleihung der deutschen Kaiserkrone, bezüglich die Begünstigung der Candidatur auf dieselbe, als ein diplomatisches Aktionsmittel zu bezeichnen, dessen man sich gelegentlich auch Preußen gegenüber bedienen könne.

Indeß hatte es Humboldt leicht, die beiden für Oesterreich sprechenden Denkschriften zu widerlegen durch den nahe genug liegenden Gedanken, daß Oesterreich mit der deutschen Kaiserwürde entweder Ernst machen kann, was den Welttheil aufs neue in Aufruhr bringen würde, oder daß es dieselbe lediglich als Mittel zur gelegentlichen Unterstützung seiner außerdeutschen Interessen auf Kosten Deutschlands benutzen wird, wie es seit dem westphälischen Frieden immer gethan.

So wurde auch die Kaiseridee fallen gelassen, wie sie es in der vorgeschlagenen Gestalt verdiente, und Preußen gelangte zur Vorlegung eines fünften Verfassungsentwurfes. Aus diesem war das fünfgliedrige Direktorium verschwunden und an seine Stelle im Keim der engere Rath der Bundesversammlung getreten. Aber noch war die Verbürgung der landständischen Verfassungen durch den Bund mit ausreichender Bestimmtheit festgehalten, noch das Bundesgericht, noch Vorschriften einer einheitlichen Militärverfassung. In Folge des Widerstandes, den Oesterreich und die Rheinbundstaaten leisteten, wurden die erwähnten Artikel theils abgeschwächt, theils den sogenannten organischen Gesetzen zugewiesen, über welche der nunmehr feststehende Bundestag beschließen sollte. So gelangte man zur Bundesakte, zum Staatenbund aus den ungleichartigsten Gliedern, zu einer Föderativverfassung, wo die Majorität sehr leicht keine Majorität ist, und wo eben-

deshalb selbst der Majorität nur sehr beschränkte Rechte in Bezug auf das Ganze zustehen konnten, zu einer Verfassung, die eine Exekutivgewalt weder besaß noch zu bilden fähig war, ohne sich in ihrem Wesen aufzuheben.

Im Sommer 1816, als man daran ging den Bundestag in Wirksamkeit zu setzen, wollte indeß Hardenberg nach seiner sanguinischen Art noch einen entscheidenden Versuch machen, dem einzig richtigen Gedanken zum Sieg zu verhelfen. Er sandte an den Grafen Buol, den österreichischen Bevollmächtigten in Frankfurt, den preußischen Gesandten Herrn v. Hänlein mit dem Auftrag, Oesterreich womöglich noch in letzter Stunde zum Eingehen auf die dualistische Bundesexecutive zu vermögen. Gleichzeitig ließ er über den Vorschlag in Wien unterhandeln. Den Text der Vorschläge, welche Hänlein zu befürworten hatte, siehe bei Pertz, das Leben des Freiherrn von Stein, Bd. V. S. 94 ff. Es enthielten aber dieselben auch eine dualistisch getheilte Leitung sämmtlicher militärischen Kräfte Deutschlands, obwohl im Uebrigen die politische Executive gemeinschaftlich, keinesweges geographisch getheilt, in Vorschlag gebracht wurde. Graf Buol, zweifellos im Auftrage Metternichs, seines Chefs, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die preußischen Vorschläge in Form vertraulicher Mittheilungen unter den übrigen Gesandten zu verbreiten. Damit war Preußen von Anfang an am Bundestage in die möglichst schlechte Lage versetzt, und von einer ernsthaften Aufnahme des preußischen Planes konnte für lange nicht die Rede sein.

So ist es freilich pragmatisch sehr klar, wie die Bundesverfassung zu dem geworden, was sie zur Zeit der unten folgenden Denkschrift war und bis zu ihrem Ende geblieben ist. Wird man aber den unheilbaren Mangel des Bundes noch erschöpfend erkennen, wenn man ihn in der ungleichartigen Zusammensetzung sucht? Ein Bund aus ungleichartigen Gliedern kann sehr natürliche und lebenskräftige Gesammtinstitutionen besitzen, wenn die mächtigen Glieder darin mit dem richtigen Antheil an Pflichten und Rechten gegenüber den mindermächtigen wirken. Warum hat der deutsche Bund solche Institutionen bei seiner Entstehung nicht erlangen können, und warum verzweifelt Humboldt, daß diesem Mangel jemals noch abzuhelfen sei?

Offenbar, weil das mächtigste Glied des Bundes demselben ersichtlich nur darum beigetreten ist, um Preußen an seiner natürlichen Rolle in Deutschland zu hindern. Oesterreich will um keinen Preis, auf den Kreis seiner unmittelbaren Interessen sich zurückziehend, die Führung Deutschlands Preußen überlassen. Aber es will auch um keinen Preis an der Arbeit, das deutsche Staatsleben nach dem Geist und den gegebenen Be-

dürfnissen des deutschen Volkens gestaltend zu fördern, sich im Verein mit irgend Jemandem und am wenigsten im Verein mit Preußen betheiligen. Es will in Deutschland nur lähmen. Es will zwischen sich und dem unruhigen Westen einen Sumpf, aber keinen selbstmächtigen, wenn auch noch so befreundeten Nachbar. Es will einen solchen Nachbar nicht einmal, wenn es an der Leitung der Geschäfte desselben den halben Antheil hat.

So war Oesterreich zur Zeit der unten folgenden Denkschrift, so war es, bis die Ereignisse ihm den Versuch auflegten, Deutschland ganz und gar dem ausschließlich österreichischen Interesse dienstbar zu machen. Dies glaubte man zu Metternichs Zeit nicht zu bedürfen. Humboldt hätte daher den unheilbaren Mangel des Bundes in der Mitgliedschaft Oesterreichs, und in dieser allein, erkennen dürfen. Er besaß schon im Jahre 1816 zu diesem Schluß alle Prämissen, und sie liegen größtentheils auch in der folgenden Denkschrift. Er hätte deshalb die Untersuchung noch auf die zwei Punkte ausdehnen sollen: ist Hoffnung, daß Oesterreich ein anderes werde, und wenn nicht, giebt es ein Mittel, die lähmende und beinah tödtliche Mitgliedschaft Oesterreichs zu beseitigen? Diese Untersuchung wird nicht geführt, und wir müssen die Antwort auf die in derselben enthaltenen Fragen in wenigen gelegentlichen Aeußerungen suchen.

Daß die Herstellung einer dualistischen Exekutive in formal verfassungsmäßiger Form mißlungen, mag Humboldt nicht bedauern, da ein solches Verhältniß sich staatsrechtlich sehr schwer, wenn auch praktisch unter Umständen sehr gut, wird durchführen lassen. Für die Praxis aber ist die staatsrechtliche Form dann weit mehr eine Fessel als Förderung. Allein man sieht deutlich genug, daß er auch auf die praktische Einigung mit Oesterreich für die Zukunft wenig Hoffnung setzt. Er spricht geradezu die Befürchtung aus, daß Oesterreich unter dem Schein der Gefälligkeit gegen Preußen auf Anregungen eingehe, die es nachher, um auf Preußen die Ungunst des Anstifters zu werfen, bei dem ersten Widerstand aufgiebt.

Da Humboldt auch seinerseits die dualistische Exekutive für das Beste gehalten hätte, so bedauert er das Scheitern der anderen Verfassungspläne nicht, indem er theils auf ihre Unmöglichkeit, theils auf ihren geringen Nutzen hindeutet. Indem er nun die dualistische Exekutive für das Wahre und Eigentliche erkennt, das als solches jedem Unparteiischen einleuchten müsse, und die Aussichtslosigkeit dieses Gedankens gleichwohl durch die Ereignisse dargethan ist, bleibt er dennoch dabei stehen, es könne Niemand wünschen, daß Oesterreich gänzlich von Deutschland ausscheide. Er giebt keine Gründe dieser Behauptung, und wir müssen vermuthen, daß auch ihm die Selbsterhaltungsfähigkeit Deutschlands ohne Oesterreich nicht sicher genug erschienen ist, noch unsicherer vielleicht der Tag, wo Preußen diejenige

Leitung besitzen werde, welche der Aufgabe gewachsen ist, in Europa, lediglich auf die eigene und Deutschlands Kraft gestützt, allein zu stehen und zu handeln. Was von Friedrich Wilhelm III. berichtet wird, er sei der Ansicht gewesen, daß man die europäischen Dinge in Wien am besten verstehe, das hat in einem vorherrschenden Mangel an Selbstvertrauen der preußischen Staatsmänner, nachdem der gewaltige Trieb der Befreiungskriege erlahmt war, in einem Mißtrauen derselben, weniger in die eigene Intelligenz, als in die eigene Kraft und in die ihres Staates, eine gewisse Unterstützung gefunden. Erst der Staatsmann, der ein weit über das Maaß der bisherigen Leistungen hinausgehendes Vertrauen in die Kraft Preußens aus seinem eindringenderen Urtheil schöpfte, konnte den Staat durch die umsichtigste und entschlossenste Einsetzung dieser Kraft aus einer Stellung befreien, die unebenbürtig und darum nur um so gefahrvoller war.

Der große Verfasser der folgenden Denkschrift entläßt die Leser, für die er schrieb, also den an der Leitung des preußischen Staates und an der Führung seiner Geschäfte zunächst betheiligten Kreis, mit der keineswegs erhebenden Aussicht, den sich aus den Verhältnissen immer wieder erzeugenden Schwierigkeiten einer sich endlos fortsetzenden Lage immer neue Anstrengungen, neue Gewandtheit und Klugheit entgegensetzen zu sollen: nicht um den Grund des Uebels zu heben, sondern nur um inmitten des Uebels sich einigermaßen zu behaupten.

Seine weiteren Ausführungen, die mehr auf das Technische der Bundesgeschäfte eingehen, haben zwar an Interesse für uns ungleich mehr verloren, als die, welche sich auf die Gesammtlage der Dinge beziehen, aber den feinen und richtigen Verstand des Verfassers wird man auch hier immer erkennen. Man wird auch hier bemerken, wie sehr ihm der Lauf der Dinge Recht gegeben, z. B. bei den Militäreinrichtungen des Bundes, dann bei der Erörterung der Frage, mit welchen Gründen einer auf die wiener Congreßacte gestützten Einmischung des Auslandes in die Angelegenheiten des deutschen Bundes zu begegnen sei, und bei manchem Andern.

Constantin Rößler.

Frankfurt, den 30. September 1816.

An den Staatskanzler.

Ich hatte die Ehre, in meinem allerunterthänigsten Berichte an Sr. Maj. den König vom 17. pr. zu äußern, daß ich meine Gedanken über den deutschen Bund, dessen Verhältniß zum preußischen Staat, und die Art, wie die Bundesangelegenheiten von unserer Seite würden müssen behandelt werden, aufsetzen und mir die Freiheit nehmen würde, sie Ew. 2c. vorzulegen. So gern ich diesen Vorsatz früher ausgeführt hätte, so sah ich mich doch dazu außer Stande, theils, weil ich es für meine Pflicht hielt, vorher alle den deutschen Bund betreffende wiener Verhandlungen noch einmal sorgfältig durchzulesen, theils weil ich die gegenwärtige Arbeit nur neben meinen übrigen Geschäften machen konnte. Ich bin so frei, jetzt Ew. 2c. den anliegenden Aufsatz zu gütiger und nachsichtsvoller Prüfung zu empfehlen. Ich bedauere, daß er weitläuftiger ausgefallen ist, als ich anfangs glaubte. Allein da ich die Absicht hatte, daß meine Arbeit sollte zugleich, wenigstens durch Erreichung aller Hauptpunkte, dazu dienen, die Entwerfung der Instruktion des Herrn Grafen von der Goltz zu erleichtern, so hatte ich viele Fragen zu berühren, und ich wünschte, dies so wenig als möglich oberflächlich zu thun. Ich bedarf vielleicht noch mehr deshalb der Entschuldigung, daß ich, vorzüglich in den ersten Paragraphen, in einige den Bund nicht unmittelbar betreffende Fragen eingegangen bin. Allein es ist meine feste Ueberzeugung, daß die Angelegenheiten am deutschen Bunde von unserer Seite nur im engen Zusammenhange mit unserer ganzen äußeren Politik, und in beständiger Beziehung auf unser inneres Verwaltungssystem gut geführt werden können. In den Hauptansichten über den Bund glaube ich mir mit der Uebereinstimmung Ew. 2c. schmeicheln zu können. Ich habe in der That, um sie aufzufassen, mich sehr oft nur an die Arbeiten zu erinnern brauchen, welche Ew. 2c. selbst über den Bund in Wien gemacht haben, und an die Weisungen, nach denen ich dort unter Ew. 2c. Leitung das Einzelne ausarbeitete. Eine sehr wichtige, aber gleich schwierige Sache wird es sein, zu bewirken, daß Oesterreich und Preußen wenigstens über die Hauptpunkte einverstanden sind, und die hiesigen Gesandten zur rechten Zeit gleichlautende Instruktionen erhalten. Ew. 2c. mögen dies unserm Gesandten in Wien übertragen, oder selbst Sich in Briefwechsel darüber mit dem Fürsten Metternich setzen, so fürchte ich immer, nach des letzteren Art zu arbeiten, daß sehr viele Zögerungen entstehen werden, die nicht anders als nachtheilig auf das Geschäft wirken können. Wenn, wie ich

doch vermuthe, Fürst Metternich die Bundesangelegenheiten in Wien durch ein bestimmtes Individuum bearbeiten läßt, so ginge es vielleicht an, daß Ew. 2c. den Herrn General von Krusemarck in Person als Gesandtschaftsrath schickten, der mit jenem Individuum zusammen arbeiten und auf diese Weise die Sache fördern und beschleunigen könnte.

Obgleich der Bundestag nunmehr bestimmt in den ersten Tagen des November eröffnet werden wird, so schmeichle ich mir nicht, daß die Angelegenheiten einen raschen Gang nehmen werden. Es ist, wie ich auch in meinem Aufsatz bemerkt habe, dies kein Geschäft, in dem sich gerade in den ersten Monaten große Resultate versprechen lassen.

Ich nehme mir die Freiheit, bei dieser Gelegenheit Ew. 2c. noch einmal auf das dringendste zu ersuchen, geneigtest zu bewirken, daß der Herr Graf von der Goltz an der auf den 5. November bestimmten Eröffnung des Bundestags hier eintreffe, da ich mich gleich darauf, nachdem ich ihm auch die Territorialangelegenheiten überlassen, nach Paris begeben kann. Ew. 2c. werden gewiß das Verlangen gerecht und billig finden, daß, da in Rücksicht der Territorialangelegenheiten die wichtigsten Punkte vollendet sind und die noch übrigen sehr gut durch den Bundestagsgesandten neben seinen anderen Geschäften besorgt werden können, ich nicht länger eines Postens beraubt bleibe, dessen Ertheilung ich immer als einen Beweis der besonderen Huld Sr. Maj. des Königs betrachtet habe, und daß ich einen sich von Monat zu Monat verlängernden Zwischenzustand verlasse, der, vorzüglich mit einer Familie, im höchsten Grade peinlich und unbequem ist. Ich wage es, hierbei gänzlich auf Ew. 2c. Gerechtigkeit und mir so oft bewiesene Gewogenheit zu rechnen.

§. 1.

Die Gesandtschaften am Bundestage unterscheiden sich wesentlich von allen übrigen. Der Gesandte an einem einzelnen Hofe vollbringt die ihm ertheilten Aufträge, unterrichtet den seinigen von den vorgehenden Ereignissen und herrschenden Stimmungen, sucht Eintracht und gutes Vernehmen zu erhalten, und findet darin sein Geschäft vollkommen beendigt. Der Bundestagsgesandte hat zwar gleichfalls mehr oder weniger dies Alles in Rücksicht auf die verschiedenen Höfe zu thun, aus welchen der Bund besteht, allein außerdem arbeitet er an einem Institut, welchen die Stiftungsurkunde bloß die ersten Linien vorgezeichnet hat, dessen Beschaffenheit auch durch die organischen Gesetze noch lange nicht ganz fest bestimmt sein wird, und das durch jeden weiteren Schritt, durch jeden bedeutenden Schluß seiner Mitglieder neue Modificationen, ja selbst solche Umänderungen erleiden kann, welche seine ganze ursprüngliche Natur

aufheben. Der Bundestagsgesandte muß daher hierauf seine ununterbrochene und vorzügliche Sorgfalt richten und diese Umänderungen, seien es Ausbildungen oder Ausartungen des Instituts, das seiner Mitaufsicht anvertraut ist, nicht dem Zufall oder den natürlich einseitigen, oft auch eigensüchtigen Absichten der andern Höfe überlassen; er muß machen, daß die Maschine die ihr angewiesene Bahn nicht verlasse, und wenn er, wie der preußische, Abgeordneter eines bedeutenden Staats ist, selbst daran arbeiten, die Bahn sicher und richtiger zum Ziel zu lenken. Er hat daher einen Gesichtspunkt, den er durch alle einzelnen Geschäfte hindurch fest im Auge behalten muß, das Verhältniß seines Staates zum Bunde, den Nutzen, den er daraus erwarten, den Nachtheil, den er davon besorgen kann. Ueber dieses Verhältniß muß er sich vor allen andern Dingen klare und bestimmte, mit dem Bedürfniß und mit dem Sinn seines Hofes übereinstimmende Begriffe bilden.

Um nun das Verhältniß festzusetzen, in welches sich Preußen zum deutschen Bunde stellen soll, wird es gut sein, den Bund fürs Erste nicht gerade so zu betrachten, wie er sein sollte, und wie ihn sich diejenigen denken, welche von der Verbindung Deutschlands in Ein Ganzes große Erwartungen hegen, sondern ihn davon zu entkleiden, und ihn bloß so zu nehmen, wie er wirklich dasteht, und wie er, nicht gerade durch Absicht, sondern zufällig geworden ist. Es ist bei allem praktischen Verfahren zweckmäßig, die Dinge erst in sofern zu betrachten, als man sie nicht ändern kann, ehe man sich fragt, wie man sie absichtlich benutzen will. Man sieht auf diese Weise die Verhältnisse reiner und einfacher, berechnet seine Maßregeln auf das Nothwendige, und geht erst so zu dem Besseren und Höheren über. Wenn man die Entstehung des deutschen Bundes geschichtlich verfolgt, so kann man mit der Wahrheit sagen, daß er Preußen sein Dasein verdankt. Von der Zusammenkunft der Monarchen in Teplitz an, hat es ununterbrochen, zuerst allein, hernach von Hannover, aber erst sehr spät von Oesterreich unterstützt, darauf hingearbeitet, auf dem wiener Congreß mit beharrlicher Geduld Pläne vorgeschlagen und abgeändert, und endlich lieber auf eine, seinen Erwartungen für das Ganze nicht entsprechende Weise abgeschlossen, als das Dasein des Bundes aufgegeben.

Viele haben höchst ungerechter und undankbarer Weise das preußische Cabinet beschuldigt, den Bund als eine Gelegenheit benutzen zu wollen, die Kräfte kleinerer Fürsten für Preußen wirken zu lassen. Allein dazu hätte es viel bequemere Mittel gegeben, da vielmehr der Bund von den kleineren Staaten darum gewünscht wurde, um gegen einen solchen Versuch Schutz zu finden. Andere mögen dieses Dringen auf die Schließung des Bundes nur für einen zu weit getriebenen Antagonismus gegen einige

ehemalige Rheinbundsstaaten, oder für eine zu große Begünstigung deutsch-vaterländischer und liberaler Ideen, denen zu sehr nachzugeben man auch andere Congreßverhandlungen beschuldigt hat, angesehen haben. Diese engherzige Ansicht haben indeß wohl nur Wenige getheilt; die Meisten, und wenigstens alle, die dieser großen Zeit einigermaßen würdig waren, haben gefühlt, daß die glorreiche Befreiung Deutschlands nur von der Wiederherstellung einer gemeinsamen Verfassung in Deutschland gekrönt werden konnte, und daß ohne diese sowohl die äußere Unabhängigkeit als der innere Rechtszustand Gefahr lief. Versetzt man sich jedoch augenblicklich in jene verschiedenartige Ansicht, so weiß ich nicht, ob diejenigen, welche sie hegen, jemals hinlänglich bedacht haben, daß die Frage nicht so wohl die war, ob man einen deutschen Bund schließen oder nicht schließen? als ob man in, oder außer demjenigen sein wollte, welchen Zeit und Umstände immer von selbst geschlossen haben würden. Es giebt gewisse, durch die natürlichen Verhältnisse der Dinge, zu denen man auch die Meinung und die Gesinnungen rechnen muß, und durch die Erfahrung der Zeiten einmal so eingewurzelte Begriffe und Einrichtungen, daß sie sich, auch unter den wunderbarsten Umgestaltungen, immer wieder von Neuem erzeugen. Man wird Deutschland nie hindern können auf irgend eine Weise ein Staat und eine Nation sein zu wollen; die Meinung, wenn nicht nach Einheit, wenigstens doch nach irgend einem Verbande, liegt, ohne daß man sie austilgen kann, in allen Köpfen und Gemüthern, und hätte man Oesterreich und Preußen dieser Vereinigung abgeneigt gefunden, so würde man sie ohne beide versucht haben. Dazu kam, daß man durch den Rheinbund schon an eine Verbindung gewöhnt war, welche diese beiden Mächte ausschloß, und daß Bayern und Würtemberg, wenn Oesterreich und Preußen sich zurückgezogen hätten, eben so begierig einen Bund gesucht haben würden, als sie sich jetzt dagegen sträubten. Oesterreich hätte nun vielleicht auch einem solchen Bunde mit der Gleichgültigkeit zugesehen, welche man manchmal an dem wiener Kabinette wahrnimmt; allein in Preußen wäre eine solche Gleichgültigkeit nicht möglich gewesen, und die getrennte Lage seiner Besitzungen, und die größere Zerstückelung des nördlichen als des südlichen Deutschlands macht alle Verhältnisse mit den kleinern Fürsten für Preußen wichtiger und verwickelter. Besteht man aber auch nicht darauf, daß wirklich ein Bund ohne die beiden größesten Mächte Deutschlands hätte geschlossen werden können, so erforderte dennoch immer das sonderbare Nebeneinanderstehen durchaus ungleicher, und doch, nach der Vernichtung des deutschen Reichs, dem Namen und nach der des Rheinbundes auch der That nach unabhängig gewordener Staaten sowohl für Deutschlands als Europas Ruhe irgend eine Einrichtung, welche

der politischen Beweglichkeit dieser kleinern Landesmassen Schranken setzte, und den größeren das Recht wenigstens einiger Controlle gab. Sowohl das Suchen der kleinern nach Beschirmung, als das Buhlen der größern, ihnen den Schirm gegen Abhängigkeit zu verkaufen, hätte Unruhe und Zwist, auf alle Fälle aber bald gerechtes, bald grundloses Mißtrauen erregt. Es ist zwar allerdings wahr, daß diesen Gefahren durch die gegenwärtige Bundesacte, die den Bündnissen der Einzelnen ein viel zu freies Feld läßt, bei weitem nicht ganz vorgebeugt wird. Aber es ist doch die Form gegeben, in welcher der kleinere Staat ohne Demüthigung Schutz suchen, und der größere ohne Anmaßung von dem politischen Betragen des kleineren Rechenschaft fordern kann.

Wo sonst nur Staats- und Völkerrecht, die so oft der Willkür zur Beschönigung dienen, stattgefunden hätte, ist jetzt doch geschriebenes Recht und anerkanntes Gesetz, deren Name schon durch die Scheu wohlthätig wird, die er einflößt. Auch hängt es nur von den Mächtigen ab, den Namen immer in That zu verwandeln. Am verderblichsten wäre, wenn völlige Freiheit hätte bleiben sollen, die Eifersucht Oesterreichs und Preußens geworden; und der Bund ist als eines der sichersten Mittel anzusehen, ihr Einverständniß zu bewahren. Ich muß hier einer Idee erwähnen, die gewiß Viele für vorzüglicher als die Schließung eines allgemeinen Bundes gehalten hätten, die Stiftung eines besondern nordischen zwischen Preußen und den norddeutschen Fürsten. Die Ausführung eines solchen Planes würde der größesten Schwierigkeit unterliegen. Allein Preußen hätte denselben ausführen, oder bloß darnach ringen, oder selbst nur in dem Verdacht stehen mögen, dies zu thun, so wäre sein Verhältniß zu seinen Nachbarn im Norden, ohne einen allgemeinen Bund, immer ein Gegenstand des Mißtrauens, der Eifersucht und selbst des Zwiespaltes mit Oesterreich geworden. Angerufen oder unaufgefordert würde es sich in diese Verhältnisse gemischt, und Preußen dadurch, oder auch nur durch den davon entstehenden Verdacht gereizt haben. Denn es hätte an der Form gefehlt, die immer die doppelte Beruhigung mit sich bringt, daß sie gewisse Schranken setzt, und zu einer gewissen Einmischung, die nun nicht beleidigend wird, ermächtigt. Wenn man etwa glaubt, daß Oesterreich darum jedem Verhältnisse im nördlichen Deutschland ruhig zugesehen haben würde, daß ihm Preußen das südliche überließ, so begeht man denselben Irrthum, welcher allen Planen von einer Theilung Deutschlands in Süd- und Norddeutschland zum Grunde liegt. Man bedenkt nämlich nicht, daß Oesterreich im Süden gar keine Herrschaft ausüben kann, ohne nicht über Bayern zu gebieten, und daß die österreichische Staatsmaschine ganz andere Hebel und Kräfte besitzen müßte, als ihr nun einmal eigen sind, um

über Bayern nur in einiger Art eigentlich gebieten zu können. Bei einer solchen Theilung erhielte daher Preußen viel und Oesterreich ginge beinahe leer aus. Ein allgemeiner deutscher Bund war demnach die einzige politische Form, durch welche sich die ungleichartige Masse großer und kleiner Fürsten, welche Deutschland umfaßt, in eine Gestalt bringen ließ, welche die Ruhe sichert, Mißtrauen entfernt und unnütz macht, und die gesetzmäßige Möglichkeit begründet, denjenigen, welcher irgend gerechten Verdacht erregt, zur Rechenschaft zu ziehen. Dieser Vortheil ist vorzüglich für Preußen, sowohl an sich als in Rücksicht auf Oesterreich, sehr bedeutend, und er fließt großentheils schon aus dem bloßen Dasein des Bundes her, welches auch seine Beschaffenheit sei, indem das bloße Dasein, auch im ungünstigsten Fall, doch diejenigen fremden Verbindungen ausschließt, welche Deutschland oder Preußen oder beiden gefährlich werden könnten. Die Nothwendigkeit, Deutschland und dadurch Europa durch verstärkte Macht zu sichern, ist ein Hauptgrund der Stiftung des deutschen Bundes, auch bei den fremden Mächten, gewesen. Was ich hier entwickelt habe, geht noch weiter, und jenem gleichsam vorher. Denn wenn der Bund sich auch nicht so nützlich erproben sollte, die Macht Deutschlands gegen außen hin wirklich zu verstärken, so befördert er negativ die Ruhe, indem er die unglücklichen politischen Folgen, welche ohne ihn unfehlbar das Dasein so vieler kleiner Fürsten mitten unter Mächtigern im Herzen Europas haben müßte, aufhebt, oder doch mindert.

Alles bisherige ist nur ausgeführt, um zu zeigen, daß man preußischer Seits den Bund nicht als eine Einrichtung ansehen darf, die man, je nachdem sie sich zweckmäßig ausbildet oder nicht, hegen oder vernachlässigen muß, sondern als eine, deren Entstehung ohne seine Theilnahme Preußen vielleicht nicht einmal hätte hindern können, und die es, mit derselben, nie hätte hindern sollen, bloß um neue Ursachen des Zwistes, Veranlassungen zu Mißtrauen zu entfernen; die man, so gut man kann, benutzen, deren mögliche Nachtheile man abwehren, die man aber vor allen Dingen, und zwar als ein die politische Ruhe sicherndes und Besorgnisse entfernendes Mittel, erhalten muß.

Es wäre indeß sehr traurig, wenn der Nutzen des Bundes im allgemeinen sowohl, als für Preußen insbesondere, durch so enge Grenzen beschränkt sein sollte. Man ist berechtigt, bedeutend mehr davon zu erwarten, und Preußen vorzüglich hat gesucht, dem Bunde die Form zu geben, welche ihn fähig machte nach außen hin seine Unabhängigkeit zu erhalten und im Innern Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. Es hat dabei den doppelten Gesichtspunkt gefaßt, bei seiner eigenen Vertheidigung, welche, ihm allein überlassen, zu schmerzliche Anstrengungen forderte, einer

fremden Hülfe sicher zu sein, und die ihm, in jedem nahe liegenden Staat mitdrohende Gefahr zu entfernen, die unfehlbar entsteht, wenn Sorglosigkeit und Willkür der Regierungen zugleich den Wohlstand zerstört und die Gemüther erbittert. Es hat es ferner seiner und der seit dem Beginnen des Krieges gegen Frankreich ehrenvoll übernommenen Rolle würdig gefunden, auch da, wo kein eigenes besonderes Interesse obwaltete, das unterdrückte Recht wiederherzustellen, und die Spuren des Gewaltstandes auszulöschen. Der Erfolg hat hierin zwar nur halb seinen Erwartungen entsprochen, und die Bundesacte ist so abgeschlossen worden, daß der Gesammtheit nur sehr wenig Einfluß auf den einzelnen Staat in seinem Innern verstattet ist. Allein der Geist, den Preußen durch seine verschiedenen vorgelegten Plane geweckt hatte, und der bei der Mehrzahl der kleineren Fürsten große Unterstützung fand, ist doch so weit durchgedrungen, daß auf wenigen, ja vielleicht auf keinem Punkte der Weg eigentlich versperrt ist; viele Artikel der Bundesacte enthalten vielmehr Vordersätze, von denen man weiter gehen, Lücken, die man ausfüllen, Unbestimmtheiten, die man so bestimmen kann, daß ein besserer und mehr befriedigender Sinn hervorgeht. Diese Verbesserung und Erweiterung der Bundesacte in Absicht aller inneren Einrichtungen, welche das Recht zu sichern und Willkür zu entfernen bezwecken, wohin festere Ständeverfassung, Bundesgericht, Garantie der Verhältnisse der Mediatisirten u. s. f. gehören, muß immer ein Hauptaugenmerk des preußischen Bundestagsgesandten bleiben. Außerdem daß es Preußen nicht anständig sein würde, bei demjenigen zu schweigen, was die Gerechtigkeit laut fordert, so gehört es zu der moralischen Stärke, welche Preußen sich verschaffen muß, der Beschützer und Wiederhersteller des verdunkelten Rechts zu sein. Ja, es ist selbst nicht vorauszusehen, welche Folgen es haben könnte, wenn die Bundesversammlung mit Kälte Klagen dieser Art zurückwiese, und sich gewissermaßen gleichgültig hinter der Souverainetät der Fürsten versteckte, und diese Folgen können auch Preußen nicht gleichgültig sein. Allein, auf der anderen Seite erfordert gerade dieser Theil des Geschäfts eine äußerst sorgfältige und vorsichtige Behandlung, theils um nicht durch zu viele und zu feste der inneren Landesverwaltung angelegte Bande sich selbst Hindernisse zu bereiten, theils um sich nicht beständig mit denjenigen Höfen, welche andere Grundsätze aufstellen, in Feindseligkeit zu setzen, den Kampf immer allein, oder wenigstens an der Spitze, und oft ohne Erfolg zu führen. Es kann Preußens Interesse nicht sein, sich in unaufhörlichem Streit mit den süddeutschen Höfen, welche allen diesen Maßregeln, die sie Eingriffe des Bundes in die innere Verfassung und Schmälerungen der Souverainetätsrechte nennen, entgegen sind, zu befinden; und es darf nicht erlauben, daß Oester-

reich, wie dasselbe wohl zu thun pflegt, vorsichtig schweige, und ihm allein die ganze gehässige Rolle aufbürde. Bei allen diesen Gegenständen wird daher, wenn nicht besondere Veranlassungen eintreten, der preußische Bundestagsgesandte weniger selbst die Initiative nehmen, als die gemachten Vorschläge unterstützen, Oesterreich beständig zu gleicher Theilnahme bewegen, und weniger auf die Beistimmung der Anderen dringen, als nur die Stimme seines Hofes auf eine freimüthige, rücksichtslose und dem Rechte sein volles Genüge leistende Weise abgeben müssen. Dies wird seine Wirkung sicherlich nicht verfehlen. Denn es ist nicht zu verkennen, daß der Bund nicht gerade immer und viel mit Befehlen, Eingreifen, wirklichem Handeln ausrichten wird. Ein großer Nutzen desselben wird in der Richtung bestehen, welche die in ihm geäußerten Gesinnungen der öffentlichen Meinung geben werden, in der Scheu, die nach und nach entstehen wird, von ihm gemißbilligt zu werden, in den Aufklärungen, durch welche Mißverständnissen und Irrungen vorgebeugt werden kann. Es ist daher, wie auch die Beschlüsse ausfallen mögen, von der äußersten Wichtigkeit, wie sich ein Gesandter am Bundestag bei dem Abgeben seiner Stimme äußert, und bei dem preußischen kommt es ganz besonders darauf an, daß er eine durchaus consequente, bestimmte, und immer auf Bewahrung oder Herstellung des Rechts dringende Sprache führe. So sehr aber Preußen zu wünschen Ursache hat, daß hier in der Folge und nach und nach dasjenige gelinge, was in Wien zu erreichen unmöglich war; so hat es bei allen diesen, die Willkür der Regierungen bindenden Einrichtungen dennoch für sich selbst kein besonderes Interesse, und kann daher, um den richtigen Weg für das Ganze zu verfolgen, ruhig die passenden Veranlassungen abwarten. Nur wird der Bundestagsgesandte immer dahin zu sehen haben, daß, wenn auch eine Verbesserung der Bundesacte für den Augenblick nicht durchzusetzen ist, ihr wenigstens für die Folge der Weg nicht versperrt werde.

Der andere große positive Zweck des Bundes, und der erste der Wichtigkeit nach, ist die gemeinsame Vertheidigung, und dieser hängt so nahe mit dem besondern Interesse des preußischen Staats zusammen, daß hierbei, ohne in die Erörterung specieller militärischer Fragen eingehen zu wollen, die allgemeine politische zur Sprache kommt, in wiefern der Bund speciell für Preußen wichtig ist? und wie weit Preußen darin gehen kann, ihn auf solche Weise zu benutzen? Der preußische Staat befindet sich jetzt in der wunderbaren Lage, an den beiden entgegengesetzten Enden Deutschlands die Vormauer desselben zu sein, zwischen seinen getrennten Provinzen aber mehrere kleinere und größere Fürsten dergestalt zu haben, daß selbst die Gemeinschaft unter seinen verschiedenen Bestandtheilen nur

durch sie möglich ist. Daraus entsteht bei Preußen die gerechte Forderung, daß ihm die Vertheidigung, die, wenn sie auch zugleich Selbstvertheidigung ist, doch zugleich Deutschland schützt, durch die Kräfte der andern zwischenliegenden Staaten erleichtert werde, und daß dieselben ihm die Freiheit verstatten, ohne welche seine Trennung in zwei Hälften ein unübersteigliches Hinderniß sowohl in seiner Vertheidigung, als seinem Wohlstande werden würde. Bei den kleinern Fürsten, welche Preußen umgeben, ist auf der andern Seite das auch nicht zu tadelnde Verlangen, trotz dieser billigen Forderungen Preußens, ihre Unabhängigkeit zu erhalten, und in den zu machenden Aufopferungen nicht zu sehr oder gar willkührlich angestrengt zu werden. Da beide Theile, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, Mißtrauen gegen einander hegen, so haben die kleinern Fürsten Preußen in Verdacht, den Bund benutzen zu wollen, um sie von sich abhängig zu machen, und mit ihren Kräften nur in seinem besondern Interesse zu handeln; Preußen hingegen argwöhnt, daß die kleinern Fürsten unter dem Schutz des Bundes sich von Preußen so viel als möglich losmachen, und ihm so wenig als möglich helfen wollen, weil Preußen, um sich selbst zu vertheidigen, sie und Deutschland ja ohnehin mit vertheidigen muß. So weit ist das Mißtrauen von beiden Seiten natürlich, und wird bei jeder Verhandlung, die hierin einschlägt, immer zu gegenseitigen Verwahrungen führen. Man muß aber leider gestehen, daß im gegenwärtigen Augenblicke noch aus vielen andern Gründen ein sehr großes und durchaus ungerechtes gegen Preußen vorhanden ist, sowohl ein wirklich so empfundenes, als ein verstelltes, hinter dem sich Mißgunst und Haß verstecken. Die beiden ersten und großen Ursachen davon sind: Der von Preußen in den beiden letzten Kriegen erworbene unbestreitbare und unabläugbare Ruhm, und der bewiesene gerechte Haß gegen alle und jede Gesinnung, durch welche die fremde Gewalt in Deutschland Herr geworden war. Dies ist der natürliche Gang der menschlichen Leidenschaften; diejenigen, welche ein böses Gewissen drückt, vergeben schwer denen, die rein sind, und doppelt schwer, wenn diese ihren Widerwillen gegen das Unreine klar und energisch aussprechen. Andre Ursachen des Mißtrauens bietet die eigenthümliche Beschaffenheit der preußischen Monarchie dar. Ihre Lage hat, wie man nicht läugnen kann, eine große politische Unbequemlichkeit; man sieht sie daher immer als eine Kraft an, die sich noch nicht recht ins Gleichgewicht gesetzt hat und daher den Nachbarn noch gefährlich ist. Sie ist, die wenigen Jahre ihres Unglücks abgerechnet, in beständigem Wachsthume gewesen, und man fürchtet daher fernere Erweiterungen oder doch Versuche dazu; man fühlt, daß sie wirklich leicht die Besorgniß einer Unzulänglichkeit ihrer Kräfte zu ihrer Vertheidigung fassen, und dann nach

fremden um sich greifen könnte, nnd daß sie, ihrer Lage nach, alle Augenblicke in Berührungen kommt, in denen sie Forderungen machen muß; man fürchtet endlich ihre Macht, von der man wohl weiß, daß, wenn sie auch der Macht einiger andrer Staaten nicht gleich kommt, sie doch sich bei weitem leichter bewegt und kräftiger wirkt. Endlich ist man über die wahren Absichten und Gesinnungen der Regierung im nie gehörig unterrichteten Publikum durch unbehutsame, anmaßende Reden Einzelner, und durch die wunderbaren Gerüchte und Geschwätze von Selbstständigkeit der Armee und Gährungen im Volk, irre geworden, und zu diesem Allen kommt ganz neuerlich der höchst schlimme Eindruck, den die, in dem hier durch Herrn von Hänlein dem Grafen von Buol mitgetheilten Conventionsproject enthaltenen Punkte über den militairischen Theil der Bundesverfassung allgemein und ohne Ausnahme hervorgebracht haben. Wenn diese Schilderung zu stark scheinen sollte, so muß ich doch pflichtmäßig gestehen, daß sie es nicht ist. Preußen genießt nicht in Deutschland im gegenwärtigen Augenblick des Vertrauens und der günstigen Meinung, auf die man nach demjenigen, was es für Deutschland gethan hat, sollte rechnen können; und um bei demjenigen stehen zu bleiben, wovon hier die Rede ist, der preußische Bundestagsgesandte findet die Gemüther sich nicht so geneigt, daß er, wenn er sich nicht den Weg selber bereitet, auf Beistimmung vieler rechnen könnte. Die norddeutschen Höfe haben zwar, und immer in dem Grade mehr, in dem sie von bessern Gesinnungen beseelt sind, noch eine alte Anhänglichkeit an Preußen, und werden sich darin immer bis auf einen gewissen Grad gleich bleiben. Allein sie wenden sich doch mit größerm Vertrauen zu Oesterreich, von dem sie, seiner durch seine geographische Lage bedingten Politik nach, wissen, nichts befürchten zu dürfen. Besorgen sie auch jetzt nicht gerade Eingriffe, eigenmächtiges Vorschreiten, so fürchten sie doch, daß Preußens größere Beweglichkeit, sein an sich lobenswürdiges Dringen auf ernsthaftes Angreifen aller Dinge, sein Streben nach einem festern Organismus, besonders in militärischen Gegenständen, ihnen nachtheilig und lästig werden könnte. Dazu kommt, daß die drei größesten unter ihnen, Hannover, weil es selbst gern eine unabhängige Sprache führt, Sachsen aus den nur zu bekannten Gründen, und Kurhessen aus mehreren, neuerlich zusammen getroffenen Ursachen, deren Wirkung man wohl auch in der schleunigen Absendung des Freiherrn v. Lepel auf seinen Gesandtschaftsposten in Wien bemerken kann, nur sehr bedingt Preußens Einfluß folgen werden. Unter den sächsischen Häusern kann man auf Weimar, dessen Fürst mehr als irgend ein anderer in Deutschland, seit dem Anfang des wiener Congresses auf Preußens Seite gewesen ist, rechnen, allein wohl nur sehr

schwach auf die andern, am wenigsten auf Coburg. Nassau und Darmstadt dürften Preußen jetzt zu begünstigen suchen, da es ihnen von mancher Seite gefällig werden kann, und sie, ihrer Lage nach, weniger von seiner Macht besorgen. Von Baden läßt sich, bis die Angelegenheit mit dem Main- und Tauber-Kreise beendigt sein wird, welche jetzt alle seine Verhältnisse mit andern Fürsten ungewiß macht, nichts sagen. Würtemberg fürchtet gewiß, und nicht mit Unrecht, daß wenn die Verhältnisse seiner Stände bei dem Bunde zur Sprache kommen, Preußen dem Rechte das Wort reden würde. Die Annäherung Bayerns an Preußen wäre gewiß sehr wünschenswürdig und kann vielleicht ohne große Mühe erhalten werden. Nur wird, wenn sich nicht die gegenseitigen Verhältnisse Bayerns und Oesterreichs jetzt anders stellen, die genaue Verbindung Preußens mit Oesterreich Bayerns Vertrauen leicht schwächen. Auf Oesterreich kann Preußen gewiß insofern zählen, daß der wiener Hof nicht leicht etwas gegen seinen Willen beim Bunde unternehmen, auch daß es seine Forderungen bis auf einen gewissen Grad unterstützen wird; allein wenn es Plane geben sollte, wo es darauf ankäme, etwas gegen die Mehrheit der anderen mit großer Energie durchzusetzen, so würde es vergeblich sein, von Oesterreich eine solche Mitwirkung zu erwarten. Selbst minder interessirt beim deutschen Bunde, wird es schwerlich die Hände bieten, die organischen Bande fester anzuziehen, und von den einzelnen Bundesstaaten bedeutende Opfer der Kräfte oder der Selbstständigkeit zu verlangen; es wird vielmehr, so viel es kann, den Beschützer der minder Mächtigen spielen, und Preußen von Planen, die ihnen mißfallen könnten, abmahnen. Mehr oder minder wird es alsdann auf Kosten Preußens, nach dem Rufe des mildern und gerechtern Staates streben. Schon sein Benehmen in den neulichen durch den Geheimen Rath von Hänlein erregten Discussionen zeigt dies hinlänglich, und man wird preußischer Seits möglichst verhindern müssen, ihm die Gelegenheit dazu einzuräumen.

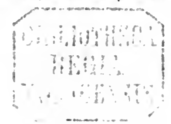
So wenig erfreulich und dem Beginnen Preußens am Bundestage beförderlich diese hier, zwar ohne Milderung, allein meiner innersten Ueberzeugung und während meines ganzen hiesigen Aufenthalts gemachten Erfahrung nach auch ohne Uebertreibung geschilderte Lage ist, so glaube ich, wird sie Preußen doch nie hindern, dasjenige durch den Bund zu erlangen, worauf es mit Recht Anspruch machen kann. Denn man hat auch für Preußen eine hohe und wahr empfundene Achtung; man weiß sehr wohl, wie unendlich viel Preußen in den letzten Kriegen gethan hat, wenn nur Preußen es nicht selbst zu oft wiederholen wollen, man fühlt lebendig, welch ein Schutz Preußen in Tagen neuer Gefahr sein würde, und man sieht deutlich ein, daß auch in inneren Regierungsangelegenheiten die auf-

geklärten und richtigern Grundsätze, die kräftigen und consequenten Maßregeln von Preußen ausgehen. Daher entspringt das Interesse, was alles in Preußen Vorgehende erweckt; daher selbst, daß man sich freiere Urtheile darüber erlaubt, weil man recht gut fühlt, daß Preußens Beispiel in allen solchen Dingen entscheidend ist, und also Vor- und Rückschritte in Deutschland nach dem Gange, der gerade in Preußen der herrschende ist, hofft oder fürchtet. Es erfordert aber von preußischer Seite, um dies alles gehörig zu benutzen, ein kluges, ruhiges, leidenschaftloses und ungemein vorsichtiges Benehmen; es erfordert, daß man nicht zu schnell Alles durchsetzen, sondern langsam und nach und nach vorschreiten wolle; es erfordert endlich, daß man auf die Verhältnisse mit den einzelnen deutschen Höfen, vorzüglich den kleineren, die größeste Aufmerksamkeit wende, mit der größesten Gerechtigkeit, Schnelligkeit und Freundlichkeit, aber auch mit der größesten Consequenz und Festigkeit gegen sie handle. Die auffallend wahren Umstände, daß Preußen die Vertheidigung Deutschlands von zwei Seiten anvertraut ist, daß es nicht ihm beigemessen werden kann, wenn es die theuer erkaufte Wiederherstellung seines Gebiets in allerdings nicht bequemer Lage, großentheils auf Kosten eines Nachbarstaats, und nicht frei von der Gefahr, mancherlei Eifersucht zu erregen, bekommen hat, und daß sich kein Fall aufzeigen läßt, wo Preußen zu irgend einem Mangel an Vertrauen in seine Gerechtigkeit die Veranlassung gegeben hätte, lassen sich dergestalt herausheben, daß man eine sehr bestimmte, sehr kräftige, und doch nicht sich selbst überschätzende, sondern vielmehr bescheidene und billige Sprache führen kann, der es keinesweges an Erfolg mangeln wird. Die preußische Regierung muß es sich zu einem besondern Geschäft machen, den deutschen Höfen Vertrauen gegen sich einzuflößen; sie braucht darum gar keine Opfer ihres Interesses zu bringen, sondern nur mit Offenheit und Gerechtigkeit zu handeln. Kein Staat vielleicht bedarf es so sehr, die Gerechtigkeit recht eigentlich zu seiner Politik zu machen, als Preußen, nicht allein darum, weil es denn doch an materieller Macht den andern großen Staaten nachsteht, als darum, weil bei der Schnelligkeit und Rüstigkeit, die es seit Friedrich dem Großen gezeigt hat, seine Kraft augenblicklich in Wirksamkeit zu bringen, in keinem die leiseste Ungerechtigkeit so gefährlich erscheint. Jede gerechte Forderung aber, jede, die aus seinen wahren Beziehungen mit Deutschland entspringt, muß alsdann im Namen Preußens auch mit unerschütterlicher Festigkeit vertheidigt werden.

Alle Maßregeln der gemeinschaftlichen Vertheidigung werden, wenn sich klar und deutlich darthun läßt, daß man diesen und keinen Privatzweck Preußens beabsichtigt, immer beim Bundestage, nicht nur fest und

beharrlich behauptet werden müssen, sondern auch mit Erfolg durchgesetzt werden können. Wo ihnen engherzige und eigensüchtige Absichten Einzelner entgegenstehen, wird schon Scheu vor der öffentlichen, auf diesen Punkt gerade sehr gerichteten Meinung sie laut zu werden hindern. Nur darüber werden die Ansichten getheilt sein, was eigentlich die gemeinschaftliche Sicherheit fordert, und hinter dem Vorwand, daß man die Sorge dafür zu weit treibe, wird sich freilich auch nur zu oft der Egoismus verstecken. Am lebhaftesten wird natürlich der Widerspruch sich da erheben, wo den einzelnen Fürsten ihre Unabhängigkeit bedroht scheint, aber so oft man nur da die Aufsicht, welcher sich die minder Mächtigen zu unterwerfen haben, gleichsam zu einer allgemeinen macht, und nicht gerade einem einzelnen Mächtigen, namentlich Preußen, überträgt, wird der Widerstand auch da gewiß minder groß sein. Denn die eigentliche Furcht der norddeutschen Staaten ist, daß sich Preußen eine Vormundschaft über sie in militärischer, oder anderer Rücksicht anmaße, und statt daß sie bedenken sollten, daß ohne einen Bund diese Vormundschaft eben so gut eintreten, und dann ohne alle gesetzmäßige Schranken sein würde, so befürchten sie gerade, daß durch den Bund dieser Vormundschaft das Siegel der Rechtmäßigkeit aufgedrückt werden könne. Dies zeigte sich bereits deutlich in Wien, als man die Absicht, wiederum Kreise in Deutschland einzuführen, äußerte; allein es ist unläugbar, daß diese Besorgniß und der Widerwille dagegen jetzt bei weitem gestiegen ist. Es wird daher eine sehr wichtige Klugheitsregel für Preußen sein, jede Form, jede Anordnung, jeden Vorschlag beim Bunde, welcher auf eine Art der Oberaufsicht Preußens über seine Nachbarstaaten hinausgehen könnte, möglichst zu vermeiden, oder demselben wenigsten diesen Schein zu benehmen. Ein entgegengesetztes Verfahren würde ganz offenbar seines Endzwecks verfehlen. Es würde einmal, da Oesterreichs Mitwirkung zu solchen Plänen immer schwach sein dürfte, überaus schwer sein, nur dergestalt durchzubringen, daß man zum wirklichen Beschluß gelangte; und wenn selbst dies erreicht wäre, würde ein unaufhörlicher, dumpfer Widerstand eine Menge widriger Verwickelungen herbeiführen; endlich würde ganz und gar das freudige Vertrauen auf Preußen dadurch verscherzt werden, welches hervorzubringen und herzustellen der wichtigste Zweck des preußischen Ministeriums in Rücksicht auf Deutschland sein muß. Alle Formen, alle Organisationen, alle Beschlüsse beim Bunde werden immer todt und kraftlos bleiben; der Bund ist an sich viel zu lose und locker, als daß er darin eine durch sich selbst bestehende Kraft besitzen könnte, und Preußen wird selbst mit Hülfe aller dieser auch noch so künstlich vorbereiteten Werkzeuge, nie gerade durch sie das Widerstreben der Selbst-

sucht, der Eitelkeit oder der Trägheit zu überwinden vermögen. Wenn es dagegen nicht zu ängstlich bindende Formen sucht, wenn es die Freiheit seiner Nachbarn ehrt, wenn es immer das Ganze und selten sich im Munde führt, so wird es in Achtung, aus welcher heilbringende Frucht entsteht, in Wohlwollen und Vertrauen ungleich mächtigere Mittel für wahrhaft edle Herrschaft finden. Der Gang der Angelegenheiten beim Bunde wird für jeden Staat, aber doppelt für Preußen, auf das aller Augen gerichtet sind, größtentheils von dem Gange der Angelegenheiten in seinem Innern abhängen, und die Bundestagsgesandtschaft wird sich auch dadurch von jeder anderen unterscheiden, daß man gut thun wird, sie mehr in Kenntniß des Innern zu erhalten und ihr zu erlauben, über die Urtheile, zu denen dasselbe Veranlassung giebt, ihre Meinung zu sagen. Preußen befindet sich gegenwärtig offenbar in einer sehr befriedigenden Stellung, aber es muß fühlen, daß es gerade jetzt, da mit seiner so gänzlich veränderten Gebietslage auch fast alle Verhältnisse des Innern eine veränderte Richtung und Verknüpfung erhalten müssen, mehr als je sonst seine Kräfte zusammenhalten, Ernst und Wachsamkeit anwenden, und mit Aufgebung aller neuen äußeren Plane seine ganze Aufmerksamkeit dem Innern zuwenden muß. Denn seine Stellung würde zur kritischsten und gefährlichsten werden, wenn die Regierung den Wahn hegen wollte, jetzt eine Größe und Sicherheit zu genießen, wo sie minder auf weise Sparsamkeit zu sehen hätte, die Sorgfalt auf die Erhaltung der Streitkräfte vermindern, und ihre Nachbarn die Uebermacht fühlen lassen könnte. Aus einem so irrigen Systeme würde bald Schwäche im Innern und Ungerechtigkeit im Aeußern entstehen, und die anderen deutschen Staaten würden dadurch zugleich Furcht vor Preußens Unternehmungen und Trotz, sich ihm zu widersetzen, bekommen. Wenn dagegen Preußen, auch durch Ordnung und zweckmäßige Anordnungen im Innern stark, mit guten Finanzen und einem nicht aus Noth verminderten Heere dasteht, und schon durch diese sich selbst genügende Stellung beweist, daß es nicht fremder Kräfte zu seiner Macht bedarf, wird es zugleich dauerndes Vertrauen zu seinem Betragen und Furcht, ihm durch Widerspruch zu mißfallen, einflößen, und einen viel größeren Einfluß auch bei dem Bunde ausüben. Denn in allen politischen Verhältnissen wirkt eine imponirende Stellung weit mehr, als Drohung oder Gewalt. Preußen ist dergestalt von kleineren Staaten umgeben, daß seine Lage allerdings noch viel widriger sein würde, wenn es nicht gewissermaßen in seiner Macht stände, die Schwierigkeiten, welche dieselben ihm in administrativer und militärischer Hinsicht entgegensetzen können, zu mindern, und selbst auf ihre Hülfe in vorkommenden Fällen rechnen zu können. Es muß daher allerdings in der besonderen Politik Preußens liegen, diese Nachbarstaaten in



sein politisches und selbst administratives System bis auf einen gewissen Punkt zu verweben. Dies fühlen auch diese Staaten recht gut selbst, und lassen es sich, wenn es nicht zu weit geht und nicht auf beleidigende Weise geschieht, ohne Anstand gefallen. Es kann daher nur darauf ankommen, die rechten Mittel zu wählen, um zu diesem Zweck, der zwar gegenseitig immer stillschweigend verstanden wird, allein darum nicht laut ausgesprochen werden kann, weil sich das zu erreichende bestimmte Maß nicht angeben läßt, zu gelangen. Dazu nun den Bund gebrauchen zu wollen, organische Einrichtungen, man nenne sie Kreise (die ich auch in Wien nicht in dieser, sondern in ganz anderer Rücksicht gewünscht habe) oder militärische Rayons, oder wie man sonst möge, würde ich nie den richtigen Weg nennen. Beim Bunde muß von Preußens Seite hiervon nur dasjenige vorgebracht werden, was sich als auch der gemeinschaftlichen Sicherheit angemessen vertheidigen läßt. Wenn aber auf diesem Wege nur ein Theil dieses hier berührten, gleichsam besonders preußischen Zwecks erreicht werden kann, so muß man den übrigen auf einem anderen suchen, nämlich in dem einzelnen politischen Verkehr mit diesen Staaten selbst. Die Sprache Preußens beim Bunde muß und darf nur eine allgemeine sein; die besondere muß es einzeln führen, wo es einzeln sich Vortheile ausbedingen und Vortheile gewähren kann. In diesem Verhalten gegen einzelne Staaten kommt es gar nicht darauf an, von seinem Recht nachzulassen, nachsichtig zu sein, außerordentliche Vergünstigungen zu machen. Strenge Gerechtigkeit, Schnelligkeit im Geschäftsgang, Pünktlichkeit in Erfüllung übernommener Verbindlichkeiten, genaue Bestimmung aller Verhältnisse, conciliatorisches und bescheidenes Betragen der Grenzbehörden, lauter Dinge, die dem Staate selbst nützlich werden, der darauf hält, sind dabei weit wichtiger, und erwerben bei weitem mehr Ansehen und Einfluß. Inwiefern hiernach die Umstände erlauben, mit einzelnen Regierungen specielle Verbindungen einzugehen, läßt sich nicht voraussehen, allein gewiß bleibt es, daß das politische Benehmen mit den einzelnen deutschen Fürsten immer mit dem am Bundestage in ununterbrochenem Zusammenhange behandelt werden muß, um abzuwägen, auf welchem von beiden Wegen man in jedem einzelnen Falle leichter und sicherer zum Ziele gelangt. Nimmt man das hier über die positive Benutzung des Bundes Gesagte und über die Stimmung, welche Preußen für und gegen sich gerade im jetzigen Augenblicke voraussetzen darf, zusammen, so folgt daraus gewiß, daß der preußische Bundestagsgesandte zwar mit Ernst, Nachdruck und Würde darauf dringen muß, daß der Bund nicht bloß auf ein negatives Dasein beschränkt bleibe, daß er aber übrigens mehr mit Vorsicht und kluger Langsamkeit, als mit Heftigkeit und voreiligem Eifer verfahren,

und daß er nichts so sehr, als auch den leisesten Anschein vermeiden muß, als wolle Preußen den Bund leiten, oder als bedürfe Preußen desselben zu seinem nothwendigen Dasein oder zu seinen selbstgewählten Zwecken. Preußen muß vorzüglich nur das Ansehen haben, schützend und Rechte verwahrend für andere darin aufzutreten.

Der Bund möge nun für Preußen von großem und positivem Nutzen werden, oder von bloß negativem bleiben, so muß immer verhindert werden, daß derselbe nicht zu seinem Nachtheile ausschlage, was er theils politisch könnte, wenn er Verbindungen der anderen Staaten mit Oesterreich oder unter sich, die Preußen gefährlich werden könnten, begünstigte, theils in Rücksicht auf das Innere, wenn er der Regierung hemmende Fesseln anlegte. Daß die Idee der Möglichkeit solcher Verbindungen den deutschen Kabinetten nicht ganz fremd ist, läßt sich schon aus der Beharrlichkeit, mit der die Niederlande auf der Beibehaltung einer Verbindung mit dem südlichen Deutschland zu bestehen versuchten, und daraus abnehmen, daß Hannover, das wohl wußte, wie günstig es mit Preußen unterhandeln könnte, wenn es diesem durch eine kleine Abtretung von seinem Gebiet eine Verbindung zwischen seinen beiden Ländermassen verschaffte, dies ganz eigentlich darum nicht that, weil es nicht auf diese Weise vom übrigen Deutschland abgeschnitten sein wollte. Es ist aber schon im Vorigen bemerkt worden, daß der Bund selbst vorzüglich dazu beiträgt, solche Verbindung nicht leicht ohne Oesterreich oder Preußen oder beide entstehen zu lassen. Auf der anderen Seite aber kann er sie freilich auch begünstigen, da wenn einige Bundesglieder mit Preußen oder Oesterreich oder beiden unzufrieden wären, sie eher als im getrennten Zustand zu einer Vereinigung kommen können, und die lockere Organisation Bündnisse im Bunde, d. h. engere Vereinigungen einzelner Glieder, wenn sie nur nicht gegen ihn gerichtet sind, zuläßt. Schon jetzt, ehe man wußte, ob Oesterreich die vom Herrn von Hänlein gemachten Eröffnungen annähme oder nicht, und als man an eine wirklich zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossene Convention glaubte, war schon ernstlich von einem Gegenbündniß der übrigen deutschen Fürsten die Rede. Auf solche Vorfälle würde nun der preußische Bundestagsgesandte vorzüglich seine Aufmerksamkeit zu richten haben, um bei den organischen Gesetzen wenigstens nicht die Freiheit in diesem Punkte noch wachsen zu lassen, noch weit mehr aber, da es immer unmöglich sein wird, politische Verbindungen durch Bundesgesetze zu hemmen, um die Absichten der Höfe in dem Betragen ihrer Gesandten bei Zeiten zu erkennen, und dem Erfolg möglichst wirksam entgegen zu arbeiten. Der Gang der Bundestagsgeschäfte selbst bietet ihm dazu ein sehr gutes Mittel an die Hand. Auch braucht nicht erst bemerkt zu werden, daß selbst die Gefahr solcher

Verbindungen vorzüglich nur durch ein nicht hinlänglich vorsichtiges Betragen Preußens entstehen könnte, da Oesterreich nicht leicht in den Fall kommen kann, Unzufriedenheit erregende Forderungen zu machen. Ein sehr genaues Augenmerk wird man dabei auf Bayern haben müssen, das sich in allem Uebrigen vermuthlich nur immer in verwahrende Stellung gegen den Bund setzen, aber suchen wird, ihn dazu zu benutzen, die übrigen Fürsten von Preußen abwendig zu machen und enger mit sich zu verbinden. Die Besorgniß vor zu erfahrenden Hemmungen im Innern durch Bundesbeschlüsse scheint mir nicht groß. Die Bundesacte hat durch den großen Einfluß, welchen in Wien diejenigen auf sie ausübten, welche nichts als diese Gefahr im Auge zu haben schienen, eine solche Menge von Verwahrungen erhalten, daß der Gang der Bundesangelegenheiten ungeheuer erschwert wird, und man kaum begreift, wie über einige Punkte ein Beschluß möglich sein kann, daß aber nicht leicht ein einzelner Staat gezwungen sein wird, etwas gegen seinen Willen zuzugeben, das ihm für seine Verwaltung wichtig sein könnte. Am wenigsten kann dies Preußen begegnen, das noch überdies immer anführen kann, nicht bloß deutsche Staaten zu besitzen, und daher in anderen Verhältnissen zu sein. Eines aber wird Preußen allerdings nicht verhindern können, und selbst nicht gut thun, verhindern zu wollen, nämlich sich bei Streitigkeiten mit anderen deutschen Fürsten einem richterlichen Ausspruch zu unterwerfen. Hierin sehe ich indeß auch keinen Nachtheil, da ohne eine solche Einrichtung Discussionen, die nicht wichtig genug sind, einen eigentlichen Bruch hervorzubringen, leicht bei ewigem Notenwechsel immer unentschieden bleiben, und da in allen Fällen, wo Preußen Recht hat, es, indem es dies Recht durch den Ausspruch einer Austrägalinstanz empfängt, das gehässige Ansehen vermeidet, nur durch seine Uebermacht obgesiegt zu haben. Indeß wird allerdings theils die Einrichtung dieses Gerichtes, theils die Bestimmung der für dasselbe geeigneten Fälle genaue Aufmerksamkeit von Seiten des preußischen Bundestagsgesandten erfordern.

§. 2.

Diese allgemeinen Beziehungen, welche der deutsche Bund, was für eine Wendung es mit seiner Wirksamkeit auch nehmen möge, auf das preußische Interesse haben kann, und die Art des Betragens, welches Preußeu dabei beobachten muß, dürfen von dem preußischen Bundestagsgesandten nie aus den Augen gelassen werden. Sind dieselben auch nicht von der Art, daß er daraus Anweisung zum Handeln in besonderen Fällen schöpfen könnte, so müssen sie seine Schritte im allgemeinen leiten, und eigentlich das System bestimmen, nach welchem das preußische Kabinet

nach den Umständen sein Verhältniß zum Bunde fester oder loser zu stellen hat. Außerdem aber und außer den einzelnen Gegenständen, welche Preußen bei dem Bunde in Beziehung auf seine Zwecke möchte durchsetzen wollen, muß jeder Bundestagsgesandte an allen Handlungen des Bundes Theil nehmen, und dem preußischen kommt es zu, sich der Leitung desselben, ohne daß es geradezu das Ansehen davon hat, so sehr zu bemächtigen, als es die Umstände nur immer erlauben. Preußen besitzt einen so großen Theil Deutschlands, seine Vertheidigung hängt so enge mit der des gesammten Deutschlands zusammen, und seine Verhältnisse mit den ihn umgebenden minder mächtigen Fürsten sind für den preußischen Staat so wichtig, daß schon seine Politik es erheischt, so viel als möglich Einfluß am Bunde zu erhalten. Es entspricht dieser Einfluß auch nach allem, was Preußen in den letzten Kriegen gethan hat, seiner Würde und der allgemeinen Erwartung, allein der Gesandte muß diesen Einfluß nicht fordern, sondern gewinnen, er muß es vorzüglich durch großen Eifer und anhaltende Aufmerksamkeit auf alle Bundesangelegenheiten, durch sehr consequentes und unparteiisches Betragen, durch Aufstellung von Prinzipien, die inneren festen Zusammenhang verrathen, und durch geschickte Durchfechtung derselben. Wie daher jeder Bundestagsgesandte durch seine Lage verbunden ist, in alle bei dem Bunde als einem Institut, für dessen Wirksamkeit er mit verantwortlich ist, vorkommende Geschäfte einzugehen, so liegt dies vor allem dem preußischen ob. Durch nichts könnte er dem Ansehen seines Hofes so sehr schaden, als durch wirkliche oder anscheinende Kälte und Gleichgültigkeit bei denjenigen Geschäften, welche nicht geradezu dem preußischen Interesse wichtig sind. Er wird auch in den seinen Hof betreffenden mehr Gewicht haben, wenn man gewöhnt ist, seine Stimme zu achten, seinen Widerspruch zu fürchten, seine Mitwirkung als entscheidend anzusehen. Hierbei kommt es ihm also auf Grundsätze über das an, was der Bund an sich und unabhängig von dem preußischen Interesse sein, wie er sich äußern und handeln soll?

§. 3.

Um hier gleich den allgemeinsten Gesichtspunkt zu fassen, muß die Natur des Bundes erörtert werden, über welche die Begriffe um so weniger im Publikum und selbst unter den hiesigen Gesandten klar und übereinstimmend sind, als man bald in den jetzigen Bund Begriffe des ehemaligen deutschen Reichs einmischt, bald denselben mit andern ganz verschiedenartigen Staaten z. B. der Schweiz verwechselt. Die beiden am meisten auseinandergehenden Vorstellungen hierüber sind die, welche man auf eine mehr frappante, als richtige und präcise Weise unter dem Ausdruck Staaten-

bund und Bundesstaat einander entgegensetzt, und denen eifersüchtiges Bestehen auf der Souveränität der Einzelnen, und patriotische Neigung zu einem Verbande des Ganzen unter einem allgemeinen Gesetz als Triebfedern zum Grunde liegen. Preußen hat sich bisher immer mehr und mit Recht zum letzten hingeneigt; Oesterreich, oder vielmehr Fürst Metternich mehr zum ersten, so daß es manchmal schien, als wollte er den Bund in ein bloßes gewöhnliches Bündniß aufgehen lassen. Was in diesem Punkt für Preußen rathsam ist, habe ich schon oben erörtert; hier ist nur von dem Begriffe die Rede, und da ist keinesweges zu leugnen, daß der deutsche Bund wirklich nicht mit einem, auch ewigen, und mit vielen andern sonst in Bündnissen nicht gewöhnlichen Bedingungen versehenen Allianzvertrag verwechselt werden kann, sondern wirklich die Natur eines Bundesstaates an sich trägt. Denn er verbindet Länder zu einem Ganzen, welche durch ihre Stammverwandtschaft und Sprache offenbar eine Einheit ausmachen, und ehemals im deutschen Reiche wirklich vereinigt waren; die einzelnen Bundesmitglieder thun ebenso wie die einzelnen Bürger eines Staats auf einen Theil ihrer ursprünglichen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit Verzicht, und unterwerfen sich in diesem Punkte dem gemeinsamen Willen; und die Bundesakte (Art. 6. 18. 19) verbunden mit dem Bundestage macht zu jeder Zeit den Vorschlag und die Annahme neuer allgemeiner Bestimmungen möglich; da ein bloßer Allianzvertrag oder ein bloßes Schutzbündniß nicht gerade zwischen an sich zusammengehörenden Nationen, mit Ausschluß der übrigen, eingegangen wird, bloß zur Leistung gewisser einzelner Verbindlichkeiten verpflichtet, und in sich eine fertige abgeschlossene, keiner Erweiterung fähige Verhandlung ist. Allein praktisch ist mit einer, auch noch so richtigen und genauen Definition wenig zu thun, und vielmehr könnte es sehr irre führen, wenn man nunmehr aus dem Begriff des Bundesstaats argumentiren, und dem Bunde Alles beilegen wollte, was aus der allgemeinen Idee eines Staates fließt. Man muß daher, ohne ängstliche Wortbestimmung, auf die Sache und ihren Zweck sehen, und darnach die Grenzen der Wirksamkeit bestimmen, zu denen der Bundestagsgesandte dieselbe zu erweitern, oder auf die er sie zu beschränken hat. Der Zweck des deutschen Bundes nun ist, wie schon oben bemerkt worden, Ruhe, Sicherheit und Gleichgewicht durch gesetzmäßige positive Verpflichtung da zu erhalten, wo dieselben bei freiem Walten bloß völkerrechtlicher Befugnisse leicht gestört werden könnten, und das eigentlich Distinctive an ihm ist, daß dabei doch die einzelnen Glieder selbstständig und unabhängig bleiben sollen, so wie, daß Staaten von ganz ungleichartiger Macht und Größe darin zusammentreten. Unabhängige Staaten haben die Befugniß, ihr Recht selbst zu beurtheilen, und allen-

falls mit Gewalt durchzusetzen, ferner sich auch einer in die innern Angelegenheiten des andern zu mischen, wenn aus denselben für sie selbst Gefahr entstehen könnte. Auf das erstere Recht ist in der Bundesacte ausdrücklich (Art. 11) Verzicht geleistet. Auf den zweiten Punkt gehen alle Bestimmungen der Acte, welche zum Zweck haben, durch Schonung der Rechte innerhalb der verschiedenen Staaten die Bande zwischen Regierenden und Regierten fester zu knüpfen, wie Art. 12—14 und Mehreres im Art. 18. Dann entstehen Einschränkungen der allgemeinen völkerrechtlichen Befugnisse durch die Sorgfalt für die äußere Vertheidigung des Ganzen (Art. 11) und endlich können und sollen selbst gemeinschaftliche innere Einrichtungen und Anordnungen (Art. 19) gemacht werden. Unter diesen Punkten zeichnen sich nun offenbar zwei als solche aus, auf welche der Bund in voller Strenge halten muß: die Enthaltung von aller Selbsthülfe und die Anordnungen zur gemeinschaftlichen Vertheidigung. Bei der letztern kommt aber allerdings die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten in Betracht, die nicht durch zu bindende, am wenigsten aber durch über den Zweck hinausgehende Maßregeln beschränkt werden darf. Die Einmischungen in die inneren Regierungsverhältnisse der Staaten sind im allgemeinen völkerrechtlichen Zustande der Beurtheilung jedes Staates anheim gegeben, und werden eigentlich nur durch die, aus der Unterlassung einer solchen Einmischung entstehende eigene Gefahr gerechtfertigt. Bei dem Betragen der verbündeten Mächte gegen Frankreich ist dieselbe große völkerrechtliche Frage neuerlich zur Sprache gekommen, oder hätte vielmehr weit gründlicher erörtert werden sollen. Bei dem deutschen Bunde tritt aber noch eine ganz andere Rücksicht ein, nämlich die Theilnahme, welche jeder deutsche Staat, auch ohne Rücksicht auf sich selbst, an der Wohlfahrt der andern deutschen Staaten nimmt, und der Schutz, welchen die mächtigeren deutschen Fürsten den Unterthanen der kleineren gegen etwaige Bedrückungen angedeihen lassen. Hierin äußert nun besonders die Organisation des Bundesstaates ihren bedeutendsten Nutzen, indem sie dieser Einmischung eine gesetzmäßige Form giebt, und daher die sonst von Seiten dessen, welcher den fremden Einfluß erfährt, entstehende Eifersucht und Widersetzlichkeit abschneidet, auf der andern Seite aber auch Schranken setzt, diese Einmischung nicht willkürlich zu weit zu treiben, und sie nicht zu eignen, den Ganzen fremden Zwecken zu mißbrauchen. Dem Bundestage, und mithin jedem einzelnen Gesandten an demselben sind hierin die Grenzen bestimmt angedeutet. Es kann nämlich keine andere Einmischung in die inneren Regierungsverhältnisse der Staaten eintreten, als welche durch einen bestimmten Artikel der Bundesacte oder ihrer organischen Gesetze gerechtfertigt ist. Allein die Acte muß in der Ausübung

gehörig ausgelegt werden, und man muß nicht dulden, daß man mit ihren Worten nur eine Art von Spott treibe. So ist es wohl offenbar, daß, obgleich sie bloß ausspricht, daß jeder Staat eine landständische Verfassung haben soll, dieser Bestimmung mit dem Worte einer Verfassung nicht genügt sein kann, sondern daß dieselbe in der That schon ein gewisses Erörtern und Beurtheilen einer solchen Verfassung rechtfertigt. In Absicht der noch zu machenden organischen Gesetze dürfte es nicht gut sein, den Organismus des Bundesstaates zu weit treiben zu wollen. Es wird erstlich bei der ungemeinen Freiheit, welche der Abstimmung gelassen ist, nicht einmal möglich sein; allein es kann auch nicht helfen in einer Verfassung, deren radicaler und nicht abzuändernder Fehler gänzlicher Mangel aller executiver Gewalt ist. Diesen Fehler muß man freilich auf eine andere Weise wieder möglichst zu verbessern suchen, wie ich gleich weiter ausführen werde; es kann aber immer nur unvollkommen geschehen. Die größeste Ausdehnung, welche man den Ausdruck Bundesstaat geben kann, ist diese, wenn man dem deutschen Bunde erlaubt, als wirklicher Staatskörper in Fällen zu handeln, wo er nicht für die äußere oder innere Sicherheit dazu gezwungen, und nicht durch bestimmte Verfügungen der Bundesacte dazu ermächtigt wird, sondern wo er, wie ein einzelner Staat, nach Rücksichten des gemeinen Wohls oder der Convenienz aus eigener Bewegung Entschlüsse faßt. Es fehlt schon jetzt nicht an Behauptungen, selbst von Bundesgesandten, daß auch so weit gegangen werden müsse; allein ich halte dies für durchaus unstatthaft. Es würde das natürliche Verhältniß verbündeter Staaten gänzlich verändern, und selbst für das europäische Verhältniß nicht gleichgültig sein. Man muß auf keine Weise den wahren und eigentlichen Zweck des Bundes vergessen, insofern er mit der europäischen Politik zusammenhängt. Dieser Zweck ist Sicherung der Ruhe; das ganze Dasein des Bundes ist mithin auf Erhaltung des Gleichgewichts durch inwohnende Schwerkraft berechnet; diesem würde nun durchaus entgegen gearbeitet, wenn in die Reihe der europäischen Staaten, außer den größeren deutschen einzeln genommen, noch ein neuer collectiver in einer, nicht durch gestörtes Gleichgewicht aufgeregten, sondern gleichsam willkürlichen Thätigkeit eingeführt würde, der bald für sich handelte, bald einer oder der andern größern Macht zur Hülfe oder zum Vorwande diente. Niemand könnte dann hindern, daß nicht Deutschland als Deutschland auch ein erobernder Staat würde, was kein ächter Deutscher wollen kann; da man bis jetzt wohl weiß, welche bedeutende Vorzüge in geistiger und wissenschaftlicher Bildung die deutsche Nation, so lange sie keine politische Richtung nach außen hatte, erreicht hat, aber es noch unausgemacht ist, wie eine solche Richtung auch in dieser Rücksicht wirken würde. Auch

dem Bundestage selbst würde ein zu weit gehender Begriff von Einheit, den man dem Bunde beilegte, eine falsche Richtung geben. Er würde gleichsam sich als eine deutsche Nationalversammlung ansehen, da man nothwendig bei ihm den Begriff einer Vereinigung von Gesandten verbündeter Staaten festhalten muß. Was hierüber hinausgeht, wenn es auch an sich nicht blos unschädlich, sondern sogar nützlich sein könnte, wie z. B. wenn man behauptet hat, es sollte am Bundestage das Andenken verdienter Männer gefeiert, oder es sollten von demselben Belohnungen ausgetheilt werden u. s. f., ist, meinem Urtheil nach, auf jede Weise zu entfernen. Wenn es auch augenblicklich der öffentlichen Meinung schmeichelte, so würde es selbst in dieser Rücksicht nachtheilige Folgen haben, da unfehlbar dieselbe öffentliche Meinung nachher doch nicht zu erfüllende Anforderungen darauf gründen würde. Ueberhaupt muß das Bestreben des Bundestages immer dahin gehen, daß er für eine mehr abwehrende, negativ einwirkende, Unrecht verhindernde, als für eine zu vielem positiven Einwirken und aus ihm selbst hervorgehender Thätigkeit bestimmte Behörde gelte.

Nimmt man das hier Gesagte zusammen, so erhellt daraus:

Daß der deutsche Bund, seiner ursprünglichen Bestimmung und seinem politischen Dasein nach, ein wirklicher Staatenbund ist, der sich aber zur Erreichung seines innern und äußern Zwecks in gewissen durch die Acte bestimmten Beziehungen eine Einheit und einen Zusammenhang gegeben hat, welche ihn in diesen Beziehungen zu einem Bundesstaate machen; daß also bei Bestimmung aller künftigen Verhältnisse der Begriff einer Verbindung selbstständiger Staaten als die Grundidee und der Zweck, die den Bund zu einem collectiven Staat machende Einheit als Mittel zu diesem Zweck, und als etwas nur immer aus wirklichen und bestimmten Bedingungen des Grundvertrags und den ihm gesetzmäßig gegebenen Erweiterungen Hervorgehendes angesehen werden muß.

Wenn der Gesichtspunkt auf diese Weise auch vielleicht zu theoretisch gefaßt scheinen möchte, so ist doch gewiß, daß er sich auch praktisch als sehr wichtig erweisen wird, und daß man bei dieser, mit einer anderen gewöhnlichen diplomatischen nicht zu vergleichenden Angelegenheit nicht aller theoretischen Untersuchungen entbehren kann.

Die Haupteigenthümlichkeit des deutschen Bundes liegt in der ungleichartigen Macht der ihn bildenden Staaten, und hierauf muß vorzüglich der preußische Bundestagsgesandte große Aufmerksamkeit richten. Es ist nicht zu leugnen, daß es dem Bunde an aller executiven Gewalt fehlt, daß man ihm dieselbe auch jetzt nicht wird geben können, und daß dieser Mangel der eigentlich radicale ist, der immerfort hindern wird, daß der

Bund auch den gerechten und billigen Erwartungen der Fürsten und Deutschlands eigentlich entspreche. Es würde überflüssig sein, die Ursachen, aus denen dies entstanden ist, noch zu entwickeln. Sie liegen so tief und wesentlich in den bestehenden Verhältnissen, daß es ganz und gar vergeblich sein würde, jetzt andere Resultate herbeiführen zu wollen. Nachdem der Versuch einer Kreiseinrichtung in Wien gescheitert ist, und aus den oben von mir ausgeführten Gründen fast scheitern mußte, so blieb nichts mehr übrig, als in den organischen Gesetzen dem Ganzen eine Art executiver Gewalt beizulegen, was so gut als nichts sein wird. Ein zweiter gar nicht mehr zu hebender Uebelstand ist die Zusammensetzung der Theile, ihr Zuschnitt und ihre Ungleichartigkeit; daß diese Ungleichartigkeit, so wie sie jetzt besteht, nicht einmal für sich hat, daß sie seit lange so gewesen wäre; endlich daß Begebenheiten, die jedem gutgesinnten Deutschen verhaßt sein müssen, entscheidenden Einfluß darauf ausgeübt haben. Die ehemalige Vielfachheit der Glieder des deutschen Reichs ließ sich nicht beibehalten; nun ist man jetzt, bis auf drei Ausnahmen, den Fürsten Primas, Isenburg und Leyen, dem Rheinbundsystem gefolgt, und es findet sich, daß kleinere Fürsten im jetzigen Bunde geblieben und größere zu Unterthanen geworden sind, wie Hohenzollern, und noch mehr Lichtenberg gegen die Fürstenberge bewiesen. Ob das hätte anders sein können, sein sollen? wäre jetzt eine unnütze Frage. Was bis zum Pariser Frieden von 1814 geschah, hing dergestalt mit den Alles mit sich fortreißenden Begebenheiten zusammen, daß sich darüber nichts mehr sagen läßt. Seit dem Pariser Frieden aber konnte kein weiser Staatsmann zu Maßregeln rathen, die irgend gewaltsam gewesen wären. Jeder, der sich nicht von Leidenschaft hinreißen ließ, mußte vielmehr anerkennen, daß in den Verhältnissen der Staaten, wenn sie einmal durch Verträge und die Zeit sanctionirt sind, das Zurückgehen auf das ursprüngliche Recht, das Umstoßen auch des wirklichen, aber lange Zeit durch für gültig anerkannte Formen gesicherten Unrechts, seine sehr bestimmten, nicht zu überschreitenden Grenzen hat. Wenn daher auch jeder den Nachtheil begriffen, welchen die Ungleichartigkeit der nun selbstständig bleibenden Staaten und die Zufälligkeit dieses Bleibens hatte, so konnte wohl keiner daran denken, die kleineren Staaten gewaltsam, und anders war es nicht möglich, in größere zu verschmelzen. Es wäre daraus neue, und kaum besser zu rechtfertigende Willkür entstanden, und das um so mehr, als auch von diesem Unternehmen Zufälligkeiten nicht fern geblieben sein würden, und als der Begriff der Größe durchaus ein Beziehungsbegriff ist. Daher war das Einzige, was diejenigen, welche ein edles Gerechtigkeitsgefühl auszeichnet, versuchten, den durch den Rheinbund Unterdrückten gegen die durch denselben Begünstigten

mehr Selbstständigkeit zu verschaffen. Allein dadurch konnte dem Bunde als organischem Ganzen keineswegs geholfen werden; man mußte sich vielmehr in Acht nehmen, und muß es noch, nicht gerade dadurch die Sache noch verwickelter zu machen, und ihre Schwierigkeiten zu vermehren. Dem Allen ungeachtet hat es etwas unnatürliches, daß Preußen und Oesterreich im Bunde mit den kleinsten deutschen Fürsten als gleichberechtigte stehen, und daß ihnen, der gesetzmäßigen Form nach, auch zu Bewirkung und Durchsetzung des offenbar Guten und Heilsamen die Hände gebunden sind. Mehrere der hier gerügten Uebelstände liegen so tief in den einmal obwaltenden Verhältnissen, daß sie nie wären zu vermeiden gewesen; allein einige kamen bloß durch die wenig günstige Wendung hervor, welche die Angelegenheit des deutschen Bundes in Wien auf dem Congresse nahm. Jeder, der dort daran arbeitete, wird sich wohl frei gestehen, daß das Resultat keiner gerechten Erwartung entsprach, und daß der deutsche Bund, wie er jetzt seiner Acte nach existirt, ein höchst unförmliches, fast in allen seinen Theilen unzusammenhängendes, auf nichts mit einiger Festigkeit ruhendes Gebäude ist. Allein, einzelne Zufälligkeiten abgerechnet, konnte das nicht anders sein. Nach der Lage, in welcher Deutschland in den ersten Jahren des Krieges gegen Frankreich war, in welchen es durch die Säcularisationen und den Reichsdeputations-Schluß versetzt wurde, in die es hernach durch die Niederlegung der Kaiserwürde und den Rheinbund gerieth, und in der es im Herbst 1813 in die Gewalt der verbündeten Mächte kam, war es unmöglich nichts und unmöglich das Rechte zu thun. Was nun zwischen diesen beiden Extremen zu Stande kommen konnte, das ist die wahre Definition des deutschen Bundes, der nur durch den Gang der Congreßverhandlungen noch um ein beträchtliches unvollkommener geworden ist, als er an sich und nothwendig hätte sein müssen.

Ich würde es für durchaus unangemessen gefunden haben, in diese wenig erfreulichen Betrachtungen einzugehen, wenn es nicht aus einem doppelten Grunde nothwendig wäre, ohne alle Täuschung die wahre Beschaffenheit des Bundes, und somit auch die wahre Gestalt des dabei zu führenden Geschäfts zu kennen. Es ist es einmal, um nicht falsche Erwartungen zu nähren, allein auch zweitens deswegen, um den Bund, wie er nun einmal ist, zu behandeln, und aus ihm den noch jetzt möglichen Nutzen zu ziehen. Denn nichts ist bei allem praktischen Beginnen so wichtig, als die Dinge gerade so aufzufassen, wie sie sind, es sei nun, daß man sie so lasse oder weiter zu führen versuche. Wie Preußen insbesondere den Bund zu betrachten habe, und daß gar nicht die Rede davon sein konnte, ihn nicht zu schließen, sowie welchen Nutzen er auch noch jetzt stiftet, habe ich bereits oben ausführlicher erwähnt. Hier kommt es nur

noch darauf an, zu zeigen, wie man den Mangel eigentlich verfassungsmäßiger executiver Gewalt gewissermaßen ersetzen, und die wirklich sehr starke Ungleichartigkeit der Macht unter den Bundesgliedern minder schädlich machen kann. In Rücksicht des letzteren giebt es gewiß kein anderes als das ungemein einfache Mittel, die kleineren Staaten, da wo man sie einer Ungerechtigkeit zeihen kann, das Uebergewicht auf das empfindlichste fühlen zu lassen, in allen übrigen Fällen aber sie mit der größesten Rücksicht auf alle Rechte der Gleichheit im Bunde zu behandeln, um auf diese Weise die materielle Macht als eine moralisch anerkannte erscheinen zu lassen. Je weniger die größeren Mächte, namentlich Oesterreich und Preußen, constitutionelle Vorzüge gesucht haben, desto mehr haben sie unstreitig darauf gerechnet, an sich und ohne dieselben überwiegenden Einfluß zu besitzen. Diesen also zu gewinnen und zu erhalten, muß vor allen Dingen das Bestreben des preußischen Bundestagsgesandten sein. Es ist gar nicht zu verläugnen, daß die kleineren Staaten sehr viel von der Scheu verloren haben, welche sie ehemals gegen die größeren hatten. Auch darin sind die Bande auf eine sehr nachtheilige Weise lockerer als ehemals geworden. Dies muß man vor allen Dingen durch Würde, Gerechtigkeit und Festigkeit herzustellen suchen. Dazu ist vorzüglich nothwendig, nicht leichtsinnig anzufangen, was sich nicht von irgend einer Seite hinlänglich empfiehlt, um durchgesetzt werden zu können, das so angefangene aber auch dann nicht wieder aufzugeben. Nichts schadet dem politischen Ansehen und Einfluß eines Staates so sehr, als das nicht hinlänglich berechnete öffentlich angekündigte Streben nach Etwas, worauf er dennoch hernach Verzicht zu leisten genöthigt wird. Das Einverständniß mit Oesterreich ist hierin vorzüglich wichtig. Allein man muß auch bei diesem Behutsamkeit anwenden, damit nicht Oesterreich unter dem Schein der Gefälligkeit gegen Preußen versuche, was es hernach bei sich zeigendem Widerspruch zu Preußens Nachtheil vor der Vollendung wieder aufgiebt.

§. 4.

Niemand kann in Abrede stellen, daß die formelle Einrichtung des Bundes und selbst der Bundesversammlung, wie sie in der Bundesacte liegt, sehr unvollkommen ist. Von Anfang schwebte allerdings allen denjenigen, welche auf den Gang der Verhandlungen in Wien Einfluß ausübten, die Nothwendigkeit vor, daß der Bund eine Leitung erhielte, und daß das Heft in den Händen einiger Weniger und der größesten Mächte sein müßte. Allein die Schwierigkeiten, die sich dagegen von allen Seiten zeigten, der wenige Eifer, ja man kann sagen die Abneigung Oesterreichs, auf eine kräftige Weise in die deutschen Angelegenheiten einzuwirken,

welche das Wiener Kabinet nicht als ein Mittel eines großen und wohlthätigen politischen Einflusses zu lieben, sondern als eine Gefahr sich zu compromittiren zu fürchten schien, und die Eifersucht gegen Preußen (der anderen politischen Ereignisse und Zwiespalte nicht zu gedenken) ließen keinen auf diese Idee gebauten Plan aufkommen. Als endlich das Gefühl, daß doch etwas geschehen müßte, die Beschämung, in so langer Zeit nichts vollendet zu haben, und die Rückkunft Napoleons die jetzige Bundesacte zu Stande brachten, gab man alle diese Plane auf, und erklärte alle Bundesglieder gleichberechtigt. Ob man nun gleich dadurch größtentheils auf constitutionelle Einheit und eine wahrhaft bindende Organisation Verzicht leistete, so war dennoch kein großer Verlust, daß die auf dem Congreß zu einer Leitung des Bundes entworfenen Plane fehlschlugen. Sie bestanden wesentlich nur von der einen Seite in der Anordnung zweier Abtheilungen der Bundesversammlung, von der anderen in der Idee der Herstellung der ehemaligen Kaiserwürde. Die letztere war aus einer Menge von Gründen, die es überflüssig sein würde aufzuzählen, unmöglich; die zweifache Abtheilung der Bundesversammlung wurde dadurch unzweckmäßig, daß die Absonderung auf den zufälligen Umstand der Königswürde beruhete, wodurch ganz heterogene Theile in die erste Abtheilung kamen, die dem Bunde am meisten abgeneigten Staaten an der Leitung Theil nahmen und die mit wahrhaft vaterländischem Sinn ihm ergebenen zurückgesetzt wurden; durch dies unnatürliche Verhältniß gerieth Preußen eine Zeit hindurch mit denen in Zwiespalt, die seine wahren und ächten Gesinnungen wirklich theilten. Obgleich an diesem Allen zum Theil Zufälligkeiten und Persönlichkeiten Schuld waren, so muß man doch offenherzig gestehen, daß der wahre Grund weit tiefer und eigentlich in dem Verhältniß Preußens und Oesterreichs liegt. Jeder Unparteiische wird zugeben, daß das Wahre und Eigentliche wäre, daß Preußen und Oesterreich gemeinschaftlich den Bund leiteten; denn Preußen kann sich, auch bei der größten Anspruchslosigkeit, Oesterreich schon darum nicht unterordnen, weil Oesterreichs politische Lage in Europa zu wenig enge mit Deutschland verbunden ist, und Oesterreich kann eben so wenig Preußen nachstehen, wenn es nicht, was wiederum niemand wünschen kann, gänzlich von Deutschland ausschiede. Die gemeinschaftliche Leitung nun kann eine zwiefache sein, eine anerkannte, gesetzmäßige, in der Constitution gegründete, oder eine, ohne solche Formen, durch das Gewicht beider Mächte in ihrer Uebereinstimmung herbeigeführte.

Für die erstere läßt sich in der That keine wahrhaft haltbare Form erdenken. Es giebt nur Theilung, oder Nebenordnung. Jene ist so unpopulär, daß sie nie eher gelingen wird als bis Norddeutschland zu Preußen

und Süddeutschland zu Oesterreich wird, mithin von einem Deutschland keine Rede mehr ist; diese würde, da ein Theil doch der zweite sein müßte (denn an Alternative wird in einem solchen Verhältniß wohl Niemand denken) für diesen immer so unbefriedigend sein, daß an kein ruhiges Gleichgewicht in solcher Lage zu denken wäre. Was also allein eigentlich möglich war, ist jetzt in dem Bunde vorhanden. Man hat die constitutionelle Leitung aufgegeben, um, freier von Eifersucht und Anlässen zu Streitigkeiten, denjenigen Einfluß walten zu lassen, welcher aus der Uebermacht von selbst entspringt, und die Bundesacte stellt keine andre Verschiedenheit des Einflusses der Bundesglieder auf, als die wenig bedeutende, in den Art. 4 und 6 in Absicht des Stimmrechts festgesetzte. Auf diese Weise ist allerdings das ganze Heil des Bundes auf das Einverständniß Preußens und Oesterreichs gestellt; allein man kann auch uicht leugnen, daß, welche organische Form man hätte erdenken mögen, fast jede dies Einverständiß mehr in Gefahr gebracht haben würde, und keine der Störung desselben hätte widerstehen können. Die Wahrheit ist hier immer wieder das unter anderm Ausdruck schon oben bemerkte, daß ein eigentlicher Bundesstaat da nicht mehr möglich ist, wo zwei Glieder desselben (der übrigen nicht zu gedenken) so mächtig geworden sind, und daß man wiederum das bloß völkerrechtliche Verhältniß der Staaten gegen einander auch nicht ohne Gefahr bestehen lassen kann, wo eine so große Anzahl kleinerer und ganz kleiner diese beiden mächtigen umgeben. Meiner Meinung nach würde es daher durchaus vergeblich sein, hierin etwas ändern, und durch constitutionelle Form dem Bunde eine leitende Macht, ein Directorium geben zu wollen. Man kann und muß, der äußeren Form nach, bei dem Begriffe der Gleichberechtigten stehen bleiben, allein in der Verhandlung selbst in Uebereinstimmung mit Oesterreich den Einfluß geltend machen, den überwiegende Mächte natürlich ausüben. Allerdings folgt aber auch daraus, daß man den Oesterreich durch die Bundesacte zugestandenen Vorsitz nicht zu einem Directorium werden lassen darf, da sonst Oesterreich, indem diesem Directorium gar nichts das Gleichgewicht hielte, den Bund allein führen würde. Hierüber kann ich mich auf meinen am 17. August c. erstatteten Bericht beziehen, wo ich diesen Gegenstand weitläuftiger ausgeführt habe. Dem Vorsitze muß kein anderer Begriff zum Grunde gelegt werden, als der, daß in der Bundesversammlung ein Präsident zur Erhaltung der Ordnung und zur materiellen Leitung der Berathungen erforderlich ist; man muß ihn immer nur als einen Vorsitz in der Bundesversammlung, nicht in dem Bunde selbst behandeln, und man muß ihm, das Recht der Entscheidung bei Stimmengleichheit abgerechnet, keine anderen Rechte einräumen, als die streng genommen daraus herfließen.

Diese nun sind im wesentlichen, wenn man dem Gange des Geschäfts folgt: das Empfangen der an die Bundesversammlung gerichteten Eingaben, das Mittheilen an die Versammlung, die jedoch festen Regeln zu unterwerfende Anbringung der Gegenstände zur Berathung, das Abfordern der Stimmen, der Vortrag über den Erfolg der Abstimmung, und mithin die Normirung des Beschlusses. Diese Rechte und Funktionen liegen ohne allen Zweifel in dem Begriffe des Vorsitzes bei jeder berathenden Versammlung, allein ihre Ausübung ist auf der einen Seite den durch das Reglement bestimmten Modalitäten, auf der anderen der Aufsicht der Versammlung unterworfen. Durch beide hat man es durchaus in seiner Gewalt, allen Besorgnissen zuvorzukommen, welches dieses Vorrecht erregen könnte. So ist zum Beispiel die Normirung des Conclusi gewiß ein sehr wichtiger Gegenstand. Allein es hängt von einem jeden, welcher einen Vorschlag zur Berathung bringt, ab, denselben schriftlich selbst so zu fassen, wie er seiner Meinung entspricht. Erfährt er nun bei der Abstimmung keine Veränderung, sondern wird blos angenommen oder verworfen, so ist die Normirung des Vorschlags zugleich die des Conclusi, und der vorsitzende Gesandte kann nichts darin abändern. Erhält der Vorschlag abgeänderte Modificationen, so muß allerdings der Schluß auch verschieden ausfallen; allein da der vorsitzende Gesandte denselben der Versammlung, ehe er erlassen wird, vorlegen muß, so steht es jedem frei, zu bemerken, wo er etwa dem Willen der Versammlung nicht ganz entsprechend ausgedrückt wäre. Es ist schon jetzt die Frage entstanden, ob der Vorsitzende zuerst oder zuletzt abstimmen soll? Da ihm das Recht der Entscheidung zusteht, so scheint das Letztere natürlicher. Allein da auch Graf Buol mehr dafür war, strenge bei der im Art. 4 festgesetzten Ordnung der Abstimmung stehen zu bleiben, so habe ich ihn darin bestätigt, da es viel mehr Gewicht für die von den andern Bundesgliedern abzugebende Meinung hat, wenn Oesterreich und Preußen die ihrigen vorangehen lassen. Daß man dieser Ordnung auch überall da folgt, wo die Bundestagsgesandten eigentlich in Funktion sind, ist natürlich, und kann von Preußen, ob ihm gleich Oesterreich dann vorangehet, unbedenklich zugegeben werden. Allein außer dieser Gelegenheit kann der Vorsitz nicht eigentlich einen Vorrang begründen, und da der Graf Buol mir einmal äußerte, daß man einen Rang auch gesellschaftlich unter den Bundestagsgesandten einführen müßte, so habe ich dem widersprochen, und darauf beharrt, daß es in dieser Gelegenheit hier, wie in anderen Städten zwischen den Gesandten verschiedener Höfe sein müsse. Protokollführung, Archiv, Kanzlei, Casse, insofern es eine Bundescasse geben sollte, sind gar keine nothwendige Attribute des Vorsitzes. Alles dies gehört vielmehr der Gesell-

schaft zusammengenommen, nnd wenn gleich der vorsitzende Gesandte, als das Organ der Versammlung, in näherer Berührung damit steht, so muß das Reglement festsetzen, wie die Wahl der dazu bestimmten Personen geschehen, und wie die Aufsicht darüber geführt werden soll.

§. 5.

Dies scheinen mir die allgemeinen Grundsätze, welche die Bundestagsgesandten überhaupt, und den preußischen insbesondere leiten müssen. Die einzelnen Geschäfte erfordern natürlich eine eigene von den jedesmaligen Umständen und Verhältnissen abhängende Beurtheilung. Es treten aber doch bei ihnen allgemeine Rücksichten ein, und einige sind schon dergestalt in der Bundesacte angedeutet, daß es nothwendig ist, gleich jetzt eine bestimmte Meinung über sie zu fassen. In dem Augenblick der Eröffnung wird sich das Geschäft natürlich in zwei verschiedene Zweige theilen; in die Abfassung der Grundgesetze des Bundes sammt dessen organischer Einrichtung, und in die Besorgung der einzelnen Sachen, welche an den Bund werden gebracht, und die in dem Laufe seiner Thätigkeit von selbst entstehen werden. Man darf sich jedoch nicht vorstellen, daß diese beiden, ihrer Natur nach allerdings sehr verschiedenartigen Thätigkeiten in der Ausführung so ganz abgesondert bleiben werden, ja nicht einmal, daß der Zeitpunkt so bald eintreten wird, wo die erstere aufhört, d. h. wo die Grundgesetze des Bundes und die organische Einrichtung vollendet sind. Bei der Schwierigkeit, die man finden wird, sich über Hauptpunkte zu vereinigen, muß oft die Verlegenheit entstehen, über den einen oder den andern nicht zu einem Beschlusse kommen zu können, und um ihn nicht ganz aufzugeben, wird man ihn dann bei Seite legen müssen, um ihn zu bequemerer Gelegenheit aufs Neue in Anregung zu bringen. So können Jahre verstreichen, ehe man die Grundgesetze und organischen Einrichtungen nur einigermaßen vollendet nennen kann, und da die Unterhandlungen über dieselben immer den laufenden Geschäften zur Seite gehen werden, so läßt sich gar nicht behaupten, daß gerade die ersten Monate am Bundestage die wichtigeren und schwierigeren sein werden, vielmehr können lebhaftere und ernstlichere Discussionen erst angehen, wenn die letzten Beschlüsse genommen werden sollen, und von allen Seiten bestimmte Instructionen eingegangen sind. Was auch der preußische Bundestagsgesandte wird zur Beschleunigung vornehmen mögen, so wird dieselbe nicht immer von ihm abhängen und bei manchen Punkten wird es nicht einmal in dem Interesse seines Hofes liegen, auf einen Endbeschluß zu bringen. Um nun aber dadurch nicht zugleich wirklich Preußens wichtige Gegenstände leiden zu lassen, wird man suchen müssen, diese besonders, einzeln und außer der Reihe der andern,

mit ihnen verwandten zur Berathung zu bringen. Ein solcher Fall tritt offenbar mit der Unterhaltung der Bundesfestungen ein. Andere Punkte werden, ohne daß sie gerade ein einzelner Hof betreibt, von sich selbst fordern, sie vorzugsweise früher vorzunehmen. So z. B. der der Austrägalinstanzen, da vorauszusehen ist, daß sehr bald Streitigkeiten zwischen Bundesgliedern zur Entscheidung vorkommen werden. Der im Art. 10 der Bundesacte gebrauchte Ausdruck von Grundgesetzen des Bundes ist ein so weit umfassender, daß es vor allen Dingen, um sich nicht in völlige Unbestimmtheit zu verlieren, nothwendig sein wird, wenigstens einigermaßen seine Grenzen festzusetzen. Denn es läßt sich eigentlich Alles darunter begreifen, er ist auch schon deswegen schlecht gewählt, weil man schwer absieht, wie sich diese Grundgesetze von den Bestimmungen der Bundesacte selbst unterscheiden. Wenn es nun auf der einen Seite gut ist, diese Unbestimmtheit zu benutzen, um der Acte selbst nachzuhelfen und ihre Unvollkommenheit zu verbessern, ein Bemühen, das man Unrecht hätte, je ganz aufzugeben, so ist es doch auf der andern aufs mindeste gleich wichtig, die Sache nicht in einem Umfange aufzufassen, der den Erfolg hindert, oder allzuweit hinausschiebt. Die natürlichste Bestimmung des Begriffs und die Ausdehnung, die man ihm aufs mindeste geben muß, ist die, daß man unter Grundgesetzen diejenigen Gesetze versteht, ohne welche die Bedingungen der Stiftungsacte und der Zweck des Bundes (jedoch nicht an sich, sondern so wie er in der Urkunde ausgesprochen und modificirt ist) nicht zur Ausführung kommen könnten. Die Urkunde enthält die bestehenden Grundsätze und stellt das zu erreichende Ziel auf; die Ausführung kann aber erst durch die einzelnen Grundgesetze und die organischen Einrichtungen vermittelt werden. Diese, die Bundesacte näher bestimmenden Gesetze werden in einigen Punkten leicht zu berathen sein, so z. B. bei Art. 1, wo es auf die Aufzählung der zum deutschen Bunde zu rechnenden preußischen und österreichischen Provinzen ankommen wird; bei Art. 11, wo den Streitigkeiten deutscher Fürsten unter einander ein Weg angewiesen werden muß, und bei einigen anderen. Allein bei solchen, wo die Grenze, ob etwas nur als eine nähere Bestimmung oder als eine wirkliche Abweichung von der Bundesacte, wenigstens als eine Erweiterung derselben angesehen muß, schwer zu bestimmen ist, wird dies Geschäft ungemein viele Hindernisse finden. So z. B. bei Art. 14, dessen durchgängige Unbestimmtheit, die zu unausmachbaren Streitigkeiten führen wird, jedoch kaum geduldet werden kann, und bei Art. 13, die Stände betreffend, der, wenn er in dieser Allgemeinheit bleibt, durchaus illusorisch ist. Endlich würde Preußen Unrecht thun, wenn es nicht das Zurückkommen auf einige Hauptmängel der Acte und einige der vorzüglichsten Wünsche,

die in Wien unbefriedigt geblieben sind, veranlaßte oder begünstigte. Zu diesen gehört vor allen Dingen das Bundesgericht in irgend einer Ausdehnung und Gestalt. Denn wenn man auch, meiner innersten Ueberzeugung nach, immer davon ausgehen muß, die Stiftungsurkunde als das Gesetz anzunehmen, welches der Bundestag nur auszuführen bestimmt ist, und von dem man nur in allgemeiner Uebereinstimmung abgehen kann, so schließt dies doch nicht Verbesserungen der Urkunde aus, und es wird Preußens moralisches Gewicht jeder Zeit verstärken, wenn es Einrichtungen das Wort redet, ohne welche die Erreichung eines der Hauptzwecke des Bundes, die Aufrechterhaltung innerer Gerechtigkeit, gar nicht gesichert werden kann.

§. 6.

Die organischen Gesetze und Einrichtungen zerfallen nach der schon im Art. 10 der Bundesacte enthaltenen Abtheilung in diejenigen, welche sich auf die auswärtigen, militärischen, und inneren Bundesangelegenheiten beziehen; außer diesen aber ist vor allen Dingen eine Bundestagsordnung nothwendig, welche daher die Versammlung zuerst beschäftigen muß. Zur Bearbeitung aller dieser Gegenstände wird die Anordnung von Ausschüssen erfordert werden, wodurch, außer der Besprechung unter einer geringen Zahl von Personen, eine doppelte Berathung, einmal im Ausschuß, nachher im Plenum, und eine weniger förmliche Behandlung der Gegenstände gewonnen wird. Die Bildung der Ausschüsse, vorzüglich der zuerst organisirenden, wird einiger Schwierigkeit unterliegen, um zugleich zu verhindern, daß sie zu zahlreich werden und daß nicht durch die Ausschließung dieses oder jenes Mitgliedes Eifersucht entstehe. Die Besorgniß, selbst ausgeschlossen zu bleiben, dürfte bei Preußen nicht so groß sein, obgleich man nicht immer für Mißtrauen oder üblen Willen einstehen kann. Auf der anderen Seite würde es aber auch unnütz und nachtheilig sein, künftig an jedem Ausschusse Theil nehmen zu wollen, da durch das Gegentheil gar nicht der Einfluß auf die Sache verloren geht, sondern, anderer Mittel nicht zu gedenken, auch vom Plenum aus erhalten werden kann. Zugleich darf die Behandlung in Ausschüssen von der übrigen Bundesversammlung nicht zu sehr abgesondert bleiben; die Art wahrhaft vertraulicher und insofern geheimer Vorberathung ist natürlich nicht in der Anordnung der Ausschüsse, sondern in dem Einverständnisse einiger Höfe, namentlich Oesterreichs und Preußens, außer der Versammlung enthalten. In jedem Ausschuß muß ein nur für seine Dauer fortwährender Präsident gewählt werden, der nicht gerade der Präsident der ganzen Versammlung, selbst wenn er sich in dem Ausschuß befindet, zu sein braucht. Ob der Präsident auch

den ganzen Vortrag über die Sachen haben, dieselben vorbereiten und eigentlich selbst, bis auf die Entscheidung der einzelnen Punkte durch die Majorität, so bearbeiten soll, daß aus dem Zusammenwirken des ganzen Ausschusses eine consequente und vollständige Arbeit hervorgehen kann? oder ob es gut sein wird, dazu außer dem Präsidenten ein eignes vortragendes Mitglied zu wählen, wie es mir scheint, ist noch in der Folge zu entscheiden. Die Berathung über die Bundestagsordnung muß augenblicklich nach der Eröffnung angehen, die über die auswärtigen Verhältnisse kann auch, da sie wenigstens größtentheils aus dem Begriff und der Beschaffenheit des Bundes herzuleiten ist, allenfalls ohne genaue besondere Instructionen angefangen werden, allein die militärischen Verhältnisse bedürfen schlechterdings einer solchen. Es würde namentlich für den preußischen Bundestagsgesandten unmöglich sein, sich ohne diese einzulassen. Im Ganzen wird es zwar gut sein, wenn die Bundestagsgesandten nicht zu häufig auf ihre Höfe zurückgehen müssen, sondern in vielen Fällen freier und für sich handeln können. Allein es versteht sich von selbst, daß in Rücksicht der organischen Gesetze und Einrichtungen die Resultate der Verhandlungen in den Ausschüssen immer ehe sie im Plenum zur wahren Berathung kommen, werden den Höfen zur Beurtheilung vorgelegt werden müssen. Schon dadurch wird dieser Theil der Arbeit sehr langwierig werden. Das Geschäft der Abfassung der organischen Gesetze wird sich auch dadurch von jedem anderen bei der Versammlung unterscheiden, daß es durchaus nicht genüget, dabei bloß diejenigen Mittel anzuwenden, welche bei jeder berathschlagenden Versammlung sonst hinreichend sind, einen Beschluß durchzusetzen. Denn da nach Art. 6 Alles, was sich auf organische Einrichtungen und Grundgesetze bezieht, in Pleno abgemacht werden muß, und nach Art. 7 über eben diese Gegenstände keine Stimmenmehrheit gilt, so ist die Entwerfung dieser Gesetze und die Anordnung dieser Einrichtungen in der That nichts anderes als eine fortgesetzte diplomatische Unterhandlung, wie es die über die Bundesacte in Wien selbst war. Wenn daher nicht zugleich der persönliche Einfluß der Höfe und ihrer Bevollmächtigten mitwirkt, so ist vorauszusehen, daß entweder nur ungemein wenig zu Stande kommen, oder, wie in der Bundesacte selbst, dermaßen von dem in Rücksicht jedes einzelnen Punktes eigentlich Erforderlichen herunter und zurückgehandelt werden wird, daß auch die Grundgesetze an der gleichen Unbestimmtheit, wie die Acte, erkranken werden. Dies zu verhindern, muß ganz vorzüglich das Augenmerk des Bundesgesandten sein, wenn nicht alle irgend kräftige und wohlthätige Maßregeln gelähmt werden sollen. Allein es ist nicht zu läugnen, daß es sehr schwer fallen wird und in einzelnen Fällen unmöglich sein kann.

§. 7.

Die Bundestagsordnung muß sowohl den gewöhnlichen allgemeinen Gang der Geschäfte der Bundesversammlung, als die für einzelne Theile des Geschäfts, wie z. B. für den richterlichen nach Art. 17, zu wählende Form umfassen. In ihre einzelnen Bestimmungen einzugehen, hieße sie selbst entwerfen zu wollen, wozu hier nicht der Ort ist. Im Allgemeinen muß man dafür sorgen, daß der Geschäftsgang nicht zu lang und zu schleppend sei. Der besonderen Natur der Bundesversammlung gemäß, die allerdings eine Vereinigung von Bevollmächtigten ist, bei der jedoch nicht alle Freiheit einer gewöhnlichen Unterhandlung eintreten kann, ist dahin zu sehen, daß zwar, wo es nöthig ist, die Möglichkeit, Instructionen einzuholen, bleibe, allein dieses Einholen doch die Sachen nicht unbestimmt aufhalten könne. Ueber die Rechte des Vorsitzes und die Schranken, in welchen derselbe gehalten werden muß, habe ich schon im Vorigen gesprochen. Der wichtigste Punkt bei dem Geschäftsgange in der Bundesversammlung ist die Absonderung der Fälle, wo ein Gegenstand vor die engere Versammlung oder vor das Plenum gebracht werden soll, durch Stimmenmehrheit entschieden oder nicht entschieden werden kann. Allein die Bundesacte läßt hierin den Grundgesetzen wenige Bestimmungen hinzuzufügen übrig. Bloß bei den Worten im Art. 6: „und auf gemeinnützige Anordnungen sonstiger Art" und den im Art. 7 erwähnten juribus singulorum werden solche möglich und selbst nothwendig sein. Für jura singulorum können offenbar nur solche angesehen werden, bei denen darum keine Stimmenmehrheit gelten kann, weil alle Glieder der Versammlung, den- oder diejenigen ausgenommen, welchen diese Rechte zustehen, über ein ihnen ganz fremdes Interesse urtheilen, und die Betheiligten daher, wenn jene durch Stimmenmehrheit entscheiden könnten, zu sehr Gefahr laufen würden, daß die Entscheidung parteiisch ausfiele. Da, wie schon im Vorigen bemerkt worden, es ungemein schwer, ja zum Theil unmöglich sein wird, über die Grundgesetze und organischen Einrichtungen eine allgemeine Uebereinstimmung der Meinungen hervorzubringen, so wird es besonders in denjenigen Fällen, wo dies vorzüglich zu besorgen ist, vorzuziehen sein, in den Grundgesetzen bei allgemeinen Bestimmungen stehen zu bleiben, damit nicht die genaueren, welche immer mehr Widerspruch erregen, verworfen, und dadurch die Sache, die es betrifft, auf immer präjudicirt werde. Die allgemeine Bestimmung läßt sich dann doch in dem einzelnen Falle der Anwendung benutzen, und mißlingt dies auch ein oder ein anderes Mal, so ist wenigstens nicht gleich der Erfolg für die künftigen Versuche verloren.

§. 8.

Unter den auswärtigen, durch die organischen Gesetze zu bestimmenden Verhältnissen des Bundes kann man keine anderen verstehen, als diejenigen, in welche der Bund als Collectiv-Staat gegen auswärtige Mächte tritt. Die auswärtigen Verhältnisse einzelner Bundesglieder, insofern dieselben nach Art. 11 der Bundesacte zur Sprache kommen können, gehören für den Bund mehr zu dessen inneren Angelegenheiten; da sie sich aber auch auf die äußere Politik beziehen, so wird dieser doppelte Gegenstand zusammen und ungetrennt behandelt werden müssen. Als Collectiv-Staat hat nun der deutsche Bund unläugbar das Recht, Gesandte abzusenden und anzunehmen, Bündnisse zu schließen und Alles dasjenige vorzunehmen, was ein einzelner Staat mit auswärtigen vornehmen kann.

Die Veranlassungen der Gesandtensendungen wegen bestimmter Unterhandlungen können vorzüglich bei Friedensschlüssen, Handelsverträgen und allenfalls auch bei Verhältnissen mit dem päpstlichen Hofe vorkommen. Für Preußen wird dieser Punkt außer den großen politischen Rücksichten besonders in der zuletzt erwähnten Beziehung wichtig.

Allgemeinen Theorien nach läßt sich nun auf keine Weise abläugnen, daß der deutsche Bund, als ein von seinen einzelnen Mitgliedern abgesonderter Gesammtstaat, ebenso wie jeder andere europäische Hof, in ein Verhältniß gegen die übrigen Mächte tritt. Es kann auch von diesen mit Grund gesagt werden, daß, da der deutsche Bund ein Staat ist, welcher ihnen in seiner Gesammtheit den Krieg ankündigen kann, ihnen irgend ein Organ, durch welches sie sich gegen ihn erklären und mit ihm verständigen können, verstattet werden muß, und bei dem völkerrechtlich allgemein eingeführten Gesandtenrecht fließt daraus der Anspruch, selbst stehende Gesandten beim Bunde zu haben, der jedoch kein unabweisbares Recht genannt werden kann, da jeder unabhängige Staat die Befugniß hat, Gesandte anzunehmen oder nicht anzunehmen.

Sieht man hingegen auf die besondere Natur des Bundes, so giebt es meiner Meinung nach die wichtigsten Gründe, alle Thätigkeit des Bundes als eigenen Gesammtstaats, so viel nur immer möglich, zu beschränken. Im Ganzen darf ich mich hierbei auf dasjenige beziehen, was ich im Vorigen über den Unterschied eines Staatenbundes und Bundesstaates auseinandergesetzt habe. In Beziehung auf die auswärtige Politik wird dies noch bei weitem wichtiger. Es wird mit dem deutschen Bunde offenbar ein neuer Staat außer allen einzelnen, welche in demselben vorhanden sind, die an und für sich zugleich selbstständig bleiben, in die Reihe der europäischen eingeführt, und es bedarf keiner großen Voraussehungsgabe,

daß daraus, man möge den Einfluß erwägen, welchen Bundesstaaten selbst mit der Absicht, etwas bei Mitstaaten oder bei dem Bunde durchzusetzen, auf die auswärtigen ausüben, oder die Einmischungen in Betrachtung ziehen, welche sich die fremden erlauben können, mehrfache Verwickelungen entstehen werden. Um diese eigentlich und ganz abzuschneiden, müßte man die deutschen Staaten, einzeln und zusammengenommen, mitten in Europa isoliren, was natürlich unmöglich ist. Alles, was daher geschehen kann, aber auch geschehen muß, ist nur Folgendes. Die beiden großen leitenden Mächte müssen fest im Auge behalten, daß der Zweck des Bundes Vereinfachung, nicht Verwickelung der politischen Interessen in Europa ist, und müssen in diesem Gesichtspunkt sowohl beim Bunde und bei Bundesstaaten, als bei auswärtigen Mächten handeln. Wo Fälle vorkommen, in welchen durch die Schuld irgend eines auswärtigen oder deutschen Hofes nachtheilige Folgen in dieser Art erwachsen oder zu entstehen drohen, müssen sie sich mit Festigkeit entgegensetzen und ihr Ansehen geltend machen, und ihre beiden Bundestagsgesandten müssen alle diesen Punkt berührende Gegenstände nach durchaus festen Grundsätzen leiten. Maxime beider Höfe wird es bleiben müssen, jede politische Discussion, so viel es nur immer geschehen kann, sowohl unter den Bundestagsgesandten selbst, als noch mehr mit auswärtigen zu vermeiden. Sie möchten einig oder uneinig sein, so würde der Bundestag immer ein sehr unpassender Schauplatz ihres politischen Beginnens sein; sie werden jeder seine Absichten viel besser bei einander selbst oder bei den anderen bedeutenderen Höfen Deutschlands unmittelbar durchsetzen können. Da jeder bedeutende deutsche Staat für sich und unabhängig vom Bunde Verbindungen mit auswärtigen unterhält, und da die größere europäische Politik sich ihrer Natur nach nur auf einige Kabinette beschränkt, so kann in politischer Hinsicht bei der Betreibung dieser Angelegenheiten am Bundestage schlechterdings kein Gewinn, sondern eher Gefahr und Unbequemlichkeit sein. Auch werden die größeren deutschen Höfe nicht leicht in einer anderen Ansicht handeln. Nur den kleineren wird, wenigstens augenblicklich, daran gelegen sein, durch das Gewicht des Bundes eigenes zu gewinnen, und durch unmittelbares Einwirken der vielleicht von ihnen gehegten Besorgniß zu entgehen, ihr Schicksal zu sehr in die Hände Oesterreichs und Preußens zu geben. Es liegt indeß am Tage, daß dies Einwirken immer nur scheinbar sein wird. Die großen politischen Bewegungen, die Krieg und Frieden zur Folge haben, können einmal nicht anders, als von den großen Mächten geleitet werden. Was nun übrigens das gesammte Deutschland gemeinschaftlich thun könnte, dazu wird die Veranlassung immer nur selten eintreten. Denn unmittelbar wird das Ausland nur immer mit den Grenzstaaten in Verbindung stehen,

und inwiefern der ganze Bund wird wegen der Schritte und Maßregeln eines einzelnen Bundesstaates angegangen werden können, davon werde ich gleich in der Folge reden. Zu einer nicht durch dringende Verhältnisse gewissermaßen abgenöthigten freiwilligen Verhandlung mit dem Auslande aber wird gewiß nur höchst selten die erforderliche Uebereinstimmung der Mehrzahl der Bundesglieder vorhanden sein.

Schon als die verbündeten Mächte noch im vergangenen Jahre in Paris waren, haben Rußland und Frankreich Gesandte an den Bundestag ernannt und wenn auch diese, die sich gegenwärtig wirklich hier befinden, diese Bestimmung nicht öffentlich angekündigt haben, so ist gewiß, daß sie, so wie der Bund sich für constituirt erklären wird, die erforderlichen Schritte thun werden, um ihre Anerkennung zu erlangen. Auf dem Congresse ist diese Angelegenheit in den zwischen den fünf deutschen Höfen damals gehaltenen Conferenzen bereits ausführlich zur Sprache gekommen. Damals wurde entschieden, daß der Bund permanente Gesandte weder absenden noch annehmen sollte, dagegen dadurch außerordentliche Gesandtschaften bestimmter Geschäfte wegen nicht ausgeschlossen würden, und ich erinnere mich deutlich, daß diese Meinung vorzüglich vom Fürsten Metternich unterstützt würde. Die ganze damalige Discussion über diesen Punkt ist im 8. und 10. Conferenz-Protokoll (Klübers Wiener Congreßacten B. 2. S. 144—166, 176—181) enthalten. Seit dem wir hier zusammen sind, hat Fürst Metternich, wie ich höre, sich zweimal über diese Angelegenheit geäußert; das erste Mal soll er mehr für die Nichtannahme beständiger Gesandten gestimmt haben, vor Kurzem aber hat er geschrieben, daß die Frage: ob man sie annehmen müsse? wohl aus Rücksicht für die Höfe werde bejahend zu entscheiden sein, daß es aber ganz vorzüglich auf die Form ankomme und daß diese fest zu bestimmen sein würde. Hierauf habe ich mit Graf Buol vorläufig ausgemacht, daß, wenn die beiden hier anwesenden Gesandten Schritte thun sollten, man ihnen vorläufig bloß antworten würde, daß die organischen Gesetze über die auswärtigen Verhältnisse des Bundes noch nicht abgefaßt wären und man sie einladen müsse, dies abzuwarten. Bei den übrigen Gesandten, namentlich dem hannöverschen, habe ich eine bestimmte Geneigtheit zur Annahme der auswärtigen Gesandten angetroffen. Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß es besser wäre, wenn kein fremder Gesandter permanent bei dem Bunde accreditirt wäre. Ich weiß zwar wohl, daß ein sehr großer Theil der Unannehmlichkeiten, welche aus der Einmischung der fremden Mächte entstehen können, dadurch nicht abgeschnitten würde. Denn außerdem daß, wenn auswärtige Höfe in deutsche Angelegenheiten einwirken und Maßregeln am Bundestage veranlassen oder leiten wollen, sie sich dabei hinter einzelne deutsche Höfe stecken und

diese auftreten lassen können, so ist auch die Gegenwart fremder Gesandten in Frankfurt, wo sie bei der Stadt accreditirt sein können, nicht zu vermeiden, ja selbst in einer mittelbaren Stadt könnte man nicht verhüten, daß die Höfe nicht heimliche Agenten unterhielten, so daß von dieser Seite der Weg gesetzmäßiger Mittheilung vielleicht noch vorzüglicher erscheint. Allein demungeachtet ist es ein wichtiger Unterschied, ob ein fremder Gesandter einen officiellen Schritt bei dem Bunde thun kann oder nicht. Ein solcher macht eine Antwort nothwendig und hieraus kann Verlegenheit, so wie, wenn diese Antworten nicht immer mit der nöthigen Vorsicht abgefaßt werden, wirklicher Nachtheil entstehen. Selbst die Discussion über solche Verhandlungen ist in einer, doch nicht wenig zahlreichen Versammlung mißlich.

Auf der andern Seite bin ich aber auch überzeugt, daß nichts so schlimm wäre, als wenn man erst Abneigung gegen die Annahme fremder Gesandten bezeigte und hernach doch darin willigte. Eine eigentliche Verweigerung der Zulassung läßt sich überhaupt nicht füglich denken, der einzige Weg wäre, daß man die Mächte selbst bestimmte, von der Accreditirung beständiger fremder Gesandten am Bunde abzustehen. Dies ließe sich vielleicht bewirken, wenn Preußen und Oesterreich gemeinschaftlich bei Rußland, England und Frankreich vorstellten, daß der Zweck der ganzen Einrichtung des Bundes Vereinfachung der politischen Verhältnisse sei, daß dieser Zweck aufs Mindeste in Gefahr komme, wenn man den deutschen Bund zu sehr als einen nunmehr neu in die Reihe der europäischen Staaten eintretenden Gesammtstaat betrachtete, daß es das gemeinschaftliche Interesse aller großen Mächte Europas sei, selbst die entferntesten Veranlassungen zu Verwickelungen zu vermeiden, daß die Mächte übrigens dabei auf keine Weise verlieren könnten, indem es ihnen nicht nur frei stehe, an jeden einzelnen Staat, wie sie wirklich thäten, Gesandte zu senden, sondern auch solche in Frankfurt selbst zu unterhalten, wodurch ihnen der Vortheil bei Gegenständen, welche mehrere deutschen Staaten zugleich beträfen, die Gesandten derselben vereint anzutreffen, unbenommen bleibe. Ueber einen solchen ganz gemeinschaftlich und gleichförmig zu machenden Schritt müßte sich das preußische Kabinet mit dem österreichischen verstehen. Würde dies nicht beliebt, oder hätte es nicht den erwünschten Erfolg, so bin ich auch ganz und gar der zuletzt vom Fürsten Metternich geäußerten Meinung, daß man die Gesandten annehmen, allein sowohl bei Abfassung der organischen Gesetze, als bei der ferneren Behandlung der Verhältnisse mit den fremden Gesandten die größeste Vorsicht anwenden muß.

Eine besondere Bemerkung ist noch nothwendig wegen der Annahme eines päpstlichen Gesandten, wenn, wie sehr zu vermuthen steht, der Papst

einen solchen an den Bund absenden sollte. Die deutschen protestantischen Höfe können auf keine Weise geschehen lassen, daß der Papst den Bund darum, weil der Hof, dessen Gesandter den Vorsitz hat, katholischer Religion ist, als einen katholischen Staat behandelte. Der päpstliche Gesandte müßte daher ein bloßer Gesandter, kein Nuntius oder Legat sein, oder wenn der Papst einen solchen absendete, so könnte ihm der Bund wenigstens nicht die Vorrechte einräumen, die sonst mit Nuntiaturen verbunden sind. Der wichtigste Punkt bei Festsetzung der auswärtigen Verhältnisse des Bundes ist die richtige Bestimmung des Verhältnisses, in welchem eigentlich die fremden Mächte gegen den Bund stehen; denn hiernach richtet sich nothwendig der Umfang der Gegenstände, über welche gegenseitige Mittheilungen mit ihnen zuzulassen sind. Diese Festsetzung wäre, auch wenn es keine beständige fremde Gesandten am Bundestage gäbe, nothwendig, allein sie wird es doppelt, wenn es solche, und mithin nicht bloß eine fortdauernde Veranlassung, sondern selbst eine gewisse Neigung zu häufigen Mittheilungen giebt. Denn man kann nicht läugnen, daß es einer der freilich durch größere Vortheile überwogenen Nachtheile der beständigen Gesandtschaften ist, daß bloß darum mehr Geschäfte zwischen den Höfen entstehen, weil es Menschen giebt, die zu diesen Geschäften bestimmt sind. Bei keiner Art von Stellen ist Mäßigung des Eifers und der Thätigkeit so sehr anzurathen, als bei Gesandtschaften.

Das Verhältniß der auswärtigen Mächte zu dem deutschen Bunde ist nun offenbar kein anderes, als das zu jedem anderen selbstständigen und unabhängigen Staat. Hieraus fließen unmittelbar zwei wichtige Folgerungen: einmal, daß die fremden Mächte sich in die inneren Angelegenheiten des Bundes nicht mehr mischen dürfen, als in die jedes anderen Staats, und daß sie den Bund als eine Einheit, einen Gesammtstaat ansehen müssen, ohne vermöge der Unterordnung der einzelnen Staaten unter das Ganze ihr Gewicht gegen jene vermehren zu dürfen.

Es ist möglich und selbst wahrscheinlich, daß die fremden Mächte, wenn nicht überhaupt, doch bei vorkommenden Gelegenheiten versuchen werden, eine engere Beziehung auf den deutschen Bund aufzustellen, und aus der Einrückung der Bundesurkunde in die Congreßacte eine wirkliche Garantie jener herzuleiten. Diese Garantie würde aber zur Folge haben, daß sie da, wo eine Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte vorhanden zu sein schiene, in die inneren Verhältnisse eingehen und den Bund gleichsam zur Rechenschaft ziehen könnten, woraus für die Unabhängigkeit und selbst für die Würde Deutschlands die nachtheiligsten Folgen erwachsen könnten. Eine solche Behauptung nun wäre durchaus irrig. Eine für ganz Europa so wichtige Angelegenheit, als die Errichtung eines neuen

und so mächtigen Bundesstaats, konnte bei dem wohlthätigen Zusammenhang, in dem alle europäischen Mächte mit einander stehen, der allgemeinen Anerkennung nicht entzogen werden. Die übrigen Mächte mußten wissen, von welchen Absichten und Grundsätzen der Bund ausginge, und mußten erklären, daß diese Grundsätze den allgemein angenommenen nnd auf die Ruhe des Ganzen berechneten angemessen wären. Dieses, aber auch nicht mehr, ist durch die Einrückung der Stiftungsurkunde des deutschen Bundes in die Congreßacte geschehen. Daß man diese Einrückung zur Zeit des Congresses wirklich so angesehen hat, ist auch daraus klar, daß, da England nur in einem einzigen Fall ausnahmsweise eine Garantie zugestanden, sonst aber aus allen Verträgen die Garantie-Artikel weggelassen hat, dieser Hof doch nicht das mindeste Bedenken gefunden hat, die Congreßacte, wie sie ist, mit allen unter anderen Höfen geschlossenen, theils auszugsweise eingerückten, theils (was für die Wirkung gleich viel ist) angehängten Verträgen mit zu unterschreiben. Ueberhaupt kann der Schlußreceß eines Congresses für nichts anderes, als für ein Aggregat einzelner, zur allgemeinen Anerkennung vorgelegter Verträge betrachtet werden. Im wahren und eigentlichen Verstande des Worts giebt es daher jetzt gar keinen Garant des deutschen Bundes und seiner Verfassung, außer dem Bunde selbst. Es ist indeß hiermit keinesweges gesagt, daß nicht aus der Einrückung einzelner Verträge in eine allgemeine Acte Rechte und Verbindlichkeiten entstehen. Es sind aber auch nur die, welche aus dem Begriff der Anerkennung fließen, und diese lassen sich auf folgende drei zurückführen:

1) auf die Verbindlichkeit, der einmal erklärten Anerkennung treu zu bleiben;
2) auf das Recht, wenn in dem mit derselben einmal versehenen Verhältniß auf irgend eine Weise eine Veränderung vorgeht, nach dieser und ihrer Ursache zu fragen und sich seine fernere Erklärung vorzubehalten;
3) endlich auf die Verbindlichkeit, bei der in dem anerkannten Verhältniß vorgehenden Aenderung für die Folgen gerecht zu werden, welche die Abänderung auf die fremde Macht haben könnte.

Der letzte Punkt kann zu sehr wichtigen Discussionen führen, die es weder erlaubt, noch möglich sein würde, abzuweisen, wo aber die Grenzen der Verbindlichkeit manchmal schwer zu ziehen sein können. Um dies mit einem Beispiele zu erläutern, so kann die Befugniß nicht bestritten werden, daß diejenigen Staaten, welche ihre unter sich gemachten Stipulationen der Congreßacte einverleibt haben, diese Stipulationen bloß für sich, und, ohne darum die Mächte zu befragen, abändern können. Preußen und Hannover

könnten unstreitig einen anderen Ländertausch vornehmen, als sie jetzt gemacht haben; und ebenso könnte der deutsche Bund sich mit allgemeiner Uebereinkunft seiner Mitglieder eine andere Verfassung geben, als die in der Stiftungsurkunde enthaltene. Es würde auch in diesen Fällen lediglich von den Vertrag schließenden Theilen abhängen, ob sie über die angenommene neue Bestimmung die Anerkennung der anderen Mächte nachsuchen wollten oder nicht. Allein sie würden sich dann auch aussetzen und gefallen lassen müssen, daß die fremden Mächte die neuen Stipulationen nicht anerkännten, oder gar sich dagegen auflehnten, und diejenigen Mittel gebrauchten, welche unabhängigen Mächten gegen einander zustehen. Hiernach lassen sich nun die einzelnen Abstufungen beurtheilen. Wollte der deutsche Bund, seinem ausgesprochenen Endzweck entgegen, um sich greifen und Erweiterungen seines Gebietes oder seines Einflusses vorbereiten, so würden offenbar die Mächte ihm entgegen treten und ihn in seine Schranken zurückweisen können. Wollten seine Mitglieder auch einstimmig sich einem Directorium oder einem einzelnen Oberhaupte unterwerfen, so würde es den Mächten auch da freistehen, zu erklären, daß das nicht das von ihnen anerkannte Verhältniß sei, und sie dadurch wieder aus dem jetzigen Zustand des Vertrags heraustreten. Andere Fälle könnten zweifelhafter erscheinen. So ist es wohl gewiß, daß, obgleich die Stimmen in der engen und Plenarversammlung in der Congreßacte aufgezählt sind, es weder der Genehmigung, noch selbst der Anzeige von Seiten des Bundes bedürfen, noch den auswärtigen Mächten zu irgend einer Bemerkung Gelegenheit geben wird, wenn Hessen-Homburg in die Reihe der stimmführenden Fürsten tritt, und dasselbe würde man noch sagen können, wenn auch einer oder der andere Fürst, aus einer Curiatstimme ausscheidend, eine eigene erhielte. Ganz anders aber wäre es, wenn drei oder vier Mitgliedern ein solches Uebergewicht an Stimmen ertheilt würde, daß die übrigen ohne allen Einfluß blieben. Alsdann würden die fremden Mächte mit Recht den vertragsmäßigen Zustand verändert nennen können. Jeder solcher Fälle, die sich ins Unendliche vervielfältigen ließen, muß und kann nur einzeln beurtheilt werden, die Beurtheilung kann auch nur, wie ein völkerrechtlicher Zustand überhaupt, den Staaten selbst gebühren, allein der Grundsatz der Beurtheilung kann richtiger und billiger Weise nur der sein, ob die getroffene Abänderung in der Verfassung von der Art ist, daß es zweifelhaft wird, ob die Mächte, wenn sie schon zur Zeit der Abschließung der Congreßacte bekannt gewesen wäre, die so beschaffene Verfassung gleichfalls würden anerkannt haben? Die Folge keiner Aenderung kann sich weiter erstrecken, als daß die vertragsmäßige Anerkennung der Verfassung zwischen den verschiedenen Theilen aufhört und der bloß völkerrechtliche Zustand wieder

eintritt. Könnte man voraussetzen, daß die Stipulationen des deutschen Bundes gegen ein einzelnes Mitglied von den übrigen verletzt würden, so leidet es keinen Zweifel, daß es jeder fremden Macht freistehen würde, sich nach den näheren oder entfernteren Verbindungen, in welchen sie sich mit dem beeinträchtigten Staate befinden, sich seiner anzunehmen und Schritte zur Herstellung seines Rechts bei den übrigen zu thun. Dies fließt sowohl aus ihrer eigenen Unabhängigkeit, als aus der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, welche jedes einzelne Mitglied des Bundes auch in demselben behält. Für die fremde Macht ist der Fall hier ganz derselbe, als wenn von zwei unverbündeten Staaten einer den mit dem anderen geschlossenen Vertrag nicht hielte; was aber hier noch mehr die Schritte der fremden Macht rechtfertigt, ist der Umstand, daß das verletzte Recht in ihrem Angesicht und unter ihrer Anerkennung geschlossen ist, und diese daher gleichsam gemißbraucht wird. Eine andere Frage ist es, wie weit ein Bundesglied, wenn es sich in seinen Rechten von dem Bunde beeinträchtigt glaubte, sich an eine fremde Macht würde wenden können. Dies muß nach dem Art. 11 der Bundesacte beurtheilt werden, und gehört nicht hierher. Bei wirklichen und offenbaren Rechtsverletzungen kann jedoch die Frage nicht zweifelhaft sein. Denn kein Bundesstaat kann verpflichtet werden, die Bundesacte länger zu halten, als seine Mitstaaten dieselbe gegen ihn beobachten. Wie sehr sich das hier Entwickelte von den Folgen einer wahren und eigentlichen Garantie unterscheidet, ist von selbst klar. Die beiden hauptsächlichsten Unterschiede, aus welchen aber hernach mehrere andere herfließen, sind, daß die Garantie nicht bloß das Recht ertheilt, sondern die Verpflichtung auferlegt, den garantirten Vertrag aufrecht zu erhalten, und ein ganz anderes Verhältniß zwischen den paciscirenden und garantirenden Theilen hervorbringt; und daß die mit der Garantie in jedem einzelnen Fall verbundenen Rechte und Verbindlichkeiten aus der sie stipulirenden Acte und dem garantirten Vertrage beurtheilt werden müssen, mithin auch alle Punkte des Vertrags ohne Ausnahme umfassen. Das letztere wird vorzüglich im vorliegenden Falle sehr wichtig. Enthält wirklich die Congreßacte nicht mehr als eine Anerkennung, so können die fremden Mächte sich keiner anderen angeblichen Beeinträchtigung der Rechte annehmen, als welche Staaten betrifft; denn ihr Recht dazu fließt nur aus dem völkerrechtlichen Zustand, und in diesem stehen sie nur mit Staaten. Liegt dagegen in der Congreßacte eine wahre Garantie, so können die fremden Mächte auch behaupten, sich gedrückter Unterthanen-Rechte, insofern nämlich solche durch die Congreßacte gesichert sind, anzunehmen; denn sie sind alsdann zur Aufrechthaltung der ganzen Acte vertragsmäßig berufen. Es ist aber offenbar, daß dadurch jeder Einmischung Thor und

Thür geöffnet werden würde, da es nur von der eigenen Discretion, und zwar aller europäischen Mächte, da alle die Congreßacte unterschrieben haben, abhängen würde, mehr oder weniger an allen Bundesangelegenheiten Theil zu nehmen. Obgleich jede irgend-öffentliche Discussion über die hier berührten Fragen immer wird möglichst vermieden werden müssen, so habe ich doch diesen Gegenstand sehr sorgfältig zu erörtern zu müssen geglaubt. Meine Ansicht sei die richtige oder nicht, so müssen jedem Bundestagsgesandten, vorzüglich über diesen Punkt, klare und bestimmte Begriffe beiwohnen, und er muß nicht allein niemals bei den Sitzungen entgegengesetzte aufkommen lassen, sondern auch den richtigen so viel als möglich Eingang verschaffen.

Das erste und wichtigste bei Behandlung der auswärtigen Verhältnisse des Bundes ist daher, auf keine Weise die Einmischung der fremden Mächte in innere Bundesverhältnisse zu gestatten. Es würde zwar nicht rathsam sein, in den organischen Gesetzen selbst diesen Punkt geradezu zu berühren, allein der Fassung derselben muß der in thesi und öffentlich auch von allen fremden Mächten eingeräumte Grundsatz der Unzulässigkeit jeder fremden Einmischung zum Grunde liegen, und vorzüglich muß er in allen einzelnen Fällen der Ausübung festgehalten werden. Ohne der vielfachen Nachtheile zu erwähnen, welche eine solche Einmischung haben müßte, und unter denen der keiner der geringsten wäre, daß, sowie fremder Einfluß am Bunde möglich würde, die fremden Höfe unter einander in Eifersucht darüber gerathen würden, ist die Einmischung der Würde des Bundes und der ihn leitenden Höfe unanständig. Sie würde auch die widrigste Wirkung auf die öffentliche Meinung hervorbringen, und da doch die Rücksicht auf diese nicht geringen Antheil an der Stiftung des Bundes gehabt hat, so würde man dadurch sich selbst entgegen arbeiten und das eigene Werk muthwillig zerstören. Es ist sogar nicht zu läugnen, daß die bloße Nachricht von Ernennung fremder Gesandten am Bundestag schon nachtheilig gewirkt hat, was auch, wenn man bedenkt, daß der auf eine der deutschen Ehre so unangemessene Weise von Frankreich und Rußland bei den Säcularisations-Unterhandlungen ausgeübte Einfluß in frischem Andenken ist, niemanden wundern darf.

Der zweite große Nachtheil, der von der nicht gehörig geleiteten Einwirkung der fremden Mächte zu besorgen steht, ist, daß sie, da wo es ihnen vortheilhaft schiene, ihre Angelegenheiten mit einzelnen Bundesstaaten zu gemeinsamen Bundesangelegenheiten zu machen versuchen möchten. Da es vorzüglich die Grenzstaaten sind, welche hierzu Gelegenheit geben könnten, so hat Preußen dies mehr als ein anderer Bundesstaat und zwar nur von französischer Seite aus zu besorgen. Das Vorgeben, daß eine

solche Zwistigkeit mit einem deutschen Grenzstaate Frankreich mit dem Bunde veruneinen könnte, würde alsdann zur scheinbaren Ursache gebraucht werden. Dies müßte man aber schlechterdings und ein für allemal abschneiden, da es offenbar der Würde eines unabhängigen Staats entgegen liefe, sich bei dem Bundestage in Discussionen dieser Art einzulassen. Die Fälle, wo der Bund selbst sich veranlaßt glaubte, Preußen oder einem andern Grenzstaate Deutschlands über Maßregeln Vorstellungen zu machen, wodurch das gute Vernehmen des ganzen Bundes mit seinen Nachbarn in Gefahr geriethe, sind natürlich anderer Natur und gehören zu den nur den Bund selbst betreffenden einheimischen Angelegenheiten. Besonders muß ich hier noch einmal des Papstes erwähnen. Da er sich berufen glaubt, diejenigen, welche seiner Kirche angehören, in allen Ländern zu beschützen, so könnte er zur Absicht haben, die Vertheidigung der Rechte der katholischen Unterthanen eines einzelnen Bundesstaats zur Angelegenheit des ganzen Bundes zu machen. Dies würde aber in die eigenen Landeshoheits-Rechte auf eine Weise eingreifen, die nicht geduldet werden könnte. Was die Fürsten sehr gut thun würden, dem Bunde d. h. sich untereinander zu gestatten, das können sie nicht einem fremden einräumen, und man würde dem ersten Versuche dazu auf das Bestimmteste widerstehen müssen.

Nur also über dasjenige, was auf der einen Seite ihr eigenes, wirkliches und unbestreitbares Interesse, auf der anderen den ganzen Bund als Gesammtstaat angeht, ist die Verhandlung mit fremden Mächten zulässig.

Die Form, in welcher fremde Gesandten, sie seien permanente, oder außerordentlich beauftragte, dem Bunde ihre Mittheilungen machen und Verhandlungen einleiten sollen, muß in den organischen Gesetzen bestimmt werden. Es wird in dieser Rücksicht ziemlich bei dem bleiben können, was schon in Wien in den vorhin angeführten Protokollen berathen worden ist. Im Ganzen wird das Organ der vorsitzende Gesandte sein müssen, da es auf keine Weise gerathen sein dürfte, die auswärtigen Gesandten unmittelbar mit der Bundesversammlung in Verbindung zu bringen. Zwar wird dadurch dem österreichischen Hofe ein Vorzug eingeräumt, der wohl zu den bedeutendsten des Vorsitzes gehören dürfte. Er scheint auch von diesem Kabinette als solcher anerkannt worden zu sein, da, als von Seiten Würtembergs eine Einwendung dagegen gemacht wurde, der Fürst Metternich eine eigene Erklärung deshalb in Wien zu Protokoll gab (Klüber a. a. O. S. 178). Indeß hat die Beiordnung von anderen Bundestagsgesandten, die damals in Vorschlag gebracht wurde, auch in Rücksicht der Wahl derselben ihre in die Augen fallenden Schwierigkeiten, und ich hielte es für besser, dabei zu bleiben, daß der Vorsitzende allein die ersten Vorschläge der fremden Gesandten empfinge und dem Bunde

mittheilte, dagegen wenn es zu einer Unterhandlung käme, diese allemal einer dem Vorsitzenden beizuordnenden Deputation anzuvertrauen. Der Vorzug, welchen Oesterreich dadurch erhalten möchte, läßt sich, insofern er wirklich den übrigen Bundesstaaten Nachtheil bringen könnte, besser dadurch verringern, daß man überhaupt alle diplomatischen Verhandlungen soviel als immer möglich, vom Bunde entfernt. Aus diesem Grunde würde ich auch nicht dafür stimmen, die auswärtigen Verhältnisse des Bundes einem fortdauernden diplomatischen Ausschusse zu übergeben, derselbe möchte nun immer aus denselben, oder aus periodenweis zu verändernden Mitgliedern bestehen. Je weniger man diesen Verhältnissen einen bequemen und leichten Weg bahnt, desto eher wird man dahin gelangen, die Neigung zu vermindern, dieselben über das wirkliche Bedürfniß hinaus zu erweitern und nicht eigentlich dahin gehörende Dinge in ihren Kreis zu ziehen. Ich füge dem hier über die auswärtigen Verhältnisse Gesagten einen Aufsatz des hiesigen französischen Gesandten, Grafen Reinhard bei, den er hier hat ziemlich geflissentlich circuliren lassen, da er selbst, ob er gleich die Materie nur sehr oberflächlich behandelt, zeigt, wie nothwendig es ist, die Grenzen in diesem Punkt genau zu bestimmen.

§. 9.

Ueber die militärischen Verhältnisse des Bundes werde ich mir nur sehr wenige Bemerkungen und mehr solche erlauben, welche die politischen Beziehungen dieses Gegenstandes angehen. Es ist übrigens natürlich, daß er dem Ermessen von Militärs überlassen bleibe, die es nothwendig sein wird, sogar den Berathschlagungen über diese Punkte beiwohnen zu lassen. Es ist gewiß, daß gemeinschaftliche Anordnungen nothwendig sind, daß es nicht genug ist, daß jeder Staat verspreche, ein bestimmtes Contingent im Kriege zu stellen, sondern daß auch eine gewisse Gleichförmigkeit der Organisation diese verschiedenartigen Truppen in größere Massen vereinige. Die Hindernisse, welche man hier zu überwinden hat, liegen in der Eifersucht der Fürsten auf ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit und ihrer Besorgniß, daß einerseits ihre Streitkräfte, anstatt zu ihrem Besten angewendet zu werden, nur zu den Zwecken der größeren Mächte dienen sollen, andererseits, daß diese Sorge für künftige äußere Vertheidigung einen Vorwand zu gegenseitiger Unterordnung abgebe. Aus den im Vorigen angeführten Ursachen trifft das Mißtrauen in dieser Rücksicht vorzugsweise Preußen. Diese Schwierigkeiten ganz zu beseitigen, darf man sich schwer Hoffnung machen. Der Umstand, daß es der geographischen Lage wegen fast unmöglich ist, so viele und nicht so leicht unterzuordnende Truppenmassen mit Oesterreich als mit Preußen zu verbinden, und daß Oesterreich

mehr daran gelegen ist, einen solchen Vortheil Preußen nicht erwerben zu lassen, als ihn selbst zu gewinnen, steht dabei vorzüglich im Wege. Daher alle deutschen Truppen entweder mit Oesterreich oder mit Preußen zu verbinden, sehe ich, nach meiner Kenntniß der Verhälnisse, als unmöglich an. Selbst die großen fremden Mächte würden unter der Hand einem solchen Plan entgegen arbeiten. Ein Anderes wäre es, wenn man Kriegs- und Friedenszustand unterschiede; für den Krieg wird man der Bildung sehr großer und dadurch entscheidender Massen nicht widerstreben; doch wenn man auch den Grundsatz, daß im Kriege das Anschließen aller deutschen Truppen an die größesten europäischen Heere nothwendig sei, ohne Schwierigkeiten unterschriebe, so wird man sich schwerlich im Voraus die Hände binden, sondern vermuthlich nur festsetzen wollen, daß über die Art des Anschließens die Umstände entscheiden müßten. Würde man nun bewogen, im Frieden der Anschließungspunkte mehrere zu machen und mehrere Armee-Corps abzutheilen, so ließen sich zwei verschiedene Plane denken: entweder die größeren Staaten, deren Truppenmasse beträchtlich genug ist, um ein oder selbst mehrere Armee-Corps auszumachen, namentlich Oesterreich, Preußen, Bayern und Hannover, allein für sich bestehen zu lassen, alle kleineren aber unter sich und unter der Anführung der größeren unter ihnen in eigene Armee-Corps zu versammeln; oder alle, ohne Ausnahme, unter jene vier größeren zu vertheilen. Der erste Plan ist für Preußen schwer anzurathen. Denn wenn auch dadurch die Eifersucht unter den größeren deutschen Höfen scheinbar am meisten vermieden wird, so würden Fürsten, die wie wenigstens einige der herzoglich Sächsischen, Mecklenburg und selbst Kurhessen sind, dadurch gewissermaßen von Preußen entfremdet. Es entsteht außerdem eine eigene Verlegenheit mit Sachsen. Denn indem dieses, Kurhessen und Würtemberg die Staaten bleiben, welche, nach den größeren, das zahlreichste Militär halten, so würde sich Sachsen nicht Kurhessen unterordnen, und wieder kann Preußen wenigstens lange noch nicht Sachsen irgend eine militärische Unabhängigkeit mit Ruhe genießen sehen. Man würde also wohl zu dem zweiten Plane kommen müssen. Bei diesem dürfte es am besten sein, Sachsen Oesterreich zuzutheilen, welches fast die einzige Verbindung ist, die Preußen wenigstens keine neue Gefahr bringt, da, wenn ja Oesterreich sich gegen Preußen erklärte, Sachsen doch unfehlbar, wie auch sonst die Umstände sein möchten, sich zu ihm schlagen würde. Zugleich würde durch diese Zutheilung der Verlegenheit abgeholfen, Oesterreich gewissermaßen leer ausgehen zu lassen. Wären nun auf eine oder die andere Weise Armee-Corps gebildet, so gäbe es in den Befehlshabern dieser, die natürlich aus den Truppen genommen würden, welche die an Zahl überwiegenden wären,

natürliche Inspectoren derselben und mithin der ganzen Militärmacht Deutschlands, und so könnte auch die Art der Gleichförmigkeit der Organisation sowohl der Linientruppen als der Landwehr, welche der Begriff einer deutschen Heeresmacht nothwendig erfordert, die jedoch nicht pedantisch in gleichgültigen Kleinigkeiten gesucht werden müßte, nach der Verschiedenheit, die schon jetzt unter den größeren deutschen Armeen herrscht und nach derjenigen, welche vorzüglich in Hinsicht der Militärpflichtigkeit und Landwehr Lokalumstände erheischen können, modificirt werden. Die Anführer dieser Armee-Corps bilden alsdann einen natürlichen Kriegsrath Deutschlands, welcher, was in militärischer Rücksicht nothwendig wäre, der Berathung des Bundes vorlegte. Ich habe hier von einer Abtheilung in Armee-Corps geredet, weil ich mich erinnere, daß diese Idee in allen Planen, welche ich in Wien über diesen Gegenstand gesehen, die vorherrschende war. Da es aber doch wohl unausführbar bleiben möchte, diese Massen im Frieden zu Uebungen zusammen zu ziehen, so fragt es sich auch, ob überall eine stehende und bleibende Vertheilung dieser Art nothwendig sei? Könnte und sollte dieselbe entbehrt werden, so müßte aber alsdann ein aus Generalen, welche die größten militärischen Bundesstaaten deputirten, bestehender Generalstab oder Kriegsrath, oder wie man es nennen will, bei dem Bunde selbst sein. Dieser müßte allen Kriegseinrichtungen des Bundes vorstehen, die Truppen der kleineren Bundesstaaten mustern, sich in ununterbrochener Kenntniß des Zustandes auch der größeren erhalten und gleich für diejenigen Streitmittel sorgen, die nicht den kleineren, sondern den größeren, beim Bunde oft aus mehreren kleinen zusammengesetzten Massen angehören. In der Einrichtung irgend einer solchen allgemeinen leitenden Kriegsbehörde, der Anstalten zu den Streitmitteln, welche der Gesammtheit angehören, und der Entwerfung der Kriegsgesetze, zu welchen auch die Bestimmung des Contingents zu rechnen ist, bestände dann alles, was sich auf die militärischen Verhältnisse des Bundes bezieht. Ich habe hier nur die möglichen verschiedenen Wege, zum Zweck zu gelangen, angeben wollen. Das allgemeine Bestreben muß sein, die organischen Militäreinrichtungen und die militärischen Grundgesetze des Bundes so zu treffen, daß dabei der Zweck erreicht wird, so wie die Gelegenheit eintritt, dem auswärtigen Feinde eine den Kräften der Nation angemessene, geübte, in ihren verschiedenen Theilen wohl zusammengesetzte, mit den nothwendigen Streitmitteln hinreichend versehene Heeresmacht in möglichst kurzer Zeit entgegen zu stellen; hiervon würde es im höchsten Grade verderblich sein, das Mindeste nachzugeben, da es den unmittelbarsten und wichtigsten Zweck des Bundes betrifft. Daneben muß Preußen bemüht sein, über einen so großen Theil dieser Streitkräfte, als möglich,

zwar zu dem gemeinschaftlichen Zwecke, aber doch nach seiner Leitung verfügen zu können, und zugleich auf das Mindeste hindern, daß es nicht mithelfe, Kräfte und Streitmittel zu organisiren, die ihm selbst gefährlich werden können. Es scheint in dem gegenwärtigen Augenblicke, zwar wohl nicht bei allen Fürsten, aber doch allgemein beim Volke ein Streben nach Verminderung der regelmäßigen Kriegsmacht zu sein. Wenn diese Verminderung durch kräftige Einrichtung und Ausbildung der Landwehr ersetzt wird, so ist dies, wie es mir scheint, zu begünstigen, da die letzten Kriege doch hinlänglich gezeigt haben, daß der Soldat, wenn ihn der wahre Geist belebt, sich schnell zum Kriegsdienst bildet, und die größeren Militärstaaten genug Linientruppen hergeben, daß die kleineren Fürsten ihre Landwehr, ohne verhältnißmäßig so viel eigene zu haben, an sie anschließen können. Ich finde aber auch hierin für Preußen ein Unterpfand der Sicherheit mehr. Wenn Preußen je in Deutschland selbst eine Gefahr zu befürchten haben sollte, so dürfte es nur von der Mißgunst dieses oder jenes Staates sein, der augenblicklich unvortheilhafte Verhältnisse zu benutzen verstünde. In solchen Fällen aber ist Linientruppe theils wegen ihres mehr zu jedem Kriegsunternehmen aufgelegten Geistes, theils weil sie in jedem Augenblicke bereit ist, immer gefährlicher als Landwehrmacht. Das Volk, das als Landwehr aufsteht, ist nur zur Vertheidigung des Bodens aufgelegt und weiß durch ganz Deutschland recht gut, wie unglaublich viel Preußen zur Rettung Deutschlands gethan hat und wie viel sich bei einer neuen eindringenden Noth von Preußen erwarten ließe. Eine besondere Rücksicht fordern die Bundesfestungen. Ich kann aber diesen Punkt hier übergehen, da ich bereits unt. 13. März. d. J. einen eigenen ausführlichen Bericht darüber an den Staatskanzler Herrn Fürsten von Hardenberg erstattet habe, auf den ich mich der Kürze halber hier nur beziehe.

§ 10.

Ueber die organischen Einrichtungen und Grundgesetze in Rücksicht auf die inneren Verhältnisse läßt sich darum nicht leicht etwas bestimmtes sagen, weil diese Verhältnisse so mannigfaltiger Natur sein können. Zuerst muß man die Einrichtungen, welche den Bund, als Gesammtstaat betreffen, von denjenigen trennen, welche durch gemeinschaftliche Bundesbeschlüsse in den einzelnen Bundesstaaten vielleicht beliebt werden können. Bei dem ersteren ist der finanzielle Theil des Bundes als Gesammtstaat das Wichtigste. Es muß nämlich ausgemacht werden, auf welche Weise die Ausgaben des Bundes beigebracht werden sollen, und es kommt also hier auf die Bestimmung der Quote an, welche jedes Mitglied dazu herzugeben

hat. Es kann nicht leicht einem Zweifel unterworfen sein, daß diese Quote nach den Besitzungen und zwar nach dem ungefähr geschätzten Einkommen wird bestimmt werden müssen. Wenn man der bloßen Volkszahl folgt, würde eine wahrhaft ungerechte Ungleichheit, vorzüglich in Absicht der freien Städte entstehen. Auf der anderen Seite aber bietet die Angabe der Einkünfte und die allenfallsige Controlle über dieselbe auch nicht geringe Schwierigkeiten dar, und da in der That nur die Bundesstädte hier, wo es bloß auf ganz ohngefähre Gleichstellung ankommt, eine große Ungleichheit hervorbringen würden, so ließe sich doch vielleicht die Volkszahl zum Grunde legen, aber dergestalt, daß die vier Bundesstädte nach irgend einem billigen Verhältniß höher angenommen würden. Bei Oesterreich und Preußen entsteht hier die Frage, welche ihrer Besitzungen zum deutschen Bunde gehören? Der 1. Artikel der Bundesacte erklärt hierzu ganz bestimmt diejenigen ihrer Besitzungen, welche ehemals zum deutschen Reiche gehörten, und die Bestimmung ist insofern leicht. Es kann gewiß Niemandem einfallen, die Provinzen des linken Rheinufers darum, weil man in den neuesten Verhandlungen nirgends über den Reichsdeputations-Hauptschluß hinaus gegangen ist, als nicht zum deutschen Bunde gehörig anzusehen. Es könnte nach einem so glorreichen Kriege keine undeutschere und unpopulärere Behauptung geben, und das preußische Ministerium hat schon durch die neuliche Verordnung über den Nachdruck bewiesen, wie weit dasselbe von einer solchen Behauptung entfernt ist. Allein es treten doch zwei Betrachtungen hierbei ein, deren Wichtigkeit sich nicht bestreiten läßt. Einmal hat Preußen diese Länder zum Ersatze von solchen bekommen, die für sich bestanden und keinen gemeinsamen Verpflichtungen unterlagen. Man kann es daher mit Recht als eine Huld des Königs anführen, daß Seine Majestät weder dies noch die Bestimmung des Art. 25 der Congreßacte geltend machten, nach welcher Preußen für die Rheinprovinzen in die Rechte und Verbindlichkeiten Frankreichs tritt, um sich dem Verbande für dieselben zu entziehen, sondern daß vielmehr preußischer Seits auf das Kräftigste mitgewirkt wurde, diese durch unglückliche Ereignisse abgetrennte Provinzen wieder mit Deutschland, auch der Verfassung nach zu vereinigen; aber wo, wie bei den Bundesfestungen zugleich andere Gründe eintreten, die Beiträge Preußens zu den Bundeskosten zu vermindern, da kann dieser Grund zugleich in Anschlag gebracht werden. Denn das Einfachste wäre unstreitig, wenn Preußen zu den Bundesfestungen nur für seine übrigen deutschen Besitzungen außer den Rheinprovinzen mit beitrüge, insofern nicht Freiheit von allem Beitrag zu bewirken steht. Schlesien trüge an sich nicht bei, als auch ehemals nicht zum Reiche gehörig, und mithin blieben die beiden Provinzen, in welchen

Preußen vorzüglich zur Grenzvertheidigung Deutschlands dasteht, von den Beiträgen befreit. Eine zweite Betrachtung entsteht aus der ganz verschiedenen Verfassung, welche das linke Rheinufer so lange Zeit hindurch gehabt hat, auf die man bei gewissen Bundesschlüssen, welche bereits zur Sprache gekommen sind, oder noch angeregt werden könnten, nothwendig Rücksicht nehmen muß. Dies ist namentlich bei den Verhältnissen des Adels und der Standesherren der Fall, und ich habe daher schon bei den wiener Verhandlungen dafür Sorge getragen, daß in dem Art. 14 der Bundesacte die Mediatisirten so bezeichnet wurden, daß nur die auf dem rechten Rheinufer darunter verstanden werden können und daß wegen des unmittelbaren Reichsadels eine eigene Ausnahme für das linke Rheinufer gemacht worden ist. Endlich, um dies gleich bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, werden gewiß eine Menge von Reclamationen, das linke Rheinufer betreffend, auch beim Bundestage einlaufen. In Rücksicht dieser muß der preußische Bundestagsgesandte aber beständig den Grundsatz festhalten, daß die Besitzer des linken Rheinufers nur zu demjenigen verpflichtet sind, was Frankreich hätte thun müssen, daß ihnen aber keineswegs zugemuthet werden kann, Eigenthum anzuerkennen, wofür im Jahre 1803 und 1804 das deutsche Reich eine Entschädigung übernommen hatte, dieselbe mag nun geleistet sein oder nicht. Eine Arbeit, welche in Berlin für die Bundestagsgesandtschaft vorbereitet werden müßte, wäre eine Zusammenstellung aller zum deutschen Bunde gehörenden preußischen Besitzungen nach ihren Bevölkerungs- und womöglich nach ihren Ertragsverhältnissen, auf eine Weise verfaßt, daß sie bei einem Matrikularanschlag zum Grunde gelegt werden könnte. Von den inneren Verhältnissen der einzelnen Staaten, über welche es zu gemeinschaftlichen Beschlüssen kommen kann, würde ich hier die der katholischen Kirche in Deutschland ausführlich berührt haben, wenn mich nicht eine besondere Veranlassung vorziehen ließe, diesen wichtigen Gegenstand einem eigenen Berichte vorzubehalten. Ich habe nämlich, da mir der Einfluß bekannt ist, den der General-Vikarius von Wessenberg, Bruder des Ministers, theils in Wien, theils auch in Rom ausübt, und da ich weiß, wie sehr er bemüht ist, den Bundesverhandlungen über diesen Punkt eine seinen Ansichten gemäße Wendung zu geben, für gut gehalten, diesem, da ich freundschaftlich mit ihm verbunden bin und er zu den aufgeklärteren katholischen Geistlichen gehört, vorzuschlagen, mir, ohne officielle Form, seine Ideen mitzutheilen, wie das katholische Kirchenwesen am Bunde zu behandeln sein möchte. Es scheint mir gut, auf diese Weise im Voraus zu kennen, was man in der Folge, wenn man es nicht annehmen könnte, zu bekämpfen haben würde. Er hat mir jetzt einen sehr weitläuftigen Aufsatz mitgetheilt und ich müßte die Absendung

des gegenwärtigen zu lange aufhalten, wenn ich seine Arbeit erst genau durchsehen und prüfen wollte. Ich werde aber nicht versäumen dies sobald als nur möglich zu thun und dieselbe alsdann gleichfalls einschicken.

§. 11.

Außer den in den organischen Einrichtungen und Grundsätzen dem Bundestage zu bestimmter, sogleich eintretender Thätigkeit angewiesenen Gegenständen giebt es noch einige, zum Theil in der Bundesacte namentlich aufgeführten, mit denen man sich aus diesem Grunde von selbst beschäftigen muß, sowie auch andere, die gewiß sehr bald werden in Anwendung gebracht werden. Von diesen Gegenständen sind folgende die hauptsächlichsten:

1. Die Einrichtung der Landstände in den einzelnen Bundesstaaten (Art. 13). Wenn nicht sehr bald eine Vereinigung zwischen dem Könige und seinen Ständen in Würtemberg zu Stande kommt, so ist vorauszusehen, daß die letzteren die Hülfe des Bundes anrufen werden. Auf gleiche Weise dringen vielleicht die badenschen und darmstädtischen Unterthanen auf die Zusammenberufung der so lange versprochenen Ständeversammlungen. Die Bundesacte begünstigt die Einwirkung des Bundes in diese wichtige Angelegenheit nur sehr wenig, allein der Bund wird nicht umhin können, diese Angelegenheit mit so vieler Theilnahme als möglich zu behandeln, und der preußische Bundestagsgesandte wird darin nicht zurückstehen dürfen. Es ist nicht zu läugnen, daß in den kleinen Staaten die Stände eine heilsame, der Eigenmacht der Regierungen wohlthätig in den Weg tretende Einrichtung sind, und es ist nicht abzusehen, wohin nach vielem durch den Krieg erlittenen Drangsal die Unzufriedenheit, selbst nur die Muthlosigkeit des Volks führen kann, wenn es sich überzeugt, daß auch der Bundestag, seine letzte Hoffnung, ihm keine Hülfe gewährt. Preußen ist nun freilich selbst in dem Fall, keine Stände zu haben, und der preußische Gesandte wird von denjenigen, gegen die er auf Ständeverfassung dringen wollte, vermuthlich diese Einwendung hören müssen. Allein dagegen würde derselbe auch mit Grund einwenden können, daß Preußen bei den verschiedenartigen Provinzen, die es besitzt, sich in einer durchaus anderen Lage befindet, und daß, es verhalte sich übrigens mit der allgemeinen Frage einer ständischen Verfassung in Preußen wie es wolle, der Bund nie berechtigt oder berufen sein kann, auf eine solche in Preußen zu dringen. Er könnte es höchstens theilweise in den zu Deutschland gehörenden Provinzen. Wirklich sehe ich nicht ab, wie man leicht in einer Monarchie, wie die preußische ist, zu allgemeinen Ständen kommen könnte, ohne diese, großen und unzähligen Schwierigkeiten unterworfene Angelegenheit in den einzelnen

Provinzen vorzubereiten. Stände können nur dann recht wohlthätig sein, wenn sie mit sehr ins Einzelne gehender Kenntniß der Landesbeschaffenheit ausgerüstet sind, wenn ihr persönliches Interesse enge an das Land geknüpft ist, wenn sie mehr den Sinn nähren, das Bestehende zu befestigen als zu verändern; Gefahr oder wenigstens Unbequemlichkeit entsteht aus einer Ständeverfassung, wenn diejenigen, welche sie bilden, sich in allgemeinen Ideen herumdrehen, geringes persönliches Interesse am Lande haben oder es leidenschaftlich aufs Spiel setzen und von theoretischen Systemen zu Neuerungen getrieben werden. Nun aber wird man immer eher hoffen dürfen, jene Vortheile zu erreichen und diesen Gefahren zu entgehen, wenn von den Provinzen aus nach dem Mittelpunkt, als von dem Mittelpunkt nach den Provinzen gewirkt wird. Diesem letzteren vorzüglich, zu dessen künstlicher Verstärkung man die Provinzen erst geflissentlich zerschlagen hatte, ist Frankreich sein Verderben schuldig. Man kann Landstände, die gewiß sehr wohlthätig und selbst nothwendig sind, nicht sorgfältig und vorsichtig genug bilden, nicht genug darauf sehen, daß Alles darin durchaus reell und praktisch ist, und vom Wirklichen und Besonderen, nicht vom Idealen und Allgemeinen ausgehe. Es ist ein sehr wichtiger Unterschied zwischen Ständen in dem Sinne, wie es in Deutschland welche gab und zum Theil noch giebt, und den Repräsentativ-Systemen, die man seit der französischen Revolution hat nach einander entstehen und untergehen sehen. Diese nachahmen zu wollen, wäre das Undeutscheste, was man in Deutschland beginnen könnte.

2. Gleichförmige Verfügungen über Preßfreiheit und Nachdruck (Art. 18 Nr. 4). Sich hiermit auf eine angemessene, aber ernstliche Weise gleich beim Anfange zu beschäftigen, ist nicht bloß um die öffentliche Meinung zu gewinnen rathsam, sondern in der That ein wahres Bedürfniß, wenn man die intellectuelle Thätigkeit und den lebendigen Geist, durch die sich Deutschland bisher in Europa ausgezeichnet hat, erhalten will. Wegen des Nachdrucks hat Preußen bereits durch die neuliche Verfügung an das Ober-Präsidium zu Cöln ein treffliches Beispiel gegeben. Ueber die Preßfreiheit habe ich meine Gedanken bereits früher in einem Bericht an den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg vom 9. Januar c. auseinandergesetzt.

3. Bestimmung der Rechte der Juden (Art. 16). Preußen hat außer den allgemeinen Rücksichten hierbei das besondere Interesse, daß die Juden nicht, wenn sie in den preußischen Provinzen viel größere Vorzüge, als im übrigen Deutschland genießen, sich zu sehr nach denselben hinziehen. Bei der Sache selbst sind zwei mit der Verbesserung der politischen Lage der Juden gewöhnlich verbundene Nachtheile möglichst zu vermeiden; einmal, daß die Juden nicht die erworbenen Rechte zu sehr zur Erweiterung

bloßer Geldgeschäfte und selbst zur Verwandlung anderer Gewerbe (wie Häuserkauf, Ackerbau) in Geldgeschäfte mißbrauchen; dann, daß sie nicht fortfahren, zu sehr auch in anderer als kirchlicher Hinsicht eine Gemeine zu bilden und einer den andern zu übertragen, woraus sowohl bei Leistung der Bürgerpflichten, als auch bei der Ausübung von Gewerben mancherlei schädliche Mißverhältnisse entstehen.

4. Rechte der Mediatisirten und Curiatstimmen (Art. 6 Nr. 14). Preußen würde, schon um consequent zu sein, an diesen beiden Punkten thätige Theilnahme beweisen müssen. Dennoch wird beides, theils um nicht an sich unangemessene Verhältnisse hervor zu bringen, theils nicht ohne Nutzen einige andere Bundesstaaten zu reizen, innerhalb gewisser Schranken geschehen müssen. Es ist nicht zu läugnen, daß die Mediatisirten, wenigstens einzeln, in der letzten Zeit zu weit gegangen sind; so, wenn sie behaupteten, daß es von ihnen abhinge, an welchen Staat sie sich anschließen wollten; wenn sie sich weigern, zu den Landständen zu gehören, wie Neuwied, wie ich vernehme, bei Nassau; wenn sie, ohne dafür auch vorzüglichere Lasten zu übernehmen, auf Steuerfreiheit Anspruch machen. Es ist ferner gewiß, daß, so viel Theilnahme auch ihre Lage verdient, und mit so viel Rücksicht sie behandelt werden müssen, man doch noch viel mehr auf das Wohl derer sehen muß, die sie ihre Unterthanen nennen und für die aus diesem Verhältnisse doppelter Unterordnung doch allerlei Unannehmlichkeiten entstehen. Wäre es möglich, die Lage aller Mediatisirten derjenigen gleich zu machen, in welcher sich dieselben in Preußen befinden, und die mehr ein System der Anschließung als der Unterordnung ist, so würde es für sie selbst und für den Bund wichtiger sein, ihnen auch im Bunde durch Curiatstimmen eine politische Existenz zu geben. Allein da dies gewiß nicht möglich ist, so würden zwar ihre Curiatstimmen für den Bund nicht schädlich, vielmehr sehr gleichgültig sein, allein es ist auch kein Nutzen davon abzusehen, und es läßt sich wohl voraussagen, daß die Forderung selbst niemals wird durchgesetzt werden können. Es liegt auch etwas dem Begriff widersprechendes darin, entweder daß sie, ohne eigentlich Mitglieder des Bundes zu sein, mitstimmen sollen, oder daß sie zugleich als Bundesglieder und als Unterthanen eines Bundesstaates gelten sollen. Einmal einzelnen Staaten zugetheilt, kann ihre Verbindung durch ganz Deutschland hindurch und unabhängig von dieser Zutheilung eigentlich nur zur Folge haben, daß die Verschmelzung der Theile des jetzigen Systems in ein Ganzes dadurch gehindert und aufgehalten wird. Auch ist selbst die Forderung einer Curiatstimme wohl nur auf die Möglichkeit und die Hoffnung künftiger, noch mehr günstiger Veränderungen berechnet. Die Bestimmung der Rechte müßte, wenn sie nicht illusorisch sein soll, ganz

anders gemacht werden, als Art. 14 geschehen ist. Bloß bei den zwischen Nassau und Neuwied, welches zu vertreten ich beauftragt bin, obwaltenden Streitigkeiten habe ich mich überzeugt, daß es fast unmöglich ist, nur zu beurtheilen, ob ein Fürst den jetzigen Bestimmungen der Bundesacte gegen seine Mediatisirten Genüge leistet. So schwankend ist Alles und so unzweckmäßig ist die Berufung auf die bayerische Verordnung, die, da sie sich auf die bayerische Verfassung gründet, nun gerade nicht auf jede andere Verfassung und jedes andere Land Anwendung erlaubt. Dennoch wird es ungemein schwer sein, diesem Artikel eine andere Fassung zu geben, so dringend man auch durch Klagen einzelner Mediatisirten dazu geführt wird. Diese Klagen aber wird man sich nicht entbrechen können anzunehmen, da ihre Rechte durch die namentliche Aufnahme in die Bundesacte wirklich unter die Garantie des ganzen Bundes gestellt sind.

5. Die Fortdauer der subsidiarischen Renten (Art. 15). Diese verstehe ich zunächst nur von der fortdauernden Verbindlichkeit der Fürsten, welchen sie auferlegt sind, dieselben zu bezahlen. Allein diese Fürsten werden sie von der Befugniß verstehen, sich dieser Zahlung auf die Uferstaaten des Rheins nach der ursprünglichen Bestimmung des Reichs-Deputations-Schlusses zu entledigen. Der Ober-Präsident Graf von Solms-Laubach hat hierüber schon neuerlich berichtet, und auch ich bin mit ihm darüber in Briefwechsel gewesen. Es ist dies aber ein zu specieller Gegenstand, um hier weiter ausgeführt zu werden.

6. Die Berathung über die Regulirung der Sustentations-Casse (Art. 15). Preußen, welches vorzüglich hierbei mit zutreten muß, hat schon im Voraus auf dem Congreß zu Wien hierin eingewilligt, und es ist dies jetzt also nur noch eine Sache der Berechnung und Ausführung.

7. Gleich bei der Eröffnung des Bundestags wird das Verlangen Hessen-Homburgs, eine Stimme bei dem Bundestage zu haben, vorkommen. In dem Plenum ist die Gewährung dieses Wunsches mit keiner Schwierigkeit verbunden, allein desto mehr bei der engeren Versammlung, da man den Besitzern einer Curiatstimme nicht zumuthen kann, ein Haus mehr in ihre Stimme aufzunehmen. Mir scheint also kein Mittel übrig zu bleiben, als daß Homburg erklärte und dies in die Grundgesetze aufgenommen würde, daß die kurhessische oder großherzoglich hessische Stimme immer sollte zugleich als die seinige angesehen werden. Zwar hat man davon gesprochen, die 17 Stimmen auf 19 zu vermehren, Oldenburg, Nassau und Braunschweig jedem eine einzelne zu geben, und Homburg alsdann in die Curiatstimme eintreten zu lassen, in der jetzt Oldenburg ist. Aber außerdem, daß die herzoglich sächsischen und die mecklenburgischen Häuser dann auch nicht Collectivstimmen würden haben wollen, werden

nur sehr wenige Bundesglieder an diesem Theile der Acte etwas ändern wollen, und wirklich ist es auch besser, denselben wie er ist zu belassen.

8. Mehrere zum Theil wichtige Rechtsstreite sind zur Zeit der Auflösung des deutschen Reichs beim Reichskammergericht und Reichshofrath unentschieden schweben geblieben. Für diese wird die Bundesversammlung jetzt eine Commission ernennen, oder ihnen ein Gericht, um darin zu erkennen, anweisen müssen. Denn die Kläger, insofern sie Privatleute sind, nun zu zwingen bei den Gerichtshöfen ihrer Beklagten Recht zu nehmen, dürfte wohl auf keine Weise gerecht sein.

§. 12.

Außer diesen, durch die Acte selbst gebotenen Berathungsgegenständen, wird es nicht an einer Menge anderer fehlen, welche man an den Bundestag bringen wird. Meistentheils werden dies Beschwerden sein, bei denen die Beurtheilung in Verlegenheit setzen wird, welche man annehmen kann, welche man verwerfen wird? Geradezu den Bundestag zu einem Tribunal machen, bei dem jeder deutsche Fürst verklagt werden kann, würde unmöglich und selbst schädlich sein. Auf der anderen Seite kann es auch nicht heilsam genannt werden, jede Klage ohne alle Folge zu lassen. Auf alle Weise wird man hier immer den Grundsatz befolgen können, daß man jeder Beschwerde Gehör giebt, die sich auf irgend eine Art als unter einem Artikel der Bundesacte begriffen ansehen läßt. Dann aber ist zu hoffen, daß auch der Gebrauch selbst Grundsätze bilden wird, und die Bundestagsgesandten müssen vorzüglich dahin streben, daß diese Grundsätze auf eine consequente Art die nach der Acte selbst beschränkte und schwankende Möglichkeit, den inneren Rechtszustand in den einzelnen Bundesstaaten zu sichern, befestigen und erweitern.

Bibliographie.

Bremisches Jahrbuch. Herausgeg. von der Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer. 5. Bd. Bremen 1870. 8.

S. 157—173. H. A. Schuhmacher, Zur Erinnerung an den Lützower Jäger A. Lühring. — [Anna Lühring († 1866) machte verkleidet den Feldzug von 1814 im Lützow'schen Corps mit.]

S. 215—280. C. H. Gildemeister, Aus der Lebensbeschreibung Dr. G. Gröning's. — [Die hier gegebenen Mittheilungen über den Bremer Diplomaten G. Gr. liefern auch einige Andeutungen über die Politik, welche Preußen unmittelbar vor dem Frieden von Amiens in Bezug auf Bremen und Hannover einhielt.]

Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. 19. Jahrg. Altenburg 1871. 4.

Nr. 3. März.

S. 17—22. G. A. v. Mülverstedt, Ueber die Nationalität der Ritterbrüder des deutschen Ordens in Preußen im 15. Jahrhundert. — [Der Orden rekrutirte sich ursprünglich zumeist aus Sachsen und Thüringen; im 14. Jahrhundert kommen die Süd- und Westdeutschen innerhalb des Ordens dermaßen empor, daß in weit überwiegender Zahl aus ihrer Mitte die Würdenträger hervorgehen; nach der Schlacht von Tannenberg erscheint Sachsen wiederum stärker und stärker vertreten, während zu allen Zeiten der Adel der „Wendenlande" (Brandenburg, Pommern, Schlesien, Lausitz u. s. w.) sich vielmehr dem Johanniter-Orden und nur ausnahmsweise dem der deutschen Herren zuwandte. Näher eingehend zeigt der Verfasser das Verhältniß der Nationalitäten an einer Liste des Elbinger Conventes vom Jahre 1451.]

Nr. 4. April.

S. 29 f. v. Quast, Erhaltung und Zerstörung von Kunstdenkmälern im Königreich Preußen. — [Betrifft ein Haus in Goslar, ein Grabdenkmal der Grafen von Manderscheid zu Blankenheim und die Stiftskirche zu Pfalzel bei Trier.]

Nr. 9. September.

S. 65—68. v. Mülverstedt, Barschwitz—Bassewitz. [Nachweis, daß die (kursächsischen) Barschwitz und die (mecklenburgischen) Bassewitz nicht ein und derselben Familie angehören.]

Nr. 10. Oktober.

S. 73—76. v. Mülverstedt, Eine Urkunde zur Geschichte Anselms, Erzbischofs von Ermland. — [Die bisher unbekannte Urkunde von 1271 beweist, daß Anselm, nachdem die Verwüstung seiner Diöcese durch die heidnischen Preußen ihn aus derselben vertrieben, theils zu Reichenbach in Schlesien, theils zu Grünhain in der Markgrafschaft Meißen, wahrscheinlich seinem Geburtslande, gelebt hat.]

Rübezahl. Der Schlesischen Provinzialblätter 75. Jahrgang. Herausgegeben von Th. Oelsner. Breslau 1871. 8.

4. Heft. April.

S. 157—166. Th. Oelsner, K. K. Streit. [Nekrolog des 1751 zu Groß-Glogau gebornen, 1826 zu Breslau als Regierungsrath † Stifters der Schlesischen Provinzialblätter.]

S. 167—173. Schimmelpfennig, Die Burg auf dem Rummelsberge. [Diese Burg, jetzt Ruine, auf dem höchsten Gipfel der Strehlener Berge wurde 1439 erbaut und war 1493 schon gebrochen.]

S. 173—177. K. G. Freudenberg. Forts. [Auszüge aus der Selbst-Biographie dieses Musikers (vgl. VIII. S. 517 unserer Zeitschrift). — Schluß im Maihefte S. 222—227.]

S. 177—179. A. Knötel, Die Mundart in und um Frankenstein. Forts. Wörtersammlung (M—O). — Forts. (P—R) im Maihefte S. 233 f., im Junihefte (S) S. 282—284, Schluß (T—Z) und Nachträge im Augusthefte S. 392—395.

S. 179—181. R. Schück, Sixtus Hirschmann von Tugendleben. [S. H. v. T. war ein Geistlicher aus Würtemberg, der als Agent schlesischer Edelleute 1651—1668 in Wien, London, Regensburg u. s. w. thätig war. Von seinen Dichtungen werden Proben mitgetheilt.]

S. 181 ff. [und ebenso am Schlusse jedes der folgenden Hefte sind unter den Ueberschriften]
„Altes und Neues von und für Schlesien", „Fragen, Antworten u. s. w." und „Schlesische Chronik" [eine große Anzahl kleinerer, die Provinz betreffender Mittheilungen zusammengestellt;]
z. B. S. 181—183: Sagen aus Hirschbergs Umgegend von E. Baumann, S. 185: Der Pfaffenstein in Grund bei Wüstewaltersdorf von F. Zeh, mit Abbildung u. s. w.

5. Heft. Mai.

S. 213—216. J. G. Zimmerlich, Bericht über planmäßige Urnen-Ausgrabungen in der Umgegend von Haynau. Mit Situationsplan und Abbildung ausgegrabener Gefäße und Geräthe. — Schluß im Junihefte S. 275—277.

S. 216—222. Heimbrod, Wie sah Gleiwitz im Jahre 1870 aus. [Nachweis, wie Gleiwitz seit 50 Jahren „fast eine neue Stadt geworden".]

S. 227—230. N. N., Zur Einquartierungssache. [Verf. entwickelt die für Entschädigung der Communen aus Staatsmitteln sprechenden Gründe.]

S. 235—237. Die Striegauer Pfarrkirche. Mit Abbildung. [Aufforderung zu Beiträgen für die Restauration dieses altgothischen Baues, „wie die ganze Provinz keinen zweiten aufzuweisen hat."]

6. Heft. Juni.

S. 270—274. In das Riesengebirge. 2. Rübezahl, der Wanderstein in der schwarzen Schneegrube. Mit Abbildung. [Dieser etwa 300 Ctr. schwere Granitblock soll auf eine bisher unerklärte Weise seinen Standplatz in der Ebene seit dem Jahre 1807 dreimal gewechselt haben.]

S. 278 f. E. E. M., Musikreformatorische Anwandelungen. [Verf. empfiehlt die Gründung von Provinzial-Musik-Instituten zur Ausbildung von Organisten, Cantoren und Musiklehrern.]

S. 280—282. Swientek, Die neue Stolgebühren-Ordnung in Schlesien. [Verf. begrüßt dieselbe als einen Fortschritt, wünscht aber außerdem Erhöhung der geistlichen Gehälter.]

S. 284—292. E. Oelsner, Die Reform des weiblichen Handarbeit-Unterrichts [durch Einführung der Schallenfeldschen Methode] in den städtischen Elementarschulen Breslaus.

S. 292—294. H. Köhler, Letzte Braut. [Beschreibung des unter diesem Namen in den schlesischen und mährischen Garnbleichereien gefeierten Volksfestes.] Schluß im Julihefte S. 348 f.

7. Heft. Juli.

S. 331—334. Oe., H. N. F. Graf von Burghauß-Laasan. [Lebensnachrichten über den um die schlesische Landwirthschaft hochverdienten Begründer und Präses des „Landwirthschaftlichen Vereins für Schlesien", aus Veranlassung seines 50jährigen Jubiläums als Landesältester für den Striegauer Kreis.] Mit Portrait.

S. 335 f. H. Strusche, Reminiscenzen aus der Nähe von Nimptsch.

S. 336—339. H. Wentzel, Nachträgliches zu Göthe's Aufenthalt in Schlesien (1790).

S. 340—347. In das Riesengebirge. 3. R—L., Winter und Wetter. Ortsnamenfehler. Das Hermsdorferwasser-, das Kochel- und Zacken-Revier. Mit Abbildungen der Schneereifen der Riesengebirgsbewohner, des Kochelreviers, des Dorfes Hermsdorf unterm Kynast, des Thurmsteins, des Thurmfalls, des Marien- oder Jammerthals, der Josephinenhütte und des Wiegensteins, „die Zuckerschale".

S. 349—352. A. Wrozlawski, Aus Bad Landeck.

8. Heft. August.

S. 381—389. Rzl., In das Riesengebirge. 4. Das Zackenthal. Das Gebiet des Giersdorfer Wassers. Das Rothegrund- und Seidorferwasser. Bis zu den Teichen. Mit Abbildungen des kleinen Teiches, der Dörfer Giersdorf und Seidorf, der Felsgebilde des „Mannstein" und des „Käse und Brot" im Hayn, des Haynfalls und der Thumpfahütta.

S. 390—392. A. Weltzel, Quellen zur Geschichte und Beschreibung Oberschlesiens. [Uebersicht des in Archiven und anderweitig aufbewahrten handschriftlichen Materials, so wie der wichtigsten hier einschlagenden Druckwerke.]

S. 396—401. Th. Bach, Der preußische Landsturm 1813. — [Es wird gezeigt, wie die Landsturmordnung vom 21. April 1813 hauptsächlich darauf berechnet war, die Franzosen durch das Schreckbild spanischer Guerillas zu ängstigen, wie aber schon durch die Verordnung vom 17. Juli 1813 dem Landsturm dieser Charakter genommen und im Wesentlichen die Bestimmung einer allgemeinen Armee-Reserve, zunächst für die Landwehr, gegeben wurde.]

S. 402 f. R. Schück, Die Protokollbücher der Handwerks-Innungen als Quellen geschichtlicher Studien.

S. 403 f. — 67. — Zur Speisung der schlesischen Pestalozzi-Kasse. [Verf. klagt über den geringen Eifer der Landschullehrer, sich über das Maaß ihrer Dienstpflicht hinaus um die Gemeinden verdient zu machen und diese dadurch zur Förderung der Interessen des Lehrers und der Schule geneigter zu stimmen.]

S. 404 f. M. Pilati, Zur Feststellung schlesischer Höhenpunkte.

S. 405—408. L. Kurtzmann, Ueber polnische Volkslieder der Oberschlesier.

Druck von G. Hornberg in Berlin, Wilhelmstr. 21.

Scharnhorsts Jugend und Wirksamkeit im hannöverschen Kriegsdienst, 1755 bis 1801.

Das Leben des Generals von Scharnhorst, nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen dargestellt von Georg Heinrich Klippel. Leipzig, F. A. Brockhaus. 3 Bde. 1869—1871.

Zu Bordenau, einem kleinen Pfarrdorfe auf dem rechten Ufer der Leine, drei Meilen von Hannover, wurde am 12. November 1755 Gerhard Scharnhorst geboren.

Der Geburtstag Luthers und Schillers ist also nicht, wie man noch heut vielfach annimmt, auch der seinige. Sein Vater, Ernst Wilhelm Scharnhorst, der Sohn eines arbeitsamen Brinksitzers, trat nach dem zwanzigsten Lebensjahre als Freiwilliger in das hannöversche 8. Cavallerie-Regiment. Er brachte es bis zum Quartiermeister, nahm aber nach Ablauf der Dienstzeit seinen Abschied, und kehrte in das Heimatdorf zurück. Von vortheilhafter Erscheinung, verlobte er sich ohne Wissen und Zustimmung der Eltern des Mädchens mit Wilhelmine Tegtmeyer, der jüngsten Tochter des Freisassen und Besitzers des ritterschaftlichen Gutes in Bordenau. So heiß und heftig diese Liebe war, so hartnäckig war der Widerstand, den die Eltern Wilhelminens der Verbindung ihrer Tochter mit dem Sohne eines einfachen Brinksitzers entgegensetzten. Erst als dem Liebesbunde eine Tochter entsprossen, wurde unter Zustimmung der Eltern am 31. August 1752 die Trauung in der Kirche zu Bordenau vollzogen. Zunächst zog der junge Gatte auf das Gut des Schwiegervaters, zu dem sein Verhältniß indeß lange Zeit wenig erfreulich blieb. Wenn auch die Umsicht und Energie Scharnhorsts während des siebenjährigen Krieges die Verwaltung des schwiegerväterlichen Gutes hoben, so bedurfte es doch der Geburt des ersten Enkelsohnes, Gerhard Johann David, wie er nach dem mütterlichen Großvater genannt wurde, um endlich eine

liebevolle Aussöhnung des alten Erbsassen mit dem Schwiegersohne herbeizuführen.

Aber dem letzteren war es unerträglich, nicht in voller Selbstständigkeit sein Bewirthschaftungstalent geltend machen zu können. Daher übernahm er im October 1759, nach dem Tode seines Schwiegervaters, der Benutzung und Verwaltung der Bordenauer Herrschaft seiner Wittwe bis zum Lebensende testamentarisch bestimmt hatte, die Pachtung des zum Rittergute der hoyaischen Familie von Busch-Münchhausen gehörigen Vorwerkes Hämelsen.

Hier verlebte Gerhard seine Knabenzeit. Hämelsen, drei Stunden von Hoya an der Weser und eine Stunde von Rethem an der Aller entfernt, liegt in der Hämelheide, einer weitausgedehnten Fläche, und ist in seiner Einsamkeit nicht ohne landschaftliche Reize. Wie sehr aber auch der alte Scharnhorst sich mühte, seine landwirthschaftlichen Erfahrungen zu verwerthen und auch den unfruchtbarsten Heidestrecken einen Ertrag des Bodens abzuringen, so vermochte er doch nicht, die Verheerungen des Krieges abzuwenden und ohne Sorgen sein Hauswesen zu erhalten. Hatte auch der Sieg des Herzogs Ferdinand von Braunschweig bei Krefeld am 23. Juni 1758 Hannover von den schmählichen Erpressungen der Franzosen unter dem Marschall Richelieu befreit, so zerrüttete doch der damals geführte kleine Krieg abgesonderter Corps den Wohlstand der Landbewohner. Dazu kam, daß den feindlichen Erpressungen bald die außerordentlichen Landescontributionen folgten, die auch nach dem Friedensschluß zu Hubertusburg den Einzelnen schwer belasteten. So konnte denn die Strenge der Zeit nicht ohne Einfluß auf die Strenge der Erziehung bleiben. Die Geschwister Wilhelmine und Gerhard wurden von früher Jugend an gewöhnt, nach ihren Kräften zu arbeiten. Beide besuchten gemeinsam die Schule in dem benachbarten Anderten, wo Gerhard in den Anfangsgründen des Lesens, Schreibens, Rechnens von dem dortigen Schulmeister unterrichtet ward. In seiner freien Zeit lag es ihm ob, Schafe und Kühe auf der Weide zu hüten.

Von den beiden Söhnen, die den Eltern in Hämelsen geboren wurden (1760 und 1763), Ernst Wilhelm und Heinrich Friedrich Christopher, ist es der letztere, dessen wir im Verlauf der Darstellung noch öfter zu gedenken haben. Er widmete sich der Landwirthschaft und starb im Jahre 1831 als Administrator des Gutes zu Bordenau.

Mit dem Tode der Schwiegermutter Scharnhorsts (1761) brach für denselben eine Zeit tiefer Bekümmerniß und schwerer Sorge herein. Ein verwickelter und weitschichtiger Prozeß, den er mit den Geschwistern seiner Frau um die Erbschaft zu führen gezwungen war, verfeindete ihn nicht

allein auf das bitterste mit denselben, sondern erheischte auch einen so bedeutenden Kostenaufwand, daß der ohnehin durch die Zeitumstände bedrängte Pachter in arge Verlegenheiten gerathen mußte. Dieser Prozeß, der von Seiten der Gegner zum Theil mit den gehässigsten Intriguen gehandhabt wurde, währte nicht weniger als 10 Jahr und 7 Monate.

Während jener Familienzwist noch die Gemüther aufregte, legte im August 1765 eine Feuersbrunst den größten Theil der Gebäude des Vorwerkes in Asche. Dies hatte die Uebersiedelung der Familie nach dem in der Nähe von Hämelsen gelegenen Dorfe Bothmer zur Folge, wo Scharnhorst das Vorwerk des Herrn von Bothmer als Pachter zu bewirthschaften übernommen hatte. Der Wechsel des Aufenthaltes, die neue, volkreichere Umgebung, die Nähe des belebten Schwarmstedt verfehlten nicht, auf den nunmehr zehnjährigen Gerhard und seine ältere Schwester einen lebhaften Eindruck zu machen. Der Unterricht freilich, den sie in der Dorfschule genossen, war auch hier ein äußerst dürftiger.

Auch in der neuen Heimat verließen den Vater die alten Sorgen nicht. Neue Einschränkungen verlangten die Kosten des unseligen Prozesses. Nichtsdestoweniger gelang es ihm in der Folge, durch Sparsamkeit und geschickte Ausnutzung der Bodenverhältnisse den zerrütteten Wohlstand zu heben und sich durch rastlosen Fleiß und gesellige Tugenden Achtung und Freundschaft bei Nachbarn und Umwohnern zu erwerben. So verkehrte er freundschaftlich mit der Familie von Bothmer, sowie mit dem Pastor Marburg im Orte, in dessen kleiner Bibliothek der junge Gerhard den ersten kümmerlichen Selbstunterricht mit Freuden begann. Zu dem weiteren Umgangskreise des Pachters gehörten ferner vor allen einige frühere Kriegscameraden, die in der Umgegend ebenfalls eine Pachtung übernommen hatten, oder hier ihre kleine Pension verzehrten. Bei festlichen Zusammenkünften der Familien pflegten sich dann die alten Waffengefährten lustige Abenteuer und denkwürdige Kriegserlebnisse mitzutheilen, deren Erzählung die Phantasie des Knaben mit Feldwachen und schwärmenden Patrouillen bevölkerte. Außerdem hatte das Schloß des nahen Ahlden, in dem die durch ihr Verhältniß zu dem Grafen Königsmark bekannte Prinzessin von Ahlden, die unglückliche Sophie Dorothea, 32 lange Jahre in stiller Duldung vertrauert hatte; hatten die Trümmer der alten benachbarten Bunkenburg mit ihren Sagen von verschollenen Rittergeschlechtern dem wißbegierigen Kinde zu erzählen. Vor allem aber mußten es die Berichte von denjenigen Scenen des siebenjährigen Krieges sein, die sich in der Gegend des Dorfes selbst abgespielt hatten, welche am mächtigsten auf den Geist des Knaben einwirkten. So wurde früh bei ihm die Anlage geweckt, die Oertlichkeit aufzufassen und mit dem

Auge zu beherrschen. Jene Erinnerungen hafteten so fest in ihm, daß er später in seinem „militärischen Taschenbuche zum Gebrauch im Felde" kriegerische Vorfälle, die dem Kinde erzählt worden waren, als Beispiele benutzte.

Nichts war bei dieser Anlage natürlicher, als daß Gerhard oft den Wunsch äußerte, dereinst Soldat zu werden. Der Vater jedoch hielt ihn vor der Hand emsig zur Landwirthschaft an. Schienen ihm doch bei dem Wachsthum der Familie (1768 war ihm der vierte Sohn, Johann Heinrich, geboren worden) und bei den oft schlimmen Aussichten auf den Erfolg des Prozesses die Mittel zu fehlen, eine militärische Laufbahn des Sohnes gehörig unterstützen zu können. Neben den Verrichtungen aber in der Wirthschaft liebte es der Knabe, sich mit den Knechten auf den Pferden herumzutummeln, und bildete sich so zu einem sattelfesten Reiter aus. Unter solchen Beschäftigungen nahte das Osterfest des Jahres 1770, wo die Eltern den Sohn von dem Pastor Marburg confirmiren ließen, ein Akt, welchen der heranreifende Jüngling mit kindlich frommem Gemüthe als einen geheiligten Lebensabschnitt empfand.

Mit der Hoffnung auf einen erwünschten Ausgang des Prozesses stieg die Bereitwilligkeit des Vaters, dem Wunsche des Sohnes in Bezug auf die Wahl des Berufes zu willfahren. Körperlich schien der Jüngling wohl vorbereitet, in den Soldatenstand einzutreten, und was seinem Geiste an methodischer Ausbildung abging, das suchte Gerhard durch die eifrigste Lecture zu ersetzen; auch erhielt er von dem Vater die Erlaubniß, bei dem pensionirten Hauptmann Flacke in Schwarmstedt Privatunterricht in den Elementen der Mathematik zu nehmen.

Im November 1770 wurde den Eltern ein fünfter Sohn, Heinrich Dieterich Christian, geboren. In der Mitte des Jahres 1771 erfolgte nach der endlichen Entscheidung des Prozesses die Einführung Scharnhorsts als Erbbesitzer und Freisasse in die Tegtmeyerschen Güter. Um Michaelis 1772 kehrte die ganze Familie nach dem freundlichen Bordenau zurück. Auch jetzt noch hatte der Vater mit mannigfachen Widerwärtigkeiten zu kämpfen; theils schlechte Ernten, theils ein neuer Prozeß mit dem hartnäckigsten der alten Gegner, theils die Vorenthaltung seines Stimmrechtes von Seiten der Landschaft des Fürstenthums Lüneburg waren Verdrießlichkeiten, die eine minder zähe Natur als die Scharnhorsts endlich hätten mürbe machen müssen. Aber mit unbeugsamer Energie trotzte der nunmehrige Freisasse allen Hindernissen. Da er die durch den Prozeß verwahrlosten Güter zu heben und ertragfähig zu machen ver-

stand, so wurde ihm Achtung und Wohlwollen der Umwohner zu Theil. Von besonderem Einflusse aber auf die Entwickelung Gerhards sollte es sein, daß der Vater die Aufmerksamkeit des berühmten Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg auf sich zog und mit ihm in nähere Beziehungen trat.

Wir erinnern an die Hauptzüge dieses durch Varnhagen so bekannt gewordenen Lebenslaufes. Den 9. Januar 1724 zu London geboren, empfing der Graf in England die Grundlage einer umfassenden Bildung; er erwarb ungewöhnliche Fertigkeit in mehreren Sprachen; Mathematik und Geschichte fesselten ihn in hohem Grade. Als jüngerer Sohn des Hauses von der Nachfolge in der Regierung ausgeschlossen, widmete er sich der militärischen Laufbahn, studirte in Genf mit Ausdauer die Kriegswissenschaften, begab sich auf kurze Zeit, mit allen Schätzen der Bildung ausgerüstet, an den Hof seines Vaters nach Bückeburg zurück, um bald darauf zur Vervollkommnung seiner Studien nach Leyden und Montpellier zu gehen. Von hier wandte er sich wiederum nach England und trat in London als Fähnrich in die königliche Leibgarde. Nach dem unerwarteten Tode seines älteren Bruders eilte er als nunmehriger Erbgraf nach Bückeburg zurück. Aber sein feuriger Jugendmuth und die Liebe zu den Waffen trieben ihn wieder in die Welt hinaus. Mit seinem Vater, der damals General in holländischen Diensten war, machte er den Feldzug in den Niederlanden mit, wobei er in der Schlacht bei Dettingen (1743) kriegerische Lorbeeren erntete. Im Jahre 1745 betheiligte er sich als Freiwilliger im kaiserlichen Heere unter dem Fürsten von Lobkowitz an dem Feldzuge in Italien, durchreiste, seinem Wissensdurst zu genügen, die Schweiz, Italien, Deutschland und England, bis ihn der Tod seines Vaters 1748 in die Heimat rief. Erst 24 Jahre alt, trat er die Regierung seines kleinen Ländchens an und setzte die ganze Energie seines Wollens daran, das Beispiel einer beglückenden Regierung aufzustellen. Gleichwohl rief sein leidenschaftlicher Hang zum Kriegswesen manche Aeußerung der Unzufriedenheit bei seinen Unterthanen hervor. Denn nicht zufrieden damit, das altdeutsche Gesetz in aller Strenge erneuert zu haben, nach welchem jeder ansässige Einwohner zum Kriegsdienste verpflichtet war, übte er selbst mit unermüdlichem Eifer die ausgehobenen Landeskinder ein: ein Regiment zu Fuß von 800 Mann, eine Abtheilung Artillerie von 300 Mann und eine Schwadron erlesener Reiter. Besonders widmete er sich der Artillerie mit immer wachsendem Interesse. Beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges wurde der Graf zum hannöverschen General-Feldzeugmeister ernannt und leistete seinen Verbündeten durch seine geschulten Truppen nicht unerhebliche Dienste; bald darauf, vom Könige

von Portugal zum Oberfeldherrn auserſehen, vertheidigte er erfolgreich Portugal gegen die durch Frankreich zum Kriege verleiteten Spanier. Im Jahre 1763 ruhmgekrönt nach Bückeburg zurückgekehrt, lag er mit erneutem Eifer den Kriegswiſſenſchaften ob und gründete zur Ausbildung ſeiner kleinen Kriegsmacht die Feſtung Wilhelmſtein, in welcher er zugleich eine Kriegsſchule errichtete. Das Archiv zu Bückeburg bewahrt umfangreiche Manuſcripte des Grafen, ſo ein franzöſiſch geſchriebenes Werk über die Kunſt, einen kleinen Staat mit Erfolg gegen eine große Macht zu vertheidigen. Durch des Grafen Schüler, namentlich durch Scharnhorſt, ſind einzelne Bruchſtücke aus dem intereſſanten Werke bekannt geworden. Merkwürdig ſind dieſelben durch die ideale, ethiſche Auffaſſung der Kriegführung. So heißt es: „Der Menſch ſcheint von Natur eine Neigung zum Kriege zu haben, wie gewiſſe Thiere zum Raube. Was der Menſch mit jedem thieriſchen Triebe thun muß, um nicht zum Thiere hinabzuſinken, muß er auch bei dieſem thun: ihn bilden und veredeln. Die Neigung zum Kriege, die, roh und ungebildet, Schande der Menſchheit iſt, wird dann Quelle von neuen Tugenden, von Großmuth, Tapferkeit und jeder männlichen Größe. Die Bemühung, die Kriegswiſſenſchaften zu vervollkommnen, iſt alſo nicht das traurige Geſchäft der Erfindung neuer Arten, künſtlich zu morden, ſondern Verdienſt um die Menſchheit. Je vollkommener die Kriegswiſſenſchaften ſind, deſto ſeltener werden Kriege geführt, deſto mehr entfernt ſich die Art, ſie zu führen, vom wilden Erwürgen. — Keiner als der Krieg der Vertheidigung iſt rechtmäßig, jeder Angriff unter der Würde des rechtſchaffenen Mannes. Die Vertheidigungseinrichtungen verringern die Kriege. Den Krieg verhindert man durch ihn ſelbſt oder verringert ihn wenigſtens.“

Daß dieſem denkwürdigen Manne die kriegeriſchen Unternehmungen in ſeinem Ländchen nicht eine bloße Spielerei waren, dafür ſpricht das Zeugniß des Feldmarſchalls von Gneiſenau: „Ich habe mich früher eine Zeit lang in Bückeburg aufgehalten und dort im Archive die Handſchriften des Grafen geleſen. Unſere ganze Volksbewaffnung vom Jahre 1813, Landwehr und Landſturm, das ganze neuere Kriegsweſen, hat der Mann ausführlich bearbeitet, von den größten Umriſſen bis auf das kleinſte Einzelne, alles hat er ſchon gewußt, gelehrt, ausgeführt. Denken Sie nun, was das für ein Mann geweſen, aus deſſen Geiſte ſo weit in der Zeit voraus die größten Kriegsgedanken ſich entwickelt, aus deren ſpäterer Verwirklichung zuletzt die ganze Macht Napoleons eigentlich zuſammengebrochen iſt!“

Es iſt nicht genau zu ermitteln, auf welche Weiſe die Bekanntſchaft des Grafen mit dem alten Scharnhorſt mag eingeleitet worden ſein: an-

nehmen aber darf man, daß letzterer diese Bekanntschaft benutzte, um den vornehmen Gönner zu bitten, unsern Gerhard in die neuerrichtete Kriegsschule aufzunehmen. Der Graf willigte ein; Gerhard mußte sich einer eingehenden Prüfung vor demselben unterwerfen, deren Resultat ein durchaus günstiges war. Die Lücken in den Kenntnissen des Jünglings wurden reichlich aufgewogen durch den vortheilhaften Eindruck seiner persönlichen Erscheinung, seiner Jugendfreudigkeit und Bescheidenheit.

Im Jahre 1773, 18 Jahr alt, bezog Gerhard Scharnhorst die Kriegsschule auf dem Wilhelmstein.

Die von den Ingenieuren für unüberwindlich gehaltene Festung Wilhelmstein wurde von dem Grafen Wilhelm in der Mitte des Steinhuder Meeres auf einer aus versenkten Steinen, Baumstämmen, Schutt und Sand künstlich emporgebauten Insel aufgeführt. Von den Ufern des flachen Sees war sie in der Länge eine ganze, in der Breite eine halbe Meile entfernt. An Gestalt glich sie einer Sternschanze, deren Spitzen durch 16 Außenwerke gedeckt wurden, von denen jedes wieder eine besondere Insel bildete und mit kleinen Gebäuden und Gärten für die Besatzung versehen war. Das Hauptgebäude war ein bombenfestes Schloß und umfaßte außer der gräflichen Wohnung mehrere große Räume für den Gottesdienst, die Lehrsäle, die Bibliothek und viele kleinere Zimmer für die Offiziere und Gäste, sowie Kasernen für die Soldaten. Das platte Dach krönte eine Sternwarte.

Der Spiegel des Steinhuder Meeres sollte nach des Grafen Absicht ein Spiegel sein, in den die deutschen Fürsten hineinblicken möchten, um zu erkennen, wie sie ganz Deutschland gegen jeden eroberungssüchtigen Feind zu einem unbezwinglichen Bollwerk gestalten könnten. Größeres Gewicht noch legte der Graf auf die Gründung der Kriegsschule, besonders für Artillerie und Geniewesen, um wenigstens an seinem Theile beizutragen, für die deutschen Heere taugliche Soldaten und Offiziere heranzubilden. Alle und jede Hilfsmittel des Unterrichts wurden mit großen Kosten beschafft, kundige Lehrer wurden berufen. Ein Offizier aus Frankreich, der Major Saint-Etienne, stand dem Ingenieur- und Artilleriecorps als Chef vor, als der junge Scharnhorst bei seiner Aufnahme in die Kriegsschule unter die Cadetten eingereiht wurde.

Reine und angewandte Mathematik, bürgerliche Baukunst, Physik, Naturgeschichte, Oekonomie, Geographie und Geschichte, Taktik, Artillerie und Fortification, neuere Sprachen und Zeichnen bildeten die mannigfachen Lehrobjecte. Bei seinen häufigen Besuchen auf dem Wilhelmstein

wohnte der Graf persönlich den öffentlichen Lehrstunden der Schule bei und entfaltete ebenso ein reiches organisatorisches wie pädagogisches Talent. Ueberall hielt er streng auf die Uebung des Selbstdenkens. Er examinirte selbst, ließ sich an den Prüfungstagen Zeichnungen der Schüler über taktische und mathematische Aufgaben, sowie deutsche und französische Aufsätze überreichen, vertheilte Prämien an die Vorgeschrittenen und rief so einen allgemeinen Wetteifer der Lehrer und Lernenden hervor. Mit den einzelnen Schülern nahm er gelegentliche Rücksprache und blieb nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die Bildung ihres Charakters. — Neben der Theorie ward auch die Praxis mit Eifer gepflegt. Alle Arten des Waffendienstes wurden geübt, die Gestirne beobachtet, physikalische und chemische Versuche angestellt, Wurfweiten der Bomben berechnet, practisch-geometrische und topographische Arbeiten ausgeführt, alle Arten von Befestigungen und Vertheidigungsmitteln auf dem kriegerischen Eiland besichtigt und erläutert. Die Arbeiten des damals noch weniger cultivirten Minenbaues leitete der Graf selbst mit besonderer Vorliebe. Aber auch die Uebungen der übrigen Waffengattungen blieben nicht unberücksichtigt.

Nun fand sich der achtzehnjährige Scharnhorst mit seinen überall unzureichenden Vorkenntnissen plötzlich in den Kreis dieser mühsamen Studien hineinversetzt. Mit der zähen Energie des Vaters arbeitete er daran, die Lücken, namentlich in den Sprachen und in den Elementen der mathematischen Wissenschaften auszufüllen. Rührend ist es, in seinen eigenen Aufzeichnungen zu lesen, welche Methoden er sich ersann, seinem durch so viel Neues lebhaft in Anspruch genommenen Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen. So erzählt er: „Anders machte ich es mit der Mathematik. Ich extrahirte mir jeden Beweis, oder die Auflösung, welche ich studirte, auf einer Seite eines Blättchens, auf der andern den Satz oder die Aufgabe und die Nummer seines Paragraphs im Lehrbuche. Diese Blättchen steckte ich in ein Etui, welches zwei Fächer mit vielen Abtheilungen hatte; einer jeden Woche gab ich eine besondere Abtheilung, doch so, daß ich ein Fach offen ließ. Dieses Etui führte ich beständig bei mir, und sah, wenn ich Gelegenheit hatte, die Blättchen etwa von einer Woche durch. Erinnerte ich mich der Beweise oder der Auflösung bei dem Satze oder der Aufgabe, so ließ ich das Blättchen in seinem Fache; wußte ich mir diese nicht mehr zu erinnern, so legte ich es in eine Abtheilung des andern Faches, die gegen dieser über sich befand. Auf diese Art brachte ich alle Sätze, welche ich vergessen hatte ins zweite Fach; nun fing ich von unten an, sie wieder zu studiren und ins erste Fach zu bringen."

Durch diesen treuen Fleiß erweckte er bald die Theilnahme seiner Lehrer und hatte die Genugthuung, gleich in der ersten öffentlichen Prüfung von ihnen ausgezeichnet zu werden. Von nun an konnte er mit dem besten Erfolge an allen Vorlesungen Theil nehmen; seine Fortschritte waren schnell und sicher. Für Geschichte und Geographie zeigte er nicht minderes Interesse als für die Fachwissenschaften. Daneben gewann er sich noch Muße, die Werke Klopstocks, des Mathias Claudius und die bis dahin erschienenen Schriften von Lessing und Göthe mit anhaltender Begeisterung zu lesen. Hatte doch der Graf von Bückeburg Herder an seinen Hof berufen und verkehrte mit Männern wie Moses Mendelssohn und Justus Möser. Hieraus erwuchsen dem nach höherer Geistesbildung strebenden Jüngling die mannigfachsten Anregungen, die ihn anspornten, sich selbst in der gewandten Handhabung der deutschen Sprache und in der schriftlichen Darstellung seiner Gedanken durch Abfassung der verschiedensten Aufsätze auszubilden. Gleichwohl brachte auch er es nicht dahin, das Deutsche völlig fehlerfrei zu schreiben und zu sprechen, so wenig wie Blücher und York, der einmal ausrief: „Die verdammten mirs und michs! Beim Schreiben geht es noch, da macht man einen Zug, und jeder kann es lesen wie er will; aber beim Sprechen muß man heraus damit!"

In wie hohem Grade sich Scharnhorst die Neigung und das Wohlwollen des Grafen errang, beweist, daß ihm derselbe die für ausgezeichnete Eleven der Kriegsschule gestiftete goldene Medaille schenkte und ihn in kurzen Zwischenräumen zum Feuerwerker, darauf zum Stückjunker und schließlich zum Conducteur (Fähnrich) beförderte. Aber der Tod seiner Gemahlin, der Freundin Herders, brach die Lebenskraft des Grafen und entfremdete ihn mehr und mehr seinen Gründungen auf dem Wilhelmstein, bis er im September 1777 seinen Leiden erlag.

Bis in späte Jahre bewahrte Scharnhorst ihm ein dankbares Andenken. „Ich kann," schrieb er 1782, „ohne eine Art von Enthusiasmus mich nicht der Anordnungen dieses Herrn erinnern, und mir ist nie was lächerlicher vorgekommen, als wenn Leute, die in allem weit unter ihm sind, die Dreistigkeit haben, ihn entscheidend zu beurtheilen, zu loben oder zu tadeln."

Nach dem Tode des Grafen fiel das Land an eine andere Linie, und das Fortbestehen der Kriegsschule war zweifelhaft. So kehrte Scharnhorst von Wilhelmstein nach Bordenau zurück und kam mit seinem Vater überein, Kriegsdienste in seinem Vaterlande zu nehmen. Der General-Major von Estorff, Chef des 8. Dragonerregiments in Nordheim, nahm ihn auf sein Gesuch in dasselbe Regiment auf, in dem einst der Vater

als Quartiermeister gedient hatte. Der neue Landesherr von Bückeburg verweigerte zwar dem Conducteur Scharnhorst hartnäckig den Abschied aus den bisherigen Diensten, jedoch wurde derselbe schließlich durch die Vermittelung des durch Estorff zum Einschreiten veranlaßten Feldmarschalls von Hardenberg mit einem ehrenvollen Zeugnisse bewilligt. Gleich darauf wurde Scharnhorst auf den Vorschlag seines Generals durch ein Rescript des Königs Georg III. zum Titularfähnrich ernannt.

Mit dem Eintritte in das erwähnte Regiment (1778) war für Scharnhorst die Aussicht auf eine ehrenvolle militärische Laufbahn eröffnet. Die trefflichen Zeugnisse aus dem bückeburgischen Dienste gereichten ihm bei dem feingebildeten, liebenswürdigen und in seinem Fache ausgezeichneten Generalmajor von Estorff zu gewinnender Empfehlung. Dieser eifrige Offizier hatte eine Kriegsschule für sein Regiment errichtet, die nach den Prinzipien des ihm befreundeten Grafen Wilhelm von Bückeburg geleitet wurde. Um so erwünschter mußte ihm die Anstellung gerade Scharnhorsts erscheinen, der vor allem dazu geeignet war, den Unterricht in der Regiments-Kriegsschule im Geiste der Wilhelmsteiner Anstalt zu ertheilen. Welchen Genuß sollte es dem jungen Lehrer gewähren, Mathematik, Zeichnen, Artilleriewissenschaft und Fortification, Geschichte und Geographie, Kenntnisse, deren Aneignung er selbst mit der ganzen Energie jugendlicher Lernbegier erstrebt hatte, im klaren Vortrage den Schülern zu übermitteln! Sein Feuereifer und sein herzlicher Verkehr machten ihn schnell zum Lieblingslehrer, und sein Ruf erhöhte den Ruf des Regiments und seiner Kriegsschule. In demselben Maße, wie er sich ausgab, suchte er sein Wissen durch unausgesetztes Privatstudium zu bereichern und zu vertiefen. Wichtige Untersuchungen über die Anwendung des Mikrometers bei Fernröhren beschäftigten ihn, und er erfand eine Einrichtung derselben zur Erleichterung richtiger Schätzung und Beurtheilung der Entfernungen. In diese Zeit fallen auch Scharnhorsts erste schriftstellerische Arbeiten. Er entwarf statistisch-militärische Tabellen, die sehr geschätzt wurden, schrieb einen Aufsatz „Ueber die Militäranstalten des verstorbenen Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe" und unternahm, die für Cavalleristen wichtigen Schriften des Generals von Warnery aus dem Französischen ins Deutsche zu übersetzen und mit Erläuterungen zu begleiten. Daneben fand er noch Muße, aus der Regimentsbibliothek die neuen Werke der deutschen Literatur zur eifrigen Lecture zu entnehmen. Ein solches Beispiel feuerte zur Nacheiferung an, und auch unter den übrigen Offizieren

des Regiments erwachte der Trieb, durch eingehendes Studium schriftstellerische Lorbeeren zu pflücken.

Schon im November 1778 wurde Scharnhorst auf die Empfehlung des Generals von Estorff, dessen freundschaftlichen Umgangs er sich immer mehr zu erfreuen hatte, zum wirklichen Fähnriche im Regimente ernannt und bezog mit diesem im Frühjahr 1779 das Lager bei Herzberg. Hier und in Nordheim eröffneten sich ihm mannigfache angenehme Verbindungen, und in den Häusern gebildeter Familien war er ein hochwillkommener Gast. Indessen hatte der Erfolg seiner Lehrthätigkeit die Aufmerksamkeit in Hannover erregt, wo nach dem Vorgange des Grafen Wilhelm eine Artillerieschule zu errichten angelegentliche Pläne gefaßt wurden. Hier war es der Oberstlieutenant von Trew, der die Berufung Scharnhorsts zum Lehrer der hannöverschen Schule wünschte und bewirkte. Schmerzlich war es dem General von Estorff, den Stolz seiner Schule scheiden zu sehen; doch fügte er sich im Hinblick auf die Vortheile, die dem ihm so lieb gewordenen Lehrer aus seiner neuen Stellung erwachsen mußten. So ging Scharnhorst im Juli 1782 als dritter Fähnrich der Artillerie nach Hannover.

Im September 1782 wurde, nach Eingang der königlichen Bestätigung des vom Oberstlieutenant von Trew eingereichten Entwurfs zur Errichtung der neuen Artillerieschule zu Hannover, sofort mit dem Unterrichte begonnen. Neben den Hauptlehrern v. Wissel und Scharnhorst fungirten als Hilfslehrer die Feuerwerker: v. Hugo und Rehwinkel. Die Schule nahm in kurzer Zeit einen erfreulichen Aufschwung; eingehende und den außerordentlichen Nutzen des Instituts hervorhebende Berichte gingen mehrfach an den König ab, welcher hinwiederum Gelegenheit nahm, seine höchste Befriedigung auszusprechen. Bald wurde der Oberstlieutenant von Trew, in Würdigung seiner Verdienste um die aufblühende Anstalt, vom Könige zum Obersten ernannt. Was Scharnhorsts Lehrthätigkeit selbst betrifft, so nahm er an den gesammten Lehrobjecten sowie an den praktischen Uebungen der Eleven Antheil. Außerdem bemühte er sich auf jede Weise, für das Gedeihen der Schule zu sorgen. So wandte er sein Augenmerk auf eine zweckmäßige Vermehrung der Bibliothek und machte Vorschläge zu neuen Ankäufen. Sein hauptsächlichstes Bestreben blieb indeß, seine reichhaltigen Erfahrungen und Beobachtungen über die Kriegsschulen anderer Länder für den heimischen Unterricht nutzbar zu machen. Zu diesem Zwecke überreichte er dem Obersten von Trew seine 1785 verfaßten „Vorschläge, die Artillerie-Ecole betreffend," in denen sich die Methoden seines Lehrers, des Grafen von

Bückeburg, wiederspiegeln, ebenso wie in dem Aufsatze: „Ueber die Einrichtung einer Militärschule für unsere Corps".

Diese Bemühungen um die Förderung der Schule fanden allgemeine Anerkennung. Ja, das schnelle Aufblühen der Artillerieschule und der Ruf ihres Gründers erweckten in dem Chef des Ingenieur-Corps, dem Generalmajor du Plat, den Gedanken, eine die Trew'sche Gründung ergänzende Ingenieurschule zu errichten. Auch die Offiziere der Infanterie und Cavallerie lernten allmählich, frühere Vorurtheile abzuschütteln, und fingen an, den in der Schule ertheilten Unterricht zu benutzen.

Wenn wir fragen, was die Lehrthätigkeit Scharnhorsts so anregend und fruchtbar machte, so ist vor allem die ruhige Objectivität zu bemerken, die er seinen Zuhörern entgegenbrachte. Er besaß nicht die Eitelkeit, die die eigenen Fähigkeiten zum Maßstabe der fremden nimmt und in dem Schüler die Gabe der eigenen schnellen Auffassung voraussetzt; vielmehr, in steter Rücksichtnahme auf die mannigfachen Begabungen seiner Schüler, suchte er nach einer Methode der Mittheilung des Lehrstoffs, welche durch äußerste Gründlichkeit und sauberste Uebersichtlichkeit das Schwierige als minder schwer, das leicht Faßbare als bedeutender erscheinen ließ und so dem Gedächtnisse tiefer einprägte; er erfand Mittel und Wege, die Lernlust durch die Bildung des Urtheils stets zu steigern, einen lobenswerthen Wetteifer anzuregen, durch fortgesetzte Repetitionen und Prüfungen ein Gleichmaß der Fortschritte zu erhalten und das Interesse an den Wissenschaften durch das Interesse an dem Lehrer derselben zu erhöhen. Viele seiner schriftlichen Bemerkungen zeugen von dem richtigsten pädagogischen Takt: „Lernt ein junger Mensch, der zum Militär bestimmt ist, nicht seinen Verstand recht zu brauchen, richtig und fertig zu urtheilen, die Mathematik und Theorie der Kriegswissenschaften, so hilft ihm alle Erfahrung nichts: denn wie mancher Unteroffizier und Gemeiner macht viele Feldzüge mit, ohne daß er im Geringsten seine Kenntnisse erweitert! — Man muß jungen Leuten, die zu Offizieren bestimmt, früh Gelegenheit geben, über ihr Metier nachzudenken, die Einsichten und Erfahrungen anderer zu nutzen; dazu müssen sie aber erst richtige Grundbegriffe haben. Ohne diese finden sie auch kein Interesse an der Lecture und werden nach und nach unthätig und inactiv. — Alle Bildung des Offiziers, welche nicht Schärfung des Verstandes und die Beurtheilung militärischer Vorfälle zum Hauptgegenstand hat, verfehlt den eigentlichen Zweck."

Mit der Herausgabe seines dem Könige gewidmeten Handbuches für Offiziere (1788) schuf Scharnhorst ein zweckmäßiges Lehrbuch, einen gemeinsamen Leitfaden des gesammten Schulunterrichts, der es ermöglichte, daß alle Theile desselben auf das trefflichste ineinander griffen. Ganz im

Geiste Scharnhorsts war es gesprochen, wenn nach Beendigung eines 1790 abgehaltenen und in seinen Resultaten hocherfreulichen Schulexamens der General von Freytag die Worte gebrauchte: „Nur die Geschicklichkeit und nicht die Dienstjahre können den Grund zu künftigen Beförderungen abgeben. Nicht der Muth in Gefahren ist es allein, sondern solcher mit Wissenschaften und Geschicklichkeit verbunden ist es, welcher den völlig brauchbaren Offizier ausmacht."

Freilich fanden sich auch Stimmen, die Scharnhorsts Lehrweise als Schulpedanterie bezeichneten, die ihm die Bevorzugung der Theorie vor der Praxis zum Vorwurfe machten oder seinen Unterricht als zu wenig elementar, als die Fassungskraft der meisten Schüler übersteigend charakterisirten. Aber die große Anzahl der tüchtigen von ihm gebildeten Offiziere spricht gegen die wider ihn erhobenen Einwürfe.

Mit der Mobilmachung der Truppen zu Anfang des Jahres 1793 fand Scharnhorsts Lehrthätigkeit ihren Abschluß. Er zog mit der Artillerie ins Feld und bezeugte durch die That, daß nur die wissenschaftliche Bildung im Kriege große Erfolge zu erringen vermag.

Aber nicht nur als Lehrer wirkte Scharnhorst bis dahin, sondern übte auch schon damals als Schriftsteller einen nachhaltigen Einfluß auf die Ausbildung der Kriegskunst. Auch in seiner literarischen Thätigkeit zeichnete er sich durch eine peinliche Gewissenhaftigkeit aus. Es bedurfte langer Verbesserungen und eines mühseligen Feilens, bis der für den Druck bestimmte Ausdruck ihn ganz befriedigte und sich zum getreuen Abbild seines Nachdenkens gestaltete. Darum werden die von ihm verfaßten Schriften bis auf den heutigen Tag zu den classischen Werken unserer Kriegsliteratur gezählt. In seinen militärischen Zeitschriften („Militärische Bibliothek" — „Bibliothek der Offiziere" — „Neues militärisches Journal") lieferte er gehaltvolle Recensionen und Abhandlungen, genaue Schilderungen von Schlachten, Kriegsnachrichten aller Art, sowie Anecdoten und Charakterzüge aus dem Leben ausgezeichneter Krieger. Dabei war er soweit davon entfernt, sein kritisches Urtheil den Lesern als ein unfehlbares aufzudrängen, daß er vielmehr öffentlich erklärte, ein jedes Stück der Bibliothek solle einer Widerlegung von Seiten der Autoren geöffnet sein.

Der Zeit seines Lehramts verdankt ein großer Theil seiner kriegswissenschaftlichen Werke die Entstehung, unter diesen das bereits oben erwähnte „Handbuch für Offiziere in den angewandten Theilen der Kriegswissenschaften (Hannover, 1788—90)", ein Werk, mit dessen Vervollkommnung der Autor bis in die letzten Jahre seines Lebens beschäftigt blieb. Es folgte die „Geschichte der Belagerung von Gibraltar 1779—82",

sowie ein Aufsatz „Ueber die Veränderung und Einrichtung des schwedischen Kriegswesens durch Gustav Adolf“ und das wichtige „Militärische Taschenbuch zum Gebrauche im Felde (Hannover, 1792)“. In den Vorberichten zu diesen Arbeiten macht sich überall ein seltener Zug der Bescheidenheit geltend. Zu erwähnen ist ferner der „Unterricht des Königs von Preußen an die Generale seiner Armee (1794)“, eine mit werthvollen Zusätzen bereicherte Herausgabe des 1762 im Druck erschienenen Unterrichts des großen Friederich.

Bald nach seiner Versetzung nach Hannover hatte Scharnhorst die Nachricht von dem nach längerem Siechthum erfolgten Tode seines Vaters erhalten und sich nach Bordenau begeben. Im Familienrath wurde der Beschluß gefaßt, daß Gerhard als ältester Sohn das Gut übernehmen und die Geschwister durch eine bestimmte Summe Geldes befriedigen sollte, die Mutter hingegen sollte bis zur förmlichen Uebergabe des Gutes unter dem Beistande der herangewachsenen Söhne den Haushalt fortführen. Als anerkannter Besitzer der Herrschaft Bordenau mit Sitz und Stimme auf dem kalenbergischen Landtage ließ Scharnhorst es sich angelegen sein, die Auflösung des mit lästigen Sorgen beschwerten Haushaltes zu bewirken; die Mutter zog zu ihrem Schwager, dem Hoffischer Scharnhorst, nach Hannover, die Brüder bereiteten sich auf die von ihnen gewählten Berufe außerhalb vor; die ältere Schwester Gerhards, Wilhelmine, die ihr Leben hindurch mit treuer Liebe an dem Bruder hing, war damals schon die Gattin des Mühlenpachters Müller in dem nahen Blumenau.

Nach Abwickelung dieser Angelegenheiten erwirkte Scharnhorst sich einen längern Urlaub von dem Chef der Schule, dem Oberstlieutenant von Trew, der ihm überdies eine außerordentliche Unterstützung aus der Kriegskasse zu verschaffen wußte, und begab sich auf Reisen, die Hauptstädte Deutschlands kennen zu lernen und die Organisationen der verschiedenen Armeen zu studiren. Im Sommer 1783 nahm er seinen Weg über Kassel und Darmstadt, hielt sich in einigen rheinischen Städten auf und begab sich von dort nach München. Weiter finden wir ihn in Prag und Wien, später in Dresden, Berlin und Potsdam, von wo er nach Hannover zurückkehrte, nicht ohne mannigfache bedeutende Einblicke in die Militärverhältnisse Deutschlands gewonnen zu haben.

Die Erfolge, die er nun zu Hannover auch im praktischen Dienst erzielte, fanden ihren Lohn in seiner im April 1784 vom Könige genehmigten Ernennung zum Titularlieutenant. Die folgende Zeit bis zum Frühjahr 1785 verging in der angestrengtesten Thätigkeit; der Dienst im Sommer, der Unterricht an der Schule im Winter, eifrige Lecture, die schriftstellerischen Unternehmungen, aus deren Ertrage er zum Theil die seit Uebernahme

des Gutes den Geschwistern zukommenden Zahlungen bestritt, hatten eine Ueberanstrengung seiner Kräfte zur Folge, die ihn in eine ernstliche Krankheit verwickelte. Nach Ueberwindung derselben gab er sich auf ärztlichen Rath mehr als bisher dem geselligen Umgang hin. Der Einfluß der Universität Göttingen machte sich damals in dem geistigen Leben der Hauptstadt geltend. Von dort ging ein frisches und anregendes Streben nach freierer Bildung aus; zweckmäßiger Volksunterricht, Oeffentlichkeit der allgemeinen Angelegenheiten, Fortpflanzung aufgeklärter Denkart in Bezug auf Staat und Religion bildeten die Losung des Tages. In dies geistig erregte Leben trat Scharnhorst nach seiner Weise ein, und die gesellschaftlichen Verhältnisse beanspruchten seine Theilnahme. Die freieste und angenehmste Stellung zwischen der Adels- und Beamtenaristokratie und dem Bürgerstande nahmen die Offiziere ein, deren Rang ihnen den Eintritt in alle Kreise nach eigener Wahl ermöglichte. Scharnhorst, selbst aus bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen, fühlte sich zu den bürgerlichen Kreisen hingezogen, deren geringerer Aufwand seinen Mitteln entsprach und wo die intellectuelle Bewegung am eifrigsten genährt wurde. Am häufigsten verkehrte er in dem Hause seines Oheims, des Hoffischers Scharnhorst, wo er mit der Mutter und den Geschwistern gern zusammentraf. Sein persönlicher Vertrauter war Dr. Theodor Schmalz, der als privatisirender Gelehrter in Hannover lebte und dessen Arbeit an einer Lebensbeschreibung des Grafen Wilhelm von Bückeburg ihn mit Scharnhorst bald in engere Verbindung brachte, aus der ein inniger Freundschaftsbund hervorging. Alles, was Scharnhorst auf seinem jugendlichen Lebenspfade Förderndes und Glückliches begegnete, ist mit seinem gräflichen Freund verflochten, auch der Ehebund. Denn in dem Schmalzischen Hause lernte er die Schwester seines Freundes kennen, mit der er sich verlobte und am 24. April 1785 in der Bordenauer Kirche vermählte.

Im Februar 1786 wurde Scharnhorst der erste Sohn geboren, Heinrich Wilhelm Gerhard. Nun kehrte er mit verdoppeltem Eifer zu seinen literarischen Planen zurück. Jetzt entstand der größte Theil der oben bezeichneten Werke. Ansichten und Urtheile, die ihm bei der Lecture lebendig wurden, pflegte er aufzuzeichnen. Mehreres davon hat er in seine militärischen Zeitschriften eingeflochten; wir lassen einige folgen:

„Um unerwartete und an einem Orte große Niederlagen anzurichten, muß man die Artillerie in große Batterieen ordnen; 500 auf einem Fleck niedergeschossen, schaffen oft mehr Vortheile, wie 4000 in der ganzen Armee vertheilt.“

„Man urtheilt nun einmal nach dem Ausgang der Sache und zieht nicht die Güte der Anordnung, die oft geringfügigen Zufälle, durch welche nicht selten die beste Disposition scheitert, in Betracht; und so hängt die Unsterblichkeit und die größte Ehre meistens mit von kleinen zufälligen Ereignissen ab."

„Es hat mich immer traurig gemacht, daß wir Deutschen so wenige Vaterlandsliebe und so wenigen Nationalstolz besitzen; daß ein Theil unserer feurigsten, unserer vorzüglichsten Schriftsteller sich mit mehr Enthusiasmus für die französische, als ihre eigene Nation interessiren kann."

„Da Alles, was der Mensch weiß, nicht so sehr ein Geschenk der Natur, als ein Werk des Fleißes ist, so kann auch Niemand richtig und — was hiervon eine Folge ist — schön schreiben, der sich in dieser Kunst nicht geübt hat."

Neben seinen größeren Arbeiten trug sich Scharnhorst mit vielen anderen Planen; er gedachte, die Commentarien Cäsars mit eigenen Bemerkungen darüber herauszugeben; Betrachtungen über die Vorfälle des siebenjährigen Krieges beschäftigten ihn lange Zeit. Dazu stand er einer großen militärischen Lesegesellschaft vor und führte einen ausgedehnten Briefwechsel, theils in geschäftlichen Angelegenheiten, theils in regelmäßiger Weise mit seinen Freunden.

Unter diesen befanden sich der als Schriftsteller und Freund Mirabeaus bekannte Major Mauvillon in Braunschweig, sowie der Lieutenant von Zeschau in Dresden. Letzterer, ein Zögling Herders in Bückeburg, hatte mit Scharnhorst die Kriegsschule des Wilhelmstein besucht, wo jener innige Freundschaftsbund zwischen den Jünglingen geschlossen wurde, den nur Scharnhorsts Tod gelöst hat. Von Zeschau überlebte den Freund fast um 20 Jahre und fand nach einem vielbewegten Leben 1832 seinen Tod in Dresden.

Inzwischen gestaltete sich das Leben Scharnhorsts in Hannover immer reicher. Die Geburt einer Tochter, Clara Sophie Juliane, im Jahre 1788 vermehrte sein häusliches Glück; „die herrliche Julie Scharnhorst, die unvergeßliche, dem Vater ähnliche Tochter, die schönste Erbin des väterlichen Geistes", wie sie Moritz Arndt schildert, sollte nach dem zu frühen Tode ihrer Mutter die Stütze und der Trost des Vaters werden. Zu dieser Familienfreude gesellte sich die Anerkennung der Vorgesetzten und der durch Deutschland sich verbreitende Ruhm seiner literarischen Leistungen, um Scharnhorsts Seele mit reinem und heiterem Glücke zu erfüllen. Im Sommer 1789 nahm er Urlaub, den er zur Kräftigung seiner durch die angestrengteste Arbeit angegriffenen Gesundheit im Kreise der Familie zu Bordenau benutzte. Anfang Septembers desselben Jahres wohnte er

den großen Feldübungen der Artillerie und des Ingenieurcorps im Lager in der Nähe des Dorfes Wülfel bei Hannover bei, nicht ohne über die exacten Leistungen der Artillerie eine hohe Freude zu empfinden.

Nach einem Zeitraume von beinahe 10 Jahren einer reich gesegneten Thätigkeit zu Hannover fesselten der Ausbruch, das Anschwellen und die welthistorischen Perspectiven der französischen Revolution die Aufmerksamkeit und Beobachtungsgabe Scharnhorsts. Obgleich indeß derselbe den Ansichten derjenigen nicht ferne blieb, die die Beschlüsse der Nationalversammlung mit freudigen Erwartungen einer neuen besseren Zeit aufnahmen, waren es doch noch mehr die im Gefolge der Revolution sich vollziehenden Veränderungen im Kriegswesen und in der Heerverfassung, welche ihn lebhaft anzogen und seinem Nachdenken ernsteste Nahrung gaben. Er prophezeite den drohenden Krieg zwischen Frankreich und Deutschland, weil es ihm deutlich war, daß der gewaltsame Zusammenbruch des altfranzösischen Staatsgebäudes auch die Nachbarländer gefährden und schädigen müsse. Es folgten nun die bekannten Ereignisse: die französischen Provocationen, das Bündniß des Kaisers Leopold II. und des Königs Friedrich Wilhelm II. zu Pillnitz, die französische Kriegserklärung an den Kaiser, der verfehlte Zug in die Champagne, endlich die Bildung der europäischen Coalition von 1793. Durch diese ward auch das Kurfürstenthum Hannover in den Kriegsstrom gerissen, das auf Befehl des Königs Georg III. ein Armeecorps von 13,000 Mann unter dem Feldmarschall von Freytag ins Feld stellen und dafür mit Bewilligung des englischen Parlaments eine beträchtliche Geldunterstützung erhalten sollte. Noch vor Schluß des Jahres 1792 erfolgte der Befehl zur Mobilmachung der Truppen.

Scharnhorst hatte alle Ereignisse der Revolution ohne Leidenschaft mit objectiver Reflexion im Einzelnen wie in ihrem Zusammenhange verfolgt. Darum, während der größte Theil der Bevölkerung in der sittlichen Entrüstung gegen die Franzosen deren Demüthigung für ebenso gerecht als leicht ausführbar zu halten geneigt war, urtheilte er besonnener. Ihm waren die unerwarteten Veränderungen in dem Heerwesen der Republik und in der Taktik ihrer Heerführer nicht entgangen; er wußte, daß in Folge der republikanischen Grundsätze überall junge und talentvolle Männer an die Spitze des Heeres traten, deren Genie durch Ruhmbegier und Hoffnung auf Glanz und Reichthum zu den höchsten Anstrengungen gespornt ward. So drang er stets von neuem auf die Beförderung nur wahrhaft tüchtiger Offiziere zu den höheren Stellen, und empfahl

für den Kampf mit dem Feinde vor allem ruhige Besonnenheit, stete Geistesgegenwart und feste Ausdauer.

Der Ausmarsch der Truppen war für den Frühling festgesetzt. Scharnhorst, welcher der zum Ausmarsch bestimmten Artilleriedivision zugetheilt war, ließ seine Frau mit den beiden Kindern auf das Gut zu Bordenau übersiedeln, ordnete seine Geldangelegenheiten und übertrug dem Fähnrich Hugo die Fortsetzung des „militärischen Journals". So trat er am Morgen des 18. März 1793 mit der 1. Division der hannöverschen Truppen den Marsch nach Bentheim an, um in den Niederlanden vereint mit der englischen Armee gegen den Feind zu kämpfen.

Nachdem die französische Republik den 1. Februar 1793 England und bald darauf den Niederlanden und Spanien den Krieg erklärt hatte, während es der Suprematie der Jacobiner im Nationalconvent gelungen war, eine unerschöpfliche Masse von Streitkräften gegen die coalirten Mächte aufzubieten, brach Dumouriez in Holland ein. Bald jedoch setzte das Vordringen der Oesterreicher dem Fortschreiten der feindlichen Unternehmung ein Ziel; ja nach der Niederlage bei Neerwinden sahen sich die Franzosen gezwungen, alles in Brabant Gewonnene im Stich zu lassen und selbst Belgien zu räumen. An Stelle des vor dem Nationalconvent angeklagten und deshalb zu den Oesterreichern entflohenen Dumouriez übernahm der General Dampierre den Oberbefehl über die Armee der Republik.

Inzwischen war die verbündete Armee durch Engländer, Holländer und die in englischen Sold genommenen deutschen Contingente zu einer Stärke herangewachsen, die bei der eingetretenen Verwirrung in den feindlichen Heerestheilen einem Vordringen auf französisches Gebiet ausreichenden Erfolg zu versprechen schien, um im rücksichtslosen Vormarsch auf Paris die Macht der Jacobiner zu stürzen. Diesem Gedanken verlieh denn auch die von dem Oberbefehlshaber, dem Prinzen von Koburg, nach Antwerpen berufene Conferenz der verbündeten Machthaber: Generale und Diplomaten einen energischen Ausdruck. Der Prinz von Koburg sollte mit der österreichischen Hauptarmee das Centrum bilden und nach Einnahme der Festungen Lille, Condé und Valenciennes in Frankreich eindringen.

Zu den Engländern unter dem Herzoge von York in Tournay sollten die von dem Feldmarschall von Freytag befehligten 13,000 Hannoveraner stoßen. Bentheim war zum Sammelplatz der Regimenter bestimmt, von wo sie in verschiedenen Abtheilungen über Wesel und den

Rhein nach Brüssel marschirten. Nach mancherlei Schwierigkeiten wurde das Lager des Herzogs von York erreicht, der nun seine Stellung bei Tournay den Holländern überließ und sich mit seinen vereinigten Streitkräften mit dem bei Seeburg im Lager stehenden kaiserlichen Heere unter dem Prinzen von Koburg verband, um mit diesem die Belagerung von Valenciennes gemeinschaftlich zu beginnen. Valenciennes, am Zusammenfluß der Ronelle und Schelde gelegen, zum Theil von Vauban befestigt, ist auf der Ostseite der Stadt von einer Kette kleiner Anhöhen umgeben, an deren Fuße das Dorf Famars sich befindet. Hier hatte Dampierre einen Theil der Trümmer von Dumouriez' aufgelöstem Heere gesammelt, wurde indeß am 8. Mai im Kampfe bei Raismes tödtlich verwundet und durch Custine ersetzt, der sich in dem stark befestigten Cäsarslager noch einige Zeit zu behaupten versuchte. Aber am 23. Mai zur Schlacht von Famars gezwungen, an der auch Scharnhorst Theil nahm, mußte er sich zum Rückzuge entschließen, der die Bloßstellung von Valenciennes zur Folge hatte. Es war ein blutiger und heißer Tag, an dessen siegreichem Ausgange Engländer, Oesterreicher, Preußen und Hannoveraner gleich ruhmvollen Antheil hatten. Auch die erst seit kurzer Zeit errichtete reitende Artillerie, von dem Hauptmann Braun, unter dem Scharnhorst unmittelbar stand, geführt, trug das Ihrige zum Siege bei, und die Franzosen machten hier zum ersten Male die Bekanntschaft der von ihnen in der Folge so sehr gefürchteten „grauen Reiter".

Nunmehr konnte man ohne Hinderniß zur engeren Cernirung von Valenciennes schreiten, welche der Herzog von York mit dem englisch-hannöverschen Heere und einem österreichischen Truppentheile unter Ferraris bewirkte. Da der Kommandant der Festung, General Ferrand, jede Aufforderung zur Uebergabe auf das Entschiedenste zurückwies, so wurde die Belagerung mit allem Eifer betrieben, deren Leitung der Feldzeugmeister Ferraris übernahm. Diese äußerst mühsame und durch die Terrainverhältnisse ungemein erschwerte Belagerung bot Scharnhorst erwünschte Gelegenheit, seine Kenntnisse durch praktische Erfahrung zu bereichern. Ein an seine Schwester Wilhelmine gerichteter Brief aus dieser Zeit giebt uns einen Begriff von der traurigen Lage der schon zum Theil vernichteten Stadt. — Am 28. Juli endlich erfolgte die Capitulation, kraft welcher die Besatzung freien Abzug ohne Waffen unter der Bedingung erhielt, in diesem Kriege nicht mehr gegen die Verbündeten zu dienen. Der Prinz von Koburg besetzte mit den Oesterreichern die Stadt. Schon wenige Wochen vorher hatte der Prinz die Festung Condé ohne weiteres im Namen des Kaisers besetzt. Daß er aber auch die gemeinschaftlich eroberte wichtige Veste als wohlerworbenes Eigenthum für den

Kaiser in Besitz nahm, offenbarte eine Politik, die im Zerfall der Coalition ihre Wirkung geäußert hat.

Nach diesen Erfolgen brach der Herzog von York mit dem größten Theile seiner Truppen auf, um den im Bois de Boulon und im Cäsarslager wohlverschanzten Feind im Rücken anzugreifen, während der Prinz sich gleichzeitig von der entgegengesetzten Seite zum Angriffe anschickte. Indessen zog sich der Feind bis an seine dritte Festungsreihe: Arras, Bapaume und Peronne zurück. Nach einem vergeblichen Versuche des Herzogs, den Franzosen den Rückzug abzuschneiden, stieß er am 12. August wieder zu dem Reste der hannöverschen Truppen, die von Valenciennes aus bei Orchées unter dem General von Wallmoden ein Lager bezogen hatten. Auch Scharnhorst hatte diese Expedition mitgemacht; sein hier bewiesener Eifer blieb nicht ohne Anerkennung, indem er, zugleich mit dem Aufrücken des Hauptmanns Braun zum Major, zum Titularhauptmann befördert und mit der Führung einer Compagnie der reitenden Artillerie betraut wurde. Durch diesen selbständigeren Wirkungskreis ward ihm erst die Gelegenheit zur Entfaltung seiner kriegerischen Talente eröffnet.

Inzwischen sollte die Einigkeit der Verbündeten einen schweren Stoß erhalten. Denn während der Prinz sich rüstete, die noch übrigen Festungen der Schelde und zunächst Le Quesnoy in den Bereich seiner Operationen zu ziehen, erklärte der Herzog, von seiner Regierung die gemessensten Weisungen erhalten zu haben, zunächst auf Dünkirchen loszugehen. So sah sich der österreichische Feldherr gezwungen, sich in eine unzeitige Theilung der Armee zu schicken, in Folge deren zwei, 17 Meilen von einander entfernte Festungen gleichzeitig berannt werden sollten. Daher trat der Herzog mit sämmtlichen englischen, hannöverschen und hessischen Truppen nebst 15,000 Oesterreichern unter dem Obersten Mylius Mitte August seinen Vormarsch an und bezog bereits am 18ten das Lager bei Menin, ohne bisher auf ernstlichen Widerstand des Feindes gestoßen zu sein. Hier theilte sich wiederum das zur Unternehmung gegen Dünkirchen bestimmte Heer. Indeß der Herzog gegen das verschanzte Lager von Gyvilde vordrang, rückte der bei Menin abgesonderte Heerestheil, zu dem die Hannoveraner gehörten, unter dem Feldmarschall von Freytag zur Deckung des Belagerungsheeres vor Dünkirchen in Westflandern ein. Auf diese bedrohlichen Fortschritte der Verbündeten antwortete der von dem Nationalconvent berufene Wohlfahrtsausschuß auf Anregung Carnots mit dem Aufruf der jungen Mannschaft vom 18. bis 25. Jahre, dem Aufgebot in Masse und der Erklärung des Revolutionszustandes. Custine mußte den Verlust von Valenciennes auf der Guillotine büßen,

während sein Nachfolger Houchard alle verfügbaren Streitkräfte zur Rettung Flanderns concentrirte und die Besatzungen der von den Verbündeten nur unvollständig cernirten Plätze Dünkirchen und Bergues bedeutend verstärkte.

Vor dem überlegenen Heere Houchards mußte sich der schon weiter vorgerückte Feldmarschall von Freytag zum allgemeinen Rückzuge nach Hondscote bequemen, wohin auch der General von Wallmoden beordert wurde. So kam es zu der Schlacht bei Hondscote, in der die hannöverschen Grenadiere mit dem Bajonnet die feindlichen Reihen durchbrachen; doch da sich Houchard mit der ganzen Wucht einer letzten verzweifelten Anstrengung auf die kleine Schaar der Tapferen warf und zugleich das Centrum des langausgedehnten Heeres mit Heftigkeit bedrohte, wurde Wallmoden [1]), nachdem die letzte Munition verschossen war, gezwungen, den Befehl zum Rückzuge bis hinter den Kanal von Bulscamp bei Fernes zu ertheilen, ein Rückzug, den der Hauptmann Scharnhorst mit seiner Artillerie so vortrefflich zu decken wußte, daß die Sieger von jeder Verfolgung Abstand nahmen. Der Herzog von York aber ließ sein ganzes Belagerungsgeschütz vor Dünkirchen zurück, um sich in größter Eile mit Wallmoden bei Bulscamp zu vereinigen.

Die in der Schlacht von Hondscote und auf dem erwähnten Rückzuge bewährte Tüchtigkeit und militärische Intelligenz Scharnhorsts hatte demselben das Wohlwollen und unbegrenzte Vertrauen des Generals von Wallmoden erworben, so daß sich ihm vielfache Gelegenheit bot, auch in den folgenden Operationen dieses Feldzuges eine erfolgreiche Thätigkeit zu entfalten. So finden wir, mit Uebergehung der weiteren Details der folgenden Kriegsereignisse, Scharnhorst im December des Jahres in Menin, wo derselbe auf Anordnung des im Hauptquartier zu Courtray weilenden Generals das Kommando über die reitende Artillerie, wie auch über das schwere Geschütz auszuüben hatte. Erstere hatte er, nachdem sie von darmstädtischen Truppen abgelöst war, nach Meulbeck in die Cantonnements zu führen. — Hier erfuhr Scharnhorst mit einigem Befremden, daß ihn der General von Trew als ältesten Titularkapitain bei der Errichtung einer zweiten Batterie der reitenden Artillerie nicht zum wirklichen Hauptmann und Compagniechef vorgeschlagen habe. Indessen suchte er vertrauensvoll die Vermittelung des Generals von Wallmoden nach, ein Schritt, den er nicht vergebens gethan haben sollte.

---

[1]) Der verwundete Feldmarschall von Freytag hatte diesem den Oberbefehl übertragen.



Im Ganzen waren trotz mancher Misgriffe die verbündeten Heere dem Feinde gegenüber im Vortheil geblieben, und mit Spannung sah man, während sie die Winterquartiere bezogen hatten, dem Fortgang der Campagne im Jahre 1794 entgegen. Gleichwohl trat der Mangel einer einheitlichen, mit dictatorischer Machtvollkommenheit versehenen Führung immer mehr hervor. So faßte man in Wien den Entschluß, den Generalmajor von Mack in das Generalquartier zu berufen, der mit der Einleitung des Feldzugplanes betraut wurde und im Februar auf dem Kriegsschauplatze erschien. Was Scharnhorst betrifft, so sehen wir ihn mit dem Auftrage beschäftigt, die Befestigungsarbeiten des nach Maßgabe des Operationsplanes von neuer Bedeutung gewordenen Platzes Menin, in dessen Umgegend die hannöverschen Truppen postirt waren, an seinem Theile zu leiten. Zum Kommandanten des Platzes war einer der tüchtigsten Befehlshaber, der Generalmajor von Hammerstein, erwählt worden. Welche Verdienste sich dieser um den hannöverschen Heerestheil erwarb, das beweist das beredte Zeugniß des Generals von Estorff, welcher von ihm schreibt, daß es kaum je einen hannöverschen General gegeben habe, der mit der äußersten Bravour und einem Feldherrnblick so sehr wie er die Gabe vereinigte, für die ihm untergebenen Soldaten durch zeitige Herbeischaffung der Bedürfnisse und durch Schonung, wo sie möglich war, zu sorgen, weshalb ihm denn auch das unbedingteste Vertrauen der Armee entgegengekommen sei. Ihm also war die ebenso ehrenvolle wie bedenkliche Aufgabe zugefallen, die Festung Menin mit einer verhältmäßig unbedeutenden Schaar gegen die vereinten Angriffe der Franzosen zu behaupten. Der Verkehr, der sich zwischen ihm und Scharnhorst so wie dem General von Wallmoden gestaltete, war ein äußerst lebhafter und andauernder. Mitten in den äußeren Dienstgeschäften schrieb Scharnhorst für den letzteren einen Aufsatz über die Chancen, die eine energische Vertheidigung der Festung gegen einen nachdrücklichen Angriff zu bieten hatte, wie er denn überhaupt Feder und Schwert nicht zu trennen pflegte, sondern auch im Felde seine literarischen Plane nicht aus den Augen ließ.

Inzwischen wurde das zur Vertheidigung der Festung bestimmte Geschütz, das England stellen sollte, vergebens erwartet; überdies war die ohnehin nicht starke Garnison durch den auf Befehl des Herzogs von York erfolgten Abmarsch von 6 Escadrons und 4 Bataillonen Hannoveraner beträchtlich verringert worden. So waren die Vertheidigungsanstalten in jeder Hinsicht mangelhaft, als der Feind Anfangs April von Commines aus die Vorposten Ten Brüel und Werwick mit starker Cavallerie und Infanterie zu beunruhigen begann. Dem General von Hammerstein konnte es unter diesen Umständen nicht zweifelhaft sein, daß eine Ver-



theidigung auf die Dauer unmöglich sein würde, und bereits 14 Tage vor der Einschließung offenbarte er dem ihm in allen Stücken wacker zur Seite stehenden Hauptmann Scharnhorst den ernsten Entschluß, sich im höchsten Nothfalle mit der Garnison durch den noch so zahlreichen Feind durchschlagen zu wollen. Wenn nun auch die Genannten es an Nichts fehlen ließen, mit aller Energie die Vertheidigungswerke zu beschleunigen und in Stand zu setzen, so wurde doch die Lage in Menin um nichts gebessert, da der General von Wallmoden in Folge der feindlichen Operationen den Befehl erhielt, den vierten Theil der Garnison zu Menin, Ypern und Nieuport abmarschiren zu lassen, um das durch die Truppenbewegungen entblößte Lager zu Tournay zu besetzen. Inzwischen ließ es das rasche Vorrücken des Feindes nicht länger zweifelhaft, daß er den Platz mit Gewalt zu nehmen beabsichtigte. Am 26. April begann denn auch die Einschließung Menins durch die Franzosen. Die Besatzung war nunmehr bis auf 1962 Mann Infanterie zusammengeschmolzen, zu denen ein Detachement von 62 Pferden, 22 leichte Kanonen, 2 dreißigpfündige schwere und 4 siebenpfündige leichte Haubitzen hinzukamen. Die Vorräthe an Munition waren so gering wie möglich; für die während der Einschließung erforderlichen Unterhaltungsmittel suchte der General von Hammerstein nach Kräften zu sorgen. Waren die Vertheidigungsanstalten im Inneren der Stadt im Ganzen wenig Vertrauen erweckend, so war der Zustand der Außenwerke nicht minder bedenklich, zumal der Ort auf Befehl des Oberkommandos bis zu dem auf den 29sten versprochenen Entsatz behauptet werden sollte. Die Entschlossenheit, mit der von Hammerstein am Morgen des 26. April mit seiner kleinen Garnison der Einschließung entgegensah, gab nach Scharnhorsts schönen Worten allen anderen Befehlshabern in ähnlichen Lagen durch die That den Beweis, daß man mit Energie des Charakters und dem inneren Bewußtsein, nichts für sich, sondern Alles fürs allgemeine Beste und die Ehre der Truppen thun zu wollen, selbst unübersteiglich scheinende Hindernisse überwinden kann.

Bald war nach der Ankunft des feindlichen Generals Moreau vor Menin der Ort auf allen Seiten mit Ausnahme der Straße, welche nach dem fast fünf Meilen von Menin entfernten Rouselaer führte, von Waffen umstarrt und die Communication abgeschnitten. In Kurzem gelang dem übermächtigen Gegner auch die vollständige Umfassung der Stadt und Garnison. Die Lage der letzteren war eine verzweifelte; weder ein Glacis noch ein Festungsgraben, ja nicht einmal eine den Kanonenkugeln widerstehende Brustwehr bot Schutz und Deckung; der Verbrauch der noch übrigen Munition ließ sich nach Stunden berechnen,

und draußen spannte ein Heer von mindestens 13000 Mann mit 30 Kanonen und Haubitzen seinen Arm um das dem Verderben geweihte, schwächliche Bollwerk. Wie gerecht tönt da nicht der Vorwurf Scharnhorst's: „Jeder, der den Mangel an Einheit in den Operationen der Verbündeten und die den besonderen Umständen durchaus nicht angemessene Art den Krieg zu führen erkannte, konnte schon damals wenig von der Zukunft erwarten." Aber Hammerstein, der sich die drohende Katastrophe keineswegs verhehlte, hatte nicht nur Alles darangesetzt, dem verlorenen Posten die größtmöglichste Widerstandskraft zu geben, sondern hatte auch nicht im Entferntesten die Absicht, die ihm übertragene, äußerst schwierige Vertheidigung des Ortes aufzugeben, obgleich er dies ohne jede Verantwortung gekonnt hätte. Sein heiteres Auge spiegelte nicht die heranziehende Gefahr, sondern die Feldherrnfreude, den ihm untergebenen Truppen Gelegenheit zu Ruhm und Ehre bieten zu können. So äußerte er zu den Officieren: „Ich habe mich nicht zu diesem Commando angeboten. Ich habe vor wenigen Tagen, wie ihnen bekannt ist, angezeigt, daß ich nicht versprechen könnte, den Ort einen Tag zu halten daß er bei einem Sturme gleich verloren gehen würde, und daß ich gern das Commando niederlegte, wenn ein anderer mehr zu leisten verspräche; das Alles habe ich aus Ueberzeugung geäußert, nun aber wollen wir auch bedenken, daß der Mensch mit Anstrengung und gutem Willen immer weit mehr thun kann, als er glaubt thun zu können; daß Thätigkeit und Klugheit, wenn es glücken soll, unglaubliche Schwierigkeiten überwinden." So brauste denn, nachdem alle Posten in den Ort zurückgetrieben waren, der Anprall des Feindes heran. Wir können die hochinteressanten Details des Angriffs und der durch Scharnhorsts Einfluß überraschend wirksamen Vertheidigung nicht anführen. Bis zum Morgen des 29. April hatte sich die Besatzung auf das heldenmüthigste gehalten, nachdem man sich in der vorangegangenen Nacht bereits auf den Sturm der Belagerer gefaßt gemacht hatte. Ein großer Theil der Stadt war schon eine Beute der Flammen geworden, als Vormittags um 10 Uhr plötzlich alle Geschütze des Feindes schwiegen.

Diese unerwartete Ruhe belebte wundersam die Hoffnung der auf das äußerste angestrengten Belagerer. Auch schien ein Entsatz nicht mehr unmöglich, da man in der Frühe des Tages von Moucron her eine heftige Kanonade vernommen hatte; dort kämpfte der Feldzeugmeister Clairfayt gegen die Franzosen, um Menin zu befreien. Indessen wurde derselbe so vollständig geschlagen, daß sein Rückzug in eine ordnungslose Flucht ausartete. Diese Schlacht hatte auch den General Moreau bestimmt, die Geschütze schweigen und die Garnison zur Uebergabe der Festung auf-

fordern zu lassen, weil Clairfayt, falls er Sieger blieb, noch an demselben Tage zum Entsatz des Platzes erwartet werden durfte. Aber Hammerstein, weniger durch die Hoffnung auf das Heranrücken des Entsatzheeres bestimmt, als von seinem hohen Begriff militärischer Ehre geleitet und von der Pflicht der Humanität gegen die 400, unter ihm dienenden Emigranten erfüllt, die von ihren erbitterten republicanischen Landsleuten keine Schonung zu erwarten hatten, schickte den feindlichen Offizier mit den denkwürdigen Worten zurück: „Nous sommes habitués à fair notre devoir; on ne se rendra pas.“ Nach dieser Abfertigung begann das Bombardement von neuem mit um so furchtbarerer Gewalt, so daß an ein Löschen der gewaltigen Brände in der Stadt nicht mehr zu denken war. Dazu kam, daß am Nachmittag eine Haubitzgranate auf der Esplanade einen daselbst aufgefahrenen Munitionswagen traf und zündete, worauf bei dem auf diese Stelle concentrirten feindlichen Feuer in kurzer Zeit noch 10 andere Wagen in die Luft flogen. Dieser empfindliche Verlust an der schon so knappen und kargen Munition veranlaßte den unerschrockenen Commandanten, schon in der nächsten Nacht den Versuch zu wagen, sich durch die Feinde durchzuschlagen, und Scharnhorst, der mit ihm die Dispositionen hierfür im voraus entworfen hatte, wurde beauftragt, alle vorläufigen Vorkehrungen zu treffen.

Als der General gegen Abend sämmtliche Stabsoffiziere und Ingenieure zum Rathe versammelt hatte, erhob einer der ältesten unter ihnen seine Stimme für die Annahme der angebotenen ehrenvollen Capitulation, indem er ausführte, daß das zum Theil schon aufgeriebene hannöverische Corps durch Aufopferung der braven Meniner Besatzung nicht noch mehr geschädigt werden dürfe. Hammerstein, von Scharnhorst im Hinblick auf das Loos der emigrirten Waffenbrüder mit Wärme unterstützt, entgegnete, daß er es nicht für gemäß halte, politische Erwägungen in Betracht zu ziehen, daß sie hier als Soldaten handeln müßten, welche nicht bloß die Verpflichtung hätten, ihre Schuldigkeit zu thun, sondern sich auch für die Ehre des hannöverschen Corps, wenn es erfordert würde, aufzuopfern; hierzu hätten sie jetzt Gelegenheit und nie werde er capituliren. Gleichwohl verhehlten sich Scharnhorst und der General keineswegs die Bedenken, welche dem Durchbruch der kleinen Besatzung durch eine zehnfach stärkere Armee im Wege standen. Wußte man doch auch nicht die Resultate der Schlacht von Moucron, deren Kanonade noch am Nachmittage in der Festung hörbar gewesen war; hatten die Verbündeten gesiegt, so wurde Clairfayt und seinem Heere durch die Räumung Menins der Vortheil des Sieges entrissen. Diese Erwägung brachte Hammerstein zu dem Entschluß, nur mit 1800 Mann durchzubrechen, die übrigen 200 aber und 5 Offi-

ciere unter dem Oberstlieutenant von Spangenberg zurückzulassen, in der Hoffnung, daß es demselben gelingen werde, sich bis gegen 9 Uhr des anderen Morgens zu behaupten: ein Hinhalten der Katastrophe, das bei dem etwaigen glücklichen Ausgang der Affaire von Moucron von hoher Bedeutung war[1]). Im Uebrigen wurde der Plan des Durchbruchs bis zur Entscheidung geheim gehalten. Abends 10 Uhr waren sämmtliche Commandeure in einem nahe bei dem Brügger Thore befindlichen Hause um den General versammelt, um die Befehle zu dem auf Mitternacht anberaumten Wagestück zu empfangen. Das Versammlungszimmer war, wie Scharnhorst erzählt, mehr durch die Flamme der brennenden Gebäude als der aufgestellten Lichter erleuchtet; Bomben fielen auf das Haus, in dem sich der General befand, und krachten in demselben, als wenn der Blitz einschlüge, oder sie crepirten in dem Garten, nahe vor den Fenstern; aus dem Nebenzimmer ertönte das Wehklagen eines schwerverwundeten Officiers; die Adjutanten, welche vier Nächte hindurch kein Auge geschlossen hatten, schlummerten auf der platten Erde, taub gegen die Gefahr, die sie umgab; unter den fortwährenden Schrecknissen und dem Entschlusse zur gänzlichen Aufopferung war der Selbsterhaltungstrieb ohne Wirksamkeit. Nachdem endlich der General in heroischer Haltung seine Befehle ausgegeben hatte, dankten ihm die Commandeure für den hochherzigen Entschluß und gelobten, seine Dispositionen bis zu ihrem letzten Athemzuge durchzuführen. Nach Mitternacht besuchte der General die auf der Esplanade versammelten Truppen, lobte ihr Verhalten während der Belagerung und empfahl ihnen, sich auf das Bajonnet zu verlassen. Trotz der bevorstehenden Gefahr schienen die Krieger aufzuathmen und in dem kühnen Unternehmen nur den gewöhnlichen Gang des Krieges zu erblicken. Man wünschte einander Glück, daß es endlich so weit gekommen, und bloß diejenigen waren untröstbar, welche zurückbleiben sollten.

Unter unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren wurde der nächtliche Durchbruch durchgesetzt; der General und Scharnhorst leiteten das Unternehmen mit eherner Unerschrockenheit; zwar gingen fast alle Kanonen und Munitionswagen verloren, doch fand sich die, wenn auch schmerzlich gelichtete Garnison von Menin in Rouselaer glücklich wieder zusammen; groß war die Freude des Wiedersehens der im nächtlichen Kampfe von einander getrennten Kriegsgenossen, herzlich die jubelnde Begrüßung, herzlich der Dank der Emigranten, die sich ihrem Erretter mit tiefer Rührung näherten, groß aber auch war der Schmerz um so manchen Braven und

---

[1]) Spangenberg mußte am folgenden Tage capituliren und gerieth mit seiner Schaar in Kriegsgefangenschaft.

um die Verwundeten, die man anfangs mitgeschleppt und doch ungeachtet ihres Flehens hatte zurücklassen müssen. Da man aber auf die Verfolgung des Feindes zu rechnen hatte, mußte man nach kurzer Rast aus Rouselaer wiederum aufbrechen, und gegen 4 Uhr wurde nach Thorout abmarschirt und hier den Leuten Quartier gegeben, um sie zum ersten Mal in fünfmal vierundzwanzig Stunden einige Ruhe genießen zu lassen. Doch schon in der nächsten Nacht brach der General mit der Infanterie nach Brügge auf, wo er für seine Mannschaften eine bessere Verpflegung zu finden hoffte. Aber auch hier hielt er sich noch nicht für sicher und setzte sich bald nach Ekloo auf der Straße nach Gent in Marsch. Hier endlich sollte sich die heldenmüthige Garnison der wohlverdienten Ruhe und Pflege erfreuen.

In dieser Muße setzte Scharnhorst einen Bericht über die Vorgänge bei Menin auf, der für seinen Chef, den Generalmajor von Trew, bestimmt war. In der Relation, die Hammerstein aus Ekloo an den General von Wallmoden abschickte, befinden sich folgende Worte: „Vor allen andern aber halte ich mich verpflichtet nun vom Hauptmann Scharnhorst allein Erwähnung zu thun. Dieser Mann hat bei seinem ganzen Aufenthalte in Menin, nachher beim Bombardement und letzlich beim Durchschlagen, Fähigkeiten und Talente, verbunden mit einer unvergleichlichen Bravour, einem nie ermüdeten Eifer und einer bewunderungswürdigen Contenance gezeigt, daß ich seiner Anordnung allein den langen Aufenthalt in Menin während dem Bombardement, und den glücklichen Ausgang des Plans mich durchzuschlagen, verdanke. Er hat mir trefflich geholfen, Alles in Ordnung und im Gange zu erhalten; Er ist bei allen Ausführungen der Erste und Letzte gewesen, genug ich kann es ohnmöglich Alles beschreiben, von welchem großen Nutzen dieser so sehr verdienstvolle, und einem jeden zum Muster aufzustellende Officier mir gewesen ist. — Vor den Hauptmann Scharnhorst erflehe ich auf das Dringenste eine besondere Gnade von Sr. Königlichen Majestät zu bewirken, da dieser Mann, wenn je einem eine Belohnung vor etwas Außerordentlichen geworden, sie jetzt in größter Maaße verdient."

Der denkwürdige Durchbruch der Garnison von Menin fand allenthalben die größte Anerkennung. So erhielt Hammerstein ein schmeichelhaftes Handschreiben des Kaisers Franz II., welcher sich damals persönlich bei der Armee in den Niederlanden befand, sowie die ehrenvollste Auszeichnung von Seiten des Generals von Wallmoden, des Herzogs von York und des Königs Georg III. So sehr nun Hammerstein bemüht war, seinen treuen Waffengefährten Scharnhorst bei sich zu behalten, so erhielt letzterer doch den Befehl, sich in das Hauptquartier zu Tournay zu be-

geben. Hier empfing ihn Wallmoden mit verdienter Achtung und aufrichtigem Vertrauen. Auf die nachdrückliche Empfehlung des commandirenden Generals wurde Scharnhorst in Anerkennung seiner reichen Verdienste am 27. Juni zum Major und zweiten Aide-General-Quartiermeister ernannt. Wenige Wochen nach dieser Ernennuug wurde durch den Besuch seiner Frau sein Glück verdoppelt; sie hatte die Reise auf des Gatten Einladung unternommen, um mit ihm wichtige Familienangelegenheiten zu berathen.

Scharnhorsts neue Thätigkeit begann im Hauptquartiere zu Audenarde und war um so erfreulicher für ihn, als sein Verhältniß zu Wallmoden immer vertrauter wurde. Das Mistrauen und die Uneinigkeit zwischen den Hauptquartieren der Verbündeten, der schleppende und äußerst verworrene Gang der Kriegsoperationen, der Rückzug der englischen und hannöverschen Truppen nach Holland mußten auf seinen energischen und sachlichen Geist den traurigsten Eindruck machen; nichtsdestoweniger entledigte er sich aller ihm zu Theil werdenden Aufträge mit dem größten Eifer und der thätigsten Hingebung. So hatte ihn der Herzog von York, der nunmehr seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf Holland und dessen Vertheidigung richtete, nach Ostende geschickt, um Ansichten, Vorschläge und Maßregeln für die Vertheidigung des Landes an Ort und Stelle zu fassen, die denn auch Scharnhorst in drei Aufsätzen darlegte und dem Herzoge durch Wallmodens Vermittelung übersenden ließ.

Inzwischen waren die hannöverschen Truppen in eine Lage gerathen, deren Schwierigkeiten von Tag zu Tag sich steigerten. Denn solange sie mit den Oesterreichern gekämpft hatten, waren sie von den Feldherren derselben stets in wenig rücksichtsvoller Weise behandelt worden; und als sie nun unter dem Herzoge von York ausschließlich mit den Engländern und Holländern vereinigt wurden, hatten sie nicht allein von der Widerwilligkeit der Oesterreicher zu leiden, sondern sahen sich zugleich dem hochfahrenden Benehmen der Engländer und der nachlässigen Schwerfälligkeit der Holländer preisgegeben. Und wenn auch unter dem Feinde entstandene Uneinigkeit das rasche Vordringen desselben hemmte, so daß der Rückzug der Verbündeten im Ganzen ohne Beunruhigung erfolgen konnte, so wurde doch die bedenkliche Lage der Hannoveraner um nichts geändert, zumal da auch der Erbprinz von Oranien mit den Holländern in fortgesetztem Rückzuge begriffen war. Gerüchte von treuloser Verrätherei fanden ihren Weg bis zu dem gemeinen Mann; die fortwährenden Niederlagen und die schmachvolle Retraite einer Armee, die noch vor wenigen Wochen den Sieg an ihre Fahnen fesseln zu können glaubte, schienen nur entweder in der Verrätherei der Commandirenden oder in höheren, ebenfalls

durch Verrath erwirkten Befehlen eine genügende Erklärung zu finden. Immer mehr wurde die Zusammengehörigkeit der einzelnen Armeen zersplittert und damit jedes Ineinandergreifen der Operationen illusorisch gemacht. Auch hatte die österreichische Armee alles Vertrauen zu ihrem Führer verloren, und von verrätherischen Umtrieben war allenthalben bei ihr die Rede. Zwar erbot sich das englische Cabinet zur Zahlung neuer Subsidien und bestimmte so den Kaiser von Oesterreich zu dem Versprechen, Holland mit Nachdruck zu vertheidigen und den Oberbefehl seiner Armee dem Feldzeugmeister Clairfayt anstatt des Prinzen von Koburg zu übertragen. Clairfayt entwarf denn auch mit den Anführern der Verbündeten einen Plan zu einer neuen Offensivoperation, aber als die unabweislichen Forderungen des Augenblicks zum Handeln an ihn herantraten, entschuldigte sich auch er gegen den Herzog von York, noch keine Weisungen zum Angriff von Wien aus erhalten zu haben. Nichts war daher natürlicher, als daß die vereinsamten hannöverschen Truppen an Hollands Grenze vergebens dem überlegenen Feinde zu trotzen versuchten und sich damit bescheiden mußten, ihre Waffenehre zu behaupten.

Unter solchen Verhältnissen sehen wir Scharnhorst seine besten Kräfte an eine schon verlorene Sache setzen. Auf dem Rückzuge hatte der Herzog von York dem General von Hammerstein die Direction sämmtlicher Vorposten übergeben. Eine besondere Aufmerksamkeit für den General war es, daß ihm Wallmoden unsern Scharnhorst zur Unterstützung in jenem schwierigen Auftrage schickte. Scharnhorst aber stand dem Helden von Menin auf dem Marsche mit Rath und That zur Seite und versäumte nicht in dieser Zeit, die Festungen Willemstadt, Klunder und Breda, über welche er ein Resumé für den Herzog verfaßte, in Augenschein zu nehmen. Bis zum Anfang des Septembers blieb er in solcher Thätigkeit bei den Vorposten unter Hammerstein.

Obgleich der Rückzug der alliirten Armee unter dem Herzoge von York auf mancherlei Widerspruch, besonders in der Ferne, stoßen mußte, so blieb doch keine andere Wahl, als ihn fortzusetzen, da gegen das energische Andringen des Feindes weder von den Oesterreichern noch von den Holländern nachhaltiger Succurs zu erwarten stand. So wurden die theils in den Festungen, theils auf dem Rückzuge hart mitgenommenen hannöverschen Truppen in eine stets peinlicher werdende Lage verwickelt. Im September kehrte Scharnhorst in das Hauptquartier zu Afferten zurück, um sich jedoch bald darauf wiederum zu Hammerstein zu begeben.

Schon in der Mitte des Monats sah sich der Herzog gezwungen, sich zum Rückzuge hinter die Maas zu entschließen, während die Nachhut unter Hammerstein vor der Festung Grave auf dem linken Ufer des

Flusses zur Beobachtung des Feindes zurückblieb. Indessen war durch die ausgedehnten Stellungen an der Maas eine neue Zersplitterung der Streitkräfte der Verbündeten herbeigeführt worden. Die Franzosen aber unter Pichegru drangen unaufhaltsam vor und wußten jeden Vortheil auszunutzen. Die festen Plätze Herzogenbusch und Crevecoeur, sowie Venloo fielen in ihre Hände. Bald glaubte sich der Herzog auch hinter der Maas nicht mehr sicher und erließ den Armeebefehl, vom 5. bis 7. October bei Nimwegen auf das rechte Ufer der Waal überzugehen. Durch diesen Rückzug hinter die Waal geriethen die Festungen Grave und Nimwegen in die augenscheinlichste Gefahr, weshalb der Herzog sich bewegen ließ, den größten Theil der Armee unter die Kanonen von Nimwegen zu dirigiren. In Folge der Nachlässigkeit der Holländer war auch diese Festung in so wenig vertheidigungsfähigem Zustande, daß Scharnhorst, den Wallmoden schon im Anfange October an den Herzog dahin vorausgeschickt hatte, hier die Gelegenheit finden sollte, seine allseitige Tüchtigkeit von neuem zu bewähren.

Nachdem Hammerstein einen wirksamen Ausfall gegen die Werke der Belagerer ausgeführt hatte, eröffnete aber der Feind ein so wirksames Feuer, daß mit Beschädigung der einzigen Schiffbrücke die ganze Garnison Gefahr lief, von aller Hülfe abgeschnitten zu werden. So mußte Wallmoden die Festung räumen; am 7. November zogen die englischen und hannöverischen Truppen über die wiederhergestellte Brücke aus der Stadt, um nach Arnheim zu marschiren. Nach dem Verluste von Nimwegen kehrte der Herzog von York mit Erlaubniß des Königs nach England zurück und statt seiner wurde der Graf von Wallmoden als ältester hannöverischer General zum Oberfeldherrn des verbundenen englisch-hannöverischen Heeres ernannt.

Während nun der Feind, der den Uebergang über die Waal zu forciren suchte, anfangs nicht ohne Verluste durch die wachsamen Truppen Wallmodens zurückgeschlagen wurde, so wurde doch bald der Decemberfrost, der die Maas und Waal gefrieren machte, sein bester Bundesgenosse; die Ueberschwemmungen, das Hauptschutzmittel der Vertheidiger, verloren ihren Zweck; der Frost schlug dem Feinde die Brücken und die Hoffnungen Wallmodens auf einen erfolgreichen Widerstand begannen mit jedem Tage mehr zu sinken. Scharnhorst theilte redlich mit dem verehrten Feldherrn Mühe, Sorge und Gefahr; bald im Hauptquartier, bald bei den Truppen und den Vorposten war er darauf bedacht, das Vertrauen des Obergenerals zu rechtfertigen. Ende December befand er sich wiederum im Hauptquartier zu Arnheim, wo ihn seine Functionen als Aide-Quartiermeister in Anspruch nahmen.

Den 4. Januar brach das Hauptquartier aus Arnheim auf; die Engländer dirigirten sich nach Utrecht, die Hannoveraner nach Amerongen. Am 6. hielt man in Utrecht einen Kriegsrath, dem auch Scharnhorst beiwohnte, in welchem beschlossen wurde, daß die zu Hollands Vertheidigung bestimmten Truppen eine gleichzeitige Vorwärtsbewegung gegen den Feind machen sollten, welcher die Waal und die Linge bereits überschritten hatte. Doch vergebens! Mitte Januar war das gesammte französische Heer über die Waal gedrungen; die englischen Generale hatten schon längst die fernere Schlagfertigkeit ihrer, wenn auch zum Theil noch frischen Truppen bestritten; von den durchaus ermüdeten Hannoveranern und Hessen, auf deren Schultern die letzte Zeit fast allein die Last des Feldzuges gedrückt hatte, war eine längere Ausdauer nicht mehr zu erwarten; so glaubte Wallmoden einem allgemeinen Ansturm des Feindes ausweichen zu müssen und trat in der Nacht vom 14. auf den 15. Januar den Rückzug an, womit das Schicksal Hollands entschieden wurde.

Dieser Rückzug in den Monaten Januar und Februar sollte bei der strengsten Kälte, bei dem Mangel an Verpflegung und Kleidung und bei den mühseligen, forcirten Märschen auf spiegelglatten Heideflächen in ungesundem Nebel die Leiden der braven hannöverischen Truppen vollenden. Scharnhorsts dienstliche Stellung machte es ihm möglich, auch hier in der umsichtigsten und rührigsten Weise eingreifen zu können, um an seinem Theile den verlustreichen Rückzug mit Muth und Ausdauer zu fördern. Und dennoch, nachdem die Heerhaufen des Generals Moreau die holländische Grenze überschritten hatten, begann jenes blutige Nachspiel des unglückseligen Feldzuges, das in den Kämpfen an der Vechte und Dinkel bei Bentheim, Gildehaus und Schüttorf das Kriegsdrama beschließen sollte. Die Berichte Scharnhorsts an Wallmoden über diese Ereignisse beweisen, wie sehr der erstere es sich angelegen sein ließ, den mißgünstigsten Umständen energisch Trotz zu bieten.

Schon rüsteten sich in Folge der Affairen bei Schüttorf und Bentheim die Einwohner Osnabrücks zur Flucht vor dem Feinde, schon nahm man in Hannover auf Befehl des Ministeriums auf die Sicherung der hauptsächlichsten Acten Bedacht, als am 5. April 1795 zwischen Frankreich und Preußen der Friede zu Basel geschlossen wurde und die Gefahr eines Einbruchs des Feindes in das Innere Norddeutschlands beseitigte.

Da sich nach dem Abschlusse des Baseler Friedens die Franzosen auf die Behauptung des linken Rheinufers beschränkten, so trat, obgleich Oesterreich und England die Fehde gegen die Republik erneuerten, wenigstens theilweise eine Unterbrechung der kriegerischen Ereignisse ein, die

bis in das folgende Jahr hinüberreichen sollte. Wallmoden hatte sein Hauptquartier in Osnabrück, welches nebst Münster von dem hannöverischen Observationscorps besetzt blieb. Scharnhorst war von Wallmoden aus dem Bentheimischen in das Hauptquartier berufen worden, wo ihm die laufenden Dienstgeschäfte übertragen wurden, während sich der Oberfeldherr auf einige Wochen nach Hannover begab. Am 4. Juni indeß wurde das Hauptquartier nach Diepholz verlegt und Scharnhorst folgte auch dahin, um über die Dislocationen der einzelnen Truppentheile zu wachen. In der Folge erließ der König Georg III. als Kurfürst von Hannover, um die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung in Bezug auf die Neutralität darzuthun, unter dem 29. September eine Verordnung über die Entfernung aller fremden Truppen aus seinen deutschen Landen, und befahl endlich die Auflösung des hannöverischen Heeres und den Rückmarsch aller Regimenter in ihre alten Standquartiere. So zogen im November sämmtliche im Felde gewesenen Regimenter unter dem Jubel der Einwohner in ihre Garnisonen und Standquartiere ein, so kehrte auch Scharnhorst als Major mit der Artillerie nach Hannover zurück. Sobald es ihm verstattet war, eilte er zu den Seinen nach Bordenau, die Gattin trug ihm den zweiten Sohn, den am 20. April 1795 geborenen Friedrich Gerhard August, entgegen. Bald darauf folgte ihm die Familie nach Hannover, wo er in den angesehensten Häusern achtungsvolle Aufnahme fand. Aus dieser Zeit datiren die Anfänge seiner Bekanntschaft mit dem damaligen Oberpräsidenten von Westfalen, dem Reichsfreiherrn von Stein, der in dem Hause seines Schwiegervaters, des Generals von Wallmoden, häufige Besuche abstattete. Bald nahm Scharnhorst mit erneutem Eifer seine literarischen Arbeiten auf, indem er namentlich der Fortsetzung seines „Neuen militärischen Journals", die unter dem Titel „Militärische Denkwürdigkeiten unserer Zeit, insbesondere des Französischen Revolutionskrieges ꝛc." in den Jahren von 1797—1805 zu Hannover in 6 Bänden erschien, ein unausgesetztes Interesse widmete. Auch der Artillerieschule wandte er von neuem seine Aufmerksamkeit zu. Da die Franzosen die nach dem Baseler Frieden festgesetzte Demarkationslinie, durch welche Süd- und Norddeutschland getrennt wurde, zu verletzen begannen, nnd ihre Grenzforderungen geradezu das Thalbett des Rheines in Aussicht nahmen, so erwuchs der Neutralität Norddeutschlands eine offenbare Gefahr, und es schien von Seiten Preußens dringend geboten, durch eine starke militärische Besetzung der Demarcationslinie allgemeine Anerkennung und der preußischen Neutralität nach allen Seiten hin die gebührende Achtung zu verschaffen. So entspannen sich in den ersten Märztagen des Jahres 1796 Verhandlungen zwischen Berlin und Hannover, welche diest Aufellung

einer gemeinschaftlichen bewaffneten Macht in Westfalen bezweckte und in Hannover um so willkommener sein mußten, als letzteres von einer französischen Invasion das meiste zu besorgen hatte. Mit dem Oberbefehl über sämmtliche Truppen des Cordons auf der Demarcationslinie ward der Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig betraut; bald schritten die Vorbereitungen zur Mobilmachung in Hannover rüstig vorwärts, so daß Wallmoden, der Oberanführer aller hannöverischen Truppen, im Juni sein Hauptquartier nach Hoya verlegen konnte, wohin ihn Scharnhorst als Aide-Generalquartiermeister begleitete. Hier beschäftigte er sich mit den militärischen Positionen und der Vertheidigung der Weser und des ganzen Flußgebiets derselben, nicht ohne wiederum schriftliche Berichte darüber für seinen Feldherrn aufzusetzen. Daneben ließ er sich die Sorge um die Beschäftigung der Feldguiden und Ingenieurofficiere angelegen sein, theils um eine genaue topographische Beschreibung der für die Kriegsoperationen bedeutsamen Gegenden zu erzielen, theils um tüchtige jüngere Officiere zur Bildung eines Generalstabes heranzuziehen. Inzwischen wurde über die Formation des Generalstabs, dessen Bildung die neue Mobilmachung als eine unabweisliche Forderung erwiesen hatte, alles Ernstes verhandelt, und auch Scharnhorst wurde von Wallmoden aufgefordert, seine Ansichten hierüber mitzutheilen.

Wie sehr sich der erstere dem letzteren durch diese Arbeiten aufs neue empfohlen hatte, beweist die warme Verwendung des Generals für die Ernennung Scharnhorsts zur der durch den Tod des Generallieutenant von Estorff erledigten Stelle eines wirklichen Generalquartiermeisters, eine Verwendung, die von um so größerer Wichtigkeit war, als der Feldmarschall von Freytag die Absicht hegte, die Stelle dem von ihm begünstigten Oberstlieutenant Hogrewe zuzuwenden. Den 11. November erfolgte denn auch, vom Könige in London bestätigt, die Ernennung Scharnhorsts; eine weitere Freude brachte ihm das zu Ende sich neigende Jahr durch die am 29. December erfolgte Geburt einer Tochter (Anna Sophie Emilie).

Im October hatte Wallmoden eine Zusammenkunft zu Hannover mit dem Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig; hier erfuhr er, daß zur Sicherung der neuen Demarcationslinie in Westfalen ein Observationsheer von 42,000 Mann vereinigt werden sollte, zu denen Preußen 25,000, Hannover 15,000 und Braunschweig 2000 Mann zu stellen sich verpflichtet hätten. Als Hauptlager galt Minden, wo sich das Hauptquartier des Oberfeldherrn befand. Diese Zusammenkunft machte sofort neue Conferenzen Wallmodens und Scharnhorsts in Hoya nöthig, denen wiederum mehrere Aufsätze des letzteren ihre Entstehung verdankten, Ar-

beiten, die ihn mit dem Herzoge von Braunschweig und dessen Generalquartiermeister Lecoq in nähere Berührung brachten und so die nächste Veranlassung zu seinem Rufe in preußische Dienste werden sollten.

Der Frühling des Jahres 1797 war bereits verflossen, ohne daß von den Gegnern etwas Feindliches unternommen worden war. Doch mit der unerwarteten Besetzung der Stadt Fritzlar durch die Franzosen, die für eine augenscheinliche Verletzung der Abmarkungslinie gelten mußte, stieg die gegründete Befürchtung, daß die feindlichen Eroberungsgelüste namentlich Bremen, Hamburg und das Kurfürstenthum Hannover bedrohen möchten. Dieser Gefahr vorzubeugen, ergriffen der Herzog von Braunschweig und Wallmoden sofort ihre Maßregeln und bestimmten die Weser mit ihren Nebenflüssen zum Hauptdefensivpunkte. Ein schon am 23. Juni überreichtes Promemoria Scharnhorsts „über die Märsche der im Hannöverschen und Osnabrückschen cantonnirenden Truppen, wenn sie sich bei Hameln versammeln sollten", zeigt, daß man sich des Ernstes der Lage wohl bewußt war. Gleich regsam war die Thätigkeit im preußischen Hauptquartier zu Minden wie im hannöverischen, und beiden leistete Scharnhorst durch seine mit der größten Umsicht ausgeführten Recognoscirungsreisen die erheblichsten Dienste.

Die persönliche Kenntnißnahme von Scharnhorsts ungewöhnlichen Leistungen und seinen ausgezeichneten Fähigkeiten machte in dem Herzoge von Braunschweig den Wunsch lebendig, jenen für den preußischen Kriegsdienst zu gewinnen. Der König von Preußen zeigte sich diesem Wunsche nicht abgeneigt, zumal er gerade damals den Plan verfolgte, die bisherige Berliner Artillerieschule in eine großartige militärische Academie umzuschaffen, zu deren Einrichtung und Leitung man in Scharnhorst den geeigneten Mann suchte. So wandte sich der Oberstlieutenant von Lecoq in einem vertraulichen Schreiben an denselben, indem er ihm die glänzendsten Aussichten für den preußischen Dienst eröffnete. Obgleich Scharnhorst, der schon früher einen sehr ehrenvollen Ruf nach Dänemark unbedenklich abgelehnt hatte, den hannöverschen Dienst nicht zu verlassen beabsichtigte, so glaubte er es doch der Rücksichtnahme auf seine Familie schuldig zu sein, den vortheilhaften Ruf nach Preußen wenigstens zur Aufbesserung seiner gegenwärtigen Stellung zu benutzen. Wiederum war es die Theilnahme und Verwendung Wallmoden's, die am 1. August die Ernennung Scharnhorsts zum Oberstlieutenant, sowie die Bewilligung einer nicht unbeträchtlichen Gehaltszulage zur Folge hatte. Wichtige militärische Arbeiten aus dieser Zeit bezeugen, wie sehr Scharnhorst bemüht war, die ihm zugefallenen Gnadenbezeugungen durch die That zu rechtfertigen.

Während das zur Sicherheit der Demarcationslinie aus Preußen, Hanoveranern und Braunschweigern zusammengesetzte Obversationscorps zur Abwehr eines feindlichen Einbruchs in das neutrale Gebiet bereit stand, setzten die noch verbündeten Mächte, Oesterreich und England, den Kampf gegen das republikanisch-revolutionäre Frankreich fort. Nach dem am 17. October 1797 zu Campo-Formio erfolgten Friedensabschlusse zwischen Oesterreich und Frankreich erließ der Kaiser Franz II. am 1. November den Aufruf an die Reichsstände, um in Rastatt einen auf der Unterlage der Unverletzbarkeit des Reichs und seiner Verfassung ruhenden Frieden zu vereinbaren. Aber schon am 7. December erklärte der österreichische Gesandte, daß der Frieden von Campo-Formio den Kaiser nöthige, seine Völker vom Kriegsschauplatze zurückzuziehen und in die Erblande zu rufen. Sofort nach der feierlichen Eröffnung der Friedensversammlung zu Rastatt zog Oesterreich seine Kriegsmacht allenthalben zurück, während der französische Feldherr Hatry vorwärts drang. So mußte der kleine Haufen der Reichsvölker das Bollwerk Deutschlands gegen Frankreich, die Festung Mainz, am Ende des Decembers 1797 den Franzosen übergeben. Vor allen war die Lage des Kurfürstenthums Hannover bedenklich, da England an seinem Theile den Krieg gegen Frankreich noch fortsetzte, und die Franzosen ihr Augenmerk auf eine Besitzergreifung Hannovers richteten, obgleich dasselbe ein von England unabhängiger Reichsstaat und außerdem dem neutralen norddeutschen Gebiete zugehörig war.

Hier war, nach dem zu Anfang des Jahres 1798 erfolgten Tode des Feldmarschalls von Freytag, der commandirende General von Wallmoden am 2. Mai vom Könige zum Feldmarschall ernannt worden. Auch in der neuen Stellung behielt dieser das Hauptquartier in Hannover, in welchem Scharnhorst eine rastlose Thätigkeit entfaltete, eine lebhafte Correspondenz mit dem preußischen Hauptquartier in Minden führte und dennoch Muße fand, seinen literarischen Arbeiten von neuem obzuliegen. Mit den jetzigen Lehrern an der Artillerieschule, seinen ehemaligen Schülern, stand er im regen Verkehr, und oft fuhr er mit der Familie nach Bordenau hinaus, wo er im Sommer des Jahres, einen mehrwöchentlichen Urlaub benutzend, den Bau eines neuen Wohnhauses auf seinem Gute unternahm und persönlich leitete, während er mit den Seinen unter einem im nahen Garten errichteten Zelte seine Wohnung aufschlug. Noch heute steht im Garten eine Sonnenuhr, die Scharnhorst damals zur Freude der wißbegierigen Kinder mit eigner Hand angefertigt hatte. Im Frühling des Jahres 1799 war der Bau vollendet, ein Zeugniß, daß es nicht in Scharnhorsts Plan lag, sich freiwillig von seiner Heimath zu lösen.

Und doch sehen wir ihn, noch vor dem Ablauf von 2 Jahren, dem preußischen Kriegsdienste seine Kräfte widmen. Es war eine auferlegte Nothwendigkeit für Scharnhorst und er erfüllte das zwingende Gebot des Schicksals, als er aus den kleineren Verhältnissen widerstrebend heraustrat.

Inzwischen war die Lage Hannovers immer peinlicher geworden. Nach der Auflösung des Rastatter Friedenscongresses war der Krieg von neuem ausgebrochen. Aber alle errungenen Sirge vermochten bei der traurigen Uneinigkeit der Verbündeten keine Früchte zu tragen, während der aus Aegypten zurückgekehrte Bonaparte Frankreichs Macht unter seiner Consularregierung immer höher hob. Obgleich nun das Kurfürstenthum Hannover während der Kriegsereignisse als Mitglied der neutralen Staaten Norddeutschlands und durch die Verbindung mit Preußen hinlänglich geschützt war, so führte doch der am 9. Februar 1801 von Seiten Oesterreichs geschlossene Frieden von Luneville einen totalen Umschwung der deutschen Verhältnisse herbei; der Kaiser Paul von Rußland vertauschte die Feindseligkeit gegen Frankreich mit der eifrigsten Bewunderung desselben und seines regierenden ersten Consuls und trat mit Schweden und Dänemark zu jener „bewaffneten Neutralität“ zusammen, um gegen die willkürliche Durchsuchung neutraler Schiffe zu protestiren und England im äußersten Falle zur Ausübung eines anderen Seerechts für die neutrale Flagge zu zwingen. Da auch Preußen diesem Bündnisse beigetreten war, so konnte es an ernstlichen Reibungen zwischen ihm und England nicht fehlen, die die gegenseitige Erbitterung zu einem Grade steigerten, daß der König Friedrich Wilhelm III. die Besetzung Hannovers für die einzig von den Umständen gebotene Repressivmaßregel erklärte. Bald sollte das anfangs weder in London noch in Hannover Geglaubte zur Wirklichkeit werden, als gegen Ende des Monats April 1801 der General von Kleist mit 24,000 Mann in Hannover einrückte. Freilich schwanden mit der unerwartet schnellen Auflösung des nordischen Bündnisses alle Gründe für Preußen, die Besetzung Hannovers aufrecht zu erhalten; so gab es dem Könige Georg III. das Stammland seiner Väter aus freien Stücken zurück und entfernte noch vor Ablauf des Jahres alle Occupationstruppen aus dem Kurfürstenthume.

Gleich im Anfange jener politischen Verwickelungen hatte der Feldmarschall von Wallmoden die Verbesserung des Heeres ins Auge gefaßt und besonders die Umgestaltung der Artillerie in Angriff genommen. Er setzte mit königlicher Zustimmung zu gründlicher Berathung der Materie eine Commission ein, in welche auch der Oberstlieutenant Scharnhorst gewählt wurde. Bei dieser Gelegenheit arbeitete der letztere mehrere Aufsätze aus, die die Organisation der Artillerie behandelten. Im März 1802

hatte die Commission ihre Arbeiten abgeschlossen, als Scharnhorst schon längst in preußische Dienste übergetreten war. Wenn es bislang sein fester Wille gewesen war, den Dienst seines Landes nicht zu verlassen, so hatte er dafür die Erfüllung seines ebenso gerechten als billigen Wunsches vorausgesetzt, nach seiner Anciennetät ein Cavallerieregiment zu erhalten. Als ihm aber zur Gewißheit geworden war, daß der Geheimerath von Lenthe in London und gewisse einflußreiche Männer von Adel in Hannover die Erfüllung dieses Wunsches mit aller Entschiedenheit zu hintertreiben suchten, so entschloß er sich auf die neuerdings an ihn ergangenen vortheilhaften Anerbietungen Preußens einzugehen. Die in dieser Angelegenheit von Scharnhorst an den Grafen von Wallmoden, der ihm seine Gunst unverändert bewahrte, gerichteten Schreiben lassen erkennen, wie schwer es ihm ward, aus den treu ergriffenen Verhältnissen zu scheiden, und wie das Schmerzliche des Abschieds nur von der Hoffnung aufgewogen ward, seiner Familie in der neuen Stellung größere Garantieen für eine sorgenfreie Zukunft bieten zu können. Scharnhorsts edler und reiner Charakter spricht sich in diesen Briefen völlig aus, und gesellt zu der Bewunderung des Genius die Achtung vor der Rechtschaffenheit des Menschen.

Der durch eine Krankheit des Königs länger verzögerte, förmliche Abschied erfolgte endlich den 19. Mai 1801. In der Mitte des Monats brach Scharnhorst nach Preußen auf, begleitet von den Segenswünschen seiner anhänglichen Schüler, nur ungern entlassen von dem ihm treu ergebenen Wallmoden, einer Zukunft entgegeneilend, die unter den seltensten Aufgaben ihn auf den Gipfel des Ruhms zum Segen des deutschen Vaterlandes geleiten sollte.

C. Taubert.



Die Schicksale der Reichskleinodien und des Kirchenschatzes des aachener Krönungsstiftes während der französischen Revolution.

Westfalen ist während der Stürme der französischen Revolution eine Zufluchtsstätte für so manches linksrheinische und belgische Kloster zur Bergung seiner Kirchenschätze und Archive gewesen[1]).

Auch das aachener Krönungsstift muß schon früh Sorge getragen haben, sowohl die in seinem Verwahrsam befindlichen Reichskleinodien als auch seinen Kirchenschatz und sein Archiv vor den Franzosen zu sichern. Aus den betreffenden Verhandlungen des K. Staats-Archivs zu Münster[2]) ergiebt sich, daß diese Schätze in 21 Kisten verpackt zuerst nach Belgien, sodann in Folge des unglücklichen Feldzuges d. J. 1794 nach Paderborn gebracht und im August jenes Jahres vom Dechanten, zwei Canonici und dem Stiftssyndicus Schieffers dem dortigen Capuzinerkloster zur Aufbewahrung übergeben wurden.

Nachdem die früher in Nürnberg beruhenden Reichskleinodien, welche man 1796 vor den Franzosen gerettet hatte, den kaiserlichen Truppen übergeben worden waren, hielt die kaiserliche Regierung es für angezeigt, auch zur Sicherung der aachener Insignien die nöthigen Schritte zu thun und beauftragte damit den Minister, Reichsgrafen von Westfalen zu Fürstenberg; aller Wahrscheinlichkeit nach in Folge der ihr gewordenen Kunde von der glücklichen Ankunft der Schätze in Paderborn; denn Westfalen erwähnt in einem Promemoria vom 29. September 1798, daß er bereits seit geraumer Zeit in dieser Sache beauftragt und bevollmächtigt sei.

Doch wissen wir Nichts von den früheren Verhandlungen. Auch nachdem er unter dem 9. November 1797 den Frstl. Paderbornschen Geheimen Rath um den Erlaß einer Verfügung an den Guardian des gedachten Kapuzinerklosters ersucht hatte, daß ohne sein Wissen Nichts von

[1]) So wurden auch die Urkunden des St. Petersstiftes zu Löwen von einem seiner Canonici nach Münster geflüchtet, nach dessen Tode vom Professor Heindorf erworben und diesem von der preußischen Archivverwaltung abgekauft. Sie ruhten sodann im K. Staats-Archiv zu Münster bis zum Jahre 1862, wo sie mit einigen andern Archivalien in der liberalsten Weise von Preußen an Belgien zurückerstattet wurden.

[2]) Ursprünglich der reponirten Registratur der K. Regierung zu Münster angehörend, erhielt ich diese Acten im Jahre 1863 auf meine Bitte für unser Archiv.

den Schätzen weggebracht werden dürfe, scheint in dieser Angelegenheit zunächst Nichts geschehen zu sein.

Der Fürstbischof Franz Egon aus dem Westfälischen Hause von Fürstenberg, hatte Bedenken ohne Zuziehung des aachener Capitels und dessen Probstes hierin Etwas zu thun.

Erst die im J. 1798 von der französischen Regierung in Betreff der geistlichen Corporationen des linken Rheinufers erlassenen Gesetze, insbesondere die ihnen auferlegte Angabe ihres gesammten Mobiliar- und Immobiliarvermögens, brachte die Frage wieder in Fluß. Es stand zu fürchten, daß das Krönungsstift zur Wiederbeibringung seines Kirchenschatzes angehalten, und hierdurch auch die Sicherheit der gemeinsam damit aufbewahrten Reichsinsignien gefährdet werden möchte.

Am 20. September 1798 stellte daher Graf Westfalen von Hildesheim aus beim Paderborner Geheimen Rath den Antrag, eine Trennung der Reichskleinodien von dem Kirchenschatze vornehmen und jene seinem Bevollmächtigten, dem Hofrathe Wichmann, übergeben zu lassen. Die Resolution des Geheimen Raths vom 22. September entsprach den Wünschen des Grafen nicht, stellte vielmehr an ihn das Ansinnen, den Landesherrn selbst und direct mit einer Requisition anzugehen und eine Mitwirkung des Stiftes, wenn auch nur in der Person seines Propstes, Grafen von Belderbusch, der sich damals im Hildesheimischen aufhielt, bei Uebergabe der Kleinodien eintreten zu lassen. Doch erging am 5. October auch an den Guardian der Befehl, an Niemanden, auch von Seiten des Stifts, den Kirchenschatz und die Reichsinsignien zu verabfolgen, bevor nicht der Fürst Weiteres über die Trennung Beider befohlen hätte.

Graf Westfalen seinerseits fand es bedenklich den directen Weg einer diplomatischen Requisition zu betreten [1]). Indem das aachener Krönungsstift keine Rechte an den Reichsinsignien, sondern nur die Pflicht habe, für die seiner Obhut anvertrauten Schätze zu sorgen, müsse der Kaiser jetzt, wo dasselbe nicht mehr in der Lage sei, dieser Pflicht nachzukommen, vielmehr der Sicherheit dieses Reichsguts Gefahr drohe, sich ebenso berechtigt als verpflichtet halten, das Stift seiner Obsorge zu entheben und anderweitige Maßregeln in dieser Beziehung zu treffen und dies um so mehr, als „die Verwahrung der Insignien als Kennzeichen der reichsoberhauptlichen Würde eigentlich J. K. M. zustehe" und dieselben „blos zur Vermeidung von Inconvenienzen an einem dritten Orte hinterlegt seien". Die kürzlich vom französischen Gouvernement erlassenen Gesetze

[1]) Vgl. die von ihm an Franz Egon gerichtete Ministerialnote und zwei eigenhändige Privatschreiben vom 29. und 30. September und 8. October 1798.



erheischten jetzt aufs Dringendste die Reichskleinodien sicher zu stellen, und das unter französischer Herrschaft stehende Stift könne bei den hierzu nöthigen Maßregeln nicht zugezogen werden, wenn man diesem selbst nicht Verlegenheiten bereiten und Gefahr laufen wolle, „den Zweck möglichst geheimer Sicherung der Insignien zu compromittiren".

Diesen letzteren Gesichtspunkt begründete der kaiserliche Minister dann näher in einem Privatschreiben an den Fürsten. Er hatte nämlich in der Zwischenzeit mit dem aachener Probst Graf Belderbusch eine Unterredung gehabt, worin dieser ihm seinen entschiedenen Widerwillen, sich in diese Angelegenheit irgend wie zu mischen, dargethan. Seine Bedenken lagen theils in den Verhältnissen seiner Familie, deren ganzes Vermögen unter der Botmäßigkeit der französischen Republik stehe, theils in seiner Stellung als Probst des Stifts. Denn das Capitel würde durch eine directe Requisition in die größte Verlegenheit gesetzt werden, da es allen Grund zu vermuthen habe, daß die Franzosen von dem Schatze nichts wüßten, und es daher Alles darauf ankäme die Sache geheim zu halten. Und nun „in dieser die Würde des Reichs so nahe interessirenden Angelegenheit" sowohl den Fürstbischof als auch den Stiftsprost vor jeder Verlegenheit zu sichern, beantragte Graf Westfalen, daß das fürstliche Geheime-Raths-Collegium dem Capuzinerguardian anbefehlen möge, der Herausnahme der Insignien kein Hinderniß in den Weg zu legen und diese Handlung hierdurch als die seinige und aus seinen Dienstverhältnissen hervorgehende zu isoliren. Die Interessen des Stifts könnten hierbei durch einen ihm ex officio gestellten Mandatar, welcher der Oeffnung der Kisten beizuwohnen habe, wahrgenommen werden.

Diesen Anträgen gab dann Franz Egon in seinem Rescript an den Geheimen Rath vom 10. October 1798 in allen Punkten Folge. Demgemäß wurde dann am 15. October durch Hofrath Everkus als Vertreter der Regierung und den Hofrath Wichmann in Gegenwart des Mandatars des Stifts und zweier Notare zur Oeffnung der Kisten geschritten. Es war nur die Frage, in welcher von den Kisten die Reichsinsignien aufbewahrt seien. Schon hatte man von den wegen ihrer Schwere im Kreuzgange aufgestellten Kisten die eine ohne Erfolg geöffnet, als ein Klosterbruder sich erinnerte, bei der im August 1794 gelegentlich der Bergung der Schätze vom aachener Dechanten vorgenommenen Oeffnung der Kasten gesehen zu haben, daß die Reichsinsignien in einer niedrigen, jetzt auf dem Boden des Klosters befindlichen Kiste von Tannenholz in karmoisinrothen Beuteln bewahrt würden. Diese wurde herbeigeschafft und war in der That die richtige. Ihr Inhalt wurde sofort dem Hofrath Wichmann übergeben, der darüber noch am nämlichen Tage quittirte. Die formelle vom

Grafen Westfalen zu Hildesheim am 22. October 1798 unter seinem großen Siegel ausgestellte Quittung beschreibt nun folgendermaßen die überlieferten Reichsinsiguien:

1. „Einen mit Gold beschlagenen und mit 12 Steinen besetzten Säbel ohne Gehänge.

2. Ein kostbares Kapsel mit den Reliquien des heiligen Stephanus, welches an der einen Seite ganz mit Steinen besetzt, an den Eckseiten aber mit einzelnen, mit verschiedenen Sinnbildern und der Aufschrift Vindicta verzierten Steinen, wie auch oben mit sechs Steinen und fünf Cristallen garnirt ist.

3. Ein Evangelienbuch. Der Umschlag ist mit rothem Sammet bezogen, auf der rechten Seite ist Karl der Große nebst den vier Evangelisten in getriebenem vergoldeten Silber angebracht. Die andere Seite ist mit vergoldetem Silber beschlagen; das Buch selber besteht aus rothem Pergament mit alter Schrift"[1]).

Die Quittung erwähnt aber nicht, daß nach dem Verzeichniß, das Wichmann zu den Acten gegeben hatte, zu dem Schwerte auch noch ein gesticktes Gehänge gehörte, das sich aber bei Eröffnung der Kisten nicht mehr vorgefunden. —

Die angeführten Reichsinsignien sind dann sofort nach Wien geschafft worden, wo sie noch heute beruhen. —

Mittlerweile wurde der Kirchenschatz des Krönungsstiftes auch ferner im Capuzinerkloster zu Paderborn aufbewahrt und erlebte auch dort den Wechsel der Herrschaft.

Aber eben dies Ereigniß war auch für den aachener Bischof Berdolet Veranlassung, die Kirchenschätze des zur Kathedralkirche erklärten aachener Krönungsstiftes von der Preußischen Regierung zu reclamiren, zu welchem Zwecke er den ehemaligen Stiftssyndicus Schieffers, unter dessen Leitung die Schätze früher eingepackt worden, gegen Ende Septembers 1802 nach Paderborn entsandte und zu deren Empfangnahme bevollmächtigte. Das Interims-Geheime-Raths-Collegium konnte ohne Weiteres auf seinen Antrag nicht eingehen und machte hiervon unter dem 2. October höheren Orts Anzeige, was die Preußische Regierung dann veranlaßte, durch ihren

[1]) Nach dem von J. Falke ausgearbeiteten Prospectus zu Fr. Bock: Die Kleinodien des h. Röm. Reichs. Wien 1864, S. 8, sind diese drei Reichskleinodien in dem genannten mir nicht zugänglichen Werke abgebildet. Dieselben entstammten „einer glaubwürdigen Ueberlieferung zufolge" dem Grabe Karls d. Gr. Auf den Evangeliencodex hätten die Kaiser bei ihrer Krönung den Eid abgelegt, der Säbel sei ein Geschenk Harun-al-Raschids an Karl d. Gr. und das Reliquiar in Form einer arcula quadrata enthalte Erde, mit dem Blute des Erzmärtyrers Stephan getränkt.



Gesandten zu Paris ihre Bereitwilligkeit zur Verabfolgung jener Schätze an Verdolet, falls Frankreich seine Requisition bestätige, erklären zu lassen.

Schieffers konnte das Ende dieser Verhandlungen nicht abwarten, und verließ Paderborn. Doch hatte seine Anwesenheit daselbst auch für die Frage der Reichsinsignien ein gewisses Ergebniß geliefert. Aus einem Schreiben der Civilkommission[1]) an die Regierung zu Hildesheim vom 28. October ersehen wir nämlich, daß man bei der Uebergabe der Insignien an den Bevollmächtigten des Grafen Westfalen — wovon die früheren Verhandlungen nichts erwähnen — außer dem Schwerdtgehänge auch das cingulum imperatoris, „womit die kaiserliche Kleidung zugebunden wird" vermißt hatte. Man fragte jetzt Schieffers hiernach, es gelang ihm in der That, in dem zweiten auf seine Veranlassung geöffneten Kasten zwei seidene mit Gold eingefaßte Gürtel in einem ledernen Beutel aufzufinden. Der ältere von diesen, der „vom Kaiser Karl den Großen, nach anderer Meinung von Karl V. herrühre, wurde von den beiden K. K. Geheimeräthen, dem Freiherrn von Fürstenberg und dem Grafen von Westfalen, sowie von dem Paderborner Dombechanten Grafen von Kesselstadt[2]) einstimmig als derjenige erkannt, den der regierende Kaiser Franz II. bei seiner Krönung (14. Juli 1792) gebraucht, während der andere Gürtel nur ein aus Vorsicht angefertigter neuer wäre, für den Fall, daß der alte ganz unbrauchbar werden sollte. Da der Graf von Westfalen auf Befragen es ablehnte, sich mit der Zurückgabe des cingulum imperatoris an die kaiserliche Regierung zu befassen, indem sein Auftrag aufgehört habe und er mit derselben in keiner Verbindung mehr stehe, so übersandte die Civil-Commission den Beutel mit beiden Gürteln der Preußischen Regierung zu Hildesheim und suchte sodann unter dem 3. November 1802 von Schieffers die Nummer des Kastens zu erfahren, in welchem das verlorene Schwerdtgehänge beruhe. Doch ohne Erfolg, trotzdem daß auch die Hildesheimer Regierung in gleicher Richtung ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte. Indem sie die Civil-Commission am 11. Januar 1803 benachrichtigte, daß die französische Regierung — durch eine Note Bignons vom 18. December 1802 — die Reclamation Verdolets bestätigt habe und sie zur Herausgabe der Kirchenschätze an dessen Mandatare ermächtigte, veranlaßte sie dieselbe, die Kisten vorher öffnen und nachsehen zu lassen, ob sich Kostbarkeiten oder Papiere anderer Klöster darin vorfänden und wäre dies der Fall, diese davon zu trennen und

[1]) So heißt sie im Jahre 1802; im folgenden Jahre aber führt sie den Titel „Special-Organisations-Commission".

[2]) Vgl. über ihn die Notiz am Schlusse unserer Mittheilung.

demnächst darüber zu berichten. Wenn aber „noch mehrere zur Kaiserkrönung gehörige keinen innern Werth habende Sachen" wie die mit Bericht vom 28. Oktober 1802 eingesandten, hierbei zum Vorschein kämen, so wären solche von dem aachener Kirchenschatze zu separiren und zur weiteren Verfügung nach Hildesheim einzusenden.

In der That aber haben sich weitere Pertinenzien der Krönungsinsignien, insbesondere das Schwerdtgehänge nicht vorgefunden.

Mit dem Erlasse vom 11. Januar 1803 tritt in diesen Verhandlungen eine mehr als einjährige Stockung ein; ich weiß nicht zu sagen, aus welchen Gründen. Erst eine an den Grafen von Haugwitz gerichtete Note des französischen Gesandten zu Berlin Laforest vom 22. Januar 1804 veranlaßte die Preußische Regierung durch Rescript d. d. Berlin 23. Februar 1804 die Münstersche Kriegs- und Domänenkammer zu beauftragen, die Auslieferung des Kirchenschatzes an die legitimirten Bevollmächtigten des Bischofs von Aachen durch die Regierungsdeputation zu Paderborn, resp. den dortigen Landrath von Elverfeld bewirken zu lassen. Doch sollte auch hierbei Sorge getragen werden, daß falls in den Kisten noch einige zur Kaiserkrönung gehörige Insignien oder Kleinodien befindlich sein möchten, diese ohne Aufsehen bei Seite gelegt und darüber noch weiter berichtet würde.

Auf Grund der Vollmacht des aachener Bischofs Marc Antoine Berdolet vom 28. Mai 1804 wurden in der That vom 7. Juni desselben Jahres dem Viceprobst J. Fr. Schmets und dem ehemaligen Kapitelssyndicus N. J. Schieffers sämmtliche Kirchenschätze des früheren Krönungsstiftes in der Weise ausgeliefert, daß man jede einzelne Kiste öffnete und ihren Inhalt durch Vergleichung mit dem von den Bevollmächtigten producirten Inventar constatirte. Das Resultat war überall ein befriedigendes. Hinsichtlich der 7. Kiste, welche die Reichsinsignien enthalten, begnügte man sich mit einer beglaubigten Abschrift von der Quittung des Herrn Raths Wichmann.

Von den im Einzelnen hier nicht weiter in Betracht kommenden kirchlichen Schätzen zählen wir zum Schlusse noch diejenigen auf, an welche sich ein gewisses historisches Interesse knüpft. Es enthielten nach dem von Schmets und Schieffers quittirten Inventar vom 8. Juni 1804 Kiste I: Pugio B. Caroli magni. II: caput divi Caroli magni. III: Brachium Caroli magni [1]). V: Crux aurea Lotharii imperatoris. VIII:

[1]) Ein undatirtes, in schlechtem Französisch verfaßtes Verzeichniß nennt II. und III. le crâne de Charlemagne, l'os du bras de Charlemagne enchassés dans de l'argent.

Turris argentea deaurata cum brachio S. Caroli magni. IX: Cornu Caroli cum mensura brachii [1]). X: Cappae quatuor Caroli V. Cappae quatuor Isabellae. Cappa Leonis papae [2]).

Diese historischen Werthstücke werden sich wohl noch jetzt sämmtlich in Aachen vorfinden.

Notiz über den Paderborner Domdechanten Grafen Christoph von Kesselstadt.

Indem Hermann Grimm in seiner kleinen Abhandlung über Shakespeare's Todtenmaske [3]) bemerkt, daß dieselbe aus der Sammlung des 1843 in Mainz verstorbenen Domherrn Grafen Franz von Kesselstadt herrühre, richtet er an alle die, welche im Stande sind, über die Grafen von Kesselstadt Näheres mittheilen, das Ersuchen, diese Notizen an ihn oder an Herrn Dr. Becker in Darmstadt gelangen zu lassen.

Die Ahnentafel 652 im Archive des Münsterschen Domcapitels, dessen Mitglied der spätere Paderborner Dombechant Graf Christoph von Kesselstadt ebenfalls war, giebt seine Ascendenz folgendermaßen an: Hugo Kasimir Edmund Graf von Kesselstadt und Catharina Elisabeth Freiin Knebel von Katzenellnbogen — Karl Friedrich Melchior Freiherr von Kesselstadt und Maria Isabella Theresia Gräfin von Frens — Casimir Friedrich Freiherr von Kesselstadt und Anna Clara Freiin von Metternich — Johann Eberhard von Kesselstadt und Anna Antonetta von Orsbeck zu Wernich. Hiernach bietet seiner Abstammung keine Beziehung zu England und kann nicht die Thatsache constatiren, um die es Hermann Grimm besonders zu thun ist, daß nämlich ein Mitglied dieser Familie im 17. oder 18. Jahrhundert Reisen nach England gemacht und von dort jene Todtenmaske mitgebracht habe. Die sonst über den Grafen Christoph vorliegenden Nachrichten ergeben nur, daß er den 30. August 1757 geboren war und bei seiner am 5. Februar 1798 im Münsterschen Domcapitel erfolgten Emancipation ein testimonium biennii rite absoluti in universitate Rhemensi präsentirt hat.

Ein Kunstfreund war Graf Christoph auch. Dies beweist der nicht sehr rühmliche Umstand, daß er seine Stellung als Paderborner Dom-

---

[1]) Dies heißt ebenda: le cor de chasse de Charlemagne avec ses ornemens.

[2]) Abgebildet bei Falke S. 14; dessen Mittheilungen S. 7 überhaupt hiermit zu gleichen sind.

[3]) Ueber Künstler und Kunstwerke. II. Jahrg. 1867. S. 209—215.

dechant benutzte, um die kostbarsten und auch äußerlich werthvollsten Handschriften des Domcapitels und des Klosters Abdinghof sich anzueignen und im Jahre 1806 der Bibliothek des ehemaligen Trierschen Domcapitels zu überweisen. In der Dombibliothek zu Trier beruhen diese Handschriften noch heute [1]), wo der Unterzeichnete im Jahre 1865, Herr Dr. Ernst Friedländer in dem Jahre 1870 und 1871 mit Genehmigung des hochverdienten Domprobstes Dr. Holzer diese für die Paderbornsche Landesgeschichte so höchst wichtigen Documente benutzen konnten.

Jedenfalls werden Herr Dr. Holzer, sowie der Archivrath Eltester in Coblenz im Stande sein, über die seit dem 14. Jahrhundert im Erzbisthum Trier angesessene Familie derer von Kesselstadt nähere Auskunft zu ertheilen.

R. Wilmans.

Bibliographie.

Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde des Herzogthums und Erzstifts Magdeburg. 6. Jahrg. 1871. 2. Heft. Herausgegeben vom **Vorstande des Magdeburger Geschichts-Vereins.** Magdeb. 1871. 8.

S. 160—201. E. Jacobs, Ein bisher unbekanntes während der Belagerung von Magdeburg im Jahre 1550—51 gedrucktes niederdeutsches Gesangbuch nebst einer Uebersicht über die geistig-literarischen Schutz- und Trutzwaffen der Belagerten. — [Beschreibung des bisher unbekannten Gesangbuches und Darlegung des literarischen Kampfes, der mit den Mitteln des Witzes und Spottes, der Belehrung und der Abwehr, des volksthümlichen Liedes, des geistlichen Gesangs und des Gebets, von Magdeburg aus gegen das Augsburger Interim geführt wurde.]

S. 202—224. G. A. v. Mülverstedt, Laien in deutschen Hochstiftern. — [Verf. führt drei Beispiele aus den Jahren 1184 (Halberstadt), 1186 (Halberstadt) und 1225 (Magdeburg) zum Beweise an, daß auch bei Hochstiftern Personen in einem ähnlichen Verhältnisse zugelassen wurden, wie die Laienbrüder der Klöster.]

S. 225—240. Holstein, Inscriptiones Magdeburgenses. Die an öffentlichen und Privatgebäuden der Stadt Magdeburg befindlichen Inschriften.

S. 241—250. K. Scheffer, Ein Beitrag zur Topographie der Neustadt-Magdeburg aus der Zeit ihrer höchsten Blüthe vor 1625.

S. 250—264. G. A. v. Mülverstedt, Verzeichniß der im heutigen landräthlichen Kreise Magdeburg früher und noch jetzt bestehenden Stifter, Klöster, Capellen u. s. w. Forts.

S. 265 ff. Miscellen u. s. w.

---

[1]) Vgl. Pertz Archiv VIII. 23. 606 ff. Nr. 5. 31. 64. 102. 118. 123.

3. Heft.

S. 289—320. L. Götze, Beitrage zur ältesten Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. I. Die Drucker des 15. Jahrhunderts. IV. Moritz Brandis 1491—1504.

S. 321—354. Eine alte Magdeburgische Kirchen-Ordnung vom Jahre 1400 ca. Ins Deutsche übertragen und erläutert von F. Danneil. [Vorläufig wird nur eine systematische Uebersicht über den Inhalt dieser Kirchenordnung gegeben, die für die Kenntniß der Kirchenverfassung und Kirchenverwaltung, so wie des kirchlichen Lebens im letzten Jahrhundert vor der Reformation um so wichtiger ist, als sich ihre Geltung nicht etwa nur auf den bischöflichen Sprengel von Magdeburg, sondern auf die gesammte Magdeburgische Kirchenprovinz erstreckte, d. h. also auch auf die Bisthümer Meißen, Merseburg, Naumburg, Havelberg und Brandenburg.]

S. 355—359. G. A. v. Mülverstedt, Erzbischof Wilbrands Wahl und Weihe im Jahre 1235. — [Beweis, daß beide noch innerhalb des genannten Jahres erfolgten.]

S. 360—389. A. Fischer, Zur Geschichte der Magdeburgischen Gesangbücher. Forts.

S. 390—401. G. A. v. Mülverstedt, Das Deichrecht des Gerichts Plote aus dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunders. — [Die hier zum ersten Male gedruckte Deichordnung, wohl die älteste der bis jetzt bekannten, ist ebenso lehrreich für die Geschichte des Deichwesens, wie für die Topographie des Landes Jerichow und des Gebietes der Edlen Herren von Plote (Plotho), deren Stammschloß Parey im 15. Jahrhundert durch eine Elbüberschwemmung vernichtet wurde.]

S. 402—421. E. Jacobs, Ein Zaubereiprozeß zu Egeln im Jahre 1612.

S. 422—439. Lisch und v. Mülverstedt, Ueber eine Gemeinschaftsmünze der Edlen Herren Richard von Friesack und Johann von Plotho. — [Diese Münze, ein Unicum aus der Mitte des 13. Jahrhunderts ist wahrscheinlich zu Kyritz von den genannten beiden Geschlechtern in gemeinschaftlicher Ausübung des Münzrechts geschlagen worden. Herr v. M. begründet seine Ansicht, daß die Plotho wendischen Ursprungs seien, die Friesack aber eine jüngere Linie des Dynastengeschlechtes der Jerichow, dessen Nationalität er vorläufig noch unentschieden läßt.]

S. 439—452. Miscellen von Wiggert, Engeln, F. W. Hoffmann und G. A. v. Mülverstedt.

Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. 11. Band. 1871. Wiesbaden gr. 8. — Nebentitel: **Beiträge zur Geschichte des nassauischen Alterthumsvereins und biographische Mittheilungen über dessen Gründer und Förderer.** Einladungsschrift zu der am 5. December 1871 stattfindenden 50jährigen Gedächtnißfeier der Gründung des Vereins. **Von K. Schwartz.** [Verf. giebt auf S. 1—77 die Geschichte des Vereins, auf S. 77—387 die Biographien des Pfarrers Luja (geb. 1767, † 1847), des Hofkammerrathes Habel (geb. 1747, † 1814), des Geheimerathes von Gerning (geb. 1767, † 1837) und des Archivar Habel (geb. 1792, † 1867), von denen namentlich die letzte mannigfache Beitrage zur nassauischen Geschichte und zur Kenntniß ihrer Quellen enthält.]

Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens. Herausgeg. von **C. Grünhagen.** 10. Band. 2. Heft. Breslau 1871. 8.

S. 239—293. A. Schultz, Topographie Breslau's im 14. und 15. Jahrhundert. Mit 1 Tafel. (Prospect der Stadt.) [Die Untersuchung beschäftigt sich vornehmlich mit der Ermittelung der mittelalterlichen Straßennamen.]

S. 293—314. H. Grotefend, Die Streitigkeiten zwischen Adel und Städten der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer und die Privilegienbücher des Schweidnitz-Jauerschen Adels. — [Hauptgegenstände dieser Streitigkeiten sind das Monopol der Städte, in einmeiligem Umkreise auf dem platten Lande das Brauen nebst dem Bierschanke, den Salzhandel und Handwerke zu betreiben, so wie das Maaß der von Landgütern, welche sich in städtischem Besitze befinden, zu leistendeu Dienste, Abgaben u. s. w.]

S. 315—341. H. Palm, Die Schlesier auf dem böhmischen Generallandtage von 1611. — [Die Beschuldigung, als hätten die Schlesier bei Gelegenheit der Wahl des Matthias zum böhmischen König sich von Böhmen loszureißen versucht, wird actenmäßig widerlegt und nachgewiesen, wie Schlesien vielmehr am Rechte festhaltend, mit den Anmaßungen der böhmischen Stände zu kämpfen hatte.]

S. 342—357. Sommer, Zur Geschichte der Buschprediger im Fürstenthum Jauer. — [Es wird mit einzelnen Beispielen dargethan, wie seit dem westfälischen Frieden bis in das 18. Jahrhundert die schlesischen Protestanten trotz aller Verfolgungen Seitens des katholischen Staates die Nothgottesdienste in Wäldern u. s. w., namentlich in der Gegend von Hirschberg, nicht aufgaben.]

S. 369—372. J. Köstlin, Die Thesen der Disputation des [Breslauer Reformators] Joh. Heß vom 20. April 1524.

S. 373—378. H. Zeißberg, Zwei [lateinische] Gedichte über den unverrichteten Abzug der Polen von den Mauern Breslau's 1474.

S. 379—383. Kämmerer, Die Ausfertigungsformeln in den älteren schlesischen Urkunden.

S. 384—394. A. Knoblich, Die Bibliothek und Verlassenschaft des Dom-Altaristen Th. Keyll, gest. zu Breslau 1504.

S. 395—401. Archivalische Miscellen, mitgetheilt von Trampler, Wattenbach [der einen neuen Beleg für die Annahme beibringt, daß Bischof Wilhelm von Lebus nach erfolgter Resignation im Nürnberger Schottenkloster 1284 gestorben und begraben sei] und Zeißberg.

S. 402—410. H. Grotefend, Die Paternität über das Vincenzstift zu Breslau. — [Die Paternität dieses von 1415—1651 exemten Prämonstratenserklosters ging 1670 an Kloster Bruck über, nachdem sie seit dem 14. Jahrhundert bei Steinfeld in der Eifel, noch früher bei Brezko gewesen war.]

S. 411—480. P. Hein, Nekrolog der Prämonstratenser zu St. Vincenz bei Breslau. Mit einer Einleitung von Grünhagen und chronologisch-heortologischen Erläuterungen von Mache. — [Der hier zum ersten Male gedruckte Nekrolog, dessen Hauptstock der Mitte des 13. Jahrhunderts angehört, ist der älteste unter den bis jetzt bekannten schlesischen und enthält mannigfache Angaben zur Bereicherung der Provinzialgeschichte.]

S. 481—498. Ergänzungen und Berichtigungen zu neueren Schriften auf dem Gebiete der schlesischen Geschichte. Von H. Grotefend und Knoblich.

S. 499 f. Dr. G. Korn. — [Nekrolog des 1838[1]) zu Frankfurt a. d. O. geborenen, am 18. August 1870 bei Gravelotte gefallenen Archiv-

[1]) 1837 nach einem von Th. Oelsner verfaßten, im 48. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur S. 292—294 abgedruckten Nekrologe.

Sekretärs am Staats-Archive zu Breslau G. K., des Herausgebers der schlesischen Urkunden zur Geschichte des Innungswesens und des Breslauer Urkundenbuches.]

Achtundvierzigster Jahres-Bericht der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Breslau 1871. 8. — [Enthält in den Berichten über die Thätigkeit der verschiedenen Sectionen der Gesellschaft eine Fülle von kurzen Notizen, die zum großen Theile Beiträge zur Landeskunde Schlesiens bieten. Ausführlichere Berichte haben geliefert: G. Limpricht über den Schlawa-See (Kreis Freistadt) S. 106—118; Milde über die Standorte schlesischer Moose und Farne S. 121—130; Engler, Verzeichniß der im Jahre 1870 bekannt gewordenen Fundorte neuerer und weniger häufiger Phanerogamen Schlesiens S. 131—141; Grätzer, Statistik der Epidemie von Flecktyphus in Breslau 1868—69 S. 177—180; Galle, Allgemeine Uebersicht der meteorologischen Beobachtungen auf der Königlichen Universitäts-Sternwarte zu Breslau im Jahre 1870 S. 267—270; Th. Oelsner, Nekrologe der im Jahre 1870 verstorbenen Mitglieder der Gesellschaft S. 271—311; u. s. w.

Berichte (Nr. 31) des Vorstandes der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer 1869—71. Kiel 1872. 4. — [Enthält eine Reihe von Nachrichten über antiquarische Funde, die in streng wissenschaftlicher, namentlich auch von der dilettantischen Neigung, überall Pfahlbauten zu entdecken, freier Weise behandelt werden. Ausführlicher berichtet H. Handelmann über eine Juni 1871 im großen Moor des Kirchspiels Bornhöved aufgefundene Leiche; es sind jetzt 12 solcher Funde von Moorleichen bekannt, nämlich 1 aus Irland, 1 aus Ostfriesland, 3 von dänischen Inseln, 4 aus Jütland, 3 aus Schleswig-Holstein.]

32. Bericht über das Wirken und den Stand des historischen Vereins zu Bamberg im Jahre 1869. Bamberg 1869. 8. — [In dem auf S. 115—187 abgedruckten Verzeichnisse der Kanoniker des alten Domstifts in Bamberg werden auch drei Söhne des Markgrafen Friedrich des Aelteren zu Ansbach und Baireuth, jüngeren Bruders des Kurfürsten Johann Cicero, aufgeführt, nämlich der Markgrafen Albrecht (geb. 1490), später Hochmeister und dann Herzog in Preußen, Gumprecht (geb. 1503) und Johann Albrecht (geb. 1499), von denen der erste im Jahre 1509, der zweite 1511, der dritte 1521 zur Präbende gelangte.]

Druck von G. Hornberg in Berlin, Wilhelmstraße 21.

Scharnhorsts Wirken für den preußischen Staat, 1801—1813.

(Vergl. das Märzheft dieser Zeitschrift.)

Das Leben des Generals von Scharnhorst, nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen dargestellt von Georg Heinrich Klippel. Leipzig, F. A. Brockhaus. 3 Bde. 1869—1871.

Nach seiner Ankunft in Berlin wurde Scharnhorst zum Könige Friedrich Wilhelm III. berufen, der ihn in wohlwollender und ermuthigender Weise empfing. In Folge dieser Audienz wurde er mittelst Patent vom 14. Juni 1801 als Oberstlieutenant im dritten Artillerie-Regiment, dessen Garnison Berlin war, angestellt und zugleich mit einem Theile des Unterrichts in der Akademie für junge Officiere betraut. Die neuen Dienstverhältnisse waren anfangs mit mancherlei Unannehmlichkeiten verknüpft, weshalb Scharnhorst zunächst eine gewisse Zurückhaltung zu beobachten für nöthig fand. „Ich kenne," schrieb er am 24. Juli von Berlin aus an seine Gattin, „ich kenne jetzt hier ziemlich den gesellschaftlichen Umgang und bin fest entschlossen, daß wir gar keinen haben wollen. — Ich habe die Partie ergriffen mit jedem gut zu sein und ich werde mich durchaus zu keiner Partei schlagen, mit keiner einlassen, sondern immer neutral bleiben. Dies hat zwar sein Unangenehmes, aber man kommt damit auf die Zukunft doch am weitesten. — Ob ich hier Freunde habe oder bekomme, weiß ich nicht, man versichert es mir aber."

Besonders schwierig gestaltete sich das Verhältniß zu den Officieren der preußischen Artillerie. Der Generalinspecteur derselben, Generallieutenant von Meerkatz, genoß das besondere Vertrauen des Königs; an der Spitze des Artillerieregiments, in das Scharnhorst eingetreten war, stand der Generalmajor von Tempelhof, der, in der Schule des großen Friedrich aufgewachsen, sich gegen die seit der französischen Revolution

eingeführten Neuerungen in der Kriegführung ablehnend verhielt und auf eigene Verdienste pochend Scharnhorst nicht nur seinen schriftstellerischen und militärischen Ruf, sondern mehr noch die Gunst des Herzogs von Braunschweig und des Königs mißgönnte. Von gleichem Neide war ein großer Theil der übrigen Stabsofficiere des Regiments erfüllt, die überdies, an Jahren älter als Scharnhorst, denselben als einen parteiisch begünstigten, willkürlich eingeschobenen Eindringling mit scheelen Augen anblickten. In diesem Kreis war die Parole, Scharnhorst ihre Mißachtung auf jede Weise öffentlich fühlen zu lassen. Die Gleichmäßigkeit des Betragens und die besonnene Zurückhaltung, mit der Scharnhorst dies herausforbernde Benehmen erwiderte, wurde ihm als Schwäche ausgelegt und reizte seine Gegner nur noch mehr, so daß sie sich so weit fortreißen ließen, ihm seine bürgerliche Abkunft vorzuwerfen und seine etwas vorgebogene Körperhaltung und den weichen hannoverschen Accent seiner bedächtigen Sprache zu verspotten. Unter solchen peinlichen Eindrücken seiner kameradschaftlichen Verhältnisse erwartete Scharnhorst seine in Hannover zurückgebliebene Familie, deren Uebersiedelung nach Berlin im November 1801 erfolgte. Seine Muße widmete er der Abfassung kriegswissenschaftlicher Aufsätze für die „Militärischen Denkwürdigkeiten", indem er sich immer mehr der Ueberzeugung hingab, daß eine völlige Umwandlung des deutschen Kriegswesens nach den Erfordernissen der Zeit durchaus geboten sei, wenn man der siegreichen Eroberungssucht der Franzosen mit Erfolg widerstehen wolle. Um dieser Ansicht auch im preußischen Heere größern Raum zu verschaffen, betheiligte er sich an der Herausgabe des Militärkalenders für 1804, für den er selbst „Die kritische Uebersicht des Feldzuges in den Niederlanden 1793" lieferte. Bei der widerwilligen Aufnahme, die seine schriftlich eingereichten Vorschläge zur Verbesserung der Artillerie bei den Officieren seines Regimentes fanden, mußte er die Resignation üben, auf dem ihm eigensten Gebiete vor der Hand nicht nach Wunsch zu wirken, und richtete daher seinen ganzen Eifer auf den ihm übertragenen Unterricht der jüngeren Officiere der Infanterie und Cavallerie, wobei ihm Anerkennung und Verständniß des Königs in jeder Weise zu Theil wurden. Für den Unterricht der genannten Officiere war bisher im Ganzen wenig geschehen. Es gebührt Scharnhorst das Verdienst, mit der Zustimmung des Königs die bis dahin mangelhafte Lehranstalt zu einer vollständigen Akademie für die jüngern Officiere der Infanterie und Cavallerie erweitert zu haben. Gemeinschaftlich mit dem Generallieutenant von Geusau übernahm er die Direction der Anstalt, der er indeß bei der geschäftlichen Ueberbürdung des Ersteren fast allein vorstand, während der größte Theil des Unter-

richts nicht minder auf seinen Schultern ruhte (1801—05). Aller gelehrten Pedanterie, sowie aller oberflächlichen Vielwisserei in gleicher Weise abhold, betrachtete er die Anstalt als eine akademische, von jedem Schulzwang freie, und äußerte oft, daß, wenn nur einige als tüchtige Generalstabsofficiere und Oberbefehlshaber aus dieser Anstalt hervorgingen, der Zweck derselben erreicht sei. Die in Hannover gemachten Erfahrungen kamen ihm hierbei wesentlich zu statten, den Hauptnachdruck des Unterrichts aber legte er auf den eigentlichen Krieg, womit es ihm endlich gelang, die in des großen Friedrich Einrichtungen allzu einseitig befangenen preußischen Officiere für die Kenntniß der verschiedenen Kriegsarten mehr und mehr zu interessiren und ihr Verständniß für die neue, unter Bonaparte im Kampfe gegen Italien und Oesterreich glänzend entwickelte Kriegskunst zu wecken und zu schärfen. Die wirksame Methode seines Unterrichts und sein Wohlwollen gegen die geistig empfänglichern Schüler verschafften bald seinen Vorlesungen eine eifrige und lernbegierige Zuhörerschaft unter den jüngeren Officieren des Heeres. Das Gedeihen der Anstalt bestimmte nunmehr Scharnhorst, sie zu einer vollständigen Kriegsakademie zu erweitern, für welche er einen umfassenden Plan entwarf. Getreu seinem unvergessenen Lehrer, dem Grafen von Bückeburg, betonte er überall das richtige Selbstdenken vor dem bloßen Wissen der Officiere, und in diesem Sinne wirkte er auf die Lehrer ein. Er betrachtete das Institut mehr als eine Uebungsschule des Verstandes und der Beurtheilung, auf militärische Gegenstände angewandt, als wie ein Lehrinstitut, welches blos durch Vorlesungen nützlich sein soll. So hielt er es für durchaus wichtig, daß die Officiere durch sich aufs Feld beziehende Arbeiten gezwungen würden, ihr Auge an das Terrain zu gewöhnen, dem Terrain ihre Entwürfe anzupassen, und den Gebrauch der verschiedenen Waffen und ihre wechselseitige Unterstützung mit den Vortheilen des Terrains zu combiniren. Besonderes Gewicht legte er auf die nutzbringende, planvolle und doch delicate Correctur der in regelmäßigen Zwischenräumen einzureichenden Arbeiten. „Der Stolz des Lehrers" — sagte er — „muß darin bestehen, daß der größte Theil seiner Zuhörer die wichtigsten Lehren auf eine Art sich zu eigen macht, die mehr seinen Verstand als sein Gedächtniß beschäftigt." — Dieser Entwurf wurde dem Könige überreicht, dessen Beifall er in einem Grade errang, daß in einer vom 21. Juni datirten Cabinetsordre die neue Organisation der Akademie nach Scharnhorsts Plane befohlen wurde.

Wie Scharnhorst durch den Unterricht in der Kriegsakademie den Bildungsgang der jüngern Offiziere förderte, so suchte er durch die Stiftung der „Militärischen Gesellschaft" auch die älteren und angeseheneren

seinen Ansichten vom Kriege und der Kriegführung geneigt zu machen. Im Verein mit 9 achtungswerthen Männern gründete er am 24. Januar 1802 jene Gesellschaft, die eine wechselseitige Mittheilung und Belehrung in allen Zweigen der Kriegskunst bezweckte und Theorie und Praxis in das richtige Verhältniß zu setzen bestimmt war. Bis zu Anfang des Jahres 1805 stieg die Zahl der Mitglieder auf 188. Scharnhorst selbst sagte über die Gesellschaft im Jahre 1803: „Keine Gesellschaft wird so zahlreich und regelmäßig im Verhältniß der Zahl ihrer Mitglieder besucht, als die unsrige, und in keiner herrscht so viel Gemeingeist und freundschaftliche Mittheilung". — Und es scheint, als wenn die Liebe zu den Wissenschaften alle kleinlichen Leidenschaften, von denen die Menschen so oft beherrscht werden, verdrängt hätte; noch nie ist unsere wissenschaftliche Untersuchnng durch irgend einen Zwist oder eine Uneinigkeit gestört worden." 1803 wurde auch der Freiherr Karl von Stein zum Mitgliede ernannt. Die von den Mitgliedern ausgearbeiteten und vorgelesenen Abhandlungen und Recensionen wurden unter dem Titel „Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft" gedruckt und sind in den Jahren von 1802—5 in 5 Bänden erschienen. Es versteht sich von selbst, daß sich Scharnhorst an den Arbeiten der Gesellschaft in hervorragender Weise betheiligte. Dies sein rastloses Streben brachte ihn mit den kenntnißreichsten Männern des preußischen Heeres in nähere Berührung. Die angesehensten Generale mit ihren Stabsofficieren und selbst königliche Prinzen waren Mitglieder der Gesellschaft, ein Umstand, dem Scharnhorst die ehrenvolle Anerkennung seiner geistreichen Ansichten im Kriegswesen und seiner reichen, ewig ergiebigen Kenntnisse im Heere sowohl wie in den höchsten Kreisen zu danken hatte. Freilich blieben ihm auch jetzt noch Gegner genug, die sich etwas damit wußten, sich selbst als die reinen Praktiker, als die Soldaten nach dem natürlichen, gesunden Menschenverstande den gelehrten Offizieren der Militärischen Gesellschaft gegenüberzustellen. Dieser hartnäckige Widerstand, welchen theils das starre Festhalten an dem alten preußischen Kriegssystem, aber auch bloße Eifersucht und Anmaßung, Unverstand und Haß ihm entgegensetzten, fing allmählig an, die ruhige Heiterkeit seines Geistes zu trüben, als im Februar 1803 ein unerwarteter Tod ihm die Gattin entriß. An dem Todestage schrieb Scharnhorst an einen Freund: „Meine mir innigstgeliebte Frau ist nicht mehr. — Wenn es auf innere Güte des Herzens ankam, aufs Gefühl für Leiden anderer, so übertraf sie ihre Nebenmenschen, aber sie war selbst dabei nicht glücklich; von trauriger Gemüthsart floh sie alle Freuden."

Ihrem letzten Wunsche gemäß, wurde Scharnhorsts Gattin auf dem

Platze einer kleinen Anhöhe hinter dem Gutsgarten zu Bordenau bestattet; kaum nach Jahresfrist sollte ihr die jüngste Tochter, Emilie, folgen.

Während Scharnhorst vom häuslichen Leid niedergedrückt wurde, hatten die politischen Verhältnisse eine immer ernstere Gestalt angenommen. Die Insel Malta wurde zum Anlaß, den Antagonismus Frankreichs und Englands durch die Kriegserklärung Englands vom 8. März 1803 zu erneuern. Da Bonaparte England direkt nicht anzugreifen vermochte, sammelte er ein Truppencorps in der Gegend von Nimwegen, dessen Benennung Armée d'Hanovre die feindlichen Absichten auf das Kurfürstenthum verrieth. So entwickelte sich eine der traurigsten Kriegsepisoden der neueren Geschichte. Ohne eigene Schuld und wider alles Völkerrecht wurde Hannover durch den beispiellosen Eingriff Bonapartes in den ganzen bestehenden Rechtszustand des Festlandes einem Kriege entgegengetrieben, der bei der mangelhaften Verfassung des Landes, bei dem kurzsichtigen Egoismus und der verzagten Unentschlossenheit seiner Regierung Land und Heer zu der traurigen Katastrophe führen mußte, die in der schmachvollen Convention von Sulingen, in der Besetzung des Kurfürstenthums durch die Franzosen und in der Entwaffnung und Auflösung der hannöverischen Armee verlief.

Mit großem Schmerze sah Scharnhorst diese Ereignisse; ihn bewegte das bittere Schicksal der Genossen seines ersten Waffenruhms; er sah das tapfere Heer, für dessen Ausbildung er die Kraft seiner Jugend eingesetzt hatte, den Bedingungen eines übermüthigen Gegners preisgegeben; er sah den heimischen Boden dem Feinde überliefert und erkannte den unerhörten Druck, der auf dem unglücklichen Lande lastete.

Wenn er seinerseits von Anfang überzeugt war, daß die unmännliche, überbedächtige Haltung der hannöverschen Regierung, daß das Zurückziehen der Armee ohne Schwertstreich nichts verhütete, wohl aber mit der Gegenwart auch die Zukunft preisgab, wenn er die Ansicht der besseren preußischen Officiere theilte, daß Preußen als der mächtigste Staat Norddeutschland gegen Gewalt zu schützen berufen sei und eine Festsetzung der Franzosen in Hannover der eigenen Sicherheit halber energisch zu verhindern die Pflicht habe, so konnte er doch nichts thun, als die Hannoveraner zu mannhafter Selbstvertheidigung aufrufen und sie an die Zeiten des denkwürdigen Ausfalls aus Menin erinnern. Mit dem Bewußtsein von der Möglichkeit der Rettung des Landes stand er wie ein Lootse da, der die Wege weiß, um das Stranden des Schiffes zu verhüten und doch die Schlaffheit am Bord nicht aufrütteln kann. Der Schmerz über das Schicksal der Heimat, der Kummer um den Verlust der Gattin bei den fortgesetzten Kränkungen und Intriguen der Regiments-

cameraden brachten Scharnhorst zu dem Entschluß, den Dienst in der Artillerie aufzugeben und bei dem Könige um Versetzung in eine andere Stelle nachzusuchen. So wurde Scharnhorst, schon gegen Ende des Jahres 1802 in den Adelstand erhoben, nach einer gnädigen Audienz in den Generalstab versetzt und durch Patent vom 21. Mai 1804 zum Obersten und dritten Generalquartiermeister-Lieutenant ernannt. Mit Recht durfte er diese neue Gnade als eine schlagende Entgegnung auf die Beleidigungen seiner Gegner betrachten, und nie ist ihm das tiefe Gefühl der Dankbarkeit gegen den König erloschen. Dennoch sollte er nicht wieder zu der früheren Heiterkeit seines Wesens gelangen; ein Nachhall der Schwermuth, die in jener Zeit seine Seele überwältigte, begleitete ihn bis an sein Lebensende und verlieh ihm eine Reizbarkeit, welche die davon Betroffenen oft den wahren Kern seines Innern übersehen ließ.

Aber auch im Generalstabe hatte Scharnhorst mit dem Vorurtheile besonders der älteren Officiere zu kämpfen, die in ihm nichts als einen pedantischen Schulmeister erblicken wollten; und überdies hemmte ihn die Einrichtung des erst kürzlich auf Massenbachs Vorschlag organisirten Generalquartiermeister-Stabes in der erwünschten Entfaltung seiner Thätigkeit. An der Spitze des Stabes stand der Generallieutenant von Geusau, der bei seinen anderen vielseitigen Functionen demselben keine besondere Aufmerksamkeit zu schenken im Stande war und sich mit einem äußeren friedlichen Verhältnisse zu den einzelnen Stabsmitgliedern begnügte. Unmittelbar unter diesem standen 3 Generalquartiermeister-Lieutenants, von denen jeder eine Brigade, bestehend aus Stabsofficieren, Kapitänen und Lieutenant-Adjoints unter sich hatte. Der älteste von diesen war der Oberst von Phull, hypochondrisch, verdrießlich, kalt, verschlossen, sarkastisch und egoistisch, aber nicht ohne Gelehrsamkeit; der zweite war der Oberst von Massenbach, reich an Ideen, mit einer aufreibenden, aber nie practischen Thätigkeit, eigensinnig, herrschsüchtig, unfähig Widerspruch zu ertragen; der dritte war Scharnhorst, dem sich die Genannten bald feindlich gegenüberstellten, ihm, welchem die unbestechliche Nüchternheit des Urtheils, ein alles im Lichte der Wirklichkeit prüfender gesunder Menschenverstand, dem jede Unklarheit lästig ist, höher stand als die verlockenden Resultate willkürlicher Combination, scharfes und mühevolles Nachdenken höher als das unstete Spiel der Phantasie. So mußte Scharnhorst auch in der neuen Stellung manchen dreisten Tadel, manche Gehässigkeit und manchen absichtlichen Mißverstand ertragen lernen. Doch behielt er das Ziel unverrückbar im Auge, den leeren, anspruchsvollen und verderblichen Dünkel zu beseitigen und durch Verbreitung gründlicher, dem Nachdenken zu verdankender militärischer Kenntnisse den Geist des Heeres umzuschaffen.

Darum widmete er auch im Generalquartiermeister-Stabe dem Unterricht der jüngern Officiere die größte Sorgfalt, gleichwie in der Militärakademie. „Indem er“ — erzählt Clausewitz, einer der eifrigsten Schüler der Akademie und dem Lehrer nahbefreundet — „für einzelne Begebenheiten die umständlichsten Züge mühsam herbeitrug, besonders für solche, die er selbst mit erlebt hatte, suchte er den Vorgang sich vor den Augen seiner Zuhörer gewissermaßen von neuem zutragen zu lassen; — nach Art eines Geschwornengerichts stellte er ein ausführliches Zeugenverhör an, und ließ nun den gesunden Menschenverstand die Resultate darin finden, wobei sein geübtes Urtheil blos leitete. Da er so von wirklichen Begebenheiten in einer breiten Basis ausging, schienen sich in ihm und den Zuhörern zugleich die allgemeinen Grundsätze von selbst zu bilden — kein wegwerfender Blick auf das Alte, sondern ein unbefangenes ruhiges Auffassen der Eigenthümlichkeiten verschiedener Zeiten und Verhältnisse.“ Freilich sah er sich in der Ausbildung der Officiere des Generalstabes lediglich auf die dritte Brigade angewiesen, da die oben genannten beiden ältern Brigadiers andere Ziele verfolgten und ihre Schüler im Gegensatz zu Scharnhorsts wohldurchdachter Lehrmethode lieber mit genialen Ideen und kunstreichen Theorieen tractirten. „Uns von der dritten Brigade,“ sagt der Freiherr von Müffling, „schien es, als ob in den andern Brigaden viel Egoismus, aber wenig practischer Griff entwickelt sei.“

Inzwischen sollte durch die Mobilmachung der Armee im Jahre 1805 Scharnhorsts friedliche Thätigkeit zuerst unterbrochen werden. Als nach der Besetzung des Kurfürstenthums Hannover die Franzosen sich an der Weser und Elbe festzusetzen und immer größere Truppenmassen heranzuziehen begannen, wurde preußischerseits der Cabinetsrath Lombard an Bonaparte geschickt, um die Räumung Hannovers zu verlangen. Lombard ließ sich von Bonaparte durch erheuchelte freundschaftliche Gesinnungen und mit der Hoffnung berücken, daß Hannover preußisch werden könne. Darauf bot der König dem ersten Consul Preußens und Rußlands Bürgschaft dafür an, daß er während des Krieges gegen England von keiner anderen Macht angegriffen werden solle. Doch ließ Bonaparte der Wegnahme Hannovers bald eine Reihe unerhörter Gewaltthätigkeiten folgen. Nach der im Frühjahr 1804 verübten Ermordung des Herzogs von Enghien, welche den Bruch zwischen Rußland und Frankreich herbeiführte, ließ Bonaparte sich am 18. Mai als Napoleon I. vom Papste zum Erbkaiser der Franzosen krönen, zwang im December des gleichen Jahres Spanien zur Kriegserklärung gegen England und erhob sich im März 1805 zum König der unter dem Namen Königreich Italien in eine Monarchie verwandelten cisalpinischen Republik. England aber nahm die zwischen Frankreich und Rußland eingetretene



Spannung wahr, um im April einen Vertrag mit dem letzteren abzuschließen, der neben der Befreiung Hannovers, Hollands, der Schweiz und Italiens eine feste Verbindung der europäischen Mächte gegen die Uebergriffe Frankreichs bezweckte. Auch jetzt entschloß Friedrich Wilhelm III. sich nicht zur Theilnahme an den unter dem Namen der dritten Coalition wider Frankreich bekannten Bund, auch jetzt wählte er unbedingte Neutralität, zu deren Aufrechterhaltung am 1. September der Befehl zur Mobilmachung von 80,000 Mann erging.

Obwohl sich Scharnhorst mit Entschiedenheit zu der Meinung derjenigen bekannte, die in dem Anschluß an die Coalition und in dem mit Aufgebot aller Kräfte zu führenden Kriege das einzige Heil erblickten, so war doch sein Einfluß in dem neuen Vaterlande noch zu gering, als daß er erwarten durfte, mit seiner mahnenden Stimme Gehör zu finden. Bekümmert über die umdrängenden Wirrnisse einer hochgefährdeten Gegenwart, suchte er Trost und Beruhigung in seinem literarischen Schaffen. Einen ihm vor der Mobilmachung gewährten Urlaub benutzte er zu einem längeren Aufenthalte in Hannover und Bordenau. Seine jüngsten Kinder, Julie und August, waren nach dem Tode der Mutter dahin zu ihren Anverwandten gezogen, während der ältere Sohn Wilhelm in Halle Jura studirte und der Obhut seines Oheims, des Geheimeraths Schmalz, übergeben war. In Hannover angelangt, wurde er Zeuge von der schamlosen finanziellen Ausbeutung des Landes durch die Franzosen, von dem trotzigen Uebermuthe, mit dem sie die Bewohner der Hauptstadt behandelten, sowie von der Brutalität, mit der sie jede deutsche Eigenthümlichkeit zu unterdrücken suchten. Auch der Zustand des Gutes Bordenau, dessen Verwaltung Scharnhorsts Bruder Wilhelm in uneigennütziger Weise übernommen hatte, konnte bei dem herrschenden Druck kein erfreulicher sein. So kehrte Scharnhorst mit schweren Sorgen nach Berlin zurück, voll Empörung gegen die Unterdrücker.

Hatte sich der König anfänglich nicht zur Theilnahme an der dritten Coalition gegen Frankreich bewegen lassen, so änderte er diese Haltung, als Bernadotte trotz aller Zusicherungen Napoleons im October die Neutralität des Ansbachschen Gebiets verletzt hatte. Am 3. November wurde zu Potsdam ein Vertrag zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland geschlossen, nachdem kurz vorher, noch im Einverständnisse mit Frankreich, ein preußisches Heer Hannover besetzt hatte. Als aber nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht von Austerlitz der preußische Minister Haugwitz unter dem 15. December in Wien mit Frankreich den bekannten Vertrag schloß, in welchem Preußen Hannover gegen anderweitige Abtretungen zugesichert erhielt, wurde Preußen sogar in Krieg mit England verwickelt.

Inzwischen erklärte Napoleon die Festung Wesel für französisches Besitzthum und stiftete, ohne irgendwie Preußen zu berücksichtigen, den 12. Juni 1806 unter 16 Fürsten Süd- und Mitteldeutschlands den Rheinbund. Alsbald bot er Großbritannien gegen Zurückgabe des Preußen zugesicherten Kurfürstenthums Hannover insgeheim den Frieden an, und untersagte zugleich den Hansestädten, dem von Preußen als Gegengewicht gegen den Rheinbund projectirten norddeutschen Bunde beizutreten. Da trat der König mit der Entschiedenheit der Erbitterung auf, schloß sich an Rußland an, verlangte die Zurückziehung der Truppen Frankreichs aus Norddeutschland, die Anerkennung des nordischen Bundes und die Abtretung der Festung Wesel, und erklärte, als diese Bedingungen zurückgewiesen wurden, am 9. October 1806 den Krieg an Frankreich.

Daß Scharnhorst die allgemeine Freude, den enthusiastischen Jubel der Berliner über den Entschluß des Königs theilte, auf so viele Beleidigungen französischen Uebermuths mit dem Schwerte zu antworten, ist wohl unzweifelhaft; aber er verhehlte sich die Gefahren nicht, denen der König in dem drohenden Kampfe mit einem so überlegenen Gegner sich aussetzte, und mahnte zur Besonnenheit und Vorsicht. Gegen Ende des Sommers 1805 war er von Hannover auf seinen Posten im Generalstabe zurückgekehrt und brachte darauf unter dem bedrohlichen Wechsel der Zeitereignisse den größten Theil seiner Zeit auf Dienstreisen zu. Als der Krieg mit Rußland und Schweden auszubrechen drohte, wurde er zum Chef des Generalstabes im Heere des Generals von Kalkreuth in Pommern bestimmt, blieb indeß meistens in Berlin, beständig einer plötzlichen Veränderung seiner dienstlichen Stellung gewärtig. Mitte October erhielt er vom Herzoge von Braunschweig den Befehl, sich als Generalquartiermeister nach Hildesheim zu begeben. Indeß wurde er schon in den ersten Decembertagen mit dem Herzog nach Berlin zurückberufen, um an den Berathungen Theil zu nehmen, welche die eingelaufenen Nachrichten vom österreichischen Kriegsschauplatze erheischten. Darauf begab sich Scharnhorst als Generalquartiermeister nach Göttingen und von dort nach Gotha, wo er vorläufig verblieb. Wir theilen einige anziehende Stellen aus seinen von hier an seine Kinder gerichteten Briefen mit.

„Gotha, den 17. December 1805. Meine liebe Julchen, ich überschicke Dir einen Heiligen Krist, für Dich, Mamsel Mayer und Jetten ein Kleid und für August eine Mütze. Ich habe alles selbst ausgesucht und gekauft. Wenn es sich ferner, wie ich nicht zweifle, zum Frieden neigt, und die Unterhandlung sich in die Länge ziehet, so laß ich euch nach Gotha oder Erfurt, wo wir vielleicht bleiben möchten, kommen. — Dazu die ungeheuere Arbeit und Sorgen, die jetzt immer noch mir auf

dem Halse liegen, da der Herzog nicht zurück ist und die Armee noch überdies um 12 Bataillone und 15 Escadrons vermehrt ist. Gern wollte ich auf alles in der Welt Verzicht thun, wenn ich nur 6 Wochen damit machen könnte, was ich wollte. — Aber so dient das Studium von 35 Jahren und einige vielleicht angeborene Talente zu weiter nichts, als daß sie mir meine Carriere unangenehm machen, welches jetzt im höchsten Grade der Fall ist. Ob ich gleich mich in alles gefunden, so kann ich doch noch nicht es dahin bringen, daß ich alles vergesse. —"

„Gotha, den 19. December 1805. Mein lieber Wilhelm, der Geist, welcher in Deinem Briefe herrscht, hat mir so viel Freude gemacht, daß ich Dir gern mehr gäbe, als Du verlangt hast, wenn unser Vermögen es litte. Du sollst indeß das Verlangte den nächsten Posttag oder spätestens Neujahr haben, d. i. Du sollst zu den überschickten 100 Thalern noch 60, oder wenn ich gut aufgeräumt bin, noch 70 haben. Dann aber, mein lieber Sohn, mußt Du, ich bitte Dich dringend, mit dem Festgesetzten auskommen. Du bist zu gut, als daß Du es Deinen Geschwistern, die ja nichts haben, entziehen solltest. Was ein Mensch in seinen Verhältnissen in Hinsicht der Wirkung auf andere, bei der jetzigen Lage, wo es auf die Ehre der Armee, des Monarchen und der Nation ankömmt, thun kann, das habe ich gethan. Jetzt aber von Berlin und der Person des Herzogs entfernt, bin ich ein bloßer Generalquartiermeister der Armee und außer aller wirkenden Verbindung. Du schreibst mir, daß Du, wenn alles über und über ginge, Dich nicht abhalten könntest, mit zu fechten. Dies macht Deinem Muthe und Deinem Patriotismus Ehre. Lerne aber, mein Sohn, diese Tugenden früh besiegen. Sie haben mir von jeher, und vorzüglich auch in diesem Augenblicke, mehr Kummer als irgend ein Laster gemacht. Uebrigens wünsche ich nicht, daß Du jemals als Soldat auftrittst; schwerlich würdest Du hier Befriedigung finden. Den Franzosen würdest Du nicht dienen, und die übrigen Armeen befinden sich größtentheils in solchen Verhältnissen, daß auch bei ihnen in der Zukunft wenige Ehre zu ernten ist. Alter, Schwäche, Unthätigkeit, Unwissenheit und Unmuth auf der einen Seite, Thätigkeit und Entschlossenheit auf der andern. — Die preußische Armee wird von dem besten Geiste beseelt, Muth und Geschicklichkeit, nichts fehlt ihr. Aber sie wird nicht, sie soll nicht, sie kann nicht in der Lage, in der sie ist, in die sie kommen wird, etwas Großes und Entscheidendes thun. Das ist mein Bekenntniß, das ich Dir als Jüngling nicht offenbaren würde, wenn bei diesem Schreiben nicht mein innigst geliebter Sohn vor mir stände, den ich gern in seiner Laufbahn leiten wollte. — — Sollte es Krieg werden, so will ich schon auf den Fall, daß der Tod über

mich waltete, für Euch sorgen, so gut es unter solchen Umständen möglich ist. —"

„Gotha, den 31. December 1805. Es ist mit Dir, meine liebe Julchen, doch wirklich allzu arg. Du könntest mir doch wohl, wenn auch nur ein paar Zeilen, schreiben. — Sobald wir etwas mehr über die Zukunft aufgeklärt sind, werde ich Euch kommen lassen. Bei den so friedlichen Gesinnungen unseres Cabinets bin ich übrigens außer Cours, und werde also nicht anders als bei dem Zurückmarsch nach Berlin kommen, wenn ich nicht Urlaub nehmen könnte. — Doch wer weiß, welche Observations- oder Demarkations-Armeen noch zu Stande kommen. — Ich werde, so viel es zu vermeiden ist, nicht bei derselben angestellt werden, weil man weiß, daß ich zu sehr für den Krieg bin. Selbst die Franzosen haben mich in ihren Zeitungen als einen Bluthund geschildert." —

Am 1. April 1806 erschien das Patent des Königs Friedrich Wilhelm III., wodurch die definitive und vollständige Besitznahme Hannovers erklärt wurde.

Seitdem scheint es, daß Scharnhorst den größten Theil des Sommers mit Ausnahme von 4 Wochen, die er zum Gebrauche der Brunnenkur mit seiner Tochter Julie in Drieburg verlebte, in Hannover verweilt habe. Am 10. August erfolgte darauf der Befehl zu beschleunigter Mobilmachung der Armee, und Scharnhorst wurde als Generalquartiermeister-Lieutenant dem Corps des Generals von Rüchel zugetheilt, das seine Aufstellung an der Leine von Hannover bis Göttingen hatte. Doch wurde er schon am 17. September durch Cabinetsordre vom Rüchelschen Corps als Chef des Generalstabes zur Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig versetzt.

Am 23. September langte Scharnhorst im Hauptquartier zu Naumburg an, wo er Alles in größter Aufregung antraf; die Rüstungen, einem so zuversichtlichen Feinde gegenüber, schienen nicht vorsichtig, nicht ausreichend genug, und der Oberfeldherr hatte mit dem König die Hoffnung auf eine friedliche Lösung der Dinge noch nicht aufgegeben. Um diese zu ermöglichen, befand sich der General von Knobelsdorf als Gesandter in Paris, mit dem Auftrage, das Ultimatum Preußens zu übergeben; die Antwort auf dieses am 1. October überreichte Ultimatum sollte spätestens bis zum 8. erfolgen.

Scharnhorst, nunmehriger Chef des Generalstabes, hatte den Hauptmann von Müffling, seinen frühern Schüler, der mit den Oertlichkeiten Thüringens am genausten Bescheid wußte, zu seinem Generalquartiermeister-Lieutenant berufen. Seine erste Aufgabe bestand darin, das nur mangelhafte Verpflegungssystem und die zweckmäßige Vertheilung der um

das Hauptquartier in engen Cantonnirungen liegenden Truppen zu ordnen, obschon ihm die einzelnen Corpsführer hierin nicht sonderlich unterstützten. Dem zweiundsiebzigjährigen Herzog mangelte überdies die Einfachheit in der Führung der Geschäfte, da er die Verhältnisse weder zu übersehen noch zu beherrschen wußte, ja er fühlte sich der Oberleitung des Heeres kaum gewachsen und trug sich noch immer mit der Hoffnung, dem Kriege ausweichen zu können. So konnte es nicht fehlen, daß zwischen ihm und Scharnhorst mancherlei Zerwürfnisse eintraten, die zuletzt zu einer gänzlichen Verfeindung führten. Zwar zollte der Herzog den Talenten und der Erfahrung Scharnhorsts immer noch die gebührende Anerkennung, ohne doch die Scheu zu überwinden, mit ihm über militärische Gegenstände zu berathen; und nur mit Mühe wußte es der letztere durchzusetzen, daß eine zeitgemäße Veränderung auf dem Gebiete der Heeresgliederung, und diese auch nur mangelhaft ins Leben trat.

Am Abend des 23. September waren der König und die Königin in Begleitung mehrerer Diplomaten und Generale im Hauptquartier zu Naumburg angekommen. Die Berathungen über strategische Verhältnisse, zu denen der ängstliche Herzog die neu angelangten Generale hinzuzog und die der Generalmajor von Phull sehr treffend als „ein verwünschtes Meinungs-Pickenick" bezeichnete, mußten in Scharnhorst den unerquicklichsten Eindruck hinterlassen. Am 2. October schrieb er an seine Tochter nach Hannover: „Ich habe das Vergnügen, daß mich der General von Rüchel als seinen intimsten Freund ungern verlassen, und daß man mich mit eben dem Zutrauen und ich kann wohl sagen Freundschaft hier wieder aufgenommen hat. Dies ist aber auch das einzige Vergnügen — die einzige Belohnung, die ich habe und auch erwarte. Die Unbesorgtheit, die andere haben, die Ruhe, die Zuversicht, mit der sie in die Zukunft hineinsehen, ist mir versagt, obgleich ich unsere Lage nichts übler finde, wie ich sie immer mir vorstellte."

Trotz der Unerquicklichkeit der Berathungen kam doch endlich als Resultat ein von Scharnhorst aufgesetzter Operationsplan zu Stande, dem Massenbach indeß nicht beipflichtete, um dem Könige einen anderen Plan zu unterbreiten. Als daher am 4. October das Hauptquartier von Naumburg nach Erfurt verlegt worden war, lud der Monarch alle hervorragenden Befehlshaber zu einer großen Conferenz ein, deren Vorsitz der Herzog führte. Scharnhorst, der bisher alles aufgeboten hatte, um die Armee nach seinem Vorschlage operiren zu lassen, der Eröffnung der Feindseligkeiten von Napoleons Seite zuvorzukommen und seine von der böhmischen Grenze bis nach Frankfurt zur Vereinigung marschirende Armee zu durchbrechen, sie einzeln zu schlagen oder zu einer Rückwärtsconcentri-

rung zu nöthigen, äußerte sich hier auf Befragen über den neuen Plan: „Ich kann zwar dem Vorschlage des Oberst von Massenbach nicht beitreten, indeß darauf kommt es hier nicht an; denn ob man im Kriege immer das Beste thut, ist die Frage. Das Beste ist aber gewiß, daß man etwas thut, und in Ermangelung eines Besseren mag dies geschehen." Der unglückliche Ausgang des Krieges war Scharnhorst unter solchen Verhältnissen zur Gewißheit geworden.

Während dieser Uneinigkeit der preußischen Heerführer, die zum größten Theil noch immer eine friedfertige Antwort aus Paris erhofften, nutzte Napoleon die Zeit und stand bereits am 6. October an der Spitze seiner gesammelten Truppen in Bamberg. Hierauf erließ der König von Preußen am 9. October das bekannte von Genz entworfene Kriegsmanifest. Die Truppen, die der König dem Feinde gegenüberzustellen hatte, beliefen sich auf 238,000 Mann, während Napoleon über eine Armee von 560,200 Mann und eine beträchtliche Anzahl tüchtiger und kriegsgeschulter Unterfeldherren verfügte. Damit vergleiche man die fast wehmüthigen Zeilen, die Scharnhorst vor den Tagen der Entscheidung an die Seinigen in Hannover richtete. Er schreibt unter Anderm: „Erfurt, den 6. October 1806, Abends 11 Uhr. Dies ist endlich ein Augenblick, in dem ich Ruhe habe, in dem ich mich besinnen kann. Seit meiner Ankunft bei dem Hauptquartiere des Herzogs oder Königs, man weiß nicht recht, wie mans nennen soll, habe ich noch keine Nacht über 3 Stunden geschlafen. Dabei so viele Sorgen, so viele Dispüte und Zänkereien, daß ich mich über meine Gesundheit wundern muß. — Ohne Eigenliebe glaube ich behaupten zu können, daß durch einen Zusammenfluß von Umständen, wenige Menschen in meiner Lage sich erhalten und ihre Reputation behauptet hätten. — Jetzt macht mir die Sache keine unangenehme Zurückerinnerung, weil sie mir Zutrauen zu mir selbst giebt. Wenn ich von der andern Seite die Besorgnisse, die Arbeit, das unabläßige, oft erfolglose Streben Alles gut einzuleiten, Alles zweckmäßig ausgeführt zu sehen, diesen ewigen Kampf mit so vielen unübersteiglichen Hindernissen, welche sich dem Ziele der rastlosen Bemühungen entgegensetzen — wenn ich dabei die wiederholte Unruhe des Gemüths, das unermüdliche Streben der Leidenschaften erwäge, welche mir noch bevorstehen und welche meiner noch warten; so muß ich mich zusammennehmen, wenn ich nicht mißvergnügt werden will. — Der Herzog, auch der König sind und können mir nicht anders als gut sein; auch bin ich mit Phull, Kleist und den übrigen Umgebungen in bester Freundschaft. Das macht es aber nicht aus; meine Zufriedenheit erfordert, daß Alles mit uns gut gehet, und wenn ich dies nicht erlangen kann, so bin ich unglücklich; bitte, flehe, schelte,

poche, thue alles was ich kann, um den Zweck zu erreichen. Dies ist meine Lage; nun gute Nacht. Das Herz wird einem leichter, wenn man seine Leiden denen mittheilt, die man liebt." — „Den 7ten, Abends 11 Uhr. — Napoleon stehet mit einer ziemlichen Macht vor uns; die beiderseitigen Posten gegen einander über. Er ist stärker an Mannschaft, vielleicht in kurzer Zeit doppelt so stark. Es kömmt nun darauf an, wie wir unsere Sache machen. Was man thun müßte, weiß ich wohl, was man thun wird, wissen die Götter. — Mit dem General hat es noch Zeit, meine liebe Julchen, das verlange ich nicht, — wenn man mir nur giebt, was mir gehört, was man mir seit Jahr und Tag versprochen. Nicht weil man mir nicht gut ist, im Allgemeinen ist man mir vielleicht geneigter, als irgend jemand. Ich verstehe aber nicht die Kunst etwas herauszupressen — und darauf kommt es an." — „Den 8ten. Napoleon kömmt uns immer näher; schlagen wir ihn nicht, so schiebt die Schuld nicht auf mich, ich bin gewiß sein thätigster Gegner." — „Den 9ten. Morgen früh gehe ich von hier, die ganze Armee ist zusammen. — Der gute Napoleon kömmt uns entgegen; eine kleine Kanonade ohne Blutvergießen hat das traurige Schauspiel gestern bei Saalburg eröffnet. Welch ein Gedränge von Menschen, alle nur um die Beschwerlichkeiten des Tages zu überwinden und dabei mit den Bedürfnissen des Lebens zu kämpfen. — Ich armer Mensch habe alles vollauf, aber dagegen keine Minute, keine Stunde ohne Sorgen. Kein Dienst ist undankbarer und keiner erfordert eine unablässigere, unaufhörlichere Arbeit, als der eines Generalquartiermeisters bei einer großen Armee. — Vielleicht sehen wir schon übermorgen die französische Avantgarde. Darum gehet es aber noch nicht auf Leben und Tod, wie Du Dir vielleicht vorstellest. Napoleon hat den Krieg eröffnet und ist uns ins Baireuthsche gefallen. Wir wären in Verlegenheit gewesen, hätte er nicht diesen Schritt gethan." — — „Unsere Lage läßt nicht zu, Dir weitläuftiger zu schreiben. — Die Franzosen gehen links uns vorbei; wir mußten ihnen in die Flanke gehen, wir sind aber in allem zu langsam. Ihr müßt Euch auf Alles gefaßt machen. Wahrscheinlich habt Ihr in kurzer Zeit Franzosen. Wir können nach der Seite, wo Ihr seid, nichts verwenden. Ich bin über meine Lage trauriger als über die von außen. Was ist aber zu thun? Man muß dem Schicksal folgen und nie alles aufgeben. Nur wenige wissen und ahnden dies. Die Affaire, worin der Prinz Louis geblieben, ist auch für uns nicht nachtheiliger gewesen, als ich anfangs glaubte. Ich hoffe, nicht gleich zu bleiben und alles zum Guten fortan beizutragen."

Am 10. October war das blutige, von Scharnhorst oben erwähnte Treffen bei Saalfeld geliefert worden. Nach diesem Vorspiele des Kampfes

wurde am 14. die Schlacht bei Jena und Auerstädt geschlagen. Am 12. war in der Nacht die zuverlässige Nachricht in Weimar, wo der Herzog sich befand, eingetroffen, daß die französische Heeresmacht auf dem rechten Saalufer vorrücke und bereits in Naumburg erschienen sei. Ehe sie es gewahr wurde, war der Feind der Armee in den Rücken gekommen. „Der König," sagt Scharnhorst, „that hier, was man in einem solchen Falle thun muß, er ging mit seiner Hauptarmee dem im Rücken befindlichen Feinde auf den Hals, und da dieser weit schwächer als die Armee des Königs war, so hätte die Sache weiter nichts auf sich gehabt, wenn sich bei dieser Gelegenheit nicht gezeigt hätte, daß die Vortheile der Kriegserfahrung die der Uebermacht vernichten können, daß die inneren Verhältnisse der preußischen Armee keine glücklichen Erfolge zuließen."

Nun faßte man im Hauptquartier den Entschluß, das Heer in drei Theile zu theilen; mit der Hauptarmee setzte sich der Herzog von Braunschweig in Bewegung, um über Naumburg und Auerstädt nach Freiburg an der Unstrut zu ziehen; der zweite Theil blieb unter Hohenlohes Führung bei Jena liegen; mit einem dritten Corps sollte Rüchel von Weimar her die Verbindung zwischen beiden Theilen erhalten. Napoleon aber beschloß, als das Hauptheer seine Marschbewegung kaum begonnen hatte, am 14. October die drei Theile des preußischen Heeres zu gleicher Zeit anzugreifen. Er selbst brachte in Kurzem dem Heer Hohenlohes eine so vollständige Niederlage bei Jena bei, daß auch der zur Wiederherstellung des Kampfes herbeigeeilte Rüchel gänzlich geschlagen wurde. Zu derselben Zeit griff Davoust die Hauptarmee der Preußen bei Auerstädt an, und bei diesem Kampfe haben wir ein wenig zu verweilen, um Scharnhorsts hervorragende Theilnahme an demselben kennen zu lernen.

Nach einem in der Frühe mit Umsicht ausgeführten Recognoscirungsritte wurde Scharnhorst, als man vom linken Flügel her Feuer vernahm, vom Herzog zu demselben mit den Worten geschickt: „Reiten Sie doch geschwind hin und sehen Sie zu, was es dort giebt; ich mache Sie für Alles, was dort geschieht, verantwortlich." Bald darauf sank im Verlauf der Schlacht der Herzog, von einer Kugel durch beide Augen getroffen, vom Pferde.

Dem vom Herzoge erhaltenen Befehle gemäß hielt es Scharnhorst für seine Pflicht, während der ganzen übrigen Schlacht auf dem linken Flügel zu bleiben. Die Mannschaften jubelten, als sie den Befehl des Königs zum Vorrücken vernahmen. In voller Ordnung gingen die Linien vor. Das Ganze glich, nach Scharnhorsts Worten, seinem Potsdamschen Manöver, so genau sah man die gegenseitigen fechtenden Truppen. Unter 6 großen Schlachten, denen er beigewohnt, meinte er nie ein förmlichers

Gefecht, eine zusammenhängendere Front und ein allgemeineres Feuer in der ganzen Front gesehen zu haben. Trotzdem die Gesammtschlacht einen bedauerlichen Ausgang hatte, wurde doch auf dem linken Flügel unter Scharnhorsts Führung, dem alle Anordnungen überlassen waren, dem Feinde der Sieg streitig gemacht. Dies verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als Scharnhorst gleich im Anfange der Affaire durch eine Flintenkugel in der Seite verwundet ward und den Strauß unter den ungünstigsten Umständen zu bestehen hatte, da seine Artillerie nicht ausreichte und er fast ganz von aller Reiterei entblößt war. Erst als der Feind im Rücken des Flügels ein Dorf besetzt hatte, gab Scharnhorst den Rückzug zu; zwar wurde der Gegner mit nur einem Bataillon wieder hinausgeworfen, indeß fiel er, da der rechte Flügel ganz zurück war, die einrückenden Preußen von beiden Seiten an. Bei dieser Gelegenheit bot der ritterliche Scharnhorst dem verwundeten und durch den Sturz seines Pferdes schwer bedrängten Prinzen Heinrich sein eigenes, von mehreren Kugeln getroffenes Thier, nahm einem Soldaten das Gewehr aus der Hand und war so einer der letzten, der mit den flüchtigen Kriegern das blutige Schlachtfeld, seinen Weg durch das Dorf nehmend, verließ.

Zweimal waren dem Feinde seine Posten entrissen worden; die ganze Front in einer Breite von 12 Bataillonen und die Tiefe von 300 Schritt war mit todten Körpern ganz dicht besät, Kanonen, Kadavern von Pferden, Gewehren und Waffenstücken. Freilich standen nach der Schlacht noch 22 intacte Bataillone zur Verfügung. Aber dennoch durfte an eine Erneuerung des Kampfes nicht gedacht werden, da der übrige Theil der Armee zu viel gelitten hatte und Hohenlohe und Rüchel im Rücken gänzlich geschlagen worden waren. Einen brieflichen, für seine Tochter verfaßten Bericht über den Kampf schließt Scharnhorst mit folgenden Worten: „Die Truppen haben zum großen Theil brav gefochten. Die Cavallerie hat nicht durchgehends der Erwartung entsprochen. — Mit der Bravour waren wir den Franzosen überlegen — aber — Ihr werdet Euch erinnern, daß ich in den letzten Briefen den jetzigen Ausgang ahndete."

Als Scharnhorst auf dem Eckartsberge anlangte, wo er den König traf, war er so erschöpft und einer Ohnmacht nah, daß der theilnehmende Monarch befahl, er solle sogleich seine Wunde von einem Chirurgen untersuchen, reinigen und verbinden lassen. Zum Glück war kein edler Theil verletzt; die Kugel wurde herausgenommen und der Verband angelegt, worauf Scharnhorst augenblicklich zum Könige zurückkehrte, den er hinter Auerstädt beschäftigt fand, die geschlagenen Truppen zu ordnen und zu sammeln. Nach kurzer Rast wurde unter dem Schutze der Reservedivisionen der Rückzug auf Weimar angetreten. Da der König auf

dem Marsche unerwartet auf den Feind stieß, mußte er zur Reserve zurückgehen. Obgleich der König jetzt das Schicksal Hohenlohes zu ahnen begann, glaubte er ihn dennoch in der Gegend von Weimar zu treffen und schickte sich an, dorthin mit der Armee am rechten Ufer der Ilm zu marschiren. Doch gerieth man beim Beginn der Finsterniß in einem Dorf auf feindliche Husaren, von denen man die traurige Gewißheit der Niederlage Hohenlohes bei Jena erfuhr. Als der Versammlungspunkt der Truppen wurde nun Nordhausen vom Könige bestimmt, der selbst Morgens gegen 7 Uhr, auf dem Wege dahin, in Sömmerda eintraf. Scharnhorst, dessen Wunde immer empfindlicher zu schmerzen begann und dessen Wagen und Pferde mit denen des Herzogs davongegangen waren, vermochte auf einem fremden, fortgenommenen Thiere dem Könige nicht so schnell und nur mit Mühe zu folgen. Weder in Sömmerda, wo ihn seine schwindenden Kräfte ein paar Stunden zu rasten zwangen, noch in Nordhausen erreichte er den Monarchen, der bereits in Sondershausen dem Fürsten von Hohenlohe den Befehl über die Trümmer der Heere von Jena und Auerstädt übertragen, Magdeburg zum Sammelplatz bestimmt und sich selbst dorthin über Nordhausen begeben hatte. Am 16. langte Scharnhorst in Nordhausen an und ließ seine Wunde von einem Wundarzte neu verbinden.

Hier entschied sich Scharnhorst, dem Könige nicht weiter zu folgen, sondern bei den Truppen und dem Geschütz zu bleiben und für deren Erhaltung Sorge zu tragen. Der Fürst von Hohenlohe übertrug ihm die Disposition zum Rückzuge der Truppen über den Harz, die er mit Hülfe seines Freundes, des Majors von Knesebeck, sofort entwarf. Die nach Ablieferung der Disposition noch übrige Zeit benutzte er, beim Sammeln und Unterbringen der flüchtigen Truppen mit Rath und That einzugreifen. „Es waren," bemerkt sein Biograph Schweder, „nicht allein die äußern Schwierigkeiten, die sich ihm hierbei entgegenthürmten, schwerer wurde das traurige Geschäft durch den Verfall des Geistes der Mannszucht. In dem Gewirre der Flüchtigen, Verwundeten und Hungernden in Nordhausen wurden Beschwerden und Mißmuth laut, kam es zu offener Verspottung der Befehle; die ausgestellten Posten wurden nicht mehr geachtet und die Bäckerläden und Brotmagazine geplündert." Nur einem Charakter, wie Scharnhorst war, konnte es gelingen, hier mit Erfolg durchzugreifen.

Die Führung der Artillerie um den Harz nach der Elbe hatte er sich selbst vorbehalten und alle Anstalten zu ihrem Aufbruch getroffen. Und Eile that Noth, wenn man nicht von Magdeburg abgeschnitten werden wollte, da Erfurt bereits von Murat genommen worden, Bernadotte

gegen Halle vordrang und Soult den Generalen Kalckreuth und Blücher auf den Fersen saß. Am 17. gegen Mittag trafen die beiden letzteren mit ihren Truppen in und vor Nordhausen ein. Scharnhorst vereinigte sich mit Blücher, den er unter allen Generalen als den einzigen kennen gelernt hatte, welchem Kopf und Herz auf dem rechten Flecke saßen, und den er bestimmte, sich mit allen verfügbaren Truppen dem Geschütztransport anzuschließen und die Führung der Colonne zu übernehmen. Von diesem Augenblicke an knüpfte sich jenes herzliche und innige Freundschaftsbündniß zwischen beiden Männern, dem Blücher nach Scharnhorsts Tode ein rührendes, ja frommes Andenken bewahrte. Da der Feind den Weitermarsch der Colonne nachdringend zu verhindern strebte, so warf sich Blücher in einem hitzigen Abendgefechte den Verfolgern entgegen und trieb sie zurück, so daß man in der Nacht ungehindert den Vormarsch antreten konnte und am folgenden Tage in Osterode anlangte. In jenem Gefecht wurde Scharnhorst von einer kleinen Kugel getroffen, die indeß hängen blieb, ohne weiteren Schaden anzurichten. Aus Osterode schrieb er an seine Tochter: „Es sind die Tage des Trübsals. Gestern Abend hatten wir noch eine hitzige Affaire, sie wollten uns bei dem Abziehen aufhalten. — Ich bin sehr wohl, nur meine Wunde ist noch sehr geschwollen, weil ich nicht zwei Stunden zur Ruhe komme und immer durch frische Chirurgen mich verbinden lassen muß. Ich mache mit dem General von Blücher die Arrieregarde. Es gehört zu meiner Eitelkeit der letzte zu sein, der über die Elbe kömmt, wenn dies noch möglich ist. Uebrigens bin ich den Krieg so satt, ist mir alles so unangenehm und fatal, daß ich gern nicht ferner sagte, daß ich Soldat wäre. Wahrscheinlich werden wir keine Affaire mehr von Bedeutung haben. Wir sind fast alle in elendem Zustande. — In kurzer Zeit werden die Armeen über die Elbe sein. — Wir haben uns brav genug, aber nicht klug genug geschlagen." — Am frühen Morgen des 19. October wurde der Marsch nach Seesen fortgesetzt. Auf die Nachricht, daß der Feind das Halberstädtische schon besetzt habe und an ein Durchkommen nicht mehr zu denken sei, mußte Blücher den weiteren Marsch über Braunschweig einschlagen, weil ihm der kürzere Weg nach der Elbe abgeschnitten war. In der Nähe von Braunschweig angelangt, begaben sich Blücher und Scharnhorst nach Wolfenbüttel, um sich mit dem Herzog von Weimar, der mit seinen umsichtig geführten 20,000 Mann dort angekommen war, über die gemeinsam gegen den Feind zu ergreifenden Maßregeln zu verständigen. Beide Heerführer beschlossen, den weiteren Rückzug vereinigt auszuführen und sich sobald als möglich an Hohenlohe, der bei Magdeburg über die Elbe gegangen und auf Rathenow gerückt war, anzuschließen, um sodann mit

sämmtlichen Truppen verbunden die Oder zu gewinnen. Durch Blüchers unerschütterlichen Muth, der die niedergeschlagenen Corps immer aufs neue zu frischen Anstrengungen spornte, und durch Scharnhorsts umsichtige Marschdispositionen und seine rastlose Sorgfalt wurde der Uebergang über die Elbe glücklich bewerkstelligt. Nach diesem Uebergange war Blücher sofort in das Hauptquartier Hohenlohes zu Neustadt an der Dosse beschieden worden. Sämmtliche Truppen waren jetzt auf dem Zuge nach der Oder begriffen, die man bei Stettin noch vor den Franzosen zu erreichen hoffte. Um schneller fortzukommen, mußten die Truppen auf verschiedenen Wegen marschiren, doch war für die getrennten Schaaren Prenzlau als Sammelplatz bestimmt, während die französische Heeresmacht schon in bedeutender Stärke zwischen Elbe und Oder anrückte. Blücher übernahm, mit Hohenlohes Zustimmung, den Befehl über die äußerste Nachhut, welche größtentheils aus den von Bernadotte bei Halle geschlagenen, zertrümmerten und entmuthigten Truppen bestand. Wie sehr die letzteren auf dem Marsche unter den größten Anstrengungen und Entbehrungen, noch dazu vom Feinde beunruhigt, zu leiden hatten, beweist, daß mehrere der von Ermüdung und Hunger entkräfteten Leute vor Blüchers und Scharnhorsts Augen todt niederfielen, andere sich erschossen, um ferneren Qualen auf einmal ein Ende zu machen. Unter solchen Umständen konnte man erst am Abend des 28. Boitzenburg erreichen. Hier war der Feind schon zuvorgekommen, und bis in die Nacht hinein entspannen sich kleine Gefechte, bei welchen sich in den nächsten Dörfern einzelne preußische Abtheilungen mit den früher eingedrungenen Franzosen um die Quartiere schlagen mußten. Mit dem Morgengrauen wurde alarmirt und der Marsch auf Prenzlau fortgesetzt, um zu dem Hauptheere zu stoßen, als einige versprengte Leute desselben die Hiobspost überbrachten, daß Hohenlohe daselbst Tags vorher mit seinen sämmtlichen, etwa 16,000 Mann starken Truppen capitulirt habe. Nun war guter Rath theuer, aber Blücher verzagte nicht. Mit seinem bis auf 10,000 Mann zusammengeschmolzenen Corps ließ er Prenzlau rechts liegen und marschirte links nach Strelitz ab, den Plan fassend, zunächst ins Mecklenburgische auszuweichen, sich mit allen erreichbaren befreundeten Heerhaufen zu vereinigen, über die Elbe zu setzen, Magdeburg und Hameln auf längere Zeit mit Lebensmitteln zu versehen und nach Umständen dem Feinde im Rücken zu operiren, um so den Stoß der französischen Armee gegen die Oder zu schwächen. Und wirklich traf er zu seiner Freude bei Strelitz das weimarische Corps, das jetzt unter dem Commando des Generals Winning stand, da der Herzog auf Napoleons Wink in sein Herzogthum zurückgekehrt war. Blücher hatte jetzt mehr als 20,000

Mann vereinigt und besaß in Scharnhorst und dem Hauptmann von Müffling einen rastlos thätigen Generalstab. Dennoch war seine Lage eine äußerst mißliche, da er von nicht weniger als drei überlegenen Truppenmassen unter Soult, Bernadotte und Murat verfolgt wurde. Gleichwohl wies er die Bedingungen, die diese ihm mehrfach antrugen, mit Entschiedenheit zurück. Als er am 4. November bei Gadebusch stand, hatte er den Großherzog von Berg auf seiner linken Flanke, den Marschall Bernadotte in der Front und den Marschall Soult auf seinem rechten Flügel. Von drei Seiten vom Feinde eingepreßt, sah er sich gezwungen, seine erschöpften Truppen in einen vertheidigungsfähigen Ort zu führen, um einen bedeutenden Theil der feindlichen Streitkräfte nach sich zu ziehen und dadurch dem Könige Zeit zur Sammlung eines neuen Heeres jenseit der Oder und zur Vereinigung desselben mit den von der Weichsel vorrückenden russischen Hülfsvölkern zu verschaffen. So marschirte er ohne Säumen am 5. November nach Lübeck, weil ihm diese Stadt nicht nur die erforderlichen Mittel zur Herstellung seines Heeres, sondern auch das nahe Travemünde noch die letzte Rettung zu Schiffe zu bieten schien. Mit Recht heißt es in Schlossers großem Geschichtswerke: „So sehr man auch Blücher (und seinen treuen Berather Scharnhorst) wegen des Unglückes, das er bei diesem Versuche über die Stadt Lübeck brachte, getadelt hat, so rettete er doch durch seinen Zug nicht nur die deutsche Ehre, sondern er zog auch einen großen Theil des französischen Heeres von der Oder hinweg an die Elbe, und dieser Gewinn war mehr werth, als die Schonung einer Stadt. Die Spanier, die Griechen, die Tscherkessen haben größere Opfer gebracht. Wo der Sieg unmöglich ist, müssen einzelne Schaaren durch ihren ruhmvollen Untergang die Seelen der Ueberlebenden stählen."

Am Abend des 5. November rückten die Preußen in das bestürzte Lübeck ein. Alle Thore wurden geschlossen und mit starken Posten besetzt. Scharnhorst trug Sorge für die Auffahrung der Geschütze auf dem Walle und an den geeigneten Plätzen der Stadt, und ordnete die Besetzung der Trave und Travemündes an. Das Quartier Blüchers und des Generalstabes war im „Goldenen Engel" nahe am Mühlenthore. Schon in der Morgenfrühe des folgenden Tages erschien der Feind in drei Heerhaufen vor der Stadt. Bald gelang es den Franzosen, ein Thor der Stadt zu erstürmen und, da Blüchers und Scharnhorsts Befehle nur unvollkommen und ohne Pünktlichkeit befolgt wurden, in die Stadt einzudringen. Es entspann sich ein wüthender Straßenkampf. Scharnhorst war gerade im Quartiere damit beschäftigt, den versammelten Officieren den Befehl für den nächsten Tag zu dictiren, als die Franzosen mit Ge-

lärm auf der Straße anrückten und in der Nähe des Goldenen Engel Schüsse fielen. Während es Blücher mit seinem ältesten Sohne und Müffling gelang, glücklich aus dem Hause zu kommen und sich zu Pferde durch das Straßengetümmel durchzuhauen, wurden Scharnhorst und die übrigen Officiere, die sich auf den Boden geflüchtet hatten, wehrlos wie sie waren, gefangen genommen. Immer furchtbarer und mörderischer wurde das Treffen auf den Straßen. Blüchers Versuch, noch einmal den Angriff zu erneuern und denen, die sich noch am Hörter- und Mühlthore mannhaft vertheidigten, zu Hülfe zu kommen, scheiterte unter großem Verluste. Gegen 4 Uhr Nachmittags waren die Franzosen Herren der Stadt; Mord, Plünderung, alle Greuelthaten thierischer Rohheit und wüster Sinnenlust verbreiteten ihre Schrecken. Der edle Scharnhorst sollte Augenzeuge dieses Jammers sein, dessen Bild nie wieder in seinem Innern erlosch.

Am 7. November unterzeichnete Blücher die ehrenvolle Capitulation zu Ratkau von 6000 Mann, über die 80,000 den Sieg davongetragen hatten; zu gleicher Zeit forderte er die Auswechslung Scharnhorsts gegen den französischen Oberst Gérard. Blücher begab sich, auf sein Ehrenwort frei, nach Hamburg, wohin ihm Scharnhorst nach seiner Auswechselung folgte. An seine Tochter schrieb er vor der Abreise: „Lübeck, den 7. November 1806. Meine liebe Tochter. Ich bin gestern Abend beim Sturm auf diese Stadt gefangen worden, ich bin gesund, aber unbeschreiblich unglücklich. Ich habe in meinem Leben keine unglücklicheren und verzweifelteren Momente erlebt, als die im Anfange meiner Gefangenschaft. Wir wußten nicht, daß wir mit der ganzen französischen Macht, die von ihnen zu 100,000 angegeben wird, zu thun hatten. Ueber 200 Officiere sind gefangen, von denen aber manche durch Capitulation gefangen sind. Ich bin aber im Sturm genommen. Der General von Blücher hat heute schon hingeschickt und meine Auswechselung gegen einen Oberst Gérard verlangt. Bernadotte hat eingewilligt, allein nur mit der Condition, daß ich nicht gleich wieder dienen soll, sondern erst nach ein oder zwei Monaten. Ich habe in diesem Augenblick an den Marschall geschrieben und um eine augenblickliche Auswechselung gebeten. Ich litt und leide noch das Doppelte, was andere einfach leiden — die Last des Ganzen und des Einzelnen. Unsere Officiere wissen nicht zu commandiren; nur wenige sind in ihrer Stelle brauchbar. Allen fehlt die Routine. Dazu war das Corps durch so viele vorhergehende Unglücksfälle niedergeschlagen und durch unbeschreibliche Fatiguen und Hunger entkräftet." — Und aus Hamburg schrieb er den 9. November: „Ich bin ausgewechselt; gottlob ich bin ausgewechselt. General Blücher hat capitulirt; er hatte nur noch 9000



Combattanten. Er empfing mich hier mit Thränen. „Wie Sie gefangen waren, war ich verloren (waren seine Worte). Sie waren die Seele meines Corps; ohne Sie hatte Niemand Muth, ohne Sie konnte nichts geschehen." Diese schmeichelhaften Worte und noch mehrere sind meine Belohnung. — Ich bin zu gerührt, durch traurige Geschäfte zu niedergeschlagen, um mich determiniren zu können."

Blücher aber schrieb in seinem eigenhändigen Berichte an den König: „Vorzüglich finde ich mich verpflichtet, Eurer Majestät besonderen Gnade den vortrefflichen, in jeder Hinsicht vortrefflichen Obersten von Scharnhorst zu empfehlen, dessen fester Entschlossenheit und einsichtsvollem Rathe ein großer Theil des glücklichen Ausganges meines mühsamen Rückzuges zugeschrieben werden muß, indem ich es gern bekenne, daß ohne die thätige Hülfe dieses Mannes es mir kaum zur Hälfte möglich gewesen wäre, das zu leisten, was das Corps wirklich geleistet hat."

Die Zeit von seiner Gefangennahme durch die Franzosen in Lübeck bis zu seiner Ankunft in Königsberg nennt Scharnhorst selbst die unglücklichste seines Lebens. Trotz mancher Zerstreuungen, die ihm Hamburg zu bieten hatte, konnte er den qualvollen Gedanken an das Schicksal des Königspaares nicht unterdrücken, das vor dem Feinde bis zu den äußersten Reichsgrenzen zu flüchten gezwungen war; alle Seufzer des unglücklichen Vaterlandes hallten wieder in seiner Brust; die schmachvolle Uebergabe der preußischen Festungen erfüllte ihn mit tiefer Indignation; ihn schmerzten die unabsehbaren Opfer des Kriegs, die bei bei der Unfähigkeit der Anführer so nutzlos gebracht erschienen; die dumpfe Gleichgiltigkeit endlich des gemeinen Mannes that seinem heißen, patriotischen Herzen weh. In großen und edlen Seelen sammeln sich wie in einem Brennpunkte die Leidensstrahlen ihrer Zeit; weil sie für das Allgemeine fühlen und denken, müssen sie auch für das Allgemeine leiden. Dem Rathe der Freunde, er möge sich nach Bordenau zurückziehen und dort in ländlicher Ruhe den Ausgang des Krieges erwarten, setzte er die edlen, oft wiederholten Worte entgegen, daß die Pflicht von ihm heische, seinem Könige zu dienen, so lange derselbe noch Einen Soldaten habe, daß Unthätigkeit ihn eher aufreiben würde als alle Anstrengung und Gefahr des Kampfes. Eine tiefe und unwiderstehliche Sehnsucht zog ihn zu dem Könige, der sich nach den erhaltenen Nachrichten in Königsberg befand. Auf beschwerlicher Landreise über Rostock, Anclam und Danzig beschloß er dies Ziel zu erreichen. Um ihm die Kosten der Reise weniger fühlbar zu machen, bestimmte ihn Blücher zum Ueberbringer der Capitulation von Ratkau an den König, wodurch er wenigstens überall freie Beför-

derung durch die Post gewann. Nur von einem Bedienten begleitet, in abgetragener Kleidung, oft dem Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen ausgesetzt, auf einem offenen Wagen legte er die Reise zurück; und wenn er einsam durch die einsamen Gegenden dahinrollte, stiegen wohl die Bilder einer entbehrungsvollen Jugendzeit in seinem Geiste auf, ließ er die Gedanken schweifen zur fernen Heimat, zu den fernen Seinigen, von denen keine Kunde zu ihm drang, nach denen sein Herz das schmerzlichste Verlangen trug. Nicht ohne Rührung und Wehmuth kann man die Briefe an seine Kinder lesen, die er auf der Reise schrieb, und in denen der volle Zauber seiner stählernen und doch im Erfassen des Leides innig gemüthvollen, ja poetischen Natur sich entfaltet. Bald blickt er mit freudiger Genugthuung auf den Rückzug des Blücherschen Corps, den er sein Werk nennt, das ihm neues Vertrauen zu sich selbst geschenkt habe; nie habe eine größere und innigere Freundschaft stattgefunden, als zwischen jenem braven, muthvollen Manne und ihm; sie allein seien immer gutes Muths gewesen, wenn die Noth am höchsten war; nie habe sie eine Differenz der Meinung, nie verschiedene Gefühle getrennt; in ihnen habe eine Seele, ein Gedanke, ein Entschluß gelebt; die Freude, daß Blücher die ganze Führung ihm allein zuschreibe, entschädige ihn in Etwas für das Unglück, das sie Alle treffe; bald schreibt er, daß er diese Tage so niedergedrückt, so zermalmt und von wehmüthigen Gefühlen bestürmt sei, daß er sich wieder nach der Thätigkeit sehne. Dann klagt er daß er nun ganz dem einzigen Vergnügen, dem ihm einzigen frohen Augenblick, den er in seiner jetzigen Lage haben könne, von den Seinigen einen Brief zu erhalten, entsagen müsse; während der Bediente bei ihm im Wagen schlafe, habe er die traurige Freiheit, sich ganz dem Ausbruche des Schmerzes zu überlassen; der sonst muthigste, sei jetzt der traurigste und niedergeschlagenste, und der sonst muthloseste der froheste und zufriedenste; ihn treffe es doppelt, da er alle die Fehler, die Dummheit, die Feigheit kenne, die das Land in die jetzige Lage gebracht hätten; sein einziger innerer Trost sei, daß er von Anfang an Vorschläge gethan habe, wie man dem Unglück zuvorkommen könne, daß er der Errichtung einer Nationalmiliz, der allgemeinen Bewaffnung des Landes, der Verstärkung der Regimenter, einer engeren politischen Verbindung das Wort geredet, daß er in der Schlacht einen Theil der Truppen zum Siege geführt; aber die Ehre und Achtung einer Nation, die Ehre einer Armee, die durch Ströme von Blut erkauft, sei nun auf einmal dahingegeben, der Staat aufgelöst, wie ein noch festes Haus vom Sturm niedergeworfen, und das Glück von vielen 1000 Familien begraben! Dann schreibt er dem Sohne, daß es ihm das Leben würde gekostet haben, gefangen nach

Potsdam geführt zu werden; er sei arm und bloß, wenn es ihm auch am Reisegelde nicht fehle; Wilhelm solle den Vater nicht vergessen, der so viel für ihn that, der ihn immer so innigst liebte und in seinem Glück das eigene suchte. Dem Bruder sagt er die Worte: „Wird Friede, so bekömmt Preußen Ruhe, und dann brauche ich vorerst nichts. Gehet der Krieg fort, so braucht man mich, und dann wird man mir forthelfen." Wiederum bricht der zornige Unmuth hervor, wenn er dem Sohne andeutet, daß Württemberg sich bei Halle ebenso benommen, wie die meisten anderen mit dicken Bäuchen und dünnen Köpfen; es sei eine Schande, daß man sich zwischen so vielen elenden, dummen und feigen Menschen herumschlagen und ihr verdientes Schicksal unverdient mit ertragen müsse; er gehe wahrscheinlich zu den russischen Armeen, denn er wolle nicht unter Kalckreuth, wenn er es vermeiden könne, den Generalquartiermeister machen; er verlasse aber auf keinen Fall die preußischen Dienste. Wie rührend klingt es, wenn der nach einer Kunde von den Seinigen schmerzlich darbende Mann aus Königsberg schreibt: „Hätte ich doch erst einen Brief von Euch, wüßte ich nur, daß Ihr gesund wäret! Heute brachte ich einer Familie die Nachricht, daß ihr Mann und Vater noch lebte und gesund war; alle fielen sie mir um den Hals und küßten mich. — Ich bin nun durch die Jammerperiode und gehe nun zu der Ausführung meiner Plane, nämlich der meiner Placirung. Ich gehe zu dem Hauptquartier und suche dort meine Bestimmung so bald als möglich zu erhalten." Dann erwacht plötzlich wieder der ganze Thatendrang seiner unbeugsamen Seele; die Seinen möchten es ihm nicht verdenken, wenn er nicht den sichern und ruhigeren Theil ergreife; er würde in diesem eher durch sich selbst, als in jenem durch den Feind umkommen; seine Ruhe, seine Zufriedenheit könne er bei dem allgemeinen Unglück nur in ununterbrochener Thätigkeit vor dem Feinde finden; der Gedanke, anderwärts nützlicher sein zu können, widerspreche seinen Empfindungen; er fange schon an, sich heimlich für sich selbst zu schämen, kurz, er müsse nach einem agirenden Corps. Wie schön, wie so echt deutsch gefühlt klingen die folgenden Worte: „Meine liebe, beste Julchen. Wie geht es Dir? Dein thränenvoller Abschied hat mich viele Thränen seit drei Monaten unaufhörlich gekostet. Noch ist kein Brief an Dich abgegangen, der nicht mit Thränen benetzt ist. Du bist Deinem Vater zu ähnlich, daß Du nicht wie er das Unglück, das uns trifft, tief fühlen solltest. Du hast aber auch gewiß Muth genug, es zu ertragen, und Vertrauen auf das Glück, das Deinen Vater und gewiß auch Dich nie verließ. — Phull ist in russische Dienste gegangen. Dies zu thun ist wider meine Gefühle, so lange der König noch Einen Soldaten hat."

Scharnhorst, der den Monarchen in Königsberg nicht getroffen hatte, suchte ihn im Hauptquartier zu Wehlau auf. Der Empfang von Seiten des Königspaares war gnädiger und wohlwollender als jemals; zumal da der König das Betragen von Blücher äußerst gut aufgenommen hatte. Scharnhorst wurde auf seinen freimüthig ausgesprochenen Wunsch, nicht unter dem erst vor kurzem zum Feldmarschall ernannten Grafen Kalckreuth zu dienen, den 10. December zum Chef des Generalstabes im Corps des Generals von Lestocq bestimmt, welches einen der russischen Armee beigeordneten preußischen Heertheil bilden sollte.

Als Scharnhorst mit dem von ihm zum Adjutanten erwählten Hauptmann Ziehen, einem seiner ältesten Schüler, im Hauptquartier des Generals Lestocq anlangte, hatte sich der Ruf von Blüchers heldenmüthigem Rückzuge nach Lübeck schon so verbreitet, daß die Ernennung unseres Helden zum Chef des Generalstabes mit allgemeiner Freude begrüßt wurde. Aber auch hier stellten sich der Entfaltung seiner Fähigkeiten mannigfache Hindernisse entgegen. Lestocq, der den Oberbefehl der Preußen führte, besaß bei seinem hochvorgerückten Alter nicht die Energie, eine Menge von unberufenen Rathgebern, die sich im Hauptqartier versammelt hatten, in die nöthigen Schranken zurückzuweisen. Viel wurde gesprochen, Nichts gethan. Nur einer, erzählt der Rittmeister von Schachtmeyer, nur einer schwieg und leistete Vieles; es war der edle Scharnhorst, der sich den ebenfalls schweigsam nachdenklichen Hauptmann von Ziehen zugesellt hatte. Zudem war Lestocq ganz und gar beherrscht von dem Einflusse seines, allen zum Generalstabe gehörigen Offizieren feindlich gesinnnten Adjutanten, des ehrgeizigen und neidischen Majors Saint-Paul. Und nicht minder schwierig waren die Verhältnisse Scharnhorsts zu dem russischen Hauptquartiere, welches das preußische ganz und gar von sich abhängig zu machen suchte, in welchem der Oberbefehlshaber Bennigsen dem eigentlichen Zweck dieses Krieges so fern stand, und nur darnach strebte, sich in seiner Stellung zu behaupten.

Den 8. Februar kam es zu der mörderischen Schlacht bei Preußisch-Eylau, von welcher Schweder in seinem Leben Scharnhorsts eine so anschauliche Schilderung entwirft. Der Ausgang dieser Schlacht wurde von beiden Theilen als Sieg in Anspruch genommen; fest aber steht, daß Napoleons zuversichtlicher Plan, das verbündete Heer in diesem Kampfe mit einem Schlage aufzureiben, vorzüglich daran gescheitert war, daß der Feind eine enorme Kraft aufbieten mußte gegen das schwache preußische Corps, und an der Geschicklichkeit, mit welcher dieses die feindlichen Kräfte band und täuschte, um das Schlachtfeld zu gewinnen und wenigstens die drohende Niederlage durch sein überlegtes tapferes Eingreifen aufzuhalten.

Dieses rechtzeitige Eingreifen ist das Verdienst Scharnhorsts, der indeß den Oberfeldherrn nicht zu bewegen vermochte, die Schlacht wieder aufzunehmen. Gleichwohl war der Ruhm der preußischen Tapferkeit in allen Waffen glänzend wieder hergestellt, und die Anerkennung des Monarchen wurde Scharnhorst in der Verleihung des Ordens pour le mérite zu Theil.

Auch während des Rückzuges des russischen Heeres nach Königsberg, dem das preußische Corps als Arrieregarde folgen sollte, bewährte Scharnhorst, der durch sein selbstständiges Verfahren mit Lestocq hart aneinander gerieth, seine vorsichtige Umsicht, so daß Bennigsen späterhin in einem Tagesbefehle dankbar anerkannte, daß das preußische Corps die russische Armee zweimal gerettet habe, zuerst in der Schlacht und dann durch den Marsch auf Domnau.

Aus Domnau, in der Gegend von Königsberg, nachdem Bennigsen sich zum neuen Vorrücken entschlossen und Lestocq den Vormarsch begonnen hatte, auf dem das Corps wiederum das grauenvolle Schlachtfeld von Eylau überschreiten sollte, schrieb Scharnhorst den 22. Februar an seine Tochter: „Deinen Brief vom 4. Januar, meine einzige beste Julchen, habe ich heute erhalten; er hat mich für alle Briefe, für alle Leiden, die ich diese Zeit ertragen habe, entschädigt. — Vergebens habe ich ihn mehreremale angefangen zu lesen, nie habe ich bis jetzt endigen können — im Innersten meines Herzens bin ich auf diesen Brief stolzer, als auf Alles, wodurch ich mich über andere in Hinsicht des Muthes und der Einsicht erhaben finde. — Noch immer trage ich ihn in der Hand, obgleich ich ihn schon über 8 Stunden besitze. — Wie oft habe ich die Zeit und die Umstände berechnet, unter denen ich Dich und Euch alle bald wiedersehen könnte; nicht selten habe ich mich in diesen Träumen ganz verloren. — Auch ist in der That dazu jetzt Hoffnung, große Hoffnung. — — Und dann, meine beste Julchen, sind wir noch sehr glücklich, unendlich glücklich — und auch insbesondere darin, daß Ihr nicht in dem Kriegstheater seid. — Die Verwüstung des Landes ist mir schrecklicher als der Krieg selbst. — Welch eine Verwüstung — welch ein Morden!“ Ueber die Ordensverleihung lesen wir die Worte: „Man hat mir und Ziehen das Kreuz des Ordens pour le mérite wegen der Schlacht bei Eylau gegeben. — Kein Tag ist mir fataler gewesen als an dem ich es erhielt. — Eine weit angenehmere Nachricht war mir ein Brief von dem Herzog von Cambridge, worin er mir eine angemessene Stelle bei dem Unglück unserer gänzlichen Vernichtung anbietet. — Ich werde, so lange Truppen für den König existiren, ihn nicht verlassen.“

In dem Hauptquartiere Lestocqs kam es in der Folge zu einem

immer gespannteren Verhältnisse zwischen diesem und Scharnhorst, wobei der Adjutant des ersteren, Saint-Paul, die Zwietracht stets zu nähren suchte. Schließlich brachten die eclatanten militärischen Fehler des Obergenerals dem Feinde gegenüber den erbitterten Scharnhorst zu dem Entschlusse, Mitte Juni das Corps zu verlassen und sich zu dem Könige nach Memel zu begeben, wo er mit ausgezeichnetem Wohlwollen aufgenommen wurde. Seitdem blieb er fast unausgesetzt in der nächsten Umgebung des Monarchen, der seine Kenntnisse und Erfahrung, seinen Charakter und seine uneigennützige Hingebung immer mehr schätzen lernte und ihm in der Folge das unbedingteste Vertrauen schenkte.

Am 25. Juni wurde nach der Schlacht von Friedland und der Einnahme von Königsberg ein Waffenstillstand abgeschlossen. Napoleon, der König von Preußen und der Kaiser Alexander kamen im Hauptquartier zu Tilsit zusammen, wo Napoleon während der Friedensunterhandlungen seine Gäste mit militärischen Schauspielen und glänzenden Festen unterhielt. Hier hatte Scharnhorst die Freude, mit seinem Bruder Heinrich, der in der hessen-darmstädtischen Garde als Hauptmann stand, zusammenzutreffen. Scharnhorst schreibt darüber an seine Tochter, Tilsit, den 3. Juli 1807: „Meine liebe Julchen, ich schreibe Dir heute aus dem Hauptquartier der drei Monarchen, wo ich die einzige Freude seit lange genieße, den Bruder Heinrich hier gesund zu treffen; er stehet jetzt bei der Garde und wird als Major bei ein ander Regiment kommen. Ich bin unter vielen frohen Menschen mit blutendem Herzen, obgleich in Hinsicht meiner Person ich die größte Ursache hätte zufrieden zu sein. — Wahrscheinlich wird in wenigen Tagen der Friede, wenigstens die Präliminarien, abgeschlossen. Die drei Monarchen sind alle Tage zusammen. Bruder Heinrich ist sehr gesund. Ich überraschte ihn; wir waren bei einem Manoeuver, welches der Kaiser Napoleon den übrigen Monarchen gab, ohne daß wir von einander wußten. — — Die Freude, Euch bald und gesund zu sehen, wird mich für Alles, was ich gelitten habe und jetzt leide, entschädigen, und dieser Gedanke ist und soll bis dahin mein steter Begleiter sein. — Erhaltet mir Eure Liebe, die mein größter Trost ist."

Am 9. Juli 1807 war der Tilsiter Frieden abgeschlossen.

Dieser Friede hatte die preußische Monarchie ungefähr um die Hälfte ihres früheren Bestandes verkürzt; alle Gebiete zwischen dem Rhein und der Elbe fielen dem Hieronymus Napoleon, als König des neu errichteten westfälischen Staates anheim; ganz Südpreußen, ganz Neu-Ostpreußen und das südliche Westpreußen fielen an den nunmehrigen König von Sachsen, der außerdem den Kottbusser Kreis in der Niederlausitz zurück-

erhielt. Dazu kam die ungeheure Kriegscontribution, die das erschöpfte Land zu zahlen hatte, bis zu deren vollständiger Abtragung das ohnmächtige Preußen von dem Feinde besetzt bleiben sollte. Wer hätte es damals ahnen können, sagt Klippel, daß das kleine, durch den Krieg fast gänzlich verheerte und durch die Sperre der Seehäfen gegen England in seinem Ackerbau, Handel und Gewerbe völlig gelähmte Land und Volk bei einem so unerhörten Drucke von Abgaben so bald sich wieder aus seiner tiefen Erniedrigung würde emporarbeiten können? — Nichtsdestoweniger richtete der gebeugte König sein vorschauendes Auge in die Zukunft und erkannte in Scharnhorst den Mann, der vor allen befähigt war, durch gründliche und weise Reform des aufgelösten Heeres den unentbehrlichsten Grundstein zu der einstigen Wiedererhebung des Vaterlandes zu legen. Scharnhorst war von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß nur in der eigenen Kraft der Nation die rettende Hülfe und die Hoffnung auf die Wiedererkämpfung der Unabhängigkeit des Staates liege, daß alle Bürger des Staates geborene Vertheidiger desselben seien und jeder waffenfähige Unterthan die Pflicht habe, eine gesetzmäßig bestimmte Zeit im Nationalheere zu dienen, daß man alle entehrenden Strafen in der Armee abschaffen, daß man Unterofficiere und Gemeine durch Uebung, Disciplin und Instruction zu brauchbaren Soldaten heranbilden müsse, daß nicht allein Muth und Entschlossenheit, sondern zugleich Kenntnisse des Kriegswesens, Erfahrung und Urtheil im erforderlichen selbständigen Eingreifen, kurz die Befähigung zum Commandiren den rechten Officier ausmachen, daß das Avancement in der Armee nicht nach Stand und Dienstalter, sondern nach der Tüchtigkeit zu bestimmen sei, daß der Geist, der beste Hebel des Heeres, genährt werden müsse, wenn dasselbe nicht zu einer bloßen Maschine, zu einem Räderwerk von Automaten gestempelt werden solle, daß dieser Geist von oben herab durch Vaterlandsliebe und Gemeinsinn, durch zweckmäßige Volks- und Kriegsschulen allein geweckt werden könne, daß endlich der Krieg im Frieden vorzubereiten sei. So lautet das Urtheil Boyens über Scharnhorst: „Er war zu dem Geschäft einer neuen Heeresbildung vollständig befähigt, denn Kriegs- und Weltbildung vereinigten sich bei ihm in seltener Weise und erzeugten mit der Schärfe seines Urtheils und seiner edeln Gesinnung die richtigen Erfordernisse eines Kriegsgesetzgebers."

Nach der Rückkehr des Königspaares von Tilsit nach Memel wurde er unter dem 17. Juli 1807 zum Generalmajor befördert und zu gleicher Zeit zum Präsidenten einer eingesetzten Militärorganisations-Commission bestimmt. Ein Segen war es für Preußen, daß Scharnhorsts nie wankender Patriotismus und das Entgegenkommen seines Königs ihn be-

wogen, auf die glänzenden äußeren Vortheile einer ihm damals wiederholt angebotenen Stellung in England zu verzichten.

Schon vor dem Tilsiter Frieden hatte der König in einem eigenhändigen Schriftstück: „Instructionen und Entwürfe“ die Nothwendigkeit der Heeresreform ausgesprochen. In diesem Sinne setzte er am 25. Juli die obenerwähnte Commission unter dem Vorsitze Scharnhorsts ein. Dieser, Gneisenau, Grolmann und Boyen waren es unter den Mitgliedern, die sich in höchster Selbstverleugnung und mit voller geistiger Kraft für das Gemeinsame und Ganze hingaben und in der Reform des Heerwesens ein gemeinschaftliches Band fanden, das sie in gegenseitiger, unveränderlicher Achtung und inniger Verehrung bis zum Grabe verknüpfen sollte. Eigenhändig bezeichnete der Monarch die Punkte, deren Durchberathung und Bearbeitung er der Commission empfahl, und deren Absichten und Ansichten zum größten Theil mit Scharnhorsts eigenen Ideen wunderbar zusammenklangen.

Um auch den inneren Nothständen des ihm gebliebenen Landes möglichst abzuhelfen, berief der König, nach Verabschiedung sämmtlicher Staatsminister, auf Hardenbergs Rath den am 4. Juni 1807 in bitterster Ungnade entlassenen Freiherrn von Stein an die Spitze der Regierung nach Memel zurück. Was Scharnhorst dem Heere war, das sollte Stein dem Staate werden, indem die Ruhe und Besonnenheit des einen dem Feuer und der Leidenschaftlichkeit des anderen die Waage hielt. Inzwischen hatte die Reorganisations-Commission ihre Arbeiten bereits soweit gefördert, daß der König am 31. August die erste Eingabe zur Einsicht erhalten konnte, in welcher der Vorschlag gemacht wurde, eine besondere Commission zur Läuterung des Officiercorps von allen Compromittirten und zur Prüfung sämmtlicher Capitulationen des beendigten Krieges niederzusetzen. Auf die Billigung dieses Vorschlages von Seiten des Königs wurde der Commission der Auftrag, demgemäß eine Instruction für die einzusetzende Untersuchungs-Commission zu entwerfen, die am 14. November die Genehmigung des Monarchen erhielt. Hierauf wurde am 27. November die Untersuchungs-Commission eingesetzt, in welcher wiederum Gneisenau und Scharnhorst die größte Thätigkeit entfalteten. Am 25. September hatte die Reorganisations-Commission ihre zweite Eingabe eingereicht, welcher im Spätherbst 1807 die dritte folgte. An diesen Arbeiten hatte Scharnhorst sehr wesentlichen Antheil, und sie bilden die Grundlage, auf welcher die ganze Neugestaltung des preußischen Heerwesens ausgeführt ward.

Hielt sich Scharnhorst als Präsident der Commission zunächst an die Vorlagen des Königs, so ließ er doch seinen Hauptgedanken nie aus den

Augen, der, neben der Umbildung der Armee und der Taktik aller Waffen nach Maßgabe der neueren Kriegführung, die Belebung des kriegerischen Volksgeistes und die engere Verbindung des Heeres und der Nation bezweckte. Schon am 31. Juli des Jahres hatte er diesen Gedanken dem Könige in einem „Memoire über Landesvertheidigung und Errichtung einer Nationalmiliz" ausgesprochen. Weit entfernt, sich durch die vom Monarchen erhobenen Bedenken abschrecken zu lassen, und überzeugt, daß zur Befreiung des Vaterlandes die ganze Summe der physischen und moralischen Vertheidigungskräfte des Staates aufgeboten werden müsse, ließ er sich nicht genügen, den Gedanken der Volksbewaffnung angeregt zu haben, sondern trat bald darauf in derselben Richtung mit dem Plane einer Reservearmee hervor, womit es ihm gelang, dem damals noch dem Volk schwer faßbaren Princip der allgemeinen Wehrpflicht und der Wehrbarmachung der ganzen Nation den Boden zu bereiten. So legte der unermüdliche Mann den Grund zu dem allgemeinen Landwehrsystem, das sich in den Freiheitskämpfen zuerst erproben sollte, auf welchem bis auf den heutigen Tag Preußens Wehrverfassung beruht. Am 31. August überreichte er auch diese neue Denkschrift dem Könige, welcher dieselbe der Reorganisations-Commission zur nochmaligen Prüfung und Begutachtung überwies, deren Resultat wiederum ein neuer, abgeänderter, ebenfalls von Scharnhorst verfaßter Entwurf war. Diesem Entwurfe war ein Begleitschreiben Gneisenaus über die militärische Organisation der Schulen im Lande beigefügt. Der König übergab beide Schriftstücke dem Staatsminister Freiherrn vom Stein, der dem Hauptgedanken beider Männer durchaus beistimmte, dem Staate so schnell als möglich und ohne Kosten zu einer ansehnlichen Vermehrung seiner Streitmacht zu verhelfen und ihn so seiner Wiedererhebung entgegenzuführen. Indessen stießen diese Bestrebungen Scharnhorsts und seiner Freunde auf mannigfachen Widerspruch; trotz der schlimmen Erfahrungen des Jahres 1806 gab es in des Monarchen Umgebung Männer genug, welche entweder aus Zähigkeit der Gewohnheit an dem Althergebrachten festhielten und heftig gegen die Neuerer polemisirten, oder sich aus Bequemlichkeit den durch die neuen Einrichtungen bedingten Anforderungen zu entziehen suchten. Die widerstrebenden Mitglieder im Schoße der Commission selbst schieden freilich aus deren Verbande und wurden durch Grolmann und Boyen ersetzt; aber Scharnhorst bedurfte auch solcher Gesinnungsgenossen, wenn er bei der Abneigung, die seine Reformvorschläge in weiten Kreisen fanden, mit seinen Ideen durchdringen sollte. So schreibt Scharnhorst an seinen Freund Clausewitz: „Wäre es möglich, nach einer Reihe von Drangsalen, nach Leiden ohne Grenzen aus den Ruinen sich wieder zu erheben, wer

würde nicht gern Alles daran setzen, um den Samen einer neuen Frucht zu pflanzen, und wer würde nicht gern sterben, wenn er hoffen könnte, daß sie mit neuer Kraft und Leben hervorginge! — Aber nur auf einem Wege, mein lieber Clausewitz, ist dies möglich. — Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von Anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist alles, was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht. — — Freude habe ich mir nicht zu machen gesucht, und wenn es möglich ist, wird man mich bei so heterogenen Ansichten, so wenigen persönlichen Rücksichten, vom Könige zu entfernen suchen, obgleich dieser mir sehr gnädig ist, und mich bisher mit unverdientem Zutrauen behandelte. Eine ruhige, ehrenvolle Existenz steht noch diesen Augenblick mir anderwärts offen. — Aber Gefühle der Liebe und Dankbarkeit gegen den König, eine unbeschreibliche Anhänglichkeit an das Schicksal des Staates und der Nation und Abneigung gegen die ewige Umformung von Verhältnissen, hält mich bis jetzt davon ab, und wird es thun, so lange ich glaube, hier nur entfernt nützlich sein zu können."

Durch die Politik Napoleons drohten den Planen Scharnhorsts neue Hindernisse, indem die unerbittlichen Forderungen desselben den König nöthigten, aus Geldnoth seine Armee zu verringern und vom Feld- auf den Friedensetat zu setzen. Zwar entschloß sich Friedrich Wilhelm III., seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, im November 1807 nach Paris zu senden, um vom Kaiser billigere Bedingungen in Bezug auf die Kriegssteuer und die Räumung des Landes von den französischen Truppen zu erlangen; aber seine dringenden Bitten prallten ohnmächtig ab an der berechneten Härte Napoleons. So sah sich der Prinz gezwungen, am 8. September 1808 zu Paris eine Convention Preußens mit Frankreich abzuschließen, wonach ersteres sich verpflichten mußte, auf 10 Jahre seine Armee auf 42,000 Mann zu reduciren. Durch diesen Vertrag sah Scharnhorst, von Schmerz ergriffen, sein Werk der Heeresreorganisation auf das empfindlichste aufgehalten, ja vielleicht völlig vereitelt. Dazu kam, daß Stein, der auf des Königs Wunsch an den Bestrebungen der Militär-Commission den regsten Antheil nahm, am 26. November 1808 seine Entlassung nehmen mußte und am 16. December von Napoleon in die Acht erklärt wurde.

Was Scharnhorsts Aufenthalt in Memel anbetrifft, so war seine



Stimmung, obwohl er von dem Könige sowohl wie von dem Kaiser Alexander mit mannigfachen Auszeichnungen bedacht wurde, dennoch eine trübe und umwölkte. Das Unglück des Landes lastete mit seinem ganzen Druck auf ihm, und die große Theuerung in der Stadt und das rauhe Klima trugen das ihrige dazu bei, ihn vollends zu verstimmen. Da er selbst dem Könige in der bedrängten Lage des Staats die größtmögliche Einschränkung empfohlen hatte, so ging er mit gutem Beispiel voran, freiwillig auf einen Theil seines Gehaltes als Generalmajor verzichtend. Der Monarch nahm diesen Beweis von Uneigennützigket und Patriotismus dankend an, suchte ihm jedoch bald durch die Verleihung der Amtshauptmannschaft Rügenwalde eine Unterstützung zufließen zu lassen.

Am 14. Januar 1808 begab sich der König mit seiner Familie und dem ganzen Hofe von Memel nach Königsberg, wohin ihm die Mitglieder der Reorganisations-Commission zu folgen hatten. Hier, wie in Memel, hatte Scharnhorst täglich freie Tafel bei dem Könige und trat in immer nähere Beziehung zu der königlichen Familie, besonders zu dem Prinzen Wilhelm und dessen hochgebildeter Gemahlin. Es war sein sehnlichster Wunsch, nunmehr die Seinigen zu sich nach Königsberg kommen zu lassen und er wünschte die Stunde herbei, in der er die Kinder nach so vielen Leiden wieder in die Arme nehmen dürfte.

Nach dem durch Napoleons Drohungen herbeigeführten Ausscheiden Steins war die Verwaltung des Innern und der Staatseinkünfte in die Hände des Grafen von Dohna und des Freiherrn von Altenstein übergegangen, während Beyme der Rechtspflege und Goltz den auswärtigen Geschäften, wie bisher, vorstanden. Wie mit Stein, so kam Scharnhorst auch mit Dohna in nähere Berührung, um so mehr, als durch Cabinetsordre vom 25. November 1808 ein eigenes Kriegsministerium oder Kriegsdepartement als fünfte Abtheilung des Staatsraths eingerichtet wurde. Obwohl Scharnhorst nur zum Chef des Kriegsdepartements ernannt worden war, gingen doch alle militärischen Angelegenheiten durch seine Hände, zu deren Vortrag ihn überdies der König bestimmt hatte. Als Vorstand des Kriegsministeriums richtete er seine Wirksamkeit zunächst auf die Ausführung der Beschüsse der Reorganisations-Commission. Mitten aus dieser einflußreichen Thätigkeit riß ihn indeß die Reise des Königspaares nach Petersburg, da ihn der König in seinem militärischen Gefolge zu haben wünschte. Am 18. December 1808 erhielt Scharnhorst die eigenhändige Einladung seines Monarchen, die ihn seiner Geschäfte und seiner nunmehr in Königsberg weilenden Kinder wegen in einige Verlegenheit setzte. Indeß konnten die beiden Söhne während des Vaters Abwesenheit unbedenklich sich überlassen bleiben, und Julie, die sich ganz

an den Vater angeschlossen, in ihm nur lebte, wurde mit Zustimmung des Königs zur Hofdame der Prinzessin Wilhelm ernannt. Am 27. December reiste der König mit seiner Gemahlin, dem Prinzen Wilhelm, seinem Bruder, dem Scharnhorst insbesondere zugesellt war, dem Prinzen August und einem kleinen Gefolge ab. Die Eindrücke dieser Reise schildert Scharnhorst seiner Tochter in einem sehr anziehenden Briefe. An Kenntnissen bereichert und von den besten Vorsätzen beseelt, kehrte er im Februar mit der königlichen Familie zu seiner unterbrochenen Thätigkeit nach Königsberg zurück. Hier verfiel er bald darauf in ein hitziges Nervenfieber, das die schlimmste Wendung zu nehmen drohte. Doch seine kräftige Natur siegte ob, gleichwie sein starker Geist nie vom Leibe ganz überwältigt werden konnte. Seine Tochter Julie hatte gleich nach dem Beginne der Krankheit von der Prinzessin Wilhelm Urlaub erhalten, und sie stand dem hoffnungslos Darniederliegenden wie dem langsam Genesenden mit kindlicher, hingebenster Sorgfalt zur Seite. Allgemein war die Theilnahme in Königsberg, die das Leiden Scharnhorsts erregte. Grolmann, Boyen und Gneisenau besuchten häufig den Reconvalescenten; der Prinz Wilhelm und der König selbst kamen, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Unter den jüngeren Officieren war es besonders der Graf Friedrich zu Dohna, der am liebsten von ihm gesehen ward, und nicht vom Vater allein, sondern auch von der vom Grafen umworbenen Tochter. Noch vor der völligen Genesung des Vaters feierte man die Verlobung, die wie ein warmer Sonnenstrahl in die trüben Tage des Kranken hineinleuchtete. Sein ältester Sohn Wilhelm hatte mittlerweile die juristische Laufbahn aufgegeben und war als Portepee-Fähnrich bei dem kurbrandenburgischen dritten Husarenregimente eingetreten. Ihm galten die ersten Gedanken des Vaters, als er an seinen Schreibtisch zurückkehren durfte; und er ließ es sich angelegen sein, jenem die empfehlenswerthesten Lebensregeln für die neue Laufbahn zu übersenden. Den Maimonat brachte er zu seiner vollständigen Erholung in Anweiden, unweit der Stadt auf dem Lande zu. So konnte Scharnhorst, gestärkt und neu belebt, sich seinen regelmäßigen Geschäften mit dem alten Eifer widmen. Inzwischen hatten Grolmann, Boyen und der ihm immer inniger befreundete Gneisenau in seinem Sinne ihn vertreten. Schon am 24. Mai 1808 war Gneisenau auf Scharnhorsts Vorschlag vom Könige zum Inspecteur der Festungen ernannt worden. Diese Ernennung des Helden von Kolberg war von um so größerem Gewicht, als die Hoffnungen auf eine Wiedererhebung Preußens und die zu diesem Zweck entworfenen Pläne zunächst auf den Festungen beruhten. Die von Gneisenau entworfene Instruction für die Gouverneure und Commandanten der Festungen san-

den Scharnhorsts Beifall in einem Grade, welcher bei den mannigfachen Beziehungen, in denen die Ingenieurofficiere zu den Festungen stehen, die Ernennung Gneisenaus auch zum Chef des Ingenieurcorps veranlaßte. Dieser schritt nun in Gemeinschaft mit Scharnhorst zu der Neubildung des Ingenieurcorps. Eine nicht geringere Aufmerksamkeit widmete der letztere in derselben Zeit der zweckmäßigern Einrichtung des Generalstabes, dessen Chef er selbst war. Neben der Sorge für die Festungen und neben der Ausbildung des Ingenieurcorps und des Generalstabes beschäftigte sich Scharnhorst vorzugsweise mit der Verbesserung und Hebung der Artillerie, zu der er immer eine wieangeborene Neigung gezeigt hatte. Ebenfalls auf seinen Vorschlag trat der eifrige Prinz August im Frühjahr 1808 an die Spitze der Artillerie; dieser berief seinen bisherigen Adjutanten, Scharnhorsts fähigen und treuergebenen Schüler Clausewitz zum Premiercapitän in derselben. Zwischen dem Prinzen und Scharnhorst knüpfte sich schnell ein freundschaftliches Verhältniß, dem die ersprießlichsten Resultate für das Beste der Artillerie zu verdanken waren. Zahlreiche Briefe an den Prinzen beweisen den unermüdlichen Eifer Scharnhorsts, seine Reformen bis auf die kleinsten Details des Heerwesens auszudehnen. Dabei behielt er ein stetes Augenmerk auf die Uebungen der Truppen, welche den größten Theil seiner Thätigkeit beanspruchten. Und nur so konnte sein Geist in das Heer eindringen und dasselbe mit frischem Leben erfüllen. Eine Anzahl trefflicher Aufsätze legen auch hier Zeugniß ab von der unverdrossenen, dem Endziel unverrückbar entgegensteuernden Mühwaltung des seltenen Mannes. Diese springt am meisten in die Augen in einer Reihe meisterhafter, von Scharnhorst abgefaßter Instructionen für die Truppenübungen, durch welche er einen andauernden Einfluß auf die Ausbildung des preußischen Heeres gewonnen hat. Während er den Umfang aller dieser Geschäfte mit einer fast übermenschlichen Anstrengung zu bewältigen suchte, wurde sein Gemüth zugleich von schweren Sorgen um das Vaterland bestürmt. Es konnte nicht fehlen, daß der überlästige Druck der französischen Gewaltherrschaft überall in Deutschland Bewegungen hervorzurufen begann, die jeden Augenblick in offene Feindseligkeiten überzugehen drohten. Bei der Ungewißheit, ob die Franzosen überhaupt jemals wieder das Land verlassen würden, richteten sich die erwartungsvollen Blicke aller Patrioten auf Oesterreich, das am 15. April 1809 zur Kriegserklärung geschritten war. Erzherzog Karl, Generalissimus der österreichischen Armee, betrieb eifrig die Einrichtung einer Landwehr und führte das stehende Heer zunächst gegen die mit Frankreich verbündeten Rheinbundfürsten. Vielfach hofften die deutschen Patrioten auf Preußens Beitritt. Ueber die Gründe,

weshalb derselbe nicht erfolgen konnte, vgl. den Aufsatz von Max Duncker „Preußen während der französischen Occupation" im November- und Decemberheft, Jahrgang 1871, dieser Zeitschrift. Nach der Kunde von Aspern und Eßlingen nahm Scharnhorsts Freund Grolmann den Abschied, um sich zu dem Erzherzog zu begeben, der ihn gern als Major zu Dienstleistungen im Generalstabe aufnahm, und dem Beispiele Grolmanns folgten bald mehrere tüchtige Officiere. Auch Gneisenau hegte den Plan, eine preußische Legion für Oesterreich zu errichten, als nach der Schlacht von Wagram der am 14. October abgeschlossene Friede zu Wien den Krieg beendete.

Inzwischen gab sich der veränderte Geist, der sich in dem deutschen Volke zu regen begann, in verschiedenen Unternehmungen ununterbrochen kund. So war im April 1808 zu Königsberg der unter dem Namen des Tugendbundes bekannte, sittlich-wissenschaftliche Verein gestiftet und vom Könige förmlich bestätigt worden. An den Bemühungen dieses Bundes nahm auch Scharnhorst den regsten Antheil, von dem Einen Gedanken beseelt, die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft und die Unabhängigkeit desselben zu erwirken. Männer wie Katt und Schill versuchten auf eigene Hand den Kampf gegen die Franzosen aufzunehmen; Dörnberg faßte den Plan, die Feinde aus den unter dem Namen des Königreichs Westfalen vereinigten Ländern zu vertreiben; der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig warb in dem Fürstenthum Oels ein Freicorps, die „Legion der Nacht", mit dem er seinen Feldzug durch einen Einfall in Sachsen eröffnete und denkwürdige Thaten vollbrachte.

Zunächst übten die Folgen der Schlacht von Wagram und das Scheitern aller Aufstandsversuche in Deutschland einen empfindlichen Rückschlag auf die Hoffnungen der Patrioten aus, um so mehr, als die geheime Polizei der Fremden und ihre Späheraugen jeden neuen Aufschwung zu ersticken drohten. Nur in der Masse des Volkes schlug der stille Glaube an Deutschlands einstige Wiedergeburt immer tiefere Wurzeln. Und wie traurig sah es in Preußen aus! Stein war verdrängt und lebte im Auslande; hiermit nicht zufrieden, suchte die Partei der Franzosenfreunde auch Scharnhorst und dessen Mitarbeiter aus der Umgebung des Königs zu beseitigen, um dann allein das Heft der Regierung in Händen zu halten. Ihre Denunciationen gingen so weit, daß sie Scharnhorst als die Seele der gegen die Franzosen unternommenen, eigenmächtigen Waffenerhebung schilderten und es verläumderisch als die Absicht der Reorganisations-Commission kennzeichneten, die alte Strenge der militärischen Disciplin durch ihre neuen Ideen zu lockern und das Ansehen des Monarchen zu untergraben. Als in Folge dieser Einflüsse

rungen Friedrich Wilhelm III. einmal in Gegenwart aller Minister dem General Scharnhorst sein Mißfallen über die militärischen Behörden und die neue Einrichtung derselben bezeigt hatte, fühlte sich derselbe so verletzt, daß er sofort eine Schrift über seine Rechtfertigung ausarbeitete und sie dem Könige wie den Ministern überreichte, fest entschlossen, seinen Abschied zu erbitten und die früheren Beziehungen zu England wieder aufzunehmen.

Neben diesen Begebenheiten waren es auch die Familienereignisse, die im Jahre 1809 auf Scharnhorsts Gemüthsstimmung nicht ohne Einfluß blieben. Im Juni entriß ihm der Tod seinen ältesten Bruder Wilhelm, den Fähnrich und Hoffischer zu Hannover; wenige Wochen hierauf traf ihn die Nachricht von dem Ableben seines in der Schlacht bei Wagram schwer verwundeten, jüngeren Bruders Heinrich, des Majors in großherzoglich hessischen Diensten. Dazu kam der Abschied seiner beiden Söhne, die auf des Vaters Wunsch nach England gingen, um in die englisch-deutsche Legion einzutreten. Auf sein eingereichtes Entlassungsgesuch erhielt er geraume Zeit keine Antwort, indessen suchte der König durch sichtbare Gunst und offenes Vertrauen das alte Verhältniß wiederherzustellen, so daß von dem Abschiedsgesuche nicht weiter gesprochen wurde und Scharnhorst den Plan einer Uebersiedelung nach England nochmals fallen ließ. Der November brachte endlich auch ein freudiges Ereigniß, die Vermählung von Scharnhorsts Tochter Julie mit dem Grafen Friedrich von Dohna-Schlobitten, welche auf dem Schlosse Finkenstein gefeiert wurde. Es sollte der Vater nur wenige Jahre Zeuge der überaus glücklichen Ehe seiner einzigen, unaussprechlich geliebten Tochter sein, aber er benutzte jede Gelegenheit, sich der Gegenwart seines Kindes zu erfreuen.

Da Napoleon die Rückkehr des Königs mit der Regierung von Königsberg nach Berlin schon mehreremale verlangt hatte und dieses Verlangen dringender ward, so beschloß der König, mit seiner Familie und dem Hofe nach der Hauptstadt zurückzugehen. Auf der Reise nach Berlin wurde Scharnhorst von seinem Schwiegersohne und Carl von Clausewitz begleitet. Am 23. December hielt der König mit seiner Familie unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in Berlin.

Scharnhorst erkrankte gleich nach seiner Ankunft in Berlin nicht unbedenklich, genoß aber die Freude, bald seinen Dienstgeschäften wieder vorstehen zu können. Diese waren zunächst auf die Einrichtung des Kriegsministeriums in Berlin nach Vorschrift der Cabinetsordre vom 25. December 1808 gerichtet. Clausewitz und der Graf Friedrich Dohna

arbeiteten unter seiner Leitung, jedoch konnte ihm der Umgang mit diesen beiden geliebten Männern den vielseitigern Verkehr mit seinen königsberger Freunden nicht ganz ersetzen. Gneisenau hatte schon im Juli 1809 seinen Abschied genommen und befand sich auf Reisen; Grolmann stand noch in der österreichischen Armee und ging späterhin nach Spanien; nur Boyen und Tiedemann waren in der Umgebung des Königs geblieben. Um so willkommener war es Scharnhorst, daß seine Tochter Julie nach Berlin reiste, um hier mit dem Vater und dem Gatten zugleich vereint zu sein. Sein Verhältniß zum Könige, dem er regelmäßigen Vortrag über alle Militärangelegenheiten zu halten hatte, gestaltete sich wiederum auf das beste. Da der König in dem letzten Pariser Vertrage die Verpflichtung eingegangen war, die Summe der Armee auf 42,000 Mann zu beschränken, so war es für Scharnhorst nicht ohne Schwierigkeit, seinen die Vervollkommnung und besonders die Vermehrung des Heeres bezweckenden Vorschlägen Gehör zu verschaffen. Indessen kam ihm hierbei sein eigenthümliches Talent, mit dem Könige umzugehen, vortrefflich zu statten. Wenn dieser, schreibt Klippel, eine Sache zurückwies, so schwieg er und brachte sie den andern Tag wieder vor und den dritten Tag wieder, und wenn der König sagte: „Schon hundert Mal gesagt, wills nicht haben", oder: „Bleiben mir vom Halse! Gar nicht mehr davon reden hören!" — so schwieg er wieder und rückte nach 14 Tagen oder drei Wochen aufs neue damit hervor, bis der König in dem Gedanken, es möchte doch wohl gut sein, weil Scharnhorst so sehr darauf versessen sei, zuhörte und nachgab. So suchte Scharnhorst alle Schwierigkeiten in dem vorzubereitenden Kampfe gegen Napoleon mit unverdrossener Beharrlichkeit zu überwinden. Da die Zustimmung des Königs zu einer directen Vermehrung des Heeres nicht zu erlangen war, so nahm er den Gedanken an das Krümpersystem wieder auf, der schon die Reorganisations-Commission beschäftigt hatte. Dies System behielt das stehende Heer von 42,000 Mann der Zahl nach bei, vermehrte aber die Zahl der Officiere und beließ die zum Dienst ausgehobenen Mannschaften nur so lange bei der Fahne, als zu ihrer nothdürftigen Ausbildung erfordert wurde, entließ sie dann unter Vorbehalt, um sie in einem Wechsel von drei Monaten durch Neuausgehobene zu ersetzen. So war es möglich, in verhältnißmäßig kurzer Zeit das stehende Heer mindestens um das Dreifache zu vermehren. Die Neuheit der Idee und die Vorsicht in ihrer Verwirklichung entzogen diese bedeutsamen Vorgänge der spähenden Beobachtung des Feindes. Nach der Anwendung dieses neuen Aushebungssystems schenkte Scharnhorst den Uebungen und Manövern der Truppen eine womöglich noch größere Aufmerksamkeit wie bisher.

Diese Bestrebungen Scharnhorsts, das preußische Heer kampfbereit und siegesfähig zu machen, fanden ihre Unterstützung in dem Eifer gleichgesinnter Patrioten, das Gemüth des deutschen Volkes zu erwärmen und eine aufopfernde Vaterlandsliebe in ihm zu entflammen. Steffens, Fichte, Schleiermacher und Moritz Arndt waren es, die als Lehrer und Schriftsteller den Kampf gegen den Unterdrücker mit Freimuth führten und keine Gefahr scheuten, zur endlichen Erringung des Sieges beizutragen. Mit herzlicher Freude beobachtete Scharnhorst das allmähliche Wachsthum des Umschwungs, der sich in dem deutschen Volksgeiste offenbarte, und nahm sich um so mehr der Ausbildung des kleinen Heeres an, damit dieses nicht hinter jenem zurückbliebe. Aber seine Widersacher ruhten auch jetzt nicht, die in der unbedingtesten Hingebung an den Willen Napoleons das einzige Heil erblickten. Gewitzigt durch die Erfahrung, daß der König nicht durch Verleumdungen dahin zu bringen sei, Scharnhorst fallen zu lassen, glaubten sie sicherer zum Ziele zu gelangen, wenn sie ihn bei der französischen Gesandtschaft beschuldigten, den Interessen Napoleons im Verborgenen entgegenzuwirken und im Einverständnisse mit den Engländern zu handeln. Napoleon befahl daher seinem Gesandten, dem Könige von Preußen zu erklären, er wünsche die Entfernung Scharnhorsts aus dem Kriegsministerium, weil dieser sich an England verkauft habe und einen verrätherischen Briefwechsel mit Engländern führe. Scharnhorst selbst bestürmte den König um seine Entlassung aus dem Ministerium, um jeden Vorwand zu allen weiteren Maßregeln abzuschneiden, und mit Widerstreben entschloß sich der Regent, den Vorschlag anzunehmen, obgleich die bevorstehende Neubildung des Ministeriums dazu die schicklichste Gelegenheit zu bieten schien. Da sich das Ministerium Dohna den Anforderungen der kritischen Staatslage in keiner Weise gewachsen zeigte, rief der König mit Zustimmung Napoleons den Freiherrn von Hardenberg zurück, der am 6. Juni 1810 zum Staatskanzler ernannt und mit der Leitung der inneren und äußeren Geschäfte betraut wurde. Dohna, Altenstein und Beyme schieden aus ihrer bisherigen Thätigkeit, und auch Scharnhorst trat, wiewohl nur scheinbar, von der Leitung des Kriegswesens zurück. Zu seinem Nachfolger war der Oberst von Hake bestimmt, der sich indeß verpflichten mußte, alle seine Schritte, soweit es heimlich geschehen könnte, mit Scharnhorst vorher zu berathen und ohne dessen Zustimmung keine Sache von Bedeutung auszuführen. Somit war Scharnhorsts Einfluß auf die weitere Ausbildung des Heeres gesichert, ein Umstand, der des Königs außerordentliches Vertrauen aufs neue beweist. Scharnhorst wurde darauf, seinem Wunsche gemäß, vom Könige zum Chef des Ingenieurcorps und des Militärbildungswesens sowie zum Inspecteur der

Festungen ernannt, während er in seiner Stellung als Chef des Generalstabes verblieb. Zunächst widmete er seine weitere Fürsorge dem Militärbildungswesen, indem er an dem Aufblühen der neu gegründeten Allgemeinen Militärakademie in Berlin den lebendigsten Antheil nahm.

Da versetzte plötzlich der unerwartete Tod der Königin Louise den König, die königliche Familie und das ganze Land in tiefste Trauer, von der Scharnhorst, der den Schmerz eines solchen Verlustes aus eigener Erfahrung kannte, auf das lebhafteste mit ergriffen ward. Von den fortgesetzten Intriguen seiner erbitterten Gegner beunruhigt, von Ueberarbeitung angegriffen, begab er sich im August nach erhaltenem Urlaub anf den Rath des Arztes nach dem Kurort Cudowa in Schlesien, von seiner Tochter, der Gräfin Dohna, begleitet. Freiheit von allen Geschäften, Stille des Landlebens, wohlthuende Bergluft und Stärke der Heilquellen vereinigte sich hier, um ihn gesunden zu lassen und zu erquicken. In dieser Zeit kam Moritz Arndt auf seiner Wanderung durch Schlesien zu ihm und verweilte einige Tage in seiner Nähe. Der Dichter sagt von ihm: „Hier sah ich auch Scharnhorst, der vor den neuen Dingen aus Berlin entwichen war, und seine unvergeßliche ihm ähnliche Tochter, die mit allen hohen Gefühlen bis in den siebenten Himmel aufflog, die Gräfin Julie zu Dohna. — Wie war das nun wieder ein ganz anderer Mann als der Blücher! Schlank und eher hager als wohlbeleibt trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher; gewöhnlich etwas vorüber geneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen edeln Zügen ausgeprägt; sein blaues Auge groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visir seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Auge halbgeschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte. Doch wie sicher und festgeschlossen er sein Angesicht und die Gebärden desselben auch hielt, er machte den Eindruck des schlichten besonnenen Mannes, man sah keine Vorlegeschlösser vor demselben. So war sein Wesen, er hatte es wohl gewonnen durch sein Schicksal sowohl als durch seinen Verstand. — Auch seine Rede war diesem gemäß, langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber im langsam dehnenden Ton kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit, das war Scharnhorst: er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohhalm weit zurückweichen soll. Soll ich noch erinnern, daß dieser edle Mensch, durch

dessen Hände als des stillen und geheimen Schaffers und Bereiters Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein Vir innocens im Sinne der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben. — Solche war die Art und Gebärde dieses ernsten und tugendhaften Mannes, der tiefer als irgendeiner des Vaterlandes Weh gefühlt und mehr als irgendeiner zur Heilung desselben gestrebt und gewirkt hat. Wenn er so dastand, auf seinen Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Hauptes und halbverschlossenen Auges, und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der über den Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte, wie herrlich waren wir einst!"

Während die Seinigen in Cudowa zurückblieben, begab sich Scharnhorst Anfang September nach Breslau, um mit dem Könige die schlesischen Festungen und Truppen zu inspiciren. Nach Cudowa zurückgekehrt brach er nach kurzem Aufenthalte mit den Seinigen nach Berlin auf, wo die bevorstehende Eröffnung der Universität die Gemüther in Aufregung versetzte, und Schmalz, der Schwager Scharnhorsts zum ersten Rector der Hochschule berufen war. Das vom Feinde so schwer bedrückte Berlin war plötzlich in eine Stadt glänzender geistiger Hoffnungen verwandelt.

Scharnhorst lebte in der nächsten Zeit in stiller Zurückgezogenheit, in der er nach seinen Dienstgeschäften im vertrauten Freundeskreise Erholung fand, zu welchem auch Schleiermacher gehörte. So war das Jahr 1811 herangekommen. Bei den immer bedenklicher sich entwickelnden politischen Verhältnissen Europas hatte Scharnhorst durchgesetzt, die Reorganisation durchzuführen und ein Volksheer im wahren Sinne des Wortes zu schaffen. Die Truppen wurden nach seiner Anleitung geschult, die Festungen waren in einen besseren Stand gesetzt und Waffen und Geschütze angeschafft. Um nun auch für eine tüchtige Heranbildung der Offiziere zu sorgen, stellte er seine beiden talentvollen Schüler Clausewitz und Tiedemann als Lehrer der Taktik an der allgemeinen Berliner Kriegsschule an und wohnte auch selbst gelegentlich dem Unterrichte bei. Während Scharnhorst und Hardenberg unausgesetzt sich beeiferten, den Entscheidungskampf für König und Vaterland wirksam vorzubereiten, schritt Napoleon auf seinem Wege unaufhaltsam vorwärts und drängte Preußen in eine immer mißlichere Lage. Das zum Schein bewahrte Einvernehmen mit Rußland begann Napoleon zu zerreißen, so das Preußen, in der Mitte zwischen beiden, aus seiner Neutralität herauszutreten gezwungen werden mußte. Die Klugheit gebot ein vorläufiges Bündniß mit Frankreich. Zu der vom König erkannten Nothwendigkeit gesellte sich das eifrige

Bestreben der gegen Scharnhorst und Hardenberg intriguirenden Anhänger der alten neuerdings überwundenen Einrichtungen in Heer und Staat. Dagegen suchten Hardenberg, Scharnhorst und Gneisenau ein Bündniß mit Frankreich wenigstens so lange als möglich hinauszuschieben, um die von ihnen vorbereiteten Rüstungen zu vollenden. Doch wußte Hardenbergs Geschicklichkeit den französischen Gesandten Saint-Marsan und durch ihn dem Kaiser Vertrauen auf seine und des Königs Gesinnung einzuflößen, was Napoleon nicht hinderte, den preußischen Staat nach wie vor zu bedrücken und dem Abschlusse eines die Selbstständigkeit des Königs sichernden Bündnisses auszuweichen. Nun beschloß Hardenberg, aufs neue eine Anknüpfung mit England zu suchen, um von dort wenigstens Subsidiengelder, Waffen und Kriegsbedarf zu erhalten. Auch blieben diese Bemühungen durch Gneisenaus Vermittlung nicht ohne Erfolg. Inzwischen, da Napoleons feindselige Haltung jede Hoffnung auf ein französisches Bündniß zu vereiteln schien, nahm auch der König seine Beziehungen zu dem Kaiser Alexander auf und trug ihm an, er wolle sich an dem bevorstehenden Kriege auf die Seite Rußlands stellen. Es wurde durch Hardenberg ein eigenhändiger Briefwechsel zwischen beiden Herrschern eingeleitet, während der Staatskanzler, trotz aller neuer gesteigerten Forderungen Napoleons, den Schein bereitwilligen Eingehens auf alle Wünsche des Kaisers zu bewahren verstand. Trotz des Briefwechsels aber mit dem Kaiser Alexander blieb Friedrich Wilhelm über die russische Politik in großer Ungewißheit, so daß er sich auf Hardenbergs Zureden entschloß, Scharnhorst an den Kaiser abzusenden, zumal da Scharnhorst dem Kaiser persönlich bekannt war und das Vertrauen desselben in hohem Grade genoß. Diese Sendung mußte vor den einflußreichen Franzosenfreunden im eigenen Lande durchaus geheim gehalten werden. Zufällige Umstände begünstigten es, daß Scharnhorsts Abreise ohne Aufsehen geschehen konnte. Er hatte nämlich, nachdem er sein Erbgut Bordenau seiner Tochter abgetreten hatte, das königliche Domänenamt Dollstädt in Ostpreußen angekauft, um für sein Alter einen Ruhesitz zu erwerben. Unter dem Vorwande, sich in dem neuen Grundbesitze orientiren zu wollen, erbat er einen längeren Urlaub vom Könige und brach im August nach Königsberg auf. Während er sich hier ausschließlich mit den Gutangelegenheiten zu beschäftigen schien, traf er im Stillen die Vorkehrungen zu der Reise nach Petersburg, wohin er sich im Anfang des Septembers auf den Weg machte. Um alles Aufsehen zu vermeiden, trug er die Uniform eines russischen Obersten, den rechten Arm in der Binde, wie wenn er verwundet aus dem türkisch-russischen Kriege in seine Heimat zurückkehrte. An der russischen Grenze stieß ein russischer Feldjäger zu

ihm, der ihm überall Quartier machte. Um den französischen Spionen auch in Petersburg zu entgehen, wohnte er unfern der Stadt in dem prachtvollen Lustschlosse Zarskoje-Selo, wo ihn der Kaiser äußerst gnädig empfing nnd ihn in der Dunkelheit aufsuchte, um sich mit ihm zu unterhalten. Anfang November kam Scharnhorst nach Berlin zurück. Das Resultat der Unterhaltung war ein Schreiben des Kaisers an den König von Preußen, worin er erklärte, daß er in dem Falle, daß Preußen von Frankreich angegriffen werden sollte, sogleich mit seinen Truppen in das Herzogthum Warschau einrücken werde; das in den freundschaftlichsten Ausdrücken abgefaßte Schreiben ersuchte jedoch zugleich den König, den Ausbruch des Krieges möglichst zu vermeiden. In dieser Zeit ließ nun auch Napoleon die letzte Maske gegen Rußland fallen und forderte entweder den Anschluß Preußens an den Rheinbund oder eine Verbindung mit Frankreich für alle Zeiten und für alle Fälle. Dieses Verlangen setzte allen maßlosen Forderungen die Krone auf. Dem König schien nur die Wahl zwischen einem Bündniß mit Oesterreich oder einer Allianz mit Frankreich noch übrig zu bleiben. Man beschloß daher, den Grafen Metternich von den Verhandlungen mit Rußland in Kenntniß zu setzen, und wiederum war es der eben erst ans Petersburg eingetroffene Scharnhorst, auf den die Wahl des Staatskanzlers fiel, als Gesandter nach Wien zu gehen. Wiewohl Friedrich Wilhelm das Bedenken hegte, daß die Persönlichkeit Scharnhorsts zu marquant sein möchte, um das Geheimniß seiner Mission zu wahren, so begab sich doch der General unter dem Namen eines Geheimeraths Ackermann durch Schlesien nach Wien auf die Reise mit der Instruction, die Rathschläge des Wiener Hofes über den von Preußen in dieser kritischen Lage zu fassenden Entschluß einzuholen und denselben Hof zu einer wirksamen Vermittlung aufzufordern, wenn die Schwierigkeiten eines Allianzvertrages mit Frankreich zu feindlichen Maßregeln führen sollten. Am Ende des Jahres verließ Scharnhorst Wien, ohne ein Resultat erlangt zu haben. Hierzu und zu dem Folgenden vgl. den Aufsatz von Max Duncker „Preußen während der französischen Occupation" im November- und Dezemberheft, Jahrgang 1871 dieser Zeitschrift.

Wir kommen nunmehr zu den einzigen Jahren 1812 und 1813. Der Krieg gegen Rußland war von Napoleon beschlossen, mit rastlosem Eifer setzte dieser seine ungeheuren Rüstungen ins Werk. In der verzweifelten Lage des preußischen Staates verfaßte Hardenberg, überzeugt, daß es nur zwei Auswege gebe: Unterwerfung oder offener Widerstand, eine ausführliche Denkschrift: „Ueber die Nothwendigkeit und über die Gefahren eines

Offensiv- und Defensivbündnisses mit Napoleon". Er kommt darin zu den Resultaten, daß eine Allianz mit Frankreich die völlige Unterwerfung für Preußen bedeute, daß es Napoleon überhaupt nur auf Preußens gänzliche Abhängigkeit von seiner Willkür abgesehen habe, daß dem König keine Wahl mehr zwischen einer Verbindung mit Frankreich oder Rußland bleibe, daß ihn vielmehr nach Lage der Sachen Treue und Glauben auf gegebenes Wort an diese letzte Macht knüpfen, daß aber in beiden Fällen die Existenz des Staates auf dem Spiele stehe, daß indeß ein gut verfolgter Sieg vieles ändern könne und daß Napoleon mit weit größeren Schwierigkeiten als in den Jahren 1806 und 1807 zu kämpfen haben werde. Hardenberg mahnt dringend, sobald als möglich im geheimen mit Rußland abzuschließen, mit England Unterhandlungen einzuleiten, sich Oesterreich zu nähern, sich unausgesetzt in der Stille auf den Kampf vorzubereiten, aber die Verhandlungen mit Frankreich nicht abzubrechen. Am 2. November des Jahres 1811 überreichte der Staatskanzler dem Monarchen diese Denkschrift.

Das Heranrücken und die Verstärkung der französischen Truppen in der Nachbarschaft ließen keinen Zweifel mehr an der Absicht Napoleons aufkommen, Preußen zu vernichten. Trotz der drohenden Gefahr blieb der König furchtlos in der Mitte der feindlichen Besatzung zu Berlin und Charlottenburg. Desto eifriger waren Scharnhorst und Gneisenau auf die Rettung des Königs bedacht, falls die gefürchteten Anschläge auf dessen Person sich bewahrheiten sollten und das Bündniß mit Frankreich nicht zu Stande käme. Auf jeden Fall wurde beschlossen, Spandau zu halten und die Besatzung sich nöthigenfalls unter Scharnhorsts Anführung nach Schlesien durchschlagen zu lassen. Bis zum 2. März wollte man warten, als wirklich an demselben Tage der Kurier des königlichen Gesandten v. Krusemark aus Paris in der Hauptstadt eintraf und dem Könige endlich den abgeschlossenen Vertrag zur Bestätigung überbrachte. Der kurzgefaßte Vertrag wurde von dem bedrängten Fürsten sofort bestätigt, und so war wenigstens für den Augenblick der Fortbestand des Staates gesichert. In dem Vertrage waren zugleich die Mitwirkung Preußens gegen Rußland, die Maßregeln der contrahirenden Mächte gegen England und die Lieferungen des Staates für Frankreich während des russischen Feldzuges festgestellt.

Noch einen letzten Versuch zur Aufrechterhaltung des Friedens machte Friedrich Wilhelm, indem er den Oberstlieutenant von Knesebeck nach Petersburg an den Kaiser sendete. War der mit Frankreich abgeschlossene Allianzvertrag von Preußens Seite auch nur ein Schritt der Verzweiflung, der für das erste wenigstens Napoleon in der Verwirklichung seiner feind-

seligen Absichten gegen Preußen behinderte und den einzig möglichen Ausweg bot, um unter günstigeren Verhältnissen Heer und Volk zu den Waffen zu rufen, so nahmen doch Gneisenau und mit ihm 300 preußische Officiere voll Unmuth ihren Abschied, um in Rußland oder Spanien gegen die Unterdrücker ihres Vaterlandes zu kämpfen. Auch Scharnhorst, der bei der Möglichkeit eines baldigen Einrückens französischer Truppen in die Hauptstadt auf seine Sicherheit bedacht sein mußte, nahm einen Urlaub auf unbestimmte Zeit und reiste mit seinem Schwiegersohne und Clausewitz, die in russische Dienste treten wollten, nach Finkenstein und Dollstädt, wo sie mehrere Wochen verweilten. Da er indeß nicht hoffen durfte, daß diese Gegend von den Gefahren des Krieges verschont bleiben würde, mußte er einen geschützteren Aufenthalt erwählen. Mittlerweile kehrte er zu seinen literarischen Arbeiten zurück, vollendete das schon angefangene „Reglement für die preußische Infanterie" und beschäftigte sich mit dem Entwurf eines ausführlichen Werkes „über den Krieg und die Kriegführung", das er in Schlesien, wohin er sich zurückzuziehen gedachte, ausarbeiten wollte. Ja, zu diesem Zwecke hegte er den Plan, die Schlachtfelder in den österreichischen Staaten zu bereisen, wozu ihm der König die Erlaubniß ertheilte. Die erhaltenen Proben aus diesem Werke lassen dessen Nichtvollendung lebhaft bedauern. Einen geringen Ersatz bietet die kleine Schrift „Ueber die Wirkung des Feuergewehrs", die er in Schlesien noch vollendete. Neben diesen Arbeiten verfolgte Scharnhorst den Verlauf des russisch-französischen Feldzuges mit vollster Spannung, immer die Hoffnung nährend, daß für Preußen endlich die Morgenröthe der Befreiung aufgehen werde, wenn der von phantastischem Ehrgeiz fortgerissene Abenteuerer in seiner Verblendung weder der Bodenbeschaffenheit noch des Klimas, noch der Raumverhältnisse in Rußland achten würde. — — —

Noch vor dem Schlusse des Jahres 1812 war Rußland von allen Feinden geräumt. In den ersten Monaten des folgenden Jahres wurden 243,000 feindliche Leichen nebst 123,000 Pferden auf russischem Boden entweder verscharrt oder verbrannt. Den ersten Nachrichten von dieser unerhörten Niederlage wagte man kaum Glauben zu schenken; als aber Napoleon durch sein 29stes Bulletin den Untergang seiner Armee eingestand, war der Zeitpunkt gekommen, die Kette der Fremdherrschaft zu zerbrechen. Das Volk in Preußen trug unbeschreibliches Verlangen nach dem Kampfe für Freiheit und Ehre des Vaterlandes.

Scharnhorst war zu dieser Zeit neben seinen literarischen Arbeiten mit der vollständigen Ausrüstung der Festungen, die ihm der König bei seiner letzten Anwesenheit in Schlesien aufgetragen hatte, voll Eifer beschäftigt. Die Nachrichten, die er vom Kriegsschauplatze erhielt, meldete

er mit innerer Freude seiner Tochter, der Gräfin Dohna, deren Gatte mit Clausewitz nunmehr in die russischen Kriegsdienste übergetreten war.

Nach der Kunde von den Ereignissen in Rußland hatte der Staatskanzler einen Bericht an den König erstattet, in welchem er für nothwendig erklärte, daß Preußen um der Wiedererlangung seiner Selbstständigkeit willen jetzt schnell handeln und sich zu diesem Zwecke der Mitwirkung Oesterreichs versichern müßte. Sobald dieses geschehen, sollte die königliche Familie sich nach Schlesien in Sicherheit begeben, bis dahin aber sei das bisherige Verhältniß zu Frankreich äußerlich aufrecht zu erhalten. Indessen schloß noch vor dem Ende des Jahres der General von York die Convention bei Tauroggen ab. Die Worte, mit denen York sein die Convention begleitendes Schreiben an den König schloß, waren: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermüthigen Forderungen eines Alliirten losreißen können, dessen Plane mit Preußen in ein mit Recht Besorgniß erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet, gebe der Himmel, daß sie zum Heil des Vaterlandes führt."

Jetzt oder nie! Dies war auch die Ansicht des Königs und Hardenbergs. Indessen gebot die Gegenwart der Franzosen im Lande, die Ungewißheit der russischen Hilfe, die durch das Gottesgericht nicht gebrochene Thatkraft Napoleons, die Besorgnisse um die persönliche Sicherheit des Königs — die allergrößeste Vorsicht. Daher, obgleich im Innersten einverstanden mit dem Schritte Yorks, verstand sich der König dazu, die Capitulation des Generals öffentlich zu desavouiren und zu erklären, daß York vor ein Kriegsgericht gestellt werden würde. Auch der Staatskanzler setzte seinen geselligen Verkehr mit dem Gesandten Saint-Marsan und dem Marschall Augereau fort, um sie glauben zu machen, daß man von preußischer Seite an nichts weniger als einen Abfall von Frankreich dächte. Den König wußte er zu weiteren Schritten zu bestimmen, welche bezweckten, die Loslösung von Frankreich und die Annäherung an Rußland zu verdecken. In Paris wurde die Mißbilligung des Königs gegen Yorks Eigenmächtigkeit betheuert. Als aber dennoch die Sicherheit der königlichen Familie bedroht erschien und als der zum Kaiser Alexander abgesandte Major von Natzmer mit den erwarteten Zusagen desselben in Potsdam eintraf, ordnete der König in Berlin eine Oberregierungscommission an und brach am 22. Januar, von dem Kronprinzen begleitet, durch die

Lausitz nach Schlesien auf, während die übrigen Prinzen und Prinzessinnen einige Tage später über Grüneberg folgten.

Sehnsüchtig hatte Scharnhorst in Breslau der Ankunft des Monarchen geharrt. Nun begann für ihn ein reichbewegtes Leben und eine vielseitig gesteigerte Wirksamkeit. Jetzt sollte die Saat, die er lange so unbeirrt und redlich ausgestreut, ihre Früchte tragen. Am 3. Februar erschien der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägercorps. Am 9. Februar folgte die Verordnung, welche die bisherigen Ausnahmen vom Kriegsdienst bis auf wenige Fälle abschaffte. Gleichzeitig wurde auf Scharnhorsts Vorschlag den Majoren v. Lützow, Yarnowsky und Petersdorf die Erlaubniß ertheilt, Freicorps für den Kampf außer der Linie zu errichten. Aus diesen Wochen epischer Stille, wie sie Gustav Freytag genannt hat, welche einer Kampfesbegeisterung ohne Gleichen vorangingen, entwirft Steffens folgendes Bild von Scharnhorst: „Es war rührend, die tiefe Anhänglichkeit, die grenzenlose Verehrung wahrzunehmen, die sich jederzeit äußerte, wenn von Scharnhorst die Rede war; selbst die Trotzigsten, alles was hervortrat mit humoristischer Kritik Vernichtenden verstummten, ja schienen sich zu verwandeln". Und in der That, fügt Klippel hinzu, waren jetzt aller Blicke auf ihn gerichtet. Denn jetzt erst offenbarte es sich, was er jahrelang ohne Aufsehen im Stillen gewirkt und geschaffen hatte, und was er in diesem entscheidenden Zeitpunkte an der Seite des Königs leistete.

Zu Anfang des Februar hatte der König den Oberst von Knesebeck zur Anknüpfung eines Bündnisses im geheimen Auftrag nach Wien gesandt, doch wurde dieser Zweck damals verfehlt. Nach dem Scheitern seiner Wiener Mission wurde Knesebeck am 9. Februar zu dem Kaiser Alexander nach Kalisch geschickt, während Hardenberg am 15. an die französische Regierung die Forderung der Räumung von Danzig, Glogau, Küstrin und Stettin und der Auszahlung der für den Unterhalt der französischen Truppen schuldigen Summen stellte. Da Knesebeck zu viel Schwierigkeiten erhob und dem Kaiser nicht angenehm war, so ließ sich Stein von demselben mit der unmittelbaren Verhandlung beim Könige beauftragen und langte am 25. in Breslau an. Schon am 27. hatte er die einzelnen Punkte des Vertrages mit Hardenberg verabredet, worauf Scharnhorst zu dem Kaiser nach Kalisch beordert wurde, um den Vertrag ratificiren zu lassen. Dies ist der berühmte Vertrag zu Kalisch vom 28. Februar 1813. Er umfaßte die Wiederherstellung der preußischen Monarchie, die Befreiung Deutschlands und Europas. Rußland verpflichtete sich 150,000, Preußen außer den Festungsbesatzungen 80,000 Mann zu stellen. Oesterreich, Schweden und England sollten zum Beitritt eingeladen werden. Zugleich vermittelte Scharnhorst zwischen dem preußischen und russischen

Heere die Verabredungen über die Kriegführung. Am 5. März kehrte er nach Breslau zurück, um sich alsbald in das preußische Hauptquartier bei Altenburg zu begeben, wo er mit Blücher, dem der Oberbefehl über das neugebildete schlesische Heer übertragen war, die nöthigen Berathungen zu pflegen hatte. Jedoch war er in Breslau so unentbehrlich, daß er alsbald dorthin zurückkehrte. Die Einrichtung des neugeschaffenen Heeres, die Bildung eines tüchtigen Generalstabes und die zweckmäßige Placirung der Officiere nahmen seine Thätigkeit vollauf in Anspruch. Außerdem erforderten die Errichtung der Landwehr und des Landsturms seine thätige Beihilfe, zumal er selbst für den eigentlichen Schöpfer der Landwehr und den Verfasser der Landwehrordnung gelten muß. Am Geburtstage der Königin Louise wurde der Orden des eisernen Kreuzes gestiftet. Ferner machte ein Parolebefehl bekannt, daß die zur Untersuchung der Capitulation von Tauroggen niedergesetzte Commission den Generallieutenant von York in jeder Hinsicht wegen jener Convention für vorwurfsfrei erkannt habe, und York wurde mit dem Oberbefehl über die Truppen Bülows betraut. Scharnhorst aber wurde am 11. März zum Generallieutenant und Generalquartiermeister der Armee ernannt.

Eine besondere Freude wurde Scharnhorst in dieser Zeit durch die Ankunft Gneisenaus, der mit der Zusicherung der ausgedehntesten englischen Hilfe aus England nach Deutschland zurückgekommen und vom Staatskanzler nach Breslau eingeladen war. Der König stellte ihn als Generalmajor im preußischen Dienste wieder an und befahl ihm, einstweilen Dienste bei dem Corps Blüchers zu leisten, ein Umstand, der ihn Scharnhorst wieder näher brachte, so daß beide in den Geschäften des Generalstabes sich in die Hände arbeiten konnten.

Am 15. März hielt der Kaiser Alexander an der Seite des Königs unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in Breslau. Zu Gneisenau äußerte der Kaiser über Scharnhorst: „Niemals habe ich einen solchen Kopf gesehen. Welche Stärke im Räsonniren! Welche große Ansichten." An seine Tochter schrieb Scharnhorst den 19. März, daß er für den Augenblick das unbedingteste Zutrauen bei beiden Monarchen habe und es nur für sie benutze. „Ich habe mit unbeschreiblicher Anstrengung für König und Vaterland gearbeitet, ich habe mein vornehmstes Augenmerk auf die Belebung des Geistes gewandt und durch die Herbeiziehung und Enthusiasmirung der jungen Männer meinen Zweck erhalten und so das Interesse aller Familien an den Krieg gekettet. — Eine Landwehr wird organisirt, von der ich den Plan selbst und allein ausgearbeitet habe. — Alles ist im Fortschreiten, nun gehe ich gegen den Feind, ich habe die Gelegenheit, auf die Operationen einen entscheidenden Einfluß zu haben,

die unzähligen Schwierigkeiten des Fortganges derselben zum Theil zu heben, wenigstens viel Gutes zu stiften. — Dabei habe ich kein Commando nehmen können, ich habe mich nur begnügt, gute, brauchbare Leute hervorzuziehen, ich konnte nur dies durchsetzen, wenn ich selbst allem entsagte. — Bei drei vorgerückten Armeen werde ich bald bei einer, bald bei der andern sein, obgleich ich bei der Blücherschen angesetzt und der älteste General nach Blüchern bin. Ich sehe überall Schwierigkeiten in der Ausführung großer Plane; ich hoffe aber, daß sie überwunden werden, ich werde mit allen Kräften dahin arbeiten, so lange ich kann."

So war der Augenblick der Kriegserklärung gekommen. Am 23. März 1813 erschien der ewig denkwürdige Aufruf des Königs: „An mein Volk." Nach einer im Mai des Jahres vorgenommenen Berechnung war Preußen, Dank den Vorkehrungen Scharnhorsts, im Stande, mit seinen kaum 5 Millionen Einwohnern die Streitmacht von 271,000 Mann an Liniensoldaten, freiwilligen Jägern und Landwehr ins Feld zu stellen. Dies war um so wichtiger, da sich das russische Hauptheer in der Wirklichkeit bei weitem nicht so hoch belief, als es im Vertrage von Kalisch auf dem Papier angegeben war. Glücklicherweise erhielt an Stelle des dem Nervenfieber erlegenen, eigenwilligen und langsamen Kutusow der General Graf von Wittgenstein den Oberbefehl, dem die Preußen unter York und Bülow folgten. Schon längst hatte Scharnhorst, im Besitz des höchsten Vertrauens der verbündeten Monarchen und im Einverständniß mit den angesehensten Generalen, bedeutsamen Einfluß auf die Kriegsoperationen gewonnen und wurde so die Seele des alliirten Heeres. Da ihn Gneisenau, wie oben erwähnt, als Generalquartiermeister beim Armeecorps Blüchers vertreten konnte, so ward ihm dienstlich die Möglichkeit gegeben, durch persönliche Anwesenheit in den verschiedenen Hauptquartieren für Uebereinstimmung in den Entwürfen thätig zu sein. Ueber den in Kalisch verabredeten Operationsplan trat Scharnhorst mit Knesebeck in brieflichen Verkehr, wodurch das einige Zeit zwischen beiden erkaltete, frühere Verhältniß wieder hergestellt wurde.

Nachdem der General Winzingerode mit 13,000 Russen vorangezogen war, setzte sich Blücher am 18. März mit dem gegen 25,000 Mann starken schlesischen Corps von Breslau in Bewegung. Gneisenau war der besten Zuversicht und schrieb an seinen Freund Dörnberg: „Wir kommen mit den schönsten Truppen an. Jedesweden Herz ist hoch gestimmt. Mein munterer Feldherr ist neu begeistert. Scharnhorst, unser erster Generalquartiermeister, leitet uns. An der Spitze der Brigaden und Regimenter sind tüchtige Leute; der Soldat ist schlagfertig und erbittert." Am

30. März rückte Blücher ohne Widerstand in Dresden ein, welches Davoust vor dem Anrücken der Russen und Preußen nach Zerstörung der schönen Elbbrücke geräumt hatte. Nun eilte auch der bis dahin durch Geschäfte zurückgehaltene Scharnhorst dem Heere nach, doch blieb er nicht lange in Dresden, sondern begab sich schon am 1. April in das Hauptquartier Wittgensteins, der nebst York und Borstell mit 25,000 Mann auf dem rechten Elbufer vor Magdeburg stand, nach Belzig, um die Nachricht von Blüchers Uebergang bei Dresden zu bringen und weitere Verabredungen zu treffen. Darauf kehrte er zu Blücher zurück, der mittlerweile vorrückend sein Hauptquartier in Penig bei Altenburg aufgeschlagen hatte.

Inzwischen wirkte wie ein erfrischendes Gewitter nach dumpfer Schwüle der Sieg des mit York verbundenen Wittgenstein bei Danigkov und Möckern über den Vicekönig von Neapel, ein Treffen, in dem 20,000 Preußen und Russen gegen 37,000 Franzosen kämpften. Zu gleicher Zeit traf die freudige Kunde ein von der Vernichtung des französischen Corps Morands bei Lüneburg durch den Heldenmuth Dörnbergs. Dennoch bewirkte die fortwährende Ungewißheit über die eigentlichen Absichten des Feindes und über dessen Anmarsch, daß das verbündete Heer zwischen Dresden und Leipzig, an der Mulde und Elbe stehen blieb. Das Hauptquartier Blüchers befand sich am 7. und 8. April zu Rochlitz an der Mulde, und so sehr auch Scharnhorst zu umsichtig raschem Handeln trieb, so mußte er sich doch überzeugen, daß man nichts Entscheidendes wagen könne, so lange die russische Hauptarmee bei Kalisch und an der schlesischen Grenze, 18 Märsche hinter Dresden zurückstand. So hatte Napoleon die Zeit gewonnen, mit seiner ganzen Heeresmacht heranzuziehen und sich mit dem Vicekönige zu vereinigen. Doch war man im preußischen Heere nichtsdestoweniger noch guten Muths. Clausewitz, der eben damals vom Kaiser Alexander in das preußische Hauptquartier entsendet worden war, freute sich der Nähe Scharnhorsts und schrieb mit Begeisterung: „Mit einer allerliebsten Armee, an deren Spitze meine Freunde stehen, durch ein herrliches Land zu ziehen, für einen solchen Zweck, in der schönsten Jahreszeit, ist so ziemlich das Ideal einer irdischen Existenz. Die Truppen sind heiter und singen: Auf, auf Kameraden und ähnliche Lieder, andere jodeln in einer seltenen Perfection, ich selbst sehe mich umgeben von Bekannten und lebe in dem Element meiner Muttersprache neu auf. — — Ich bin sehr heiter, der Augenblick ist ja fast idealisch schön. Blücher, Scharnhorst und Gneisenau behandeln mich alle mit ausgezeichneter Güte und Freundschaft; ich kann mir kein schöneres Verhältniß denken. Diese Einigkeit, dieses gegenseitige Vertrauen, die wechselseitige Achtung und Freundschaft wird man in der Welt lange vergeblich

suchen." Als jedoch Blüchers Hauptquartier vom 14. bis 24. April unverrückt in Altenburg weilen mußte, schlug über diese gezwungene Abhängigkeit der Frohmuth in ungeduldige Verstimmung um. Dazwischen wurde Scharnhorst durch die Nachricht von der glücklichen Niederkunft seiner Tochter so freudig überrascht, daß sein Trübsinn schwand und er frohen Herzens der Wöchnerin schrieb: „Meine innigst geliebte Tochter, Gott erhalte Dich, erhalte das kleine Wesen. Küsse es in meinem Namen, grüße es von seinem Großvater bei dem Eintritt in dieser sorgenvollen Welt. Daß ich mich unbeschreiblich gefreut, daß ich in dem Augenblick, als ich die Briefe erhielt, getrost in die Zukunft sah, sage dereinst meinem Enkel. — — Wir haben eine große physische Uebermacht gegen uns, wir haben aber Muth und streiten für die heilige Sache, darin haben wir das Uebergewicht. — Sollte uns aber mal ein Unglück zustoßen, so laß Dich dadurch nicht niederschlagen, wir werden es schon gut machen, und die russische, die Hauptmacht, ist jetzt erst an der Weichsel." Sehnsuchtsvoll erwartete er in dieser Zeit zugleich die Ankunft seiner Söhne aus England, die er schon im Februar zur Rückkehr nach Deutschland aufgefordert hatte und die denn auch im Anfang Mai den Vater wiedersahen.

Endlich langte das russische Hauptquartier unter Wittgenstein an der Elbe an. Am 24. April hielten der Kaiser Alexander und der König von Preußen ihren Einzug in Dresden, wohin auch Scharnhorst zur Begrüßung der beiden Monarchen geeilt war, um sich wieder in Blüchers Hauptquartier nach Altenburg zurückzubegeben, nachdem er noch mit Wittgenstein Verabredung getroffen hatte. Mit dem Vormarsch des Feindes kam neues Leben in Blücher und seine Truppen. Napoleon, der am 25. April in Erfurt eingetroffen war und seinen Corps die Richtung zum Vorrücken gegen Sachsen bezeichnen ließ, ging am 29. über die Saale bei Naumburg, um zu dem Vicekönig zu stoßen, welcher, die untere Saale heraufziehend, nach einem blutigen Gefecht bei Merseburg den Uebergang gleichfalls gewonnen hatte. Am folgenden Tage rückte die ganze französische Macht gegen Leipzig vor.

Aus Altenburg schrieb Scharnhorst den 28. April an seine Tochter die Worte: „Wir stehen nahe vor den Feinden, welche ebenso behutsam wie wir sind. — — Wenn der Himmel mir noch gnädig ist, so erhält er Dich, meine innigstgeliebte Julchen, und läßt mir das Ende des Feldzuges erleben; sollte dies letztere aber auch nicht sein, so sterbe ich der festen Ueberzeugung, daß diesmal die Freiheit und Selbständigkeit Preußens und Deutschlands siegt. Meine letzte Anwesenheit im Hauptquartier hat mir die Ueberzeugung gegeben. — Wenige Väter haben ihre Tochter so zärtlich geliebt wie ich Dich."

Ende April hatte Blücher sein Hauptquartier nach Borna und von da nach Rötha bei Leipzig verlegt, und Scharnhorst war ihm gefolgt. Zu seiner hohen Freude waren am 1. Mai seine beiden Söhne bei ihm eingetroffen, worüber er der Tochter meldete: „Rötha ohnweit Leipzig, den 2. Mai Morgens 1 Uhr. Meine liebe Julie, ich vergesse Dich in keiner Stunde, auch nicht in diesem Augenblick, wo ich so sehr beschäftigt bin. Heute ist Wilhelm und August bei mir angekommen, welche Freude! Der erste bei dem Generalstabe, der letzte bei den Brandenburgischen Husaren. Sie begleiten mich in Englischer Montirung; sie sind wohl und auch ich. Dein bis in den Tod Dich zärtlich liebender Vater S."

Am 2. Mai kam es zur Schlacht bei Lützen oder Groß-Görschen. Der Major von Krauseneck erzählt, daß er am Abend vor dem Schlachttage im Hauptquartier zu Rötha ein Gespräch unter vier Augen mit Scharnhorst gehabt habe, in welchem letzterer seine Unzufriedenheit über die ganze Lage, besonders über das, was bisher zur Organisation der Streitkräfte der Verbündeten geschehen war, und über die Schwäche der Russen unverhohlen zu erkennen gab, betonend, daß die Schlacht in der ebenen und offenen Gegend von Leipzig geliefert werden müsse, und vorhersagend, daß Napoleon bei seiner Schwäche an Reiterei bemüht sein werde, die Schlacht in Dorfgefechte aufzulösen. Obwohl Scharhorst auf die Operationen dieses Feldzuges einen großen Einfluß ausübte, so hatte er doch nach seinen eigenen Aeußerungen an dem Schlachtplane keinen Theil. Dieser wurde erst am Vorabend des Kampfes im Hauptquartier Wittgensteins berathen und von dem General Diebitsch entworfen; die Dispositionen wurden in Zwenkau $11\frac{1}{2}$ Uhr Nachts ausgefertigt. Indessen waren die Anordnungen theils zu spät, theils verkehrt gegeben worden, so daß eine kostbare Zeit ungenutzt verloren ging und die Truppen, anstatt nach dem Plane 6 Uhr Morgens angreifen zu können, nach anstrengendem Nachtmarsch erst gegen Mittag in den ihnen bestimmten Stellungen ankamen. So war schon Mittag vorüber, als die Verbündeten endlich zum Kampfe bereit standen.

Aus dem Verlauf der Schlacht heben wir nur die Punkte hervor, die Scharnhorsts Theilnahme am Kampfe betreffen. Zu dem Angriff auf das Dorf Rahna hatte Scharnhorst auch den Major von Krauseneck vorgeschickt, welcher nach der Besitznahme des Dorfes zurückkam, um Scharnhorst Bericht zu erstatten. Beide ritten nun in scharfem Trabe von einer Batterie zu andern, als eine Kanonenkugel dem Pferde Scharnhorsts einen Hinterschenkel wegriß, so daß es mit seinem Reiter zusammenbrach. Krauseneck beeilte sich dem verwundet geglaubten General zu Hülfe zu springen; dieser machte sich aber gelassen von seinem Pferde los und gab dem Her-

beieilenden mit seiner gewöhnlichen Ruhe den Rath, er solle im starken Feuer doch immer ohne Bügel reiten; wie er sehe, werde man so beim Stürzen des Pferdes viel weniger leicht verletzt. Aber die Dörfer Rahna und Klein-Görschen konnten von den Preußen gegen die furchtbare Uebermacht des Feindes auf die Dauer nicht gehalten werden. Vergebens hofften die Preußen, daß nun Wittgenstein einen Theil der Reserve anrücken und in das Gefecht eingreifen lassen würde. Als die Gefahr von Minute zu Minute stieg, stellten sich Scharnhorst und Blücher mit gezogenem Säbel an die Spitze der Truppen, um sie zum Angriff gegen die verlorenen Dörfer zu führen. Scharnhorst selbst war mehrere Male an der Spitze der Cavallerie und Infanterie in den Feind eingedrungen; er feuerte die Leute an und rief: es lebe der König, indem er den Säbel schwang. Mit abwechselndem Glücke wogte der erbitterte Kampf, bis es endlich den Preußen gelang, die Dörfer zu behaupten und den Feind über das brennende Caja zurückzutreiben. So ließ die Schlacht gegen 3 Uhr Nachmittags einen glücklichen Ausgang hoffen. Der König, der mit dem Kaiser Alexander von einer Anhöhe den Gang der Schlacht beobachtet hatte, ritt mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm nach Caja hinein und nahm schon die Glückwünsche zu dem erfochtenen Siege entgegen. Aber Napoleon ließ nach seinem Eintreffen hinter Caja 40 bis 60,000 Mann gegen die Dörfer in das Gefecht bringen, und noch einmal zog Blücher Verstärkungen heran, die Brigaden des Yorkschen Corps. Rahna und Caja wurden wieder erstürmt, schon wich der Feind in der Richtung auf Merseburg — noch eine Reserve und der Sieg wäre entschieden gewesen! Aber die russischen Reserven versäumten in die Schlacht einzugreifen, und während auf Seite der Franzosen die Anordnung von Einem ausging, Ein Geist Alle belebte, commandirte auf Seiten der Verbündeten eigentlich niemand, oder vielmehr jedermann, der Kaiser, d'Aubray, Diebitsch, Blücher, Scharnhorst, ja selbst die Generaladjutanten des Kaisers, am allerwenigsten aber Wittgenstein, der gar nicht einmal recht wußte, wo die Brigaden und Regimenter standen. Bei diesem letzten Angriff, der zwischen 6 und 7 Uhr erfolgte, erhielt Scharnhorst eine Schußwunde am Bein, die später seinen Tod herbeiführen sollte. Mit dem Einbrechen der Nacht waren die Dörfer verloren; nur in Groß-Görschen hielten sich die Preußen.

Gleich nach seiner Verwundung verließ Scharnhorst, begleitet von seinem jüngsten Sohn August, der während des Kampfes stets in seiner Nähe geblieben war und Adjutantendienste bei ihm versehen hatte, das Schlachtfeld mit der Ueberzeugung, daß die Schlacht gewonnen sei. In Pegau fand er den nächsten wundärztlichen Beistand. Die Schlacht

endete allmählich bei einbrechender Dunkelheit. Friedrich Wilhelm war einer der letzten, die aus dem in Flammen stehenden Caja zurückkehrten. Was er heute von der preußischen Tapferkeit gesehen hatte, zumal man noch auf dem Schlachtfelde stand und das eroberte Groß-Görschen noch behauptete, bestärkte ihn in dem Glauben an die Wiederaufnahme und Vollendung der Schlacht am andern Morgen, doch wurde in der Umgebung des Kaisers der Rückzug nach der Elbe beschlossen. Dennoch durften die Verbündeten den Tag von Groß-Görschen als einen wenn auch nicht entschieden gewonnenen, so doch auch nicht verlorenen betrachten.

Noch am späten Abend des 2. Mai schrieb Scharnhorst aus Pegau an seine Tochter: „Wilhelm ist zuletzt auf dem linken Flügel in der Schlacht gewesen, zuerst bei mir auf dem rechten Flügel und sehr brav. August ist immer bei mir gewesen und zuletzt auf dem rechten Flügel, wo der Hauptangriff war. Er hat bei mir Adjutantendienste gethan und er und ich haben in der größten Noth auf diesem Flügel alles gethan, und ich glaube, daß nach meiner Verwundung um 6 bis 7 Uhr, wo wir 3 Dörfer genommen und dem Feinde in Flank standen, nichts mehr geschehen konnte, und wie es weiter gegangen, weiß ich nicht; nur habe ich gesehen, daß unser linker Flügel vortheilhaft vorging. Ich habe einen traurigen Tag gehabt. Schlechte Führung der Armee vom Grafen Wittgenstein, Mangel an allen Ideen von unserer eigenthümlichen Lage, und in der Schlacht selbst ohne Leitung des Ganzen, was war da Großes zu erwarten? Mein alter Blücher ist ein braver Mann, ich habe für ihn alles gethan, denn von der Führung der Armee weiß er nichts, aber er ist immer mit einem guten Geiste am Platze. Er hat einen Streifschuß erhalten. Früher wurde mir der braune Engländer durch einen Kanonenschuß unterm Leibe erschossen, auch das Pferd, welches ich nun bestieg, wurde blessirt, eine Kugel ist mir durch den Chakow gegangen. Ich bin doch sehr glücklich, wenn die Schlacht gewonnen; sollte dies aber nicht sein, so wünschte ich darin gefallen zu sein. Dies war auch mein völliger Entschluß, vor und in der Schlacht. Der Arzt, welcher mir die Kugel diesen Morgen ausgeschnitten, versichert mir, daß ich in 4 Wochen völlig hergestellt sein könnte, indem kein unheilbarer Theil berührt wäre. — So ist die Sache; die Sache hätte den eklatantesten Sieg gegeben, hätte Wittgenstein anders operirt." Clausewitz schrieb bald nach der Schlacht an seine Frau: „Ich bin bei Gneisenau, Scharnhorst vermissen wir alle sehr; er hat sehr in dem Vertrauen der Armee gewonnen, und alle Menschen sehen auf ihn, als die Seele des Ganzen."

Am 4. Mai befand sich Scharnhorst in Dresden, um seine Wunde regelmäßig behandeln zu lassen. Der König verlieh ihm das eiserne

Kreuz zweiter Klasse, der Kaiser den russischen Wladimirorden mit dem Stern. Bald war er durch die sorgsame Behandlung des Leibarztes des Königs in Dresden so weit hergestellt, daß er etwas für sich arbeiten und einigermaßen an den Dienstgeschäften wieder theilnehmen konnte. So hielt er am 7. Mai im Beisein des Monarchen mit dem Staatskanzler von Hardenberg und Knesebeck eine Berathung über die Vertheidigung des Landes. Noch an demselben Tage ging der König zur Armee ab, die in wohlgeordnetem Zuge auf Bautzen marschirte.

Je mehr Scharnhorst den Anschluß der Oesterreicher an die Verbündeten bei der Schwäche der Russen für den glücklichen Ausgang des Krieges geboten erachtete, desto lebhafter trug er Verlangen, selbst nach Wien zu gehen, um die Unentschlossenheit des österreichischen Cabinets zu brechen. Endlich gab der König, der anfangs aus Sorge für den kaum halb Genesenen das Anerbieten dieser Mission abgelehnt hatte, den dringenden Vorstellungen Scharnhorsts mit schwerem Herzen nach. Dieser brach bei dem bevorstehenden Einrücken der Franzosen in Dresden am 8. nach Zittau auf, nachdem er vorher in einem Schreiben an Gneisenau demselben seine beiden Söhne ans Herz gelegt hatte, falls diese ein Unfall treffen sollte. In Zittau gelangte er in voller Erschöpfung an und sah sich auf das Gebot der Aerzte genöthigt, alle Dienstgeschäfte in andere Hände niederzulegen. Doch schrieb er hier noch mit fester Hand an seine Tochter, daß er hoffe, in spätestens 4 Wochen wieder dienen zu können. Ueber die Ordensverleihungen äußerte er sich: „Ich achte diese Erbärmlichkeiten nicht, meine Belohnung kann mir Niemand geben und nehmen." Beunruhigender lautete der Brief, den er an demselben Tage an Gneisenau sandte; er habe ein Fieber gehabt, in dem er 24 Stunden nicht zu sich selbst gekommen sei; er trage wenig Hoffnung, fürs Erste die Reise fortsetzen zu können; er ersuche den Freund, seine Briefe an sich zu nehmen, oder sie an Clausewitz zur Aufbewahrung zu geben, sie Niemand, wer es auch sei, mitzutheilen; „der Freund" möge sich der Söhne annehmen, wenn ihnen ein Unglück begegnen sollte.

Doch noch einmal nahm sein Zustand in Folge der Ruhe und der ausgezeichneten ärztlichen Pflege eine erfreuliche Wendung. Hätte er sich länger geschont, er wäre zu retten gewesen; doch die leidenschaftliche Sorge für des Vaterlandes Freiheit zog ihn, trotz aller Abmahnungen des Arztes, unwiderstehlich nach Wien. Baldmöglichst setzte er die Reise fort und gelangte durch Böhmen bis Znaim in Mähren, wo er Halt machen mußte. „Mein lieber Gneisenau," schrieb er hier, „ich gehe vor Ungeduld zu Grunde; meine Wunde ist schlimmer als ich anfangs glaubte, was aber noch tausendmal übler ist besteht darin, daß die Heilung

langsamer gehet. — Ich will gern, herzlich gern auf dem Schlachtfelde bleiben, mein größtes Glück suche ich darin, wenn mir die Vorsehung versprechen wollte, daß ich nicht verwundet werden sollte. — Jetzt muß ich mich vom Wagen ins Bett tragen lassen und dort nur wenig Schritt vor Schritt fahren." Den 24. Mai schrieb er aus Znaim an die Tochter einen Brief, aus dem wir folgende Stellen hervorheben, in welchem eine Todesahnung weht und in deren wehmüthiger Resignation der Leidende den glühendsten Lebenswunsch seines Herzens offenbart: „Meine Wunde ist nicht gefährlich, aber sehr schmerzhaft. Ich kann selbst nicht auf Krücken gehen und nicht einmal auf den guten Fuß treten; ich muß auf einem Stuhl mich vom Bett in den Wagen tragen lassen. — Ich habe heute Greulich mit Depeschen nach Wien geschickt. Ich will nichts von der ganzen Welt; was mir werth ist, giebt sie mir ohnehin nicht; möchte ich nur erst wieder thätig sein und nicht wieder verwundet werden, dann werde ich schon zurecht kommen. Deine Brüder Wilhelm und August sind brave Soldaten, ich habe sie selbst erprobt. Das ist seit lange die einzige Freude, die ich gehabt und die mir bleibt. — Könnte ich das Ganze commandiren, so wäre mir daran viel gelegen, ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig. Da ich das aber nicht kann, so ist mir alles gleich; in der Schlacht finde ich ohnehin bald einen Platz, wo ich allein commandiren kann, weil mein Rang, meine Verhältnisse dieses Anreißen erlauben, und man denn auch in solchen Augenblicken dergleichen gern hingehen läßt. An Distinctionen ist mir nichts gelegen; da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung, und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte. Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Commando eines Tages. Daß dies, was ich hier schreibe, ganz meinem Wesen zuwider, daß ich nichts verlange, nie mich unzufrieden äußere, und jetzt so ganz anders Dir schreibe, wird Dich befremden. Es ist aber dies kein Brief, sondern eine eigentliche Nachricht für Dich, wie Dein Vater dachte, wenn ich einst nicht mehr da sein sollte. Wobei Du selbst Dich überzeugen wirst, daß Du mich nicht richtig beurtheilt hast. Wie Du denn schon wirst bemerkt haben, daß ich über alle Beurtheilung mich hinweg gesetzt und ganz nach dem, was ich nicht unrecht hielt und mir convenirte, verfuhr."

In der Folge kehrte Scharnhorst nach Prag zurück, wohin der Lieutenant Greulich, sein früherer ihm bis zum Tode treuer Diener und Begleiter, am 1. Juni die Antworten aus Wien ihm überbrachte. In Prag verschlimmerte sich Scharnhorsts Wunde dergestalt, daß die schmerzlichsten Operationen nöthig wurden, ohne das Herannahen des Todes aufhalten zu können. Der letzte, mit zitternder Hand geschriebene seiner

Briefe lautet: „Prag, den 18. Juni. Meine einzige Tochter, es scheint mit meiner Herstellung langsam zu gehen, doch bezweifle ich dieselbe nicht. Ich hoffe mit den ersten Streitern beim Wiederausbruch des Krieges sein zu können und werde dazu alle Mittel anwenden. Allen meine Innigkeit der Donaschen hohen edlen Familie. Dein zärtlichster Vater Scharnhorst."

Der Minister von Stein, der ihn in Prag zum letzten Male sah und sprach, gab ihm den Trost seines Glaubens an den endlichen Sieg der guten Sache des Vaterlandes. Scharnhorst starb am 28. Juni 1813 im 58. Jahre seines Lebens. „Mit ihm," sprach der König, als ihm der Tod gemeldet wurde, „bricht mir eine treue, feste Stütze, er wird mir unersetzlich sein!"

Unter allgemeinster Theilnahme wurde Scharnhorst in Prag zur Ruhe bestattet. Auf dem Invalidenkirchhofe zu Berlin fand später der Held seine letzte Grabstätte, über welcher sich jetzt das von Schinkels Hand entworfene und von Friedrich Tieck nach einem in der Eisengießerei zu Berlin angefertigten Modelle Rauchs ausgeführte prachtvolle Marmordenkmal mit dem schlafenden Löwen erhebt. Der König Friedrich Wilhelm III. ehrte das Andenken des unvergeßlichen Mannes durch die, aus Rauchs Hand hervorgegangene Bildsäule von carrarischem Marmor, welche vor der Königswache neben dem Zeughause steht. Wir Nachgeborenen aber fühlten das Fortwirken seines Geistes in dem letzten großen Kriegsjahr. Möge es dem Vaterlande, um mit den Worten Boyens zu schließen, nie an Solchen fehlen, wie Er Einer gewesen!

Emil Taubert.

Der Krieg in Norddeutschland von 1632.

(Vergl. Jahrgang 1871 dieser Zeitschrift, Juli- und Oktober-Heft.)

Generallieutenant von Baudissin.

Mit Generallieutenant Wolf Heinrich von Baudissin schien ein anderer Zug in die Operationen der norddeutschen Truppen zu kommen. Von Rechtswegen hätte der Generalmajor Alexander Leßlie Totts Stelle einnehmen müssen, aber da er noch an seiner Wunde krank zu Hamburg lag[1]), vereinigte er seine Bitten mit denen von Salvius, um Baudissin zur Uebernahme des Oberbefehls zu bewegen. Und Baudissin erfüllte diese Bitte.

„Hätte er das Commando nur eher übernommen, meinte Andersson[2]), dann wäre es anders gekommen, denn Pappenheim steckte bei Stade wie in einem Sack."

Und Grubbe schrieb aus Kitzingen[3]): „Alles hat nun bessere Hoffnung seit Baudissin commandirt. Er ist voll Ambition und jeder nimmt an, daß er jetzt, wo er eine eigene Armee befehligt, (denn Herzog Georg ist in Winsen geblieben[4]) allen Fleiß anwenden werde, um diese gute Gelegenheit gegen Pappenheim zur Ehre auszubeuten."

In der That, Baudissin griff die Sache energisch an. Er wollte Pappenheim im Bremischen festhalten, d. h. ihn von der Weser ab-

---

[1]) Leßlie an Oxenstiern d. d. Hamburg 17. Mai Arkiv II. Nr. 768: „... mit mir aber [ist] es zur Zeit leider also beschaffen, daß demselben [d. i. dem Befehl des Königs] unterthänigst nachzusetzen ich säumig erfunden werden muß, indem von den medicis und chirurgicis fast will in Zweifel gezogen werden, ob ich ins künftige meinen Schenkel wie zuvor werde gebrauchen können, so bitte E. Exc. ich dienstlich bei vielhöchstgedachter J. K. M. data occasione mich deswegen, sowohl daß ich bishero meine devoir der Schuldigkeit nach und wie ich gern gewollt, nicht habe erweisen und zu Werk richten können, aufs beste zu excusiren groß. geruhen wollen, sobald sichs aber ein wenig zur Besserung wird anlassen, ich mich nur etwas werde bewegen lassen, und zu Wagen fortkommen können, will solchem gnädigsten Begehren ich unterthänigst nachzusetzen ... ich mich ... nichts abhalten lassen."

[2]) Andersson an Gustaf Adolf d. d. Halberstadt 13. Mai Arkiv II. Nr. 765.

[3]) Grubbe an Oxenstiern d. d. Kitzingen 13. Mai Arkiv II. Nr. 764.

[4]) Daher schreibt Herzog Georg an Andersson d. d. Winsen a. d. Luhe 9. Mai Arkiv II. Nr. 763: „von der von gedachtem Herrn Baudissin in Unserm Abwesen commandirt werdende Armee."

schneiden. Es brach sofort, am 2. Mai mit 6000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern (effectiv) nach Buxtehude und von da weiter nach Bremervörde auf[1]).

Es handelte sich darum, die verschiedenen Corps rasch zusammen zu ziehen.

Dem Herzog Georg, der noch immer zu Winsen lag, schrieb Baudissin am 3. Mai[2]): er habe seinen Marsch nach Bremervörde pünktlich ausgeführt; Pappenheim mache Bewegungen, welche vermuthen ließen, daß er von Stade auf Celle zu gehen beabsichtige; er rathe dem Herzoge deshalb, ohne Zeitverlust diese Residenz mit seinen Truppen zu decken.

Georg sammelte auf diese Nachricht hin „alle Truppen, so allhie dies- und jenseit der Elbe vorhanden, um erster Tage dieselben mit Unserer von gedachtem Baudissin führenden Armee desto bequemer zu conjungiren[3])."

Der Landgraf Wilhelm, der damals im Erzstift Cöln operirte und Brilon gestürmt hatte, antwortete[4]) auf die Aufforderung „der Niedersächsischen Alliirten", er sei „gänzlich resolvirt sich mit denselben in dem Namen Gottes zu conjungiren und mit aller Macht auf den Feind zu gehen."

Auch der Generalmajor Boëthius, der Befehl erhalten hatte eine Armee in Sachsen zu werben, um mit derselben in Gemeinschaft mit den Brandenburgern unter Burgsdorf nach Schlesien zu gehen, erhielt Ordre im Niedersächsischen zu bleiben um sich sobald es verlangt würde mit den übrigen Corps zu vereinigen. Noch am 4. Mai forderte ein Schreiben des Reichskanzlers ihn auf zur Vereinigung aufzubrechen[5]).

Wenn alle Corps rechtzeitig herankamen, so war Pappenheim in der That „in einem Sack." Baudissin stand bereits zu Bremervörde auf dem linken Ende eines großen Halbkreises, der weiter von den erzbischöflichen Truppen, von denen des Herzogs Georg bei Celle gebildet worden wäre. Die landgräflichen Truppen wären dann weiter östlich an der Aller eingerückt, und in der That befand sich der hessische General Uslar mit einer Abtheilung des hessischen Corps bereits auf dem Marsche über

---

1) „In Meinung, des Pappenheims Rückzug dadurch zu removiren." Leßlie an Oxenstiern d. d. Hamburg 17. Mai Arkiv II. Nr. 768. Vgl. Andersson an Gustaf Adolf vom 13. Mai im Postscriptum.

2) v. d. Decken II. S. 60.

3) Herzog Georg an Andersson d. d. Winsen a. d. Luhe 9. Mai Arkiv II. Nr. 763.

4) Landgraf Wilhelm an Oxenstiern d. d. Cassel 5. Mai Arkiv II. Nr. 760.

5) Oxenstiern an Boëthius d. d. 4. Mai Arkiv II. Nr. 758. Oxenstiern wußte damals noch nichts von Totts Abgang.

Göttingen und Seesen nach Goslar. An der Elbe endlich hätte, gestützt auf Magdeburg, Boëthius mit seinen Truppen gestanden.

Pappenheim mochte merken in welche Gefahr er gerathen würde, wenn er sich nicht bei Zeit vorsähe. Da ohnehin ein Hauptzweck seines Einfalls ins Bremische, seines Erscheinens in Stade durch die letzte Erklärung Dänemarks verfehlt war, so zog er am 5. Mai von Stade ab. Seine Absicht war, über Bremervörde auf dem nächsten Wege die Weser zu erreichen.

Da er zu Bremervörde auf Baudissin traf, sah er sich zur Umkehr genöthigt.

Von Winsen aus hatte Herzog Georg ein paar Cavallerieregimenter bis Buxtehude vorgeschoben. Aber der Paß bei Kloster Harsefeld war noch unbesetzt. Das erfuhr Pappenheim, nahm seinen Marsch mitten zwischen seine Feinde hindurch über Harsefeld und Rothenburg und gelangte, über Verden eilend, bei Rethem die Aller überschreitend, an die Weser.

Er war aus dem Sack, den zuzuschnüren den Gegnern nicht rechtzeitig gelungen war, entwischt.

Immerhin aber hatten sie nicht Unbedeutendes erreicht. Salvius ließ am Tage nach Pappenheims Aufbruch (6. Mai) die Schanze an der Schwinge[1]) besetzen; dann wurde auch Stade in Besitz genommen; Anfang Juni auch Rothenburg. Und am 8. Juni konnte Salvius aus Bremen an Gustaf Adolf schreiben[2]), daß hierorts jetzt alles besser stehe; das ganze Erzstift Bremen, das Stift Verden, die ganze Elbe und das Land Lüneburg bis an die Aller und Leine sei frei und man beginne, mit dem Feinde um die Weser und Westphalen zu wetteifern. Von den Dänen sei nichts mehr zu befürchten, obwohl sie eine Anzahl Schiffe auf der Elbe ausrüsteten, denn man halte Stade und Buxtehude wohl besetzt.

Baudissin erkannte, daß es, um Weiteres gegen Pappenheim auszurichten, nothwendig sei, jetzt endlich die Vereinigung der Truppen ernstlich an die Hand zu nehmen. Er proponirte dem Herzog Georg eine Conjunction an der Aller. Georg willigte ein und bat wiederholt seinen Bruder in den dringendsten Worten, für den Unterhalt der Truppen, die sich an der Aller sammeln würden, zu sorgen und in seinem Lande Magazine für eine größere Truppenmacht zu errichten. Allein Herzog Christian,

[1]) „Zwingerschanze" Andersson an Gustaf Adolf d. d. Halberstadt 13. Mai Arkiv II. Nr. 765.

[2]) Arkiv II. Nr. 780.

auf Gustaf Adolf und dessen Ansprüche an seine Leistungsfähigkeit erbittert, mit seinem Bruder jetzt mehr wie je in Folge unerfreulichster Nergeleien auf gespanntem Fuße, wies alle Bitten rund ab. Vor Kurzem erst hatte er dem Bruder in gehässigstem Tone die Werbung weiterer Mannschaften [1]), den Unterhalt der schon Geworbenen verweigert. Eben jetzt war weniger mit ihm aufzustellen, als je zuvor, mochte gleich Georg sich für die Befreiung seines Landes von weiteren schwedischen Werbungen, die Salvius in freilich nicht allzu mildem Tone für den Herzog Franz Carl forderte, bei dem Könige verwenden [2]).

Grubbe war über solches Benehmen höchst aufgebracht. Damals war es, wo er in die bittere Klage ausbrach [3]): „Die evangelischen Fürsten, welche früher viel treuer gewesen, mischen sich allmählich in den Handel, wie mir scheint in der Hoffnung und in der Absicht, an dem Raube zu participiren. Der braunschweigische Hof verwendet die Neuwerbungen nur dazu, sein eignes Land zu vertheidigen und K. M. Schwierigkeiten zu bereiten." „Ueberhaupt", meint Grubbe, „gebe es keine Nation in der Welt, bei der mehr vitia und besonders mehr Eigensinn im Schwange seien, als jetzt hier im Lande. Er könne der Feder nicht alles vertrauen. Aber Gott solle sein Zeuge sein, daß er nicht per affectum so schreibe, sondern nur aus Erbitterung, daß K. M. Dienst nicht besser und redlicher in Acht genommen werde. Es werde hier aller Orten so Haus gehalten, daß man sich davor grauen müsse."

---

1) Es handelte sich um ein Regiment, das der Obrist von Heyden im Lüneburgischen errichten sollte.

2) Vgl. Herzog Georgs Schreiben an Salvius d. d. Winsen 15. Mai und an Gustaf Adolf d. d. Winsen 16. Mai v. d. Decken II. Nr. 94 u. 95. Er stellte dem Könige die Unbilligkeit, seines Bruders Land noch weiter zu beschweren, nachdem er (Georg) schon 2 Cavallerie- und 3 Infanterie-Regimenter in demselben aufgerichtet habe und damit beschäftigt sei noch 1 Cavallerie- und 1 Infanterie-Regiment aufzurichten, sehr unumwunden vor. Er sagte, das würde „nicht allein wider E. K. M. uns gegebenes königl. Patenta, sondern auch wider unsers General Respect mächtig laufen".

3) Grubbe an Oxenstiern d. d. Kitzingen 13. Mai Arkiv II. Nr. 764. Die Stelle, eine Ergänzung zu v. d. Decken II. S. 59, lautet genau und vollständig: „I Brunswickiska Hofvet löpa några sällsamma actus före. K. M. såsom föregifs, hafver honom beviljat en liten värfning. Deröfver faller han till, och, när våre som hafva haft ordre på mönsterplatser inom hans gränsor förr än alliancen gjordes, icke hafva med godo velat vika, hafver han dem med gewaldt, igenom dessa sina nyvärfvade låtit utdrifva, och gjorti K. M:ts der anställde värfningar intet litet hinder. De nywärfvade blifva ock till intet annat brukade, än att defendera och assurera honom landet, och att göra K. M:ts folk difficulteter etc."

Am 18. Mai brach Herzog Georg von Winsen a. d. Luhe auf, am 20. Mai war er zu Suderburg, am folgenden Tage zu Bedenborstel. Er bat wiederholt den Bruder, ihm einen Marschcommissär zu schicken, für Proviant zu sorgen. Christian beantwortete des Bruders Schreiben nicht, suchte ihn auch nicht zu Bedenborstel auf, obgleich der Ort nur wenig von Celle entfernt war. Er war erbittert gegen ihn und seine Forderungen.

Herzog Georg wandte sich, statt Baudissins Ankunft an der Aller abzuwarten, nach Hannover, forderte vom Magistrat Aufnahme von 400 Mann seines Corps, die endlich gegen das Versprechen, die Stadt mit weiterer Einquartierung zu verschonen, bewilligt wurde (Ende Mai). Am 9. Juni brach er dann von Hannover nach Hildesheim auf, den Hauptmann Badendorf[1]) mit 3 Compagnien Infanterie als Besatzung zurücklassend.

Unterwegs kam es zum Zusammenstoß mit detachirten Corps von Pappenheim; mit dem General Lintlo[2]) bei Sarstedt, mit Gronsfeld bei Calenberg[3]); die Herzoglichen blieben beidemale Sieger.

Inzwischen rückte auch Baudissin heran. Von Bremervörde war er über Verden und Hannover gegangen.

Um Mitte Juni fand endlich zu Hildesheim die Vereinigung mit Herzog Georg statt[4]). Dieser wurde damit, als „General des niedersächsischen Kreises," wie Baudissin selbst ihn titulirt[5]), Oberbefehlshaber der gesammten Streitmacht. Grubbe bemerkt jedoch darüber[6]): der Herzog Georg habe den Namen und die Autoriät und General Baudissin respectire ihn auch, doch führe in Wahrheit er das Commando und leite die Actionen.

Ueber die Stärke der vereinigten Armee liegt eine Liste vor „Actum im Feldlager bei Hildesheim, den 15. Juni 1632" [7]), die ich mittheile.

[1]) Auch Battendorf.

[2]) Auch Lindloi, Lintelo.

[3]) Detail bei v. d. Decken II. S. 67 ff.

[4]) Herzog Georg an Landgraf Wilhelm d. d. Hildesheim 13. Juni Arkiv II. Nr. 783: „Wir befinden uns mit und nebst Herrn Generallieutenant Baudissin ꝛc. und Herrn Generalmajor Lohausen und der ganzen Königlichen Armada allhier zu Hildesheim."

[5]) So Baudissin an Oxenstiern vom 29. Juni Arkiv II. Nr. 820. An Gustaf Adolf schrieb er aus dem Lager vor Hildesheim am 2. Juli Arkiv II. Nr. 796: „Herr Herzog Georg von Lüneburg F. G. ist schon längst mit mir conjungirt gewesen; submittire mich Ihr und des H. Landgrafen zu Hessen F. G. um ihres in diesen Landen habenden großen Respects willen zu E. K. M. Dienste ganz willig und gehorsamlich."

[6]) Grubbe an Gustaf Adolf s. l. e. d. Arkiv II. Nr. 795.

[7]) Arkiv III. Nr. 926. Vgl. den „Kort Förslag uppå arméen hos Hertig Jörgen och Gener.-Lieuten. Baudissin actum Hannover den 7. Juni 1632" Arkiv

Sie ist von Wichtigkeit auch deshalb, weil sie zeigt, wie erstaunlich gering die Stärke der einzelnen Compagnien und Regimenter ist. Sie bestätigt auf das schlagendste jene Klagen Grubbes, Anderssons und der anderen über die Mangelhaftigkeit der Werbungen im niedersächsischen Gebiet.

		Compagnien.	Zu Feld wie viel.	Wie stark die Anwesenden zu Feld.
	Cavallerie.			
1. 2.	J. F. G. des H. Generals 2 Regiment . . .	16	—	650
3.	Erzbischöflich Bremische	4	4	143
4.	J. F. G. Herzog Franz Carls	6	6	242
5.	Fl. Mecklenburgische Obrist-L:t. Debitz . .	4	4	207
6.	Fl. Mecklenburgische Obrist-L:t. Bülow . .	5	5	284
7.	Obrist Treschows Regiment	8	8	445
8.	Finnische	4	4	242
9.	Obrist-L:t. Beyer mit seinen 3 Compagnien, so 130 Pferde stark, liegen in Verden . .	3	—	—
10.	Obrist Gersdorf	3	3	140
11.	Obrist Pleß	6	6	350
	Summa .	59	40	2703
	Dragoner.			
	Des Herrn General-Lieutenants Regiment von Obrist Rosses	8	8	300
	Obrist Kaggen Regiment	8	8	500
	Obrist Dümeni	4	4	300
	Obrist-Lieutenant Sparemberg	4	4	288
	Major Falkenberg	1	1	50
	Bischöflich Bremische Comp.	1	1	62
	Summa .	26	26	1500
	Infanteria.			
1.	J. F. G. des H. Generals Leib-Regiment . . N. B. Die übrigen 3 Compagnien liegen zu Hannover.	8	5	635
2.	Erzbischöfflich Bremische R:gt . . . . . N. B. Die übrigen 3 Compagnien liegen noch im Erzstift.	8	5	430
3.	J. F. G. Herzog Hans Albrechts zu Mecklenburgs Regiment	12	12	490

III. Nr. 922. Wegen der späteren Veränderungen s. die Liste in Arkiv III. Nr. 928 (Beilage zu einem Brief von Andersson an Gustaf Adolf vom 3. Juli).

4.	J. F. G. Herzog Franz Carl zu Sachsen Regiment	12	—	—
	Davon zu Feld allhier 460 auscommendirt Volk	—	—	460
	Die übrigen sind annoch aufm Laufplatz.			
5.	Gen.-Major Lohausen weiß R:gt	10	6	400
	Uebrige 4 Compagnien liegen zu Verden.			
6.	Gen.-Major gelb Regiment	8	7	320
	Die übrigen, so abwesend, liegen auf der Festung Dömitz.			
7.	Obrist Ragges Schwedisch	4	4	300
	Obrist Ragges Deutsches	4	4	400
8.	Obrist Görtzkes Regiment	12	9	550
	N. B. übrigen 3 Comp. liegen zu Rostock.			
9.	Obrist Kriegbaums Regiment	8	—	—
	Dies Regiment liegt in Stade, ist ungefähr stark 300 Mann.			
10.	Obrist Duwalls Squadron unt. Ob.-L:t Stralendorf	5	—	—
	Diese Squadron liegt zu Verden, ist ungefähr 200 Mann stark.			
11.	Ob. Burgersdorfs Regiment	12	8	520
	Uebrige 4 Comp. sind noch aufm Laufplatz.			
12.	Obr. Pithon	8	—	—
	Von diesem Regiment sind 2 Comp. zu Gifhorn, die übrigen 6 sind zu Hildesheim, sind stark 617 Mann.			
13.	Obr. Merettig Regiment	8	—	—
	Von diesem Regiment liegt eine Comp. zu Stade, die andere zu Hildesheim, sind stark 650 Mann.			
	Schottische Brigade.			
	Obrist Leßle	4	4	320
	Ob. Hamilton	9	9	880
	Ob. Monroe	4	4	240
	Ob. Forbus	7	7	762
	Ob. Cosewal	5	5	362
	Summa der ganzen Infanterie	149	89	6399

(Randvermerk zu 11.–13.: Diese 3 Regimenter gehören unter Herzog Georg.)

Summa summarum der ganzen in Feld und in Garnisonen liegenden Armee — 12,369 [1]).

Die vereinigten Feldtruppen hatten nach dieser Liste eine Effectivstärke von 10,602 Mann.

---

[1]) Danach kämen auf die Garnisonen nur 1759 Mann; das ist jedenfalls zu wenig gerechnet, wie sich schon aus den einzelnen Angaben in der Liste selbst ergiebt.

Ihr Zustand und ihr Verhalten war freilich nach wie vor erbärmlich. Grubbe schrieb aus dem Hildesheimer Lager als Augenzeuge[1]), es sei auf Höchste zu beklagen, daß in der Armee solche Unordnung eingerissen sei, daß man schwerlich Mittel finden würde, ihr abzuhelfen. Selbst von den hohen Offizieren befolge Keiner des Königs gute Ordnungen, sondern fast jeder thue, was ihm beliebe. Besonders gehe es bei Herzog Georgs Volk vom Höchsten bis zum Niedrigsten übel zu. Der Herzog selbst logire mit seinem Hofstaat hier in der armen Stadt, die nun alle verpflegen müsse. Die Offiziere und Mannschaften in den Garnisonen preßten das Volk gegen alle Billigkeit und die königlichen Verordnungen so aus, daß es davon laufe u. s. w.

Auch Landgraf Wilhelm hatte sich mit seinen Corps einfinden sollen. Allein gegen ihn hatte sich Pappenheim von Hameln aus gewandt, um ihm „abermals eine Mummenschanze zu bringen." Die hessischen Besatzungen, die in Münden, Volkmarsen, Warburg lagen, verließen auf die Nachricht von dem Anzuge des Feindes ihre Posten und zogen sich auf Cassel zurück. Pappenheim drang über die Diemel vor, plünderte Helmarshausen und Trendelburg, detachirte, während er selbst bis vor Cassel rückte, eine Schaar Croaten unter Gil de Hassi und Lamboi[2]) an die Werra, die Witzenhausen, Allerdorf, Eschwege nahm, aller Orts aufs Furchtbarste hausend. Der Landgraf rückte aus Cassel dem Feinde entgegen, schlug den Vortrab Pappenheims am 28. Mai so entscheidend, daß Pappenheim sich bei Münden über die Weser ins Eichfeld zurückzog[3]). Wäre Uslar dem Befehl, von Salzgitter unverzüglich zurückzukommen, eiliger gefolgt, so würde Baudissin, wie er meint, den Feind noch besser getrennt und geklopft haben.

So von der nächsten Gefahr befreit, eilte der Landgraf nach Mainz, um vom Reichskanzler Rath und Hülfe zu erbitten. Am 9. Mai Abends kam er in Mainz an[4]). Dem General Uslar, der in seiner Abwesenheit den Oberbefehl führte, gelang es Volkmarsen wieder zu nehmen.

Pappenheim eroberte derweilen im Eichsfeldischen das Haus Rustenberg, Heiligstadt und Duderstadt. Vielleicht daß er damals, wie schwedischer-

---

[1]) Grubbe an Gustaf Adolf vom 26. Juni Arkiv II. Nr. 791, vgl. Nr. 795.

[2]) Rommel S. 194 f.

[3]) Landgraf Wilhelms Briefe an Oxenstiern vom 28. Mai und an Gustaf Adolf vom 29. Mai bei Rommel S. 195 Anm. 259.

[4]) Grubbe an Gustaf Adolf d. d. Frankfurt 11. Juni Arkiv II. Nr. 782. Grubbe hatte am 7. Mai auf kurze Zeit Niedersachsen verlassen; in der zweiten Hälfte des Juni war er wieder zurück.

seits vielfach und auch von Gustaf Adolf befürchtet wurde [1]), nach Thüringen gegangen, um dann weiter gen Süden ziehend, sich mit dem baierischen Heer und mit Wallenstein zu vereinigen, der eben damals aus Böhmen und Sachsen nach Baiern aufgebrochen war; wenigstens hatte er bereits an Mühlhausen Proviantforderungen gestellt. Jedenfalls aber unterließ er es, diesen Plan auszuführen und die Gegner jetzt, wo sie sich zu vereinigen eilten, hinter sich im Rücken zu lassen. Er beschloß zunächst sein Hauptquartier wieder nach Hameln zu verlegen. Seine Lage war keineswegs glänzend. Eben damals war es, wo Theile seiner Truppen bei Sarstedt und Calenberg geschlagen wurden. In denselben Tagen wurden die Besatzungen, die er in Allendorf und Witzenhausen hatte, von den Hessen verjagt, die Besatzung von Eschwege aufgehoben [2]). Dazu war ihm Volkmarsen bereits wieder abgenommen.

Dies ist der Moment in welchem an den Landgraf die Aufforderung gelangte, mit seinen Truppen nach Hildesheim zu kommen, um sich dort mit den schon vereinigten Corps zu conjungiren. Gleich nach seiner Ankunft zu Hildesheim am 13. Juni hatte Herzog Georg dem Landgrafen in dieser Weise geschrieben [3]): er habe sich mit Baudissin, Lohausen und der ganzen königlichen Armada vereinigt; Pappenheim habe sich, laut allen Berichten, nach Hameln zurückgezogen; damit sei Hessen „abermalen wiederum von des Feindes Gefahr, Gewalt und Uebermacht wirklich liberiret.“ Es scheine deshalb „nicht undienlich, daß bei so gestalten Sachen des wegziehenden Feindes, und daß wir deswegen sicherlich wohl zusammen kommen könnten, wenn E. L. nach genugsamer versicherter Besatzung Ihrer Festungen die rechte Hand auf Braunschweig mit den Ihrigen nehme, wir uns auch, je eher je besser conjungirten, den Feind suchten und ihm die neuen Werbungen im Westphälischen Kreise zu nichte machten, ferner verböten und ganz dissipirten.“

Offenbar um zu verhindern, daß der Landgraf sich mit Herzog Georg und Baudissin vereinige, entsandte Pappenheim am 16. Juni [4]) den Grafen v. Gronsfeld mit einem starken Corps gegen Volkmarsen. Bei Polle wurde die Weser überschritten, noch am Abend bis Brakel vorgegangen,

[1]) So Gustaf Adolf an Oxenstiern d. d. Herzbruck 12. Juni Arkiv I. Nr. 457: „Wann dann nunmehr glaubwürdig verlauten will, ob sollte nicht allein Pappenheim sein Absehen auf Chur-Sachsen haben, sondern auch Chur-Bayern in Person aufgebrochen sein, um seinen Marsch gegen Eger zu nehmen, also daß zu besorgen, sie möchten Chur-Sachsen mit gesammter Hand überfallen und dieselbe supprimiren.“ So Grubbe an Gustaf Adolf d. d. Würzburg 14. Juni Arkiv II. Nr. 784.

[2]) Landgraf Wilhelm an Oxenstiern d. d. Frankfurt 15. Juni Arkiv II. Nr. 786.

[3]) Arkiv II. Nr. 783.

[4]) Theatr. Eur. II. S. 661. Vgl. Grubbe an Gustaf Adolf vom 11. Juni.

die Nacht durchmarschirt, so daß man am andern Morgen vor Volkmarsen stand. Hier kam es zu einem größeren Gefecht, in welchem Uslar geschlagen und gezwungen wurde, sich nach Cassel zu retiriren [1]).

Und nun zog Pappenheim seine Truppen bei Warburg zusammen, ging dann über die Weser zurück, um dem feindlichen Lager bei Hildesheim entgegenzutreten.

Auf die Nachricht von Pappenheims Anmarsch hoben die Verbündeten die Belagerung von Calenberg, die sie nach ihrer Vereinigung begonnen hatten, auf und sammelten ihre Truppen bei Hildesheim, um hier, wie Grubbe sagt [2]), den „Trigonus von Hildesheim, Goslar und Braunschweig zu defendiren". Eine aggressive Bewegung gegen Pappenheim wagten sie nicht, theils weil sie benachrichtigt waren, das feindliche Corps sei stärker als sie [nämlich 12,000 Mann zu Fuß und wenigstens 4,000 zu Pferde [3])]; theils aus Besorgniß vor Dänemark, von dem es hieß, daß es 3000 Mann Landvolk aufgeboten habe und mit Kursachsen und dem Kaiser in geheimen Verhandlungen stehe. Auch die Nachricht von

---

[1]) Landgraf Wilhelm an Oxenstiern d. d. Ziegenhain 18. Juni Arkiv II. Nr. 788.

[2]) Grubbe an Gustaf Adolf d. d. Hildesheim 26. Juni Arkiv II. Nr. 791.

[3]) Chemnitz S. 356 hat die ihm vorliegenden Actenstücke (Grubbe's und Baudissins) mißverstanden, indem er diese Zahlen als Effectivstärke der Pappenheimschen Armee angiebt. Etwas geringer schon giebt sie das Theatr. Eur. II. S. 662 an; nämlich 10 Regimenter z. F. und 9 zu Pf. Jedes z. F. zum Höchsten 8 Fähnlein; jedes Fähnlein 40, 50, 60 Köpfe. Jedes z. Pf. 6—8 Standarten; jede Standarte 30, 40, 50 Pferde. Alles in Allem 10,000 M. z. F., 3800 z. Pf. Zuverlässige detaillirte Angaben fehlen. Was die Zahl betrifft, so verdient jedenfalls Grubbe's Angabe (Schreiben an Gustaf Adolf d. d. Hildesheim 8. Juli Arkiv II. Nr. 801) besondere Beachtung: er spricht von 10 Regimentern z. F., jedoch keines über 1000 M., und 56 Compagnien z. Pf., jedoch keine über 40 M. Nach Aussage von Gefangenen seien es im Ganzen 12,000 M. Was die Zusammensetzung betrifft, so liegt dem Baudissinschen Schreiben an Gustaf Adolf d. d. Duderstadt 19. Juli Arkiv II. Nr. 813) eine Liste bei mit folgenden Angaben:

Cavallerie.		Infanterie, so zu Feld wird geführet.	
Obrister Bönnighausen	12 Comp.	Ob. Hentelohe	8 Comp.
Obr. Horst	13 "	Ob.-Lt. Lintelohe	3 "
Ob. Quadt	6 "	Junger Tilly	4 "
Ob. Palland	6 "	Ob. Reinacher	12 "
Ob. Lambo	6 "	Ob. Comargo	10 "
Ob. Lützens	6 "	Ob. Breuner	12 "
Ob. Hagen	6 "	Junger Fürstenberg	8 "
Ob.-Lt. Tantinel	5 "	Badische Regiment	8 "
Ob. Westphal	6 "	Merode	7 "
	Summa 66 Comp.	Pallant	6 "
			Summa 75 Comp.

starken Werbungen Herzog Ulrichs nöthigte sie zur Vorsicht. Sie beschlossen still liegen zu bleiben, bis man sähe, wohin Dänemarks Absichten gingen. Nähmen die Werbungen ihren Fortgang, so sollte Herzog Georg mit 4—5000 Mann zurückbleiben, Baudissin mit dem übrigen Volk nach Holstein rücken, „um Dänemarks Procedere in herba zu opprimiren".

Pappenheim wandte sich Ende Juni von Calenberg gegen Hildesheim, um dem Feinde eine Schlacht anzubieten. Am 29. Juni besetzte er den bei der Stadt gelegenen Moritzberg, pflanzte auf ihm 8 Geschütze auf und gab aus jedem 3 Salven auf die Stadt [1]. „Als ihm aber — so berichtet Baudissin am 2. Juli dem Könige [2] — seine Intention, wie gegen die Landgräflichen vor Volkmarsen, nicht angangen und er uns von besserer Verfassung und Resolution befunden, ist er noch in derselben Nacht in aller Stille und eilends wiederum aufgebrochen und in sein voriges Lager bei Calenberg (welche Festung er demoliren läßt) logirt, allda er auch bis noch verbleibt, und bin ich resolvirt, ihm allhie Stand und auszuhalten, sintemal außer allem Zweifel ist, da ich mich von hinnen retirire, daß er die Städte Hannover, Hildesheim, Braunschweig, Celle und was noch in E. K. M. Devotion restirende Städte vorhanden, attaquiren und selbige zu bemächtigen sich unterstehen würde."

Auch von Calenberg brach Pappenheim auf, zog die dortige Besatzung, sowie die zu Calenberg, Pattensen und Steinbrück an sich, welche Orte die Schweden Anfang Juli wieder besetzten, nahm seinen Weg durch Gronau und ging bei Polle wieder auf das linke Weserufer zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Cavallerie, so noch geworben werden.		
Ob. Aschenburgk	10	Comp.
Ob. Ohr	10	„
Ob. Westphal	10	„
Ob. Westphal Landdrost zum Dringenberg	10	„
Ob. Lohm	6	„
Junger Graf v. Wartenberg	4	„
Ob.-Lt. Dinhausen	4	„
Summa	54	Comp.

Infanterie, so noch in Quartier lieget.		
Graf von Gronsfeld	10	Comp.
Ob. Goltz	10	„
H. v. Glein	10	„
Ob. Blantkort	10	„
Vom jungen Tilly	60	„

So noch geworben werden.		
Ob. Westphal	3000	Mann
Ob. Ohr	2000	„

Hierzu soll Merode mit 7 Regimentern zu ihnen stoßen.

[1] Baudissin an Gustaf Adolf d. d. „im Lager vor Hildesheim" 2. Juli Arkiv II. Nr. 796. Vgl. Chemnitz S. 356.

[2] Oder wie er ähnlich am 19. Juli an Gustaf Adolf schreibt: „Es hat sonsten dem von Pappenheim bis dato nicht allerdings seiner Meinung nach ergangen. Wie er vor Hildesheim kam mit großer Furie, sah er es nicht beschaffen nach seinem Willen, konnte bald umwenden und den Weg, so er kam, wieder finden."

Die Veröffentlichungen der deutschen Geschichtsvereine zur Preußischen Geschichte und Landeskunde.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken u. s. w. Herausgeg. vom **historischen Verein von Oberfranken in Bayreuth.** II. Band. 3. Heft. Bayreuth 1871. 8.

S. 1—32. Fikentscher, Die richtige Deutung der Adlerschilde auf den Münzen der Markgrafen von Brandenburg altfränkischer Linie. — [Es wird gezeigt, daß der nach 1525 neben dem Brandenburgischen erscheinende Adler nicht der schlesische (wegen Jägerndorf), sondern der preußische ist, auf den die fränkischen Hohenzollern wegen der Mitbelehnung das größere Gewicht legten, und den sie unvermindert durch den auf die Brust gesetzten Namenszug des Königs von Polen (durch welches Zeichen die Herzöge in Preußen selbst ihre Abhängigkeit von Polen bekennen mußten) führten, indem sie denselben nicht als ein Hoheits- sondern als ein Anwartschaftswappen behandelten.]

Regesten der Grafen von Orlamünde aus Babenberger und Ascanischem Stamm u. s. w. verfaßt von **C. Chl. Freiherrn von Reitzenstein,** Herausgeg. vom **Historischen Verein für Oberfranken zu Bayreuth.** 2. Lief. Bayreuth 1871. 4. — [Von den zum ersten Male hier abgedruckten Urkunden beziehen auf die Herrscherhäuser, die Territorien u. s. w. des preußischen Staates vornehmlich die folgenden: Markgraf Otto 1181. Markgraf Ludwig 1347. Burggraf Friedrich III. von Nürnberg 1293. Burggraf Johann II. von Nürnberg 1335, 1346. Burggraf Albrecht der Schöne von Nürnberg 1358. Burggraf Friedrich V. von Nürnberg 1358, 1367, 1374. Burggraf Johann III. von Nürnberg 1412. Burggraf Friedrich VI. (Kurfürst Friedrich I.) 1412, 1427, 1429, 1430, 1431, 1433, 1436, 1440. Burggräfin Agnes, Schwester Friedrichs I., Aebtessin zu Hof († 1430) 1435. Markgraf Johann der Alchymist 1439, 1443, 1446, 1457. Kurfürst Friedrich II. 1446. Markgraf (Kurfürst) Albrecht Achill 1466, 1477. Erzbischof Philipp von Köln 1181. Erzbischof Wichmann von Magdeburg 1181. Erzbischof Ludolf von Magdeburg 1205. Erzbischof Ruprecht von Magdeburg 1264. Erzbischof Bernhard von Magdeburg 1316. Erzbischof Dietrich von Magdeburg 1367. Erzbischof Johann von Magdeburg 1471. Bischof Hermann von Münster 1181. Bischof Adelhog von Hildesheim 1181. Bischof Anno von Minden, Bischof Eberhard von Merseburg 1181. Bischof Heinrich von Merseburg 1403. Bischof von Halberstadt 1354. Bischof Ludwig von Halberstadt 1382. Bischof Rudolf von Naumburg 1353. Bischof Gerhard von Naumburg 1410. Hochstift zu Naumburg 1349, 1410, 1411. U. L. Fr. Kloster zu Naumburg 1349. Kloster Hadmersleben 1174, 1181. Kloster Sichem (Sittichenbach) 1205. Nonnenkloster zu Mühlhausen 1327. Kloster Pforta 1355—1477. Stadt, Klöster, Juden u. s. w. zu Erfurt 1292—1452. Stadt Ascherleben 1322. Saline Staßfurt 1174. Die Familien Stolberg, Witzleben u. s. w.]

Druck von G. Hornberg in Berlin, Wilhelmstraße 21.

Eine Denkschrift des Oberpräsidenten v. Merckel über die Angelegenheiten der katholischen Kirche Schlesiens.

Mitgetheilt von Professor Dr. Röpell.

Der nachstehende Immediatbericht ist bereits vor Jahren mir mitgetheilt worden. Aus mancherlei hier nicht näher zu erörternden Gründen unterließ ich bisher, ihn zu veröffentlichen. Gegenwärtig aber halte ich ihn nicht länger zurück, zumal die Tagesereignisse den Fragen, die er behandelt, die öffentliche Aufmerksamkeit in einem höhern Grade als bisher zugewandt haben. Fast 50 Jahre sind seit seiner Abfassung verflossen; aber noch heute wird man, wie mir scheint, mit Interesse lesen, von welchen Gesichtspunkten aus der damalige Oberpräsident Schlesiens, v. Merckel — einer der ausgezeichnetsten unter den in der Stein-Hardenbergschen Epoche emporgekommenen höhern Staatsbeamten — jene Fragen betrachtete, mit welchen Mitteln er ihre Lösung erstrebte.

Die geistige Richtung, welche sich innerhalb der katholischen Kirche gegen Ende des 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts in Süddeutschland Bahn brach, deren Repräsentanten vor allen Wessenberg in Baden, Werkmeister in Württemberg, Sailer in Baiern waren, hat auch in Schlesien nicht nur unter dem niedern, sondern auch unter dem höhern leitenden Klerus in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts einen lebendigen Anklang gefunden. Ein beredtes Zeugniß hiefür bietet das „Diöcesanblatt für die Diöcese Breslau“, welches unter Leitung der bischöflichen Behörden von 1803—19 erschien, dessen 12 Bände seit lange unbeachtet und unberührt im Staube der Bibliotheken ruhen. — Es enthält neben amtlichen Erlassen kirchlicher Behörden wie z. B. des Generalvicariatsamts u. a. nicht nur zahlreiche Abhandlungen einzelner Kleriker, sondern auch Berichte über die Verhandlungen der sog. Archipresbyteriats-Convente, eine Einrichtung, welche der damalige Fürstbischof Joseph Christian v. Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein (1795—1817) nach lan-

gem Schlummer im Jahre 1809 wieder ins Leben gerufen hatte. Wer diese Bände durchblättern sollte, wird erstaunt sein, welch ein frischer und zugleich milder Geist der Reform zwar nicht des Dogma, aber des Kultus und des wahrhaft religiösen Lebens sie durchweht. Ganz unverhohlen und stark ertönt hier wiederholt die Klage über die „Unfruchtbarkeit" der bisherigen liturgischen und ritualen Formen des katholischen Gottesdienstes, deren Reform ein allgemein anerkanntes, unabweisbares Bedürfniß sei, wenn man die „Theilnahme und Gemeinschaft zwischen dem Geistlichen und dem christlichen Volk bei der öffentlichen Gottesverehrung auf eine sichre, zweckmäßige und kräftige Art wieder erneuern wolle." Und als ein ganz unumgängliches Mittel hiezu wird von allen Seiten die Einführung der deutschen Sprache statt der lateinischen in alle Theile des Gottesdienstes befürwortet und gefordert. Ja, noch mehr! Die bischöfliche Behörde selbst erkannte, wie die Rescripte des Generalvicariatsamts in Bezug auf die eingesandten Protocolle über die Verhandlungen der Archipresbyteriats-Convente ergeben, das Bedürfniß, wenn nicht aller, so doch einzelner Reformen an, und forderte unter anderm durch Circular vom 1. Januar 1812 (wiederholt 9. Novbr. 1815) den Diöcesanklerus zur regen Theilnahme an der Ausarbeitung einer neuen Diöcesan-Agende auf, weil sie „sehnlichst wünsche, dem erkannten Bedürfniß abzuhelfen und unsrer geliebten Diöcesangeistlichkeit ein in einer reinen, der Würde des Gegenstandes angemessenen, deutschen und polnischen Sprache geschriebenes Kirchenamtsbuch in die Hände zu geben, wodurch die Ausspendung der heiligen Sacramente und die Verrichtung der übrigen geistlichen Amtshandlungen verständlicher, erbaulicher gemacht, die Würde derselben erhalten, mehr geschätzt und die wahre Religiosität mehr befördert werden kann." Schon vor diesem Erlaß hatten einzelne Pfarrer neue deutsche Formulare für einzelne liturgische Handlungen im Diöcesanblatt veröffentlicht und practisch angewandt.

Es würde gewiß von Interesse sein, die Entwicklung dieser Reformbewegung in den Jahren 1815—26 kennen zu lernen. Allein für jetzt fehlen die hiezu nothwendigen Materialien. So viel ab ist sicher, daß nach dem am 21. Januar 1817 erfolgten Tode Hohenlohes unter dem Administrator und nachherigem Fürstbischof Schimonsky ein andrer Geist als bisher in den höheren Kreisen der Kirche zur Herrschaft kam, und daß andrerseits die Bittschrift, welche 11 Geistliche der Diöcese unter dem 2. November 1826 von Falkenstein bei Schönau aus ihrem Bischofe einreichten, in innerm Zusammenhang mit dem reformatorischen Streben stand, welches in dem Diöcesanblatt von 1803—19 sich offenbart. Denn auch diese Geistlichen verlangen keine andre als eine Reform des Kultus, und

zwar ganz in der Richtung, wie ihre Vorgänger in der Diöcese sie angebahnt und theilweise eingeführt hatten, d. h. Reformen der Liturgie, des Missals und Rituals, vor allem durch Einführung der deutschen Sprache in den Gottesdienst.

> „Nachfolger der Apostel, Stellvertreter Jesu Christi, Säulen der Kirche, gesetzt vom heiligen Geist, sie in Allem zu leiten" — rufen sie mit den Worten Fridolin Huberts auch ihrem Bischofe zu — „reißet einmal die Wand nieder, die uns bisher von unsern Pflegebefohlenen getrennt hat. Wir Deutschen wollen einem deutschen Volke nicht nur deutsch predigen, wir wollen für selbiges und mit demselben auch deutsch leben, und es soll wissen, was wir mit ihm von der Barmherzigkeit Gottes erflehen."

Wenige Wochen nach ihrer Einreichung erschien die Bittschrift vom 2. November 1826 zu Hannover unter einem sehr provocirenden Titel im Druck. Vergl. den Eingang der unten folgenden Denkschrift. Vermuthlich würde schon dieser Umstand hingereicht haben, den Schritt der elf Geistlichen erfolglos zu machen, wenn überhaupt ein günstiger Erfolg zu erwarten war. Ein zweites Vorkommniß von nachtheiligster Wirkung trat hinzu. Am Ende desselben Jahres 1826 erschien zu Altenburg eine Schrift unter dem Titel: „Die katholische Kirche, besonders in Schlesien, in ihren Gebrechen dargestellt von einem katholischen Geistlichen (A. Theiner)." Dieses Buch forderte die nämlichen Reformen im Kultus wie die Bittschrift der Elf. Außerdem aber unterwarf es die Kirchenzucht, die Aufsicht über die geistlichen Seminarien und Volksschulen, die Verwaltung und Verwendung der für diese Anstalten ausgesetzten Unterhaltungsmittel einer scharfen, zahlreiche Gebrechen an den Tag bringenden Beleuchtung. So erließ denn der Bischof unter dem 18. Januar 1827 ein Circularschreiben an seine Diöcesangeistlichkeit, in welchem er die Eingabe der elf Geistlichen als einen Versuch charakterisirte, den Geist und die Reformpläne des Buches von A. Theiner nach und nach zur Ausführung zu bringen; worin er ferner den Elf vorwarf, daß sie wahre Frömmigkeit und Religiosität, Achtung vor der kirchlichen Obrigkeit u. dergl. nur heuchelten, da ihre Anträge einen ganz anderen Geist zeigten, als die gewählten Ausdrücke ihn aussprächen. Schließlich ermahnte der Bischof den Klerus, sich nicht durch „Verführer" verleiten zu lassen. Er werde dergleichen „Umtriebe", sowie eigenmächtige Abänderungen im Gottesdienst durchaus nicht gestatten und Widerspenstige nöthigenfalls mit Strenge durch kirchliche Strafen zur Ordnung anhalten.

Jetzt aber richtete der Major und Kammerherr v. Weiher in Ge-

meinschaft mit einer Anzahl katholischer Gutsbesitzer Schlesiens und in Gemeinschaft mit zehn von den elf geistlichen Unterzeichnern der Bittschrift vom 2. November 1826 eine Immediatvorstellung an den König Friedrich Wilhelm III. In dieser Vorstellung ersuchten die Bittsteller den König, von Staatswegen den Uebelständen Abhülfe zu schaffen, welche in der Schrift „Die katholische Kirche Schlesiens u. s. w." des Näheren bezeichnet worden. Der König beschied mittelst Cabinetsschreibens vom 14. April 1827 den Oberpräsidenten v. Merckel folgendermaßen: „Die gewünschten Abänderungen des Cultus, wozu auch die Abschaffung der lateinischen Sprache gehöre, könne die Staatsgewalt nicht anordnen. Dieserhalb möge die katholische Klerisei in Schlesien sich an den Fürstbischof wenden. Was aber die angeblich sehr vernachlässigte Kirchenzucht u. s. w. betreffe, so erfordere der König das Gutachten des Oberpräsidenten."

Dieses Gutachten ist es, welches nachfolgend mitgetheilt wird. Dasselbe giebt von dem eindringenden Blick, von dem kühnen und praktischen Geist der preußischen Büreaukratie in ihrer klassischen Zeit einen hohen Begriff. Ueber die Schicksale des Merckelschen Immediatberichtes erhalten wir ein Zeugniß von Bunsen, mitgetheilt in dessen Leben, Theil I. Seite 292 ff. Bunsen war im Herbst 1827 nach Berlin gekommen, wo der König ihm Merckels Denkschrift zur Aeußerung vorlegte.

Die Angelegenheit blieb weit davon entfernt, in dem großen Styl angefaßt zu werden, wie Merckel vorschlug. Wie sie thatsächlich von Seiten der Verwaltung beigelegt worden, ist nicht an die Oeffentlichkeit gekommen. Was die Bittsteller betrifft, so haben sie wahrscheinlich nach Art späterer Beispiele sich der Autorität der Kirche, hier durch den Bischof repräsentirt, unterworfen. In der öffentlichen Meinung Schlesiens aber schlug die Theinersche Schrift eine Zeitlang ihre Wellenkreise. Eine Anzahl Streitschriften erschienen für und wider, von welchen mir nicht weniger als achtzehn vorliegen. Unter Andern ergriff auch ein protestantischer Prediger, der nachmalige Professor der Theologie in Halle, Dr. Julius Müller, gegen Theiner das Wort.

Breslau, 26. Mai 1827.

Das bei Ew. Majestät eingereichte Gesuch mehrerer Gutsbesitzer und katholischen Geistlichen steht ohne Zweifel mit einer Vorstellung in Verbindung, welche mehrere katholische Priester Schlesiens unterm 2. November v. J. bei dem hiesigen Fürstbischof eingereicht haben, indem sich darunter, mit Ausnahme des Erzpriester Ober zu Liegnitz, auch diejenigen Geistlichen befinden, welche die an Ew. Majestät Allerhöchste Person ge-

richtete Bitte unterzeichnet haben. Von dieser Vorstellung erhielt ich erst Kenntniß, als sie zu Ende des vorigen Jahres unter dem Titel:

Erster Sieg des Lichts über die Finsterniß der katholischen Kirche Schlesiens —

im Druck erschien. Von dieser Schrift, welche mit der beim Fürstbischof eingereichten Originalvorstellung übereinstimmt, überreiche ich ehrerbietigst ein Exemplar.

In einem Schreiben vom 18. Januar d. J. an Ew. Majestät Ministerium der geistlichen Angelegenheiten beklagte sich der hiesige Fürstbischof, daß der in der Schrift: „Die katholische Kirche Schlesiens" sich aussprechende Geist immer mehr zu entwickeln sich anfange, was sich aus dem Inhalt der bei ihm eingegangenen eben erwähnten Vorstellung, noch mehr aber dadurch offenbare, daß die Vorstellung bald nach ihrem Eingange unter einem auffallenden Titel durch den Druck veröffentlicht worden wäre. Der Fürstbischof trug zugleich bei Ew. Majestät Ministerio darauf an, den katholischen Professor der Theologie Theiner von der hiesigen Universität zu entfernen, weil nicht zu bezweifeln sei, daß dieser an der Herausgabe der Schrift: „Die katholische Kirche Schlesiens", ohngeachtet alles seines Leugnens gewiß den größten Antheil habe, und nun seine dort aufgestellten Reformationspläne durch Umtriebe auszuführen und die jüngern Geistlichen irre zu führen suche ꝛc. Dieses Schreiben wurde mir mittelst Verfügung vom 13. Februar d. J. von Ew. Majestät Ministerio mitgetheilt, mit der Weisung, daß den Neuerungsversuchen mehrerer katholischer Geistlichen mit dem größten Nachdrucke begegnet werden müsse, und von Abschaffung der lateinischen Sprache bei der Messe, Abfassung eines neuen Meßbuchs, einer neuen Agende, Abstellung der alten und Einführung neuer Ceremonien durchaus nicht die Rede sein dürfe. Ferner wurde mir die strengste Wachsamkeit zur Pflicht gemacht und insbesondere aufgetragen, auf die Theilnehmer an jener Vorstellung, sowie auf den als eine muthmaßliche Triebfeder der sich zeigenden Bewegungen bezeichneten Professor Theiner ein wachsames Auge zu halten, und keine Neuerung irgend einer Art geschehen zu lassen.

Hierdurch veranlaßt ersuchte ich den Fürstbischof, mich von seinen in der Sache bereits gethanen Schritten zu benachrichtigen. Er zeigte mir an, daß er gleich nach dem Erscheinen der erwähnten Vorstellung im Drucke ein Verfahren gegen die Verfasser und Theilnehmer eingeleitet und zuerst am 18. Januar d. J. eine Currende an die Diöcesangeistlichkeit des Bisthums Breslau erlassen habe. Diese Currende ist in der zweiten allerunterthänigst beigefügten Schrift: „Merkwürdiges Umlaufsschreiben des Fürstbischofs von Breslau" Seite 13 bis 19 abgedruckt.

Gleichzeitig und mit Bezug auf dieses Circularschreiben gab der Fürstbischof in einer besondern Verfügung den betheiligten Geistlichen über ihr den demagogischen Umtrieben gleichzustellendes Verfahren seine ernstliche Mißbilligung zu erkennen und verbot ihnen solches mit dem Bedeuten, daß wenn sie sich dasselbe noch einmal, sowie in Kirchensachen eigenmächtig Neuerungen erlauben, durch sträfliche Umtriebe Andere hiezu verleiten, ihren Standes- und Berufspflichten nicht der geschehenen eidlichen Angelobung gemäß genau nachkommen sollten ꝛc. nach der Strenge der Gesetze gegen sie verfahren und sie mit den verdienten kirchlichen Strafen belegt werden würden.

Diese Verfügung richtete der Fürstbischof, mit Hinweisung auf die Satzungen des concilii tridentini, noch besonders an den Erpriester Gilge, und bedrohte ihn, unter Verstattung einer achttägigen Frist zu seiner Verantwortung, mit der Abnahme seines Erzpriesteramts.

In ihren Erwiederungen suchten sich die betreffenden Geistlichen gegen die ihnen vom Fürstbischof gemachten schweren Vorwürfe zu rechtfertigen. Sie betheuerten, daß sie an der Veröffentlichung ihrer Bittschrift durch den Druck keinen Antheil hätten. Sie versicherten, daß die Abänderungen, welche ihnen zum Verbrechen gemacht würden, nur in außerwesentlichen Dingen und in solchen Verbesserungen beständen, welche bereits durch das unter der Leitung der bischöflichen Behörden herauskommenden Breslauer Diöcesanblatt in Aufsätzen, die zum Theil von Mitgliedern des Dom-Capitels herrührten, sowie in den Verhandlungen der Archipresbyteriats-Convente und in bischöflichen Schreiben als nothwendig und wünschenswerth empfohlen und auch bei sehr vielen Pfarrern Schlesiens schon seit längerer Zeit in Gebrauch wären (Beläge zu diesen Angaben enthält die oben beigefügte zweite Schrift Seite 115 und folgende). Sie erklärten ferner, daß sie es für erlaubt, ja sogar zur Abwendung des zum Theil begründeten Tadels über herrschende Mißbräuche in der katholischen Kirche Schlesiens für Pflicht gehalten hätten, ihrem geistlichen Obern ihre Wünsche und Bitten vorzutragen, daß sie, sofern sie geirrt oder gefehlt hätten, für jede Zurechtweisung empfänglich wären, daß sie aber wegen ihrer redlichen Bestrebungen, ihrer offnen Handlungsweise und freimüthigen Rede den Vorwurf der Heuchelei, der Verführung und der Störung des kirchlichen Friedens nicht verdient zu haben glaubten.

Endlich baten sie, die Wunden zu heilen, die ihrer Ehre wegen offener Wahrheitsliebe geschlagen worden, oder zu erlauben, zur Wiederherstellung der Achtung, die sie wegen redlichen Eifers und ohne vorhergegangene Untersuchung vor dem ganzen Diöcesan-Clerus verloren hätten, sich öffentlich rechtfertigen zu dürfen.

In weitern Verfolg der Sache, nach erneuten Mahnungen und Aufforderungen des Fürstbischofs und nachdem derselbe dem Pfarrer Gilge zu Wartha und dem Pfarrer Pohl zu Bunzlau, ersterem das Amt eines Erzpriesters und letzterm das Amt eines Actuarii ohne weiteres abgenommen und Andern übertragen hatte, erklärten die vier Haupttheilnehmer an der bezüglichen Vorstellung in einer Nachschrift zu ihrer zuletzt eingereichten Vertheidigungsschrift vom 28. April d. J.

> wie sie feierlich gelobten, die in den bischöflichen Erlaß vom 17. April angeführten, sowie alle übrigen Satzungen des concilii tridentini nach der Erklärung der besten Canonisten anzuerkennen, und streng denselben nachzukommen trachten würden.

Da aber in dieser Erklärung durch eine andere Hand nach den Worten: des concilii tridentini — die Bemerkung: nach der Erklärung der besten Canonisten eingerückt war, so erwiderte der Fürstbischof den Geistlichen, daß obzwar die angeführten Entschuldigungen das von ihnen zeither beobachtete Verfahren keinesweges rechtfertigten, er dennoch in Betracht der nun in einiger Art geäußerten bessern Gesinnungen ihnen Nachsicht angedeihen zu lassen bereit sei und ihre Aeußerung in Betreff des concilii tridentini mit dem Bemerken annehme, daß er den von einer andern Hand eingerückten Beisatz als nicht geschrieben betrachte und ausdrücklich voraussetze, daß dies auch von ihnen geschehe; daher, wenn sie erklärten, daß sie den Anordnungen des concilii tridentini unbedingt nachkommen wollten und offen gestünden, daß sie durch ihr Verfahren gefehlt hätten, solches bereueten und künftig die ihnen obliegenden Pflichten treu erfüllen wollten, er, der Fürstbischof, ihnen vergebe und sie väterlich wieder aufnehme. Von den in Bezug genommenen schriftlichen Verhandlungen, den Erlassen des Fürstbischofs vom 18. Januar und 27. April und den Erwiederungen der angeschuldigten Geistlichen vom 3., 8. Febr. und 28. April c. lege ich Allerunterthänigst Abschriften bei.

Es haben also, wie sich aus vorstehender geschichtlicher Darstellung ergiebt, die in hiesiger Provinz kundgethanen Wünsche um Verbesserung des katholischen Gottesdienstes bei dem Fürstbischof zur Zeit noch kein Gehör gefunden, und es scheinen sonach die katholischen Gutsbesitzer und Geistlichen, welche an Ew. Majestät sich bittend gewendet haben, von Allerhöchst denselben Hülfe und Remedur erflehen zu wollen.

Je gewisser es ist, daß die katholische Kirche Schlesiens, wie ich weiter unten darzuthun versuchen werde, an mancherlei Uebeln leidet, und je weniger Hoffnung vorhanden zu sein scheint, daß der jetzige Fürstbischof auf zeitgemäße, in frühern Jahrgängen des Breslauer Diöcesanblattes schon angeregte, von vielen Seiten mit redlichem Willen und

großer Einsicht als nothwendig dargethane Verbesserungen von selbst einzugehen geneigt sein möchte, desto wichtiger ist die Frage, die ich aufzuwerfen mich erkühne: ob und in wie weit die Staatsgewalt in katholischen Kirchenangelegenheiten, auch in die der Satzungen und des Cultus einzugreifen befugt sei?

Weit entfernt bin ich zu meinen, daß eine weise und gerechte Staatsregierung auf Reformationspläne, auf Umgestaltung der Grundverfassung der katholischen Kirche, auf positive Vorschriften für den religiösen Glauben und die Gebräuche sich einlassen dürfe oder möge. Wenn aber Staat und Kirche in unzertrennlicher Verbindung stehen, Lehre und Cultus mit der Sittlichkeit und allgemeinen Menschenbildung, diese mit den Staatszwecken genau zusammenhängen, so würde, wie mir dünkt, die oberste Staatsgewalt aufhören es zu sein, wenn ihr nicht über alle Kirchen bezüglich ihres sichtbaren Einflusses auf das bürgerliche Leben in politischer Hinsicht das Aufsichtsrecht zustände, wenn sie nicht das Recht haben sollte, durch negative Vorschriften, diese oder jene dem geheiligten Staatsoberhaupte oder Seinem Volke gefährliche Lehre verbieten oder nicht vortragen zu lassen, diesen oder jenen abergläubischen, sittenverderblichen Gebrauch nicht zu dulden oder nicht ausüben zu lassen. Würde der Staat unbedingt alle ächt römischen, papistischen Dogmen, alle auch die sitten- und kulturverderblichsten katholischen Gebräuche als gleichsam verfassungsmäßig einräumen, so hätte er sich selbst in die Unmöglichkeit versetzt, seine allgemeinen Staatszwecke zu erreichen. Die staatsgefährlichen päbstlichen Festsetzungen des Tridentinischen Concils, die Bullen in coena domini et unigenitus sind niemals zurückgenommen worden, vielmehr sollen sich katholische Geistliche, ja alle ächt römischen Katholiken fortdauernd auf deren Inhalt bei Verlust ihrer Seeligkeit durch die darin angedrohten Excommunicationen und Verfluchungen verpflichtet halten. Die Bulle in coena domini, in welcher Art. I. das Anathema über alle Ketzer, namentlich über Lutheraner, Calvinisten, Hugenotten &c. ausgesprochen wird, und die nach Art. XXV. wenigstens alle Jahre einmal in den Kirchen bekannt gemacht, ins Gedächtniß zurückgerufen und erklärt werden soll — befindet sich noch in den in hiesiger Provinz im Gebrauche stehenden katholischen Kirchen-Agenden, wie die daraus entnommene den Belegen beigefügte Abschrift nachweist. Und nach der in eben derselben Agende befindlichen forma professionis fidei Belag IX. schwören die katholischen Geistlichen:

> zu verdammen, zu verwerfen und zu verfluchen alle Irrthümer und Ketzereien, die von der Kirche verdammt, verworfen und verflucht sind.

Müßten dergleichen Principien und Aussprüche der römischen Curie geduldet werden und hätte die Staatsgewalt nicht das Recht, dagegen Vorkehrungen zu treffen, so würden die Landesfürsten, zumal die evangelischen, und der katholische Theil ihrer Unterthanen in steter Gefahr schweben. Es haben aber von jeher die Landesfürsten auf die alles umklammernde römische Hierarchie ein wachsames Auge gehabt; sie haben sich, evangelische wie katholische, zu allen Zeiten für berechtigt gehalten, gegen staats- und sittengefährliche, mit den Souveränitätsrechten der Landesherren und mit den Staatszwecken unvereinbare Festsetzungen und Erlasse der römischen Curie Sicherheitsmaßregeln und Vorkehrungen zu treffen; sie haben die die Ruhe und Sicherheit der Staaten bedrohenden Concilienschlüsse und päpstlichen Bullen nicht zugelassen und Sitten verderbende Gebräuche, als z. B. Ablaß, Wallfahrten, Jubelfestreisen, Erschwerungen oder Verhinderungen gemischter Ehen, Proselytenmacherei 2c. beschränkt oder ganz abgewiesen.

Indem ich die eben geäußerte Ansicht Ew. Majestät erleuchteter Entscheidung tiefgehorsamst anheimstelle, gehe ich nun über zu den Gegenständen, welche Allerhöchstdieselben mir zur Begutachtung huldvoll vorlegen zu lassen geruhet haben.

Die Bewegungen, welche sich in der katholischen Kirche Schlesiens zeigen, und der von mehreren katholischen Geistlichen und Gutsherren selbst an den Stufen Ew. Majestät Thrones niedergelegte Wunsch einer Verbesserung des katholischen Kirchenwesens, namentlich auch des liturgischen Theils ihres Gottesdienstes, können meines unvorgreiflichen Dafürhaltens aus doppelten Gesichtspunkten betrachtet werden: aus einem allgemeinen an und für sich, und aus dem besondern, bedingt durch die in der Zeit obwaltenden Verhältnisse. An und für sich erscheint der Wunsch einsichtsvoller und menschenfreundlich gesinnter Geistlichen und Laien, den Gottesdienst in der allen verständlichen Muttersprache feiern zu dürfen, höchst vernünftig, gerecht, nützlich und wohlthätig zugleich. Denn ein auch dem Geringsten im Volke verständlicher Gottesdienst in der Muttersprache wirkt nicht blos wie etwa äußrer Ceremoniedienst in unverständlichem Idiom durch die Sinne vorübergehend aufs Gefühl, sondern unmittelbar auch lehrreich auf den Verstand und bleibend in seiner Wirkung auf Veredlung der Gesinnung und Erbauung des Herzens. Die mittelbaren Folgen des Gottesdienstes in deutscher Sprache würden nicht minder gesegnet sein. Die Bildung der Geistlichkeit würde dadurch ungemein gefördert; sie würden zum Fortschreiten im Wissen, zur Bibelerklärung, zu Anfertigung wohldurchdachter Predigten und mithin dazu

genöthigt werden, den Beifall der Pfarrgenossen zu erwerben und ihnen durch Lehre und Wandel theuer und werth zu werden.

Die Einführung der deutschen Sprache würde auch überhaupt allmählig die Abstellung mancher andrer Mißbräuche und gemeinschädlicher Vorurtheile zur Folge haben und mehr als alles Andre den Gebrauch der Bibel auch unter den Laien verallgemeinern und ihnen dadurch die einzige Quelle richtiger Einsicht in die Grundwahrheiten der christlichen Religion eröffnen.

Aus diesem allgemeinen Gesichtspunkt betrachtet, erscheint es dringend und gerechtfertigt, nicht nur denjenigen Geistlichen, welche auf die Einführung der deutschen Sprache und eines abzuändernden Rituals beim Gottesdienste angetragen haben, ihr Gesuch zu gewähren, sondern auch in andern schlesischen katholischen Kirchen die Anwendung ähnlicher Abänderungen zu verstatten und höchsten Orts zu begünstigen.

Aus dem besondern Gesichtspunkte betrachtet und unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen, erscheint gleichwohl die Behandlung dieses Gegenstandes von sehr zarter Natur. Es erheischt große Vorsicht, die Knospe nicht vor der Reife zu brechen und, über dem Streben, das jetzt nun einmal noch nicht überall zu erzielende Bessere zu verwirklichen, auch selbst das Gute zu verfehlen, was sich ohne praktische Unbequemlichkeit erreichen läßt, und auf Billigkeit und Vernünftigkeit gegründet, mit dem Beifall der Pfarrgenossen auch den Neigungen der Gemeinden entsprechen wird.

Einer durchgreifenden Reform und Reinigung der kirchlichen Institutionen der Katholiken von veralteten Gebräuchen und daran geknüpften Mißbräuchen, ohne die Bestandtheile der katholischen Religion in ihrem Wesen zu verändern, tritt bei der jetzigen Lage der Verhältnisse entgegen: Mangel an Civilisation eines großen Theils der Katholiken in der Provinz, vornämlich in Oberschlesien; ebenmäßiger Mangel an Bildung in der Mehrzahl der katholischen Geistlichkeit; der Gebrauch der polnischen Sprache in einem großen Theile der Provinz, sowohl unter den Gemeinden als auch selbst bei dem ältern Theile der Geistlichkeit in Oberschlesien, ferner die entschiedene Abneigung des jetzigen Herrn Fürstbischofs und der ihm gleichgesinnten höhern Geistlichkeit, und die in den officiellen Mittheilungen der obersten Verwaltungsbehörde entschieden ausgesprochne Abneigung, eine Aenderung im katholischen Kirchenwesen Platz greifen zu lassen.

In Oberschlesien und auch in mehreren Kreisen des Breslauschen Regierungsbezirks ist bei der Mehrheit der Einwohner Sprache und Sitte noch polnisch. Erst seit einer noch nicht langen Reihe von Jahren

hat man sich bemüht, in den Schulen deutschen Unterricht einzuführen, noch aber ist der Zeitraum zu kurz, als daß damit schon Großes gewonnen sein könnte. In diesem großen Theile der Diöces ließe sich daher der Gebrauch der deutschen Sprache beim Gottesdienste mit Beifall und Erfolg schwerlich schon einführen. Aber die Einführung der polnischen Sprache beim Gottesdienste, in vieler Hinsicht bedenklich, würde auf alle Fälle den Nachtheil haben, daß dadurch für die Zukunft Einführung und Fortbildung deutscher Sprache und Kultur würde erschwert werden.

Aber auch in den Kreisen, wo deutsche Sprache herrscht, mit Ausnahme mehrerer Kreise des Liegnitzer Regierungsdepartements und im Gebirge, steht es noch dahin, ob die größere Sorgfalt, welche in den zwei letzten Decennien dem Schulunterricht gewidmet worden, und die Aufhebung der Unterthänigkeit Empfänglichkeit für das Bessere schon genug verbreitet hat. Die ältere Generation ist größtentheils noch in schlechten Schulen erzogen und kann weder schreiben noch lesen. Trägheit und Aberglauben und aller verkehrtem Religions- und Schulunterricht und frühern äußern Druck und Zwang anklebende Rost und Schlacken erschweren bei dem lebenden ältern Geschlecht des gemeinen Mannes dem Bessern den Eingang; in der Einfalt und natürlichen Anhänglichkeit an herkömmliche Gewohnheit finden Bigotterie und Aberglauben, selbst Fanatismus und Religionshaß ihren Stützpunkt. Noch ungleich mehr läßt sich der Mehrheit der ältern Geistlichkeit ihre Geneigtheit bezweifeln, auf Verbesserungen einzugehen, welche größere Geistesthätigkeit in Anspruch nehmen und ihr durchweg unbequem sein würden.

Diese in cölibatischer und hierarchischer Gesinnung und zum Theil noch im alten Mönchs- und Jesuitenthume ergraute Geistlichkeit würde den beabsichtigten Verbesserungen noch weniger ein williges Ohr leihen, wenn, wie nicht zu bezweifeln, die höhere Geistlichkeit sich dagegen erklärte, insonderheit der Fürstbischof, dessen Einfluß auf die gesammte Geistlichkeit, sowohl in kirchlicher als weltlicher Hinsicht, schon dadurch sehr groß ist, daß ihm die Besetzung aller in den bischöflichen Monaten vacant werdenden Pfarrstellen, derjenigen nämlich, welche durch die Einziehung der Bisthums-, Stifts- und Klostergüter landesherrlichen Patronats geworden sind, zusteht. Auch darf man nicht außer Acht lassen den doppelten fremden Einfluß, welchem der Bischof zu Breslau unterworfen ist, ich meine den päpstlichen und den österreichschen als österreichischer Unterthan. Im Besitz großer, ihm von daher zustehender Einkünfte und ansehnlicher Ländereien, hat der Bischof zu Breslau, auch abgesehen von dem Umstande, daß Gleichheit der Confession ihn dem österreichischen Hause befreundet, in der That viel äußere Veranlassung, in zweifelhaften

Fällen für das österreichische Interesse sich hinzuneigen. Diese Identität des wechselseitigen Interesses hat aber auch umgekehrt die Wirkung, daß Oesterreich an allen Vorgängen, welche die schlesische katholische Kirche betreffen, doppelt nahen Antheil nimmt, besonders in Fällen, wo eine Rückwirkung auf den jenseitigen Theil der Diöces möglich erscheint. Oesterreich wird daher immer sehr geneigt sein, auch seinen politischen Einfluß gegen solche Aenderungen in der Kirchenverfassung der Breslauer Diöces geltend zu machen, welche ihm für den jenseitigen Theil derselben und in weitrer Ausdehnung für sein Gebiet überhaupt in der Rückwirkung nachtheilig scheinen möchten.

Von den dermalen hier in Antrag gebrachten Veränderungen würde aber Oesterreich dies alsbald urtheilen, weil es das Element seiner Politik ist, Alles, wäre es auch nicht mehr zeitgemäß, unbedingt aufrecht zu erhalten und zu dem Zwecke im Voraus alle Untersuchung und Wegräumung der damit verbundenen Uebel und Mißbräuche weit von sich weg zu weisen. Tritt zu dem Allen noch die officiell ausgesprochene Abneigung Ew. Königlichen Majestät Verwaltungsbehörde, für die geistlichen Angelegenheiten Aenderungen in dem jetzigen katholischen Kirchenwesen geschehen zu lassen, so scheint freilich der Zeitpunkt noch nicht eingetreten zu sein, wo mit Erfolg eine wesentliche Verbesserung desselben zu bewirken sein möchte. Da jedoch das, was mit den Zeiten, Menschen und Umständen, auf welche es zunächst berechnet war, Angemessenheit und Bedeutung verloren, demnach allmählig in dem Maaße zurückweichet, als vielseitiger, nach dem Willen Gottes, die Menschheit fortgebildet wird, so kann ich weit weniger noch der Meinung derer beipflichten, welche behaupten, daß von Seiten Ew. Majestät Regierung in Beziehung auf das katholische Kirchenwesen ganz und gar nichts geschehen dürfe. Vielmehr fordert es, wie mir dünkt, ebenso sehr das Interesse der katholischen Glaubensgenossen als das Ew. Majestät Staaten, daß Vieles geschehe, um sowohl unter der katholischen Geistlichkeit als unter den katholischen Laien Geistesbildung und Sittlichkeit und wahrhafte, in Gesinnung und That übergehende Frömmigkeit auszubreiten und viele, Religion und Staat gefährdende Mißbräuche hinweg zu räumen.

Daher halte ich es auch eben sowohl für an der Zeit, als für eine Ew. Majestät Regierung obliegende Sorge, aus der in der katholischen Kirche Schlesiens sich jetzt zeigenden Regung Veranlassung zu nehmen, solche für die höchsten Zwecke der Bildung und des Staats nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen.

Darf die Regierung daher auch nicht nachgeben, daß einzelne katholische Geistliche ohne vorher eingeholte Erlaubniß Veränderungen in den

von der katholischen Kirche für wesentlich erachteten Theilen der Liturgie ohne Weiteres einführen, so dürfen doch auch meines Erachtens Ew. Majestät Verwaltungsbehörden

I. kein, ebenso sehr dem Geiste der Verfassung und Verwaltungsgrundsätze des Staats als seinen höchsten Zwecken widersprechendes Verfolgungssystem gegen die angeblichen Neuerer unterstützen oder auch nur dulden. Es ist daher, wie mir scheint, zu bedauern, daß Ew. Majestät Ministerium der geistlichen Angelegenheiten in seiner Antwort an den Fürstbischof und in dem aus dieser Veranlassung unterm 13. Febr. d. J. an mich erlassenen Rescripte eine in ähnlichen Dingen ungewöhnliche Strenge äußert. Sollte sich auch bei gründlicher Untersuchung ergeben, daß die obgedachten Verfasser der an den Fürstbischof gerichteten Bittschrift eigenmächtig wesentliche Aenderungen in der Feier des katholischen Gottesdienstes vorgenommen und absichtlich eine vorzeitige öffentliche Bekanntmachung ihres Bittschreibens, wie sie doch auf ihre Amtspflicht in Abrede stellen, verschuldet hätten, so würden sie zwar deshalb nach dem Maße ihrer Verschuldung Zurechtweisung und Tadel verdienen, aber der Staat wird gleichwohl mit Ernst weder zugeben, noch wie geschehen, veranlassen und anordnen mögen, daß diese Geistlichen, wenn sie sonst als fromme, rechtschaffne, sittliche, um die religiöse Wohlfahrt ihrer Kirchkinder redlich besorgte Seelsorger und als treue Unterthanen erfunden werden, welche das, was geschehen, nicht aus Eitelkeit, Egoismus oder Widerspruchsgeist, noch aus andern, unlautern, weltlichen Absichten, sondern aus reiner Ueberzeugung und edlem Eifer für Beförderung wahrer Religiosität gethan haben, wegen dieser einzelnen Handlung zurückgesetzt, von Beförderung ausgeschlossen oder wohl gar, wie ohne Weiteres von Seiten des Fürstbischofs mit dem Erzpriester Gilge und Actuarius Pohl geschehen ist, ihrer geistlichen Aemter entsetzt werden dürfen.

Es würde in eine Versagung der Gerechtigkeit ausarten, wenn rechtschaffne Geistliche deshalb sollten mit schweren Strafen belegt werden, weil sie ihre Bedenken, Mängel und Bedürfnisse der Kirchenverfassung bei der geordneten, bischöflichen Behörde zur Sprache bringen; und es kann unmöglich der wahren Kirche wie des Staats Wille sein, dasjenige zu bestrafen und zu verbieten, weshalb die ewige Vorsehung den Bischof auf seinen Stuhl gesetzt hat, damit er allen Gliedern der Kirche seiner Diöces Gehör verleihe. Seiner Meinung und des Glaubens wegen, der keines Menschen, sondern des Allerhöchsten Werk ist, darf den allgemeinen Rechten und Ew. Majestät Gesetzen gemäß Niemand beunruhigt oder gar verfolgt und mit einer zeitlichen Strafe belegt werden.

Conping dissert. de Jure summ. Princ. c. sacra fol. 126.
Thomasii Recht evangel. Fürsten Posit. V.
Luther (Jen.) Tom. 2, fol. 180.
Allg. Landrecht Th. II. Tit. 11. §. 2 u. ff.

Ebenso wenig würde es sich mit Erfolg nach den Staatsgesetzen rechtfertigen lassen, den hiesigen Professor Theiner, wenn derselbe sonst, wie der Ruf ihn schildert, ein gelehrter, sittlicher, frommer, sein Amt mit Treue verwaltender Beamter ist, wegen des bloßen Verdachts, das Buch über die katholische Kirche in Schlesien geschrieben zu haben, von seinem hiesigen Amte zu entfernen. Derselbe soll übrigens, wenn er auch gegen Mißbräuche seiner Kirche ohne Scheu auftritt, keineswegs der Hinneigung zum evangelischen Lehrbegriff ergeben sein, so daß auch in dieser Hinsicht der bischöfliche Stuhl keine gegründete Veranlassung hat, seine Entfernung zu verlangen.

Würde die Regierung ein entgegensetztes Verfahren einschreiten, untadelhafte Männer blos deshalb zurücksetzen und entfernen, weil sie aus an sich untadeligen Beweggründen das Gute zu eifrig oder nicht auf dem rechten Wege begehrt haben, so würde die nächste unmittelbare Folge die Einschüchterung der gesammten katholischen Geistlichkeit sein, und in ihr die Ueberzeugung begründet werden, daß auch Ew. Majestät Regierung jeder Läuterung und Verbesserung des katholischen Kirchenwesens entgegen sei. Würde sich dadurch begreiflicher Weise im Klerus erst die Ueberzeugung feststellen, daß alle diejenigen, welche für dergleichen Verbesserungen wirken wollten, Zurücksetzung und Strafe treffen würde, so möchte in der öffentlichen Meinung auch gar zu bald der Fehlschluß Wurzel fassen, daß dem Fortschreiten zum Bessern im Kirchen- und Schulwesen überhaupt kein Vorschub gegeben werden solle. Weil es nun überdem nicht zu läugnen ist, daß äußrer Ceremoniendienst bequemer ist als Einrichtungen, welche unumgänglich geistige Thätigkeit und strenge Sittlichkeit erfordern, so läßt sich leicht voraussehen, daß die katholische Geistlichkeit sich bald wieder rückwärts wenden und aller geistigen Thätigkeit im Kirchen- und Schulwesen um so lieber entsagen werde, als Indolenz und Beharren im Gewohnten, ihre Beförderung und den ruhigen Besitz der Pfründen am sichersten verbürgt. Geistliche und Schullehrer würden es nur zu bald recht bequem finden, sich die Zufriedenheit ihrer Obern durch strenges mechanisches Einlernen und Lehren zu verdienen. Durch die Lehre, daß jede Forschung und Selbstprüfung und jeder Zweifel an der Unfehlbarkeit der Aussprüche der Kirche und geistlichen Obern Sünde, ein von geistlichen und weltlichen Behörden verpöntes Vergehen sei, wird dann auch die Erziehung der Jugend von der Dorfschule an bis zum

Unterricht auf der Universität und in den Seminarien eine der sittlichen und geistigen Fortbildung nachtheilige Richtung nehmen. Ein Fortschreiten in wissenschaftlicher Bildung könnte dann füglich nicht mehr Platz greifen; selbst das einfache Lesenkönnen dürfte zu Handlungen, welche die Kirche untersagt, beispielsweise zum Lesen der Bibel, verleiten, und durch das Lesen andrer, von Evangelischen geschriebener Bücher, könnten ja Gedanken und Meinungen erweckt werden, wodurch die Unbedingtheit der katholischen Kirche und der blinde Glaube an die Glaubensherrschaft des Papstes und überhaupt an die Unfehlbarkeit der geistlichen Obern beeinträchtigt würde.

Vom politischen Standpunkte aus würde ein solches Interdict für Allerhöchstdero Thron und Staat sehr nachtheilig werden können. Wenn die Regierung der katholischen Geistlichkeit selbst zu erkennen giebt, daß an eine Besserung im katholischen Kirchenwesen nicht zu denken sei, ja solche von Staatswegen gar nicht einmal zugegeben werden könne, und wenn sie alle dahin zielende Wünsche von sich weg, unbedingt an die bischöfliche Behörde verweiset, so begiebt sich die Regierung somit alles Einflusses auf die Geistlichkeit und tritt ihn freiwillig an die bischöfliche Behörde ab. Wie aber möchte man sich dann noch wundern können, wenn fortan die Geistlichkeit ihr Bestreben auch nur auf das gerichtet sein läßt, wodurch sie sich den Beifall der geistlichen Obern, unbekümmert um den des Staats, erwerben zu können hofft. Erinnert man sich dabei, daß, was oben schon gesagt worden, der bischöfliche Stuhl in Schlesien ohnedem unter einem doppelten auswärtigen Einflusse steht; vergegenwärtigt man sich das, was sich eben in andern Ländern begiebt, und beachtet die erfolgreiche Thätigkeit, mit welcher der päpstliche Stuhl seinen Einfluß, und zwar nicht allein in kirchlicher, sondern auch in weltlicher Beziehung geltend zu machen und zu erweitern unablässig bemüht ist, und lehrt die tägliche Erfahrung in andern Ländern, daß Rückschritte ungleich schneller gehen, als man noch vor ganz kurzer Zeit geglaubt hätte, so leuchtet ein, daß über ein Kleines die katholische Geistlichkeit Schlesiens ihre Augen nicht mehr nach Berlin, von wo sie zurückgewiesen, sondern nach Rom und Wien, weil sie dahingewiesen worden, richten werde. Sollte man sodann, von den Erfolgen der eingeschlagenen schiefen Richtung überrascht, des Irrthums inne werden und einen andern Weg einschlagen wollen, so dürfte dies alsdann, ist einmal der Einfluß verloren, zu spät sein. Gewiß, im Anfange würde die Regierung von der Masse der katholischen Geistlichkeit und des durch dieselbe influenzirten Volks, vornämlich des ungebildeten Theils desselben, wegen ihrer außerordentlichen Vorsorge für die Macht und das Ansehen des päpstlichen Stuhls

und für ihr Festhalten am Alten sehr gepriesen werden; aber in die Dauer würde gleichwohl die Regierung weder im Stande, noch endlich (wenn nur nicht zu spät) geneigt sein, den steigenden Ansprüchen der römischen Curie ferner zu genügen. Nicht einmal denjenigen Regenten, welche recht eifrige Katholiken und jeder Reform schlechthin abgeneigt, gelingt es, die ungemessenen Forderungen der Geistlichkeit zu befriedigen, und ihre zeitherige Nachgiebigkeit trägt ihnen eben keine erfreulichen Früchte. Es ist der alte Undank der Hierarchie, den man wie vor tausend Jahren, heut wieder sieht, das dem Glaubenszwange wieder unterworfene Volk, gegen den König Ferdinand selbst zu fanatisiren, sobald er es wagt, durch die Macht der Umstände genöthigt, den Forderungen der Klerisei nicht sofort unbedingt blinden Gehorsam zu erweisen. Solch ein activer Widerstand ist nun zwar in Schlesien nicht zu besorgen. Aber die besondere Lage des preußischen Staats, seine Verhältnisse, der Umfang seiner physischen Macht und Hülfsquellen im Vergleich zu denen seiner colossalen Nachbarn, sind von der Art, daß es für seine Sicherheit nicht genug ist, daß ein großer Theil seiner Unterthanen (in Schlesien beträgt die Anzahl der Katholiken $^2/_5$ Theile der Volksmasse) nur einen passiven Gehorsam übe; seine gesammte Bevölkerung muß, wenn es gilt, von ungetheilter Anhänglichkeit an König und Staat beseelt, zu allen Opfern bereit und Niemandem als dem Könige ihrem souverainen und geliebten Herrn zu gehorchen, in Ihm allein ihre Stütze zu finden, gewohnt sein. Daher muß ein so großer Theil des Volks nicht gewöhnt werden, in den ruhigen Zeiten des Friedens die Meinung zu fassen, daß in seiner Wohlfart das Wichtigste und Heiligste, Sorge für religiöse und geistige Bildung einzig von Behörden abhänge, welche großen Theils unter auswärtigem, dem preußischen Interesse fremden, oder doch von ihm nicht überwognen und beherrschten Einflusse stehen. Welchen Enthusiasmus könnte auch bei einem solchen Verhalten der Beherrscher im Falle eines Krieges mit einer katholischen Macht von seinen katholischen Unterthanen erwarten? Von dem aufgeklärten Theile der Katholiken darum nicht, weil dieser in seinen billigen Erwartungen getäuscht und zurückgestoßen nichts hoffen zu können vermeint; von der größern Masse nicht, weil diese ihr Verhalten ganz nach dem Benehmen der Geistlichkeit abzumessen gewohnt und angewiesen ist.

Daß aber eine Geistlichkeit, wenn sie so erzogen und gebildet worden, als sie erzogen und gebildet werden würde, wenn Ew. Majestät Regierung ihren weltlichen Arm zum Werkzeuge der Verfolgung aufgeklärt denkender Geistlichen brauchen ließe, sich mehr für die Regierung eines sogenannten rechtgläubigen, als eines akatholischen (ketzerischen) Regenten günstig erweisen und hinneigen würde, läßt sich, nach den Lehren

der Geschichte mit Bestimmtheit vorher sagen. Der Einwand, den man zu machen pflegt, und den auch die oberste geistliche Verwaltungsbehörde gleichsam als Grundsatz aufstellte:

> daß denjenigen, welche in der katholischen Religion und Kirche, wie sie dermalen gestaltet und beschaffen sei, ihr Heil nicht fänden, und den ihnen von solcher auferlegten Zwang nicht tragen zu können glaubten, freistehe, diese Kirche zu verlassen und in der evangelischen Confession ihre Beruhigung zu suchen;

kann meines Erachtens für richtig nicht anerkannt werden. Wohl könnte es deren geben, welche in gutmüthigem Wohlmeinen von der Meinung befangen wären, daß, wie tiefer der Zustand der katholischen Kirche versinke, desto mehr Proselyten, besonders aus den gebildeten Bekennern des katholischen Glaubens, könnten der evangelischen Confession zufallen, und es sei daher sogar nützlich, um ein solches Ergebniß herbeizuführen, jede Verbesserung im katholischen Kirchenwesen wo nicht zu hemmen, gleichwohl nicht zu fördern. Es widerspricht aber den Grundsätzen der Sittenlehre, Hunderttausenden von Katholiken, welche von Seiten der Regierung auf gleiche Sorgfalt, wie die evangelischen Einwohner, Anspruch haben, diese Vorsorge zu entziehen, und die Verschlimmerung ihres Kirchenzustandes, des für die geistige Wohlfahrt des Menschen wichtigsten Instituts, ruhig nachzugeben, in der Hoffnung, es werden Manche, eines so mangelhaften Zustandes ihrer Kirchen-Verfassung endlich überdrüssig, durch inneres Bedürfniß getrieben, ihren alten Kirchenverband aufgeben und zur evangelischen Confession übertreten. Wie sicher übrigens, mit wenigen Ausnahmen, auf dergleichen Convertiten, welche die Religionsgesellschaft in der sie geboren und erzogen worden, verlassen, in der Regel und unter allen Verhältnissen zu rechnen sei, darüber giebt die Geschichte vollständige, obgleich betrübende Auskunft. Auch ist es gewiß der evangelischen Kirche nicht würdig, auf diese Art Proselyten zu machen, dem gröbsten Aberglauben für Tausende Thor und Angel zu öffnen, für Tausende zu einem schwärmerisch blinden und müßigen Vertrauen auf Wunder, und am Ende, was daraus folgt, zum Unglauben und zur Immoralität unchristlichen Anlaß und Nahrung zu geben, damit vielleicht ein Einziger von Tausenden durch innere Nöthigung überwältigt und gedrängt werde, aus der Nacht und Sclaverei des Pfaffenthums sich in die Lichtreligion des evangelischen Glaubens zu flüchten. Auf diese Art des letztern Grenzen zu erweitern und dem Evangelismus Proselyten zu gewinnen, wäre gewiß ungleich unmoralischer und unchristlicher, als alle den Katholiken nicht immer ohne Grund schuldgegebene Bekehrungssucht. Ueberdem aber würde solch ein herbes Verfahren seines Zwecks selbst verfehlen. Viele

würdige, tief denkende und edel fühlende Katholiken, wenn sie auch die Mängel und Mißbräuche ihrer Kirche, welche die Kraft und Wirkung der Religion lähmen, erkennen und Abstellung der Uebel wünschen und erstreben, sind gleichwohl deshalb nicht gesonnen, die kirchliche Gemeinschaft, welcher sie angehören, zu verlassen und in ein anderes Kirchenverhältniß einzutreten, zumal wenn solches das in ihm wohnende Gute durch falsche Mittel und heimlichen Zwang aufnöthigen wollte. Schwerlich werden sie durch ein solches Verfahren der Regierung, welche die Katholiken ihrem Schicksal überläßt und keine Neigung zeigt, auf ihren Nothruf zu hören und ihr Wohl durch Aufklärung befördern zu wollen, zum Uebertritt geneigt gemacht werden; einmal deshalb nicht, weil ein solches Verfahren an sich gegen die Regierung Unwillen erregt und zugleich Abneigung sich ihr anzuschließen; und dann auch deshalb nicht, weil Maßregeln, welche den Aufschwung der katholischen Kirche zum Bessern lähmen, und ebenso rechts- als vernunftswidrig ein rücksichtsloses Zurückdrängen in die alte geistige Knechtschaft und mithin auch Zurückschreiten der katholischen Unterthanen zur Folge haben müssen, nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die evangelischen Confessionsverwandten bleiben und auch auf deren Fortbildung hemmend einwirken werden. In einer Provinz, wo Katholiken und Evangelische bei- und miteinander leben, in alle Berufsgeschäfte gemeinschaftlich verschlungen, untereinander verheirathet und verwandt sind, alle Einrichtungen des Gemeinlebens und Alles, was das Leben erhält und kräftigt, verschönt und erheitert, gemeinschaftlich besitzen, fortbilden und genießen, kurz, in einer Provinz wie Schlesien, kann der Geist, welcher in den kirchlichen Verhältnissen der einen christlichen Religionspartei vorwaltet, niemals ohne Einwirkung auf den religiösen Zustand der andern bleiben, und sowie Erleuchtung in der einen auch Lichtstrahlen in die andere hinübersendet, so wird absichtliche Wiederverdunklung dieser, sei es auch nur unter dem täuschenden Gewande mystischer Uebergläubigkeit, auch über jene wieder seine Schatten werfen. Daher erklärt sich auch der hier und da in die evangelische Kirche aus dem Katholicismus eindringende Irrthum und die krankhafte Ueberspannung frömmelnder Secten, von denen jede die andre durch schwärmerische Steigerung überreizter Gefühle zu überbieten sucht. Der wahre Geist des Christenthums, fromme, demuthsvolle Erhebung des Gemüthes zu Gott, Sittlichkeit, Häuslichkeit und Arbeitsamkeit haben bei dieser verkehrten Richtung des Geistes merkbare Einbuße gelitten. Dies alles möchte genug scheinen, die Ueberzeugung festzustellen, daß die Staatsgewalt keine Veranlassung habe, Diejenigen zu verfolgen, welche wohlmeinend, aus reiner Absicht zur Beförderung wahrer Religiosität, auf Verbesserung der kirchlichen Institutionen

des katholischen Gottesdienstes und auf Abschaffung von Mißbräuchen hinarbeiten, welche ebenso die Religion selbst, wie den Staat gefährden. Vielmehr wird es zum Besten des Staats gereichen, wenn im Geiste der Mäßigung, welcher in Ew. Majestät Allerhöchsten Willensäußerungen und Anordnungen überall hervorleuchtet, alle Maßregeln der Regierung von einem wahren lebendigen Bestreben zeigen, auch das Wohl der katholischen Glaubensgenossen gleich dem der evangelischen bestmöglichst zu befördern, und daher auch solchen Einrichtungen kräftigen Schutz angedeihen zu lassen, welche über die wahren und festen Absichten Ew. Majestät, auch die Wohlfahrt des katholischen Theils Allerhöchstihrer Unterthanen durch vernünftige Aufhellung und geistige und sittliche Bildung zu fördern, keinen Zweifel lassen.

Daher bin ich der allerunterthänigsten Meinung, daß das öffentliche Wohl es erfordern, daß Ew. Majestät geruhen wollen

a) würdigen Pfarrern, welchen es am Herzen liegt, durch Verbreitung heller Einsichten die Wohlfahrt ihrer Gemeinden befördert zu sehen, Allerhöchst Dero Schutz nicht entziehen zu lassen;

b) den deutsch-katholischen Theil Allerhöchst Ihres Volkes des Segens eines verständlichen, erbauenden christlichen Kultus, wie ihn das Wesen und der Geist der katholischen Kirche fordert und irgend zuläßt, theilhaftig werden zu lassen.

Von diesem Gesichtspunkte aus werden auch die nach meinem ehrerbietigsten Dafürhalten billigen, bescheidenen Wünsche der Verfasser des Bittschreibens, insofern sie den wesentlich zu ihrer Confession angehörigen Dingen keinen Eintrag thun, zumal da, wo die den Wünschen entsprechenden Einrichtungen zur Freude der Gemeinden zeither schon in Ausübung gewesen sind, bald erfüllt, unleugbare Mängel und Mißbräuche bald abgeschafft und überall durch Wegräumung gemeinschädlicher Hindernisse die allmälige Begründung eines bessern Zustandes vorbereitet werden dürfen. Das etwanige, gewiß nicht ausbleibende Mißfallen einer Partei über die zu treffenden Anordnungen wird grade die sicherste Bürgschaft geben, daß die ergriffenen Maßregeln zweckmäßig, zeitgemäß, zur Ruhe und zur Wohlfahrt der Unterthanen nothwendig und dem wohlverstandenen Interesse Allerhöchst Dero Staats angemessen seien.

II. Der Gesang im Gottesdienste erhebt das Gemüth, beruhigt die Leidenschaften und veredelt das Herz. Der Gebrauch deutscher Gotteslieder findet schon in den deutsch-katholischen Kirchen der Diöces häufig statt, daher ist ein deutsches Gesangbuch ein wahres Bedürfniß, zumal für den Landmann, dem es außer dem Gottesdienst an häuslichen Erbauungsmitteln fehlt, und welchem, wie dies der Gebrauch unter den Evange-

lischen darthut, Singen und Lesen im Gesangbuche zumal Sonntags eine große Erbauung ist. Diesem Gesangbuche würde eine Sammlung der auch dem gemeinsten Manne faßlichen Gebete anzuschließen sein. Die Abfassung eines solchen Gesang- und Gebetbuches würde vorzüglich dazu geeigneten Geistlichen aufzutragen, nichts aber darin zu dulden sein, was dem Aberglauben förderlich, sittlich religiöser Bildung entgegen wäre.

III. Soll aber unter dem großen Haufen der Katholiken praktisches Christenthum fest begründet, geistige Aufhellung und sittlich religiöse Bildung ausgebreitet werden, so ist es Unterricht und Erziehung der Jugend, welcher der Staat die allergrößte Sorgfalt mit anhaltendem, unermüdeten Eifer zuwenden muß. Nur auf wahrhafter Volksbildung ruhet sicher und unerschütterlich das Gebäude des Staats, welches ohne diesen sichern Ankergrund, wie die Geschichte lehrt, bei dem ersten Anstoße zusammen bricht und alles um sich her mit ins Verderben reißt. Häuser und Staaten ruhen auf einem Grunde. Aber nur in der Entwickelung des sittlichen Vermögens und des Vernunftgebrauchs kommt der Begriff der Volksbildung zu Tage, welche andererseits wieder nur im Familienleben Wurzel schlägt, der Vorschule aller öffentlichen Tugenden, in welcher zuerst das Bewußtsein alles Gemeinlebens und die Wahrnehmung erwacht, daß das wahre Interesse jedes Unterthans im Interesse des Staats enthalten, bewahrt und gesichert sei, und sich allmälig durch zur Gewohnheit gewordne Gesinnung zum Patriotismus entwickelt.

Um durch den Unterricht der Jugend, ohne welchen keine häuslichen Tugenden in das Familienleben hineingebildet werden können, den bessern Zustand der Volksbildung vorzubereiten, wird daher Seitens der Regierung die erste fortgesetzte Sorgfalt.

1) auf Vervollkommnung der Schullehrer-Seminarien gerichtet sein müssen. Denn ohne tüchtige Schullehrer giebt es keine gute Schulen und ohne gute Schulen keine Mittel, die kommenden Generationen zum Bessern heranzubilden, wahre Frömmigkeit zu fördern, tugendhafte Sitten, Häuslichkeit, Arbeitsamkeit, und damit zugleich Zufriedenheit mit den äußern Verhältnissen und gewissenhafte Berufstreue im Volke immer mehr und mehr zu verbreiten. Um nun der Verbesserung der Schullehrer-Seminarien näher zu treten, würden

a) alle katholischen Schullehrer-Seminarien unter die specielle Aufsicht der Provinzial-Regierungen zu stellen, und bei der Auswahl der Seminarien-Lehrer mit der größten Sorgfalt zu verfahren sein, um recht tüchtige, fromme, verständige, lehrfähige, ganz ihrem Berufe lebende Männer anzustellen; denn es bleibt immer unbegreiflich, warum man Vernunftentwickelung, das heißt,

richtigen Gebrauch der Vernunft, an welche der Mensch doch von Gott selbst in allen Verhältnissen des Lebens gewiesen ist, in religiöser Hinsicht verwerflich halten könnte. Es versteht sich aber auch von selbst, daß dergleichen tüchtige Seminarien-Lehrer sich eines mit der Länge guter Dienstzeit steigenden, auskömmlichen Gehaltes zu erfreuen haben müssen. Offenbar ist die Stellung eines Seminarien-Lehrers ungleich wichtiger und einflußreicher, als die eines Gymnasien-Lehrers, welcher in der Regel nur Individuen für sich, wohingegen ersterer Lehrer erzieht, von denen Tausende wieder Bildung und Unterricht erwarten. Darum müssen aber auch die äußeren Verhältnisse dieser Seminarien-Lehrer so gestellt werden, um für diesen wichtigen Beruf ausgezeichnete Männer zu gewinnen. Dies wird auch so schwierig nicht sein, weil die Gesammtzahl aller Seminarien-Lehrer so groß nicht ist, um nicht die Auswahl zu haben. Würde dabei die Vorsicht gebraucht, daß die erste Anstellung mit einem geringern Einkommen und auf ein Jahr nur provisorisch geschehe, so würde man gegen mögliche Fehlgriffe sicher gestellt und gewiß sein, nur verlaßbaren Männern die Ausbildung der Elementar-Schullehrer anvertraut zu haben.

b) Um des in der gewerblosen Zeit immer größer werdenden Andrangs solcher junger Leute Willen, welche, um eines Unterkommens für die Zukunft gewiß zu sein, sich zum Eintritt in die Schullehrer-Seminarien melden, dürfte es nothwendig sein, die vorgeschriebene, der Aufnahme vorangehende Prüfung zu verschärfen. Diese Prüfung wird sich nicht blos auf den Nachweis der unerläßlichen Vorkenntnisse beschränken, sondern auch vorzüglich auf Erforschung der Naturanlagen und Fähigkeiten, der Fassungs- und Urtheilskraft des Candidaten erstrecken müssen. Sein sittliches und häusliches Verhalten muß genau erforscht und darüber ganz unzweideutige Zeugnisse von dem Schullehrer und Schulvorstande und von dem Revisor der Schule, in welcher der Präparant zuerst gebildet worden, vom Gutsherrn und Landrathe contrasignirt, beigebracht werden. Dieser zur Prüfung der ins Seminarium aufzunehmenden Subjekte zu constituirenden Commission, welche aus dem Direktor und dem Lehrerpersonal des Seminarii besteht, wird ein Mitglied der Königl. Regierung als Commissarius beitreten müssen. Und um ganz sicher zu gehen, daß die Aufnahme und der Unterricht in den katholischen Seminarien nicht an Unfähige und Unwürdige verschwendet und

Würdigern der Platz genommen werde, würde fortan die Aufnahme im ersten halben Jahre auch nur versuchsweise geschehen dürfen. Diejenigen, welche im Laufe des ersten halben Jahres den gehofften Erwartungen in keiner Art genügen, oder Mangel an Fleiß zeigen, würden alsdann auch auf einen von Seiten des Seminars an die Provinzial-Regierung zu erstattenden Bericht ohne Weiteres zu entlassen sein. Der Entlassung aus Gründen gesetzwidrigen Verhaltens, unchristlicher Lebens- und Sinnesweise erwähne ich nicht, weil dergleichen Subjekte jeder Zeit sofort entlassen werden müssen. Nur wohlgeordneten Gemüthern darf die Erziehung der Jugend anvertraut werden.

c) Um eine gründlichere Durchbildung der Seminaristen zu ermöglichen, würde die bisherige zweijährige Dauer des Seminarien-Unterrichts auf drei Jahre zu verlängern, und halbjährig eine allgemeine, nicht öffentliche Prüfung vor dem Regierungs-Commissarius abzuhalten, alljährlich aber eine größere Prüfung anzustellen sein, zu welcher alle Mitglieder des Consistorii, der Regierung, der geistlichen Behörden, der Geistlichen und Schulmänner Zutritt haben müßten. Diese letzte Prüfung würde vornämlich dazu dienen, nicht sowohl blos die Fortschritte der Zöglinge, als vielmehr die Bestrebungen der Lehrer und den Geist und die Richtung, d. h. den innern Organismus und religionswissenschaftlichen Zustand der Anstalt zu erkennen und zu controlliren.

d) Wenn endlich bei der Prüfung der aus dem Seminario zu entlassenden Schullehreramts-Candidaten bereits vorgeschrieben ist, daß die Entlassungszeugnisse derselben nach dem Grade der erlangten Bildung mit Nummern bezeichnet werden sollen: so kann solches nur in sofern nützlich werden, als keiner, welcher die letzte Nummer erhält, für anstellungsfähig betrachtet werden darf. Doch würde denselben nachgegeben werden können, noch ferner ein Jahr das Seminarium, wiewohl mit Ausnahme des unentgeltlichen Unterrichts, auf eigene Kosten besuchen und sich nach Ablauf des Jahres einer nochmaligen Prüfung unterwerfen zu dürfen, mit deren abermals ungünstigem Erfolge sie alle Ansprüche auf Versorgung im Schulfache verlieren würden.

2) Was die Anstellung der katholischen Schullehrer selbst betrifft: so halte ich es für nothwendig,

a) daß alle Anstellungen von Schullehrern von Privatpatronen, wie dies schon in den andern katholischen Diöcesen geschieht, fortan

auch in Schlesien von den betreffenden Regierungen bestätigt werden müssen, damit sie gewiß sind, daß nur qualificirte Subjekte ins Amt treten;

b) daß alle Anstellungen der Schullehrer auf Königl. Gütern in Zukunft nach dereinstiger Erledigung des bischöflichen Stuhls, welcher sich jetzt, sobald die Schullehrer zugleich Kirchendiener sind, im Besitz des entgegenstehenden Rechts befindet, nicht mehr von Seiten des Bischofs, sondern von den betreffenden Regierungen erfolgen. Denn das Recht, Schullehrerstellen zu besetzen, beruht nicht auf dem Patronat, sondern deutlicher Vorschrift des Allg. Landrechts Thl. II. Tit. 12 § 22 gemäß auf dem Jurisdictionsrechte. Auch leuchtet von selbst ein, daß in den Fällen, wo die Schullehrer zugleich Küster resp. Organisten sind, das Schulamt die Hauptbeschäftigung und seiner Wichtigkeit nach vor dem Küsteramte prävalirt. Bis dahin aber, daß in der bestehenden zeitherigen mangelhaften Verfassung eine zweckmäßige Aenderung getroffen werden kann, würde der Herr Fürstbischof veranlaßt werden müssen, jedesmal vor der ihm zustehenden Besetzung der Stelle sich über das zu wählende Subjekt mit der betreffenden Regierung zu vernehmen;

c) weil die sogenannten Schul-Adjuvanten erst nach erfolgter Ascensionsprüfung in wirkliche Schulhalter-Stellen einrücken können: so dürfte es nothwendig werden, den Provinzial-Regierungen die Befugniß beizulegen, von jenen Ascensionsprüfungen, was jetzt der Fall nicht ist, amtliche Kenntniß zu nehmen, um sich von der Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit dieser Prüfungen zu überzeugen und zu verhüten, daß sie nicht in eine unfruchtbare Förmlichkeit ausarten.

3) Was die Amtsführung der Schullehrer anbelangt, so ist es ein dringendes Bedürfniß,

a) daß auch die Entlassung solcher Lehrer, welche ohne Schuld ihrem wichtigen Berufe nicht mehr würdig vorzustehen vermögen, durch Pensionirung derselben ermöglicht werde. Dieser Gegenstand ist auch schon bei der ersten Provinzial-Ständeversammlung zur Sprache gebracht, aber vertagt worden. Wenn es nicht in Ew. Majestät Willen liegen sollte, diesen Gegenstand der nächsten Versammlung wieder zur definitiven Erledigung vorlegen zu lassen, so würde Allerhöchst dieselben ich unterthänigst zu bitten wagen:

den dazu erforderlichen Pensionsfonds aus Staatsmitteln huldvoll zu bewilligen.

Von allen Kategorien der bestehenden Pensionen würde grade die Klasse der unbrauchbar gewordenen Schullehrer den allermindesten Aufwand und die verhältnißmäßig geringste Summe erfordern und gleichwohl für den Staat selbst mehr als irgend eine Ausgabe der Art die herrlichsten Früchte tragen;

b) eben so nothwendig ist, daß an den katholischen Orten, wo die Errichtung neuer Ortsschulen unumgänglich nothwendig wird, der Staat nach Maßgabe des Bedürfnisses hülfreich zutrete. Vornämlich ist zu wünschen, daß denjenigen Schullehrern und Adjuvanten, welchen wegen Armuth der Gemeinden das im katholischen Schulreglement bestimmte Einkommen nicht gewährt werden kann, das Fehlende ganz oder zum Theil auf unbestimmte Zeit zugeschossen werde. Gleich wünschenswerth ist

c) eine wohlorganisirte Einrichtung von Schullehrer-Vereinen und Schullehrer-Bibliotheken in jedem Schulinspectorate, oder, wenn deren Bezirke klein sind, in zweien zusammen. Die erste Grundlage zu dergleichen Büchersammlungen würde aus Büchern gebildet werden, welche die Regierung auszusuchen, anzuschaffen und unentgeltlich zu überweisen hätte. Die Kosten dazu würden gar nicht bedeutend sein, da es nicht auf die Menge der Bücher, sondern nur auf deren gute Auswahl ankommt. Die Inspectorate würden sie auch einander allmälig zur Circulation mittheilen können. Jeder Schullehrer könnte dann auch füglich dazu mäßig beisteuern, schon aus der Ursache, um unter ihnen an diesem Institute ein dauerndes Interesse zu erwecken, weil nach der Gesinnung der mehrsten Menschen in der Regel ein ganz mühe- und lastenlos erworbenes Gut weniger werthgeschätzt wird, als was Opfer und Mühe kostet.

Endlich weil auch

d) auf die Persönlichkeit der die Schule beaufsichtigenden aus der Geistlichkeit zu wählenden Schulinspectoren gar viel ankommt: so wird künftig bei der Wahl derselben auch vornämlich die Regierung mitgehört werden müssen, um die Wahl solcher Individuen, welche in hierarchischen Bestrebungen versunken, geistiger Aufhellung abhold sind und den Boden, auf welchen sie stehen, für unverbesserlich halten, bei Zeiten ablehnen und somit einem großen Hinderniß im Fortschreiten zum Bessern zuvorkommen zu können.

IV. Ein hochwichtiger Punkt ist die Bildung der katholischen Geistlichkeit, welche bisher noch zu wenig ins Auge gefaßt worden ist.

Zeither war es üblich und ist es noch, daß, angeblich um dem Mangel an Geistlichen abzuhelfen, und weil man in der obern Klerisei verschiedentlich der Meinung ist, daß es bei Verwaltung des Pfarramtes weniger auf die persönliche Würdigkeit, als auf die geistliche Befähigung und Fertigkeit in Ausübung der Ceremonien des die Sacra administrirenden Pfarrers ankommt, auch die Geistesarmen und wenigst Kenntnißreichen zum geistlichen Stande vorzüglich zugelassen werden; weil man ihrer Obedienz und Unterwürfigkeit am meisten gewiß zu sein und in ihnen die besten Stützen, blinde Rüstzeuge zur Festhaltung und Widerbelebung des alten Papstthums zu finden vermeint.

Daher kommt es auch, daß diejenigen Gymnasienschüler, welche wegen Armuth oder Mangel an Fähigkeiten und Wissen eine andre wissenschaftliche Laufbahn nicht betreten können oder wollen, sich der Theologie zuwenden, im Voraus gewiß, eine Anstellung als Kaplan und mit der Zeit auch als Pfarrer zu finden, sobald sie nur mit unbedingter Hingebung den vorgeschriebenen Andachtsübungen und gottesdienstlichen Verrichtungen und dem mechanischen Ceremoniendienste fleißig und regelmäßig obliegen und in Allen priesterlichen Verrichtungen die gehörige Fertigkeit erworben.

Um diesen Mißbräuchen zu wahren, würde festzusetzen sein,

a) daß kein Schüler, welcher nicht, mit untadeligem Sittenzeugniß versehen, bei seinem Abgange zur Universität von Seiten der Prüfungs-Commission das Zeugniß Nr. II. erhalten, zum Studio der katholischen Theologie zugelassen werden solle. Dagegen würde andererseits denjenigen Jünglingen musterhafter Führung, welche bei der Abiturienten-Prüfung das Zeugniß Nr. I. oder auch II. mit vorzüglicher Auszeichnung erhalten und theologischem Studio sich widmen möchten, Titulus mensae insofern als sie solchen von keinem Dritten erlangen konnten, von Staatswegen zu gewähren sein. Durch diese Bewilligung und den Reiz, welchen solche zur Wahl des theologischen Studiums nothwendig erzeugen mußte, würde auf die angemessenste Weise dem möglichen Einwande, daß dem geistlichen Stande durch Strenge der Prüfungen die nöthigen Candidaten entzogen werden würden, vorgebeugt und begegnet werden; obwohl dieser Einwand an und für sich schon insofern unerheblich ist, als die Erfahrung lehrt, daß jetzt im Frieden bei immer steigender Bevölkerung und zunehmenden Mangel an Unterkommen auch für den kirchlichen Beruf sich mehr Bewerber finden, als deren Anstellung finden können.

b) Damit aber sowohl qualificirte Jünglinge auch auf der Akademie

zu ihrer der schon erreichten Wissensstufe entsprechenden Fortbildung hinlängliche Gelegenheit finden, sind vornämlich, woran es fehlt, gelehrte theologische Professoren, und zwar solche anzustellen, die von allen ultramontanen und jesuitischen Gesinnungen entfernt, von bewährter Anhänglichkeit an den Staat und von der Pflicht, die Idee der göttlichen Offenbarung durch die Lehre Jesu auch vom katholischen Standpunkte aus immer reiner aufzufassen, durchdrungen sind.

Die Zahl der katholischen Professoren auf den Universitäten des preußischen Staats ist nicht so groß, daß nicht eine sorgfältige Auswahl sollte getroffen werden können. Zugleich aber müßten die jungen katholischen Theologen auf die weiter unten zu erwähnende Art verpflichtet werden, nicht blos theologische Collegia, besonders nicht von vorn herein zu hören, sondern auch in der gelehrten Bildung überhaupt im Allgemeinen fortzuschreiten.

c) Ueber den Zustand des hiesigen Priester-Seminarii (Alumnat), in welches nach beendigten Universitätsstudien die Candidaten der katholischen Theologie eintreten, um sich zur Seelsorge praktisch vorzubereiten, ist das allgemeine Urtheil so ungünstig und es wird solches auch in dem bekannten, noch nicht widerlegten Buche „die katholische Kirche Schlesiens“ so unerfreulich geschildert, daß, je mehr von einer guten oder schlechten Einrichtung dieser Anstalt gute oder schlechte Ausbildung der Geistlichkeit abhängt, es desto dringender erscheint, den Zustand dieser Anstalt, wie er zur Zeit beschaffen ist, einer genauen Prüfung durch eine besondere dazu zu ernennende Commission zu unterwerfen, wozu von Staatswegen der eine und von Seiten des Fürstbischofs der andere Commissarius zu ernennen sein dürften.

Es handelt sich um Abstellung mancher Mängel, um Anstellung tüchtiger Vorsteher und Lehrer, die mit den Universitätslehrern auf gleicher Stufe wissenschaftlicher Bildung und überdem wenigstens zum Theil in der Seelsorge erfahrene Geistliche sein müssen, um die Alumnen für die Seelsorge würdig vorbereiten zu können. Unbrauchbare Bücher und Agenden, welche großen Theils auf frühere unaufgeklärte, im Mönchsthum versunkene Zeiten und Menschen zunächst berechnet waren und daher alle Angemessenheit verloren haben, auch kaum mehr verstanden werden, müssen abgeschafft und durch bessere, zeitgemäße ersetzt, zugleich auch ein angemessener Lehrplan festgestellt werden. Es versteht sich von selbst, daß auf ein würdiges, sittliches Betragen vornämlich, so

wie der Theologie Studirenden überhaupt, so im Alumnat besonders gehalten und keiner, dessen Wandel Aergerniß giebt, zur Seelsorge gelassen werden darf. Um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß nur qualificirte Candidaten in die Seelsorge aufgenommen werden, ist es nothwendig,

d) anzuordnen, daß nach beendigter Vorübung im Alumnat die erste Prüfung mit solchen Kandidaten abgehalten werde. Diese Prüfung wird nicht blos auf theologisches Wissen, sondern auch auf philosophische und philologische Disciplinen ausgedehnt werden müssen. Zu dem Ende wird auch eine besondere katholisch-theologische Prüfungs-Commission bestellt werden müssen, für welche der Fürstbischof den Präses und die Hälfte der Mitglieder, die anderen aber der Staat zu ernennen haben wird; auch muß der Staat sich die Bestätigung der von dem Fürstbischof getroffenen Wahl ausdrücklich vorbehalten. Die Function der Mitglieder dieser Commission würde immer nur ein Jahr dauern, gleichwohl aber die Erneuerung des Auftrags für dieselben Mitglieder nach Bewandtniß der Umstände stattfinden dürfen. Neben geringen Examinations-Gebühren würde jedem Mitgliede eine angemessene fixe Remuneration zugebilligt werden müssen.

e) Nur diejenigen Kandidaten, welche in dieser Prüfung gut bestanden, werden zur Seelsorge zugelassen und zunächst als Kapläne angestellt werden dürfen.

Die Stellung dieser Kapläne auf allen andern, als auf den vom Staate nach der Säcularisation neu dotirten Stellen ist aber so überaus dürftig und geringe, daß sie nur elendiglich existiren, ihrem künftigem Berufe gemäß durchaus nicht leben können und mehrentheils aus Mangel an Mitteln der Sorge erliegen, ihre Bildung nicht fortsetzen können, Muth und Eifer dafür verlieren, und vom Nahrungskummer die in ihnen vorhandenen Kräfte erstickt werden.

Soll in den jungen Geistlichen der höhere sittliche Trieb, die sinnlichen Begierden, Neigungen und Leidenschaften den Forderungen der Tugend und Religion gemäß zu bestimmen, erhalten, Entschlossenheit zu beharrlicher Berufstreue bewahrt und gekräftigt, und der fromme Eifer, für die Sache Gottes und der Menschen belehrend und belebend zu wirken, was in eigenthümlicher Kraft ein jeder irgend vermag, geweckt werden, soll der Stand der Geistlichen den Geist, der auf Ehre hält, und nie selbst eigner Achtung sich entäußert, wieder gewinnen und bewahren, so muß

auch der äußern Lage der Kapläne auf irgend eine Art schleunigst zu Hülfe gekommen werden.

Unstreitig wird eine solche nothwendige Verbesserung von Seiten des Staats einige Geldopfer erforderlich machen.

Ew. Königl. Majestät haben während Allerhöchstihrer glorreichen Regierung mit weiser und landesväterlicher Berücksichtigung der obwaltenden Umstände und dem in allen Linien der socialen Verhältnisse mit der gestiegenen Civilisation zugleich gesteigerten Bedürfnisse gemäß die Gehälter der Armee und Verwaltungs-Behörden verbessern und auf Universitäten, Gymnasien und andere Anstalten und Einrichtungen, welche das Leben veredeln und verschönen, großmüthigst bedeutende Kosten verwenden lassen.

Wenn nur ein einfacher Blick auf den Zustand der katholischen Kirche in Schlesien hinreicht, die Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Verbesserung des Einkommens der Kapläne zu erkennen, und der Staat einen Kostenaufwand nicht scheuen darf, ohne welchen die Bewerkstelligung eines allmäligen Fortschritts zum Bessern durchaus unmöglich ist und der Erfolg aller übrigen Kostenverwendung für die höchsten Zwecke des Staats im Allgemeinen wieder vereitelt wird, so muß ich mich gedrungen fühlen, diesen Gegenstand Ew. Königl. Majestät huldvollen Berücksichtigung allerunterthänigst dringend anheim zu stellen.

Bis dahin aber, daß der Staatshaushalt im Stande sein wird, allen Kaplänen eine fixe Verbesserung ihres Einkommens zu gewähren, ist es auch, wie nothwendig so leicht ausführbar, auf dieselbe Art, wie in den letzten Jahren schon ein Fonds zur Unterstützung hülfsbedürftiger Geistlichen und Schullehrer zur Disposition der Provinz gestellt worden ist, alljährlich eine angemessene Summe zur Unterstützung derjenigen Kapläne auszusetzen, welche sich das Schulwesen besonders angelegen sein lassen. Aus diesem Fonds würden am Jahresschlusse auf gemeinschaftlichen Vorschlag der Kreisschulen-Inspectoren und der Landräthe an solche Kapläne, welche durch fleißigen Unterricht und gewissenhafte Beaufsichtigung der in der Parochie belegenen Schulen sich ausgezeichnet, von den Regierungen Gratifikationen zu vertheilen sein.

Diese Einrichtung würde mehrfachen Nutzen haben. Nicht nur würde sie mittelbar zur Verbesserung des Schulwesens beitragen, sie würde auch unmittelbar die kümmerliche Lage ver-

dienstvoller Kapläne erleichtern, für welche, bei einem baaren Einkommen von dreißig bis vierzig Thalern, eine Gratifikation von etwa fünfundzwanzig Thalern verhältnißmäßig schon eine dankenswerthe Hülfe ist; endlich würde auch der Staat dadurch einen bedeutenden Einfluß auf die Kapläne gewinnen, das Interesse derselben an das der öffentlichen Wohlfahrt (Verbesserung des Schulwesens) geknüpft, und, mit dem Eifer für practisches Christenthum, Liebe und Anhänglichkeit an Ew. Majestät und Allerhöchstdero Staat erhöhet und befestigt werden. Und

f) um den Kaplänen bei ihrer Armuth die Mittel zu verschaffen, in den Berufswissenschaften und in der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung nicht zurück zu bleiben, müßten, wie bei den Schullehrern vorgeschlagen worden, unter Leitung würdiger, dazu geeigneter Geistlichen ähnliche Lesezirkel gebildet werden. Da diese Lesezirkel einen größern Umkreis haben, die circulirenden Bücher auch wohl noch leichter von einem dem andern zugeschickt werden können, so wird der nothwendige Kostenaufwand nicht so gar bedeutend sein. Daß die Kapläne ebenfalls dazu beitragen müssen, rechtfertigt sich aus den in Betreff der Schullehrer dafür angeführten Gründen. Mittelbar würde die Einrichtung auch die Folge haben, daß dadurch Pfarrer selbst zum Selbststudium Anreiz und Gelegenheit fänden. Das eigne Interesse der katholischen Kirche würde schon eine solche Einrichtung erfordern, blos um die Uebel zu beseitigen, welche ungeregelte Lesesucht unbemerkt über Kirche und Schule verbreitet. Sobald endlich

g) ein Kaplan zum Pfarrer vocirt wird, muß er vor der Approbation zur zweiten Prüfung pro ascensione gezogen werden, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß er weiter fortstudirt und auch die einem Seelsorger unentbehrlichen praktischen Kenntnisse und Eigenschaften gewonnen hat. Daß diese Prüfung von der dazu angeordneten Prüfungs-Commission, wie ich deren Errichtung zu IV. vorzuschlagen mir erlaubt habe, nicht eher, als bis der Kaplan zu einer Pfarrstelle vocirt wird, erfolge, scheint mir von daher nothwendig, damit der Geprüfte in dem Zwischenraum zwischen der Prüfung und dem Amtsantritt in seinen Studien sich nicht vernachlässige, welches wohl, wenn die Prüfung einmal überstanden ist, zu geschehen pflegt.

Uebrigens bedarf es kaum erst der Erwähnung, daß Frömmigkeit, unbescholtener Wandel, Sittenreinheit und redliche Pflicht-

treue unerläßliche Eigenschaften dessen sein müssen, der zum Pfarramte gelassen werden soll.

Zu dem Ende muß derselbe vor Anberaumung der Ascensionsprüfung genügende Atteste des Erzpriesters und Schulinspectors und des Landraths über sein Verhalten im Amte und außer dem Amte beibringen.

h) Zuletzt wird es auch nothwendig eine Einrichtung zu treffen, welche dahin führt, daß nur sittlich fromme, gebildete, für das Wohl der Menschen und des Staates Beste eifrig bemühte Pfarrer zu Erzpriestern und Schulinspectoren gewählt werden. Daher möge der von Seiten des Staats erforderlichen Bestätigung wenigstens die Einreichung einer schriftlichen Arbeit und die Abhaltung eines Colloquii vor einer Commission, deren vorsitzendes Mitglied von Seiten des Fürstbischofs, das andere Mitglied hingegen von der Staatsbehörde zu ernennen wäre, vorangehen. Dadurch wird dem Staate Einfluß auf die Geistlichkeit und Tüchtigkeit der kirchlichen Organe gesichert, zugleich aber auch unter der Geistlichkeit Eifer für ihre Fortbildung und ein nützlicher Wetteifer unter ihren Gliedern geweckt und erhalten werden.

V. Die Besetzung des Dom-Capitels ist insofern von bedeutender Wichtigkeit, als dasselbe den Bischof umgiebt und nicht ohne Einfluß sein kann auf die Richtung, in welcher er sich bewegt. Auch gewährt es ein Mittel, Männern, die sich um das katholische Kirchen- und Schulwesen in Beziehung auf den Staat Verdienste erworben haben, eine ehrenvolle Stelle einzuräumen. Domherrnstellen, wenn sie erledigt werden, sollten daher nur gelehrten, aufgeklärten, verdienstvollen Universitäts-Professoren, Directoren der Schullehrer-Seminarien und Erzpriestern und Schulinspectoren, wenn sie ihrem Amte in der Seelsorge langjährig mit Würde und Erfolg vorgestanden haben, als Belohnung und Aufmunterung für Andre zu ähnlichen Anstrengungen verliehen werden. Für Pfarrer vornämlich würde dies ein besonderer Antrieb werden, sich durch Bildung, Amtstreue und vaterländische Gesinnung Ansprüche auf Beförderung zu erwerben.

VI. Es ist für Ew. Majestät Staat gewiß von hoher Wichtigkeit, sobald es sich thun läßt, zu bewirken, daß die auswärtigen Diöcesan-Bischöfen zu Prag und Ollmütz unterworfene Grafschaft Glaz und der Katscher'sche District dem inländischen Bisthum einverleibt werde, und da-

gegen der österreichische Antheil des Bisthums aufhöre, ein Bestandtheil des Bisthums Breslau zu sein. Ja, der Gegenstand ist meines unvorgreiflichen Dafürhaltens für Allerhöchstdero Staat von so außerordentlicher Wichtigkeit, daß selbst für den Fall, daß Oesterreich sich zu dieser Uebereinkunft nicht sollte verstehen wollen, dem künftigen Bischofe zu Breslau die Annahme der jenseitigen Diöces durchaus nicht gestattet werden sollte. Hinweggesehen von dem Umstande, daß diese amphibolische Natur des Bischofs zu Breslau und seine Doppelpflicht, bald im hiesigen, bald im jenseitigen Gebiete zu fungiren, öftere Abwesenheit des hiesigen Bischofs veranlaßt (wie denn der letzte Fürstbischof von Hohenlohe die mehrste Zeit, besonders die letzten Jahre, durchweg in Johannisberg gelebt hat), so kann auch sein zweifacher Unterthanenverband für den gewissenhaften Bischof selbst nur peinlich, für das Interesse des Staats hingegen immer nur nachtheilig sein, wie sich dies auch aus der Geschichte der Schlesischen Kriege ergiebt. Nicht nur der Bischof selbst, sondern, wegen seines natürlichen Einflusses auf die höhere und niedere Geistlichkeit und mittels derselben auf die Masse des Volks, wird auch das Volk durch eine so gar unpolitische Vermischung der Unterthan- und Beamtenpflichten des geistlichen Obern der katholischen Kirche in Schlesien mit seinen Blicken auf das oft verschiedene, oft geradehin entgegengesetzte Interesse zweier, auf ganz verschiedenen Grundlagen beruhender Staaten unwillkürlich hingelenkt. Je mehr, was Niemand mehr wird wegläugnen können, Bigotterie in verschiedenen katholischen Staaten das Haupt wieder emporhebt, und sich weiter auszubreiten versucht, desto gefährlicher wird es für den preußischen Staat, einen Zustand fordauern zu lassen und zu begünstigen, welcher nach dem Gesetze der Stetigkeit als beständige Größe im Wechselnden immer die Wagschale der Zuneigung Seitens der katholischen Unterthanen zu Gunsten eines Staates sinken macht, dessen Staatsreligion auch die ihrige und, wie der leicht zu unterhaltende Fanatismus meint, zudem die einzig rechtgläubige ist.

Der einfachste Blick auf die Geschichte der neuesten Zeit reicht hin wahrzunehmen, daß das auch jetzt die äußersten Kräfte anstrengende Streben der Hierarchie dahin gerichtet ist, aufs neue ein System auf die Bahn zu legen, geeignet dem Fortschreiten vernünftiger Einsichten und verständiger Aufklärung wieder ein Ziel zu setzen, um die Unterthanen wieder in eine jedes Widerstandes unfähige Erschlaffung zu versenken. Nur dann erst, wenn dies gelungen, und die Landesherrn durch Entgeistung und Schwäche ihrer Unterthanen erst ohnmächtig geworden sind, würde es der Curie des Papstes, welcher unaufhörlich nach der Ober-

herrschaft über alle Reiche der Welt strebt, möglich werden, Hand zu legen an den Zepter und die Krone, die sich nicht mehr vertheidigen kann, und mit Hülfe desselben Volks, welches ein neues geistiges Interdict von seinem Fürsten getrennt und um alle sittliche Kraft gebracht hat, die weltliche Hoheit selbst wieder zu unterjochen und in den Staub zu treten.

(gez.) Merckel.

Der Krieg in Norddeutschland von 1632.

Generallieutenant von Baudissin.

(Schluß.)

An dieser Stelle muß ich mit einem Wort an die Operationen Gustaf Adolfs erinnern.

Die Nachricht von dem Falle Prags hatte ihm den Beweis geliefert, daß Kursachsen allein nicht im Stande sei, es mit Wallenstein aufzunehmen. Er war deshalb aus Schwaben, wohin er von München aus im Mai eine Diversion gemacht hatte, umgekehrt und nach Donauwörth, dann an Weißenburg vorbei über Schwalbach nach Fürth gegangen, wo sich am 8. Juni das Hauptquartier befand. Am 11. Juni erfolgte der Aufbruch von hier. Der Marsch ging über Lauf nach Hersbruck; am 15. Juni wurde auch Vilseck besetzt. Damit schien erreicht, was Gustaf Adolf mit diesem Marsche zunächst bezweckt hatte: die Verbindungslinie der bayerischen und wallensteinischen Armee schien durchschnitten zu sein.

Dem Herzog Wilhelm von Weimar hatte Gustaf Adolf den Befehl zukommen lassen, die in Niedersachsen und an der Elbe liegenden Truppen, so weit sie dort entbehrlich wären, zusammenzuziehen, ein Corps aus ihnen zu bilden, das gleichfalls zur Unterstützung Kursachsens verwandt werden sollte.

Tags bevor Gustaf Adolf Vilseck erreichte, am 14. Juni, war die Vereinigung der wallensteinischen und bayerischen Armee bei Weiden vollzogen. Seine Absicht, zu verhindern, daß auch die Bayern sich gegen Sachsen wenden, war damit vereitelt. Er fürchtete, daß jetzt beide Armeen vereint gegen Kursachsen zu operiren beginnen würden. In diesen Tagen war es, daß man im königlichen Hauptquartier voller Besorgniß war, auch Pappenheim möchte aus Norddeutschland aufbrechen, um seine Truppen dem Kurfürsten Maximilian und Wallenstein zuzuführen und sich dann mit ihnen vereint auf Kursachsen zu stürzen. Er beschloß deshalb, „ohne weiteren Verzug" in Eilmärschen über Coburg nach Meissen zu zu gehen. Herzog Wilhelm sollte eilen, sich mit ihm zu vereinigen, auch Herzog Georgs und Landgraf Wilhelms Truppen sollten zu ihm auf-

brechen; um Coburg sollte das „General-rendez-vous“ sein [1]). Auch Oxenstiern erhielt Befehl heranzukommen, auch von Kursachsen hoffte er auf etliche 1000 Mann.

Baudissin beantwortete des Königs Befehl — er datirt vom 15. Juni — mit jenem Briefe vom 2. Juli, aus dem oben bereits eine Stelle mitgetheilt wurde. Seiner Darlegung der Nachtheile, die es haben würde, wenn er sich vor Pappenheim „von hinnen retirirte“, fügte er die Worte bei: „sollte er (Pappenheim) mit ganzer Macht aus diesen Landen gehen und sich mit Bayern und Wallenstein conjungiren wollen, will E. K. M. gegebner Ordre zu gehorsamer Folge ich ihm auf dem Fuß folgen und entweder zu dem Herrn Reichscanzler stoßen, dafern der Feind gegen den Rhein marschirt, oder mit H. Landgrafen zu Hessen F. G. übrigen Truppen zu H. Generallieutenant Herzog Wilhelm F. G. gehen und mit derselben mich conjungiren, wiewohl nicht zu vermuthen steht, daß Pappenheim diese Länder also gar räumen, daß er nicht ein Corps darin verlassen, mit welchem man noch genug zu schaffen haben würde.“

Bald genug sollte Gustaf Adolf erkennen, daß der Feind es nicht auf Kursachsen, sondern auf ihn selbst abgesehen habe. Er zog sich deshalb nach Nürnberg, schlug hier sein berühmtes Lager. Wallenstein folgte, schlug sein Lager ihm gegenüber zu Zirndorf. Das geschah zu derselben Zeit, als des Königs norddeutschen Heeren in ihrem Lager bei Hildesheim Pappenheim gegenüberstand.

Bei Nürnberg erwartete Gustaf Adolf die Entscheidung. Um all seine Macht in die Wagschaale werfen zu können, ordnete er in noch umfassenderm Maße als bisher eine große Concentration seiner Truppen bei Nürnberg an, ähnlich der, die der Feind soeben vollzogen hatte. Er ließ dem Reichskanzler, dem General Baner, dahin gehende Befehle zukommen. Wie diese Befehle ausgeführt wurden, habe ich anderorts ausführlich zu erzählen Gelegenheit gehabt.

Auch an Herzog Georg und an Landgraf Wilhelm hatte der König den Befehl gesandt mit allen Truppen, die in Norddeutschland nur irgend entbehrlich wären, nach Nürnberg aufzubrechen; mit den übrigen sollte Baudissin Pappenheim beobachten.

---

[1]) Gustaf Adolf an Herzog Wilhelm d. d. Hersbruck 17. Juni Arkiv II. Nr. 459. Jedoch schreibt er unter demselben Datum an Oxenstiern Nr. 458: „ob Wir wohl dem General-Lieutenant Baudissin, Landgrafen zu Hessen, Herzog Georgen zu Lüneburg zu unterschiedlichen Malen befohlen, dem Pappenheim auf den Fuß zu folgen, und sich also mit Uns [zu] conjungiren, Wir doch auf sie keinen Staat machen können, und besorgen müssen, sie werden wie bisher also weiter ihrem eigenen Willen nachgehen, oder doch gar spät zu Uns kommen können.“

Der Befehl an den Herzog datirt vom 28. Juni. Herzog Georg beantwortet ihn aus Hildesheim am 5. Juli [1]): es würde sich gebührt haben, daß er zur Constatirung seiner Schuldigkeit und des Respects, den er gegen den König trüge, sofort nach empfangener königlicher Ordre aufgebrochen wäre. „Es werden aber E. M. aus Unserm an Sie abgegangenen Schreiben und dabei gefügten Memorialen sattsam verstanden haben, aus was beständigen wichtigen Ursachen auch Gutachten Herrn Generallieutenants Baudissin, Herrn Generalmajors Lohausen, Herrn Obristen Heiden ꝛc. und Secretarii Grubben ꝛc. Wir es nothwendig mit den Unsrigen annoch retardiren müssen. Ersuchen demnach E. K. M. ganz dienst- freund- und vetterlich weilen der status militaris hiesiger Oerter bis annoch sehr perplex gewesen, indem der Feind noch hier und da vagirt und man nicht wissen kann, wie er sich mit seiner Macht wenden möchte, derowegen denn seine Actiones wohl zu observiren. E. M. geruhe Uns zu verzeihen, daß Wir Ihrem Begehren alsobald keine schuldige Folge geleistet. Wir sind aber in apparatu und dahin bemühet, daß Wir in wenig Tagen aufbrechen und mit höchstem Fleiß dahin sehen wollen, wie Wir Uns mit göttlicher Assistenz zu E. M. je eher je besser verfügen und mit derselben zu ersprießlichem Effect conjungiren mögen."

In der That blieben die vereinigten Truppen in dem Hildesheimer Lager liegen, um erst dann aufzubrechen, wenn die weiteren Bewegungen Pappenheims es erlaubten. Noch am 7. Juli schrieb Grubbe aus Hildesheim an Gustaf Adolf [2]): man liege immer noch stille, abwartend wohin Pappenheim sich wende; man wolle mit allen Truppen beisammen bleiben und dem Herzog Georg folgen, damit er sicher zu K. M. komme. Denn theile man sich, so werde, wie die Officiere meinen, Pappenheim gewiß einem Theile Schaden zufügen, zumal er so nahe sei und man seine Absichten noch nicht kenne. Sobald man die erfahren, solle aus dem Lager aufgebrochen werden.

Es war allerdings nicht mit Sicherheit vorauszusehen, was Pappenheim des Weiteren vornehmen würde. Man erging sich in den verschiedenartigsten Vermuthungen. Bald sollte die Vereinigung mit Wallenstein und Bayern sein Ziel sein, bald — und namentlich Oxenstiern fürchtete das — sollte er es auf eine Vereinigung mit den Spaniern in den Rheingegenden abgesehen haben; die niedersächsischen Feldherrn glaubten natürlich, ihm sei um die Occupation der Gegenden zu thun, die zu ver-

[1]) Arkiv II. Nr. 798.
[2]) Arkiv II. Nr. 801.

theidigen sie die Aufgabe hatten. Er war ein Meister in der Kunst der Verstellung, und sehr treffend ist das Wort, das Löffler und Chemnitz in der bekannten Audienz der Nürnberger Rathsmitglieder vom 9. Juni 1632 über diese Sorgfalt, mit der er seine Gegner in Ungewißheit über seine Pläne zu lassen verstand, äußerten [1]): „Der von Pappenheim mache alle schwedischen Generales irr, dann wann Er aufbrechen wolle, so schreibe Er an unterschiedliche Orte um Proviant, komme hernach an keines, also daß man ihm, weil Er keinen Stand halte, nicht beikommen könne."

Es würde falsch sein, wollte man annehmen, daß ihm diese selbstständige Rolle zu spielen und nach eignem Ermessen das zu thun, was er für das Sachgemäßeste hielt, von den Häuptern seiner Partei besonders leicht gemacht wurde. Im Gegentheil, aus der Ferne kamen Befehle über Befehle an ihn, die auf seine Intentionen und den Verlauf seiner Operationen wenig Rücksicht nahmen, und die bei der Mangelhaftigkeit der Communication unter weit anderen Voraussetzungen erlassen wurden, als die waren, unter denen sie eintrafen.

Ich darf es mir nicht versagen, weiter ausholend davon zu reden.

Schon bald nach seiner Trennung von Tilly empfing Pappenheim mehrfach Briefe vom Kurfürsten Maximilian, — sie datiren vom 4. und vom 23. December (n. St.) 1631 und vom 6. Januar (n. St.) 1632 — welche den Befehl enthielten, das katholische Bundesvolk nach Baiern zurückzuschicken, wo allerdings für den vorauszusehenden Fall, daß sich die schwedisch-ligistischen Verhandlungen zerschlagen würden, ein solcher Succurs von höchster Wichtigkeit gewesen wäre.

Die Antwort auf das letzte jener drei kurfürstlichen Schreiben ist ein sehr ausführliches Memoire, das zugleich eine eingehende Darlegung der Situation enthält, in welcher sich Pappenheim Anfang 1632 befand. Dieses wichtige Aktenstück, von dem eine Copie im Dresdener Archiv vorliegt, mag hier seine Stelle finden [2]).

„Durchlauchtigster 2c."

„E. Churf. Drltt: gnädigstes befehlschreiben unterm dato München den 6. nächst verwichnen Monats hab Ich mit unterthänigster gepürnüß erst den 9. dieses empfangen, fleißig verlehsen, undt dero gnädigsten willen darauß mit allen Umbständen woll vernommen.

„Wie nun E. Churfl. Drltt: gnädigstem Befehll gehorsamst nachzuleben

[1]) Richters Relation bei Breyer Beiträge S. 213.

[2]) Es ist aus einer mehrfach abweichenden Copie im k. k. Kriegsarchiv von Dudik Waldstein S. 336 ff. (Nr. 179) mitgetheilt. Dudik theilt auch ein Schreiben Pappenheims an Maximilian d. d. Hameln 31. Jan. 1632 mit (S. 299).

Ich mich nicht weiniger verpflichtet, alß eifferigst devot undt willig befinde, also hab Ich nicht unterlassen, die sachen für allen andern fürzunehmen, mit Herrn General Wachtmeistern Grafen zu Gronßfeldt ꝛc. Herrn General Commissario von Lerchenfeldt, und anderen Kriegsverstendigen hohen Officirern zuberahdtschlagen, undt auff Mittel zugedencken, welcher massen daßjenig, was E. Churfürstl. Drltt: von mir gnädigst erfördern, Ich dero gestalt zu werck richten möchte, daß vorgestelleter Zwegk erreicht würde. Solte mir auch nichts liebers gewehsen sein, dan diesem undt vorigen E. Curfürstl. Drltt: dieser wegen den 4. undt 23. Decemb. jüngst verlebeten 1631 Jahrs an mich abgelassenen gnädigsten befehlschreiben unterthänigst zugehorsamen. Was mir aber damalß daran verhinderlich gewehsen, Sölchs werden E. Churf. Drltt: ab meinem gethanen, undt Ihro verhoffentlich praesentirtem unterthänigstem triplicirtem andtwordtschreiben gnädigst vernommen haben.

„Jetzo will E. Churfl. Drltt: nicht verdrießlich sein, wie mir auch nicht gepüret, unterthänigst zu repliciren, und nochmaln zu remonstriren, in welche unsägliche gefahr diese davevor mit so schwehren costen undt travaglien der Röm. Kay. Maytt undt dem gemeinen Catholischen Wehsen zu gutem in ordinem redigirte Lande dadurch gerahten würden, wan man dieselben mit abführung des hochlöblichen Catholischen Bunds Soldatesca solte quittiren, undt der feinden, welche hierauff alle weg Ihr sonderlich absehen gehabt, und noch anjetzo haben, eins theilß, so viell die den hern Catholischen Fürsten und Ständen angehörige örter belangen thutt, zum raub, undt der unterthanen härtesten unerträglichen pressuren, anders theilß aber bey den vornehmen Reichsströhmen als Elb: und Wieser zu einem solchen Vortheill zu hinterlassen, der Ihnen auch mit des heiligen Röm. Reichs machtt in diesem seculo nicht möchte wiederumb abgenommen werden. Sondern muß nur allein erheischender notdurfft nach gehorsambst berichten, waß gstaldt in kurzer zeit sich an diesen örten allenthalben der status belli mercklich verendert, und in viel wege gefährlicher worden, Sintemaln herr Oberster von Reinach verordneter Commandant im Erzstifft Bremen von unterschiedlichen feinden, alß desselben Erzstiffts Herrn Administratorn, und K. F. G. adhaeriren. Den Schwedischen Generaln Totten undt Baudissin, Meckelburgischen undt der Wendischen Anseestätte Oberst Lohausen (weiln nunmehr gewiß daß Herr Oberster von Gramb Commandant in der Stadt Wißmar in Meckelburg am Baltischen Meer accordiren, undt gleichwoll jetzigem Schwedischen Gebrauch nach, contra capitulationem, belli gentiumque jura des feindts gefangener sein müßte), wie nicht weiniger dem angemaßeten vom König zu Schweden dependirende Niedersächsischen Crayß Obersten Herzog Georgen zu Br. Lüneburgk ꝛc. allerseitz unterhabendem Volk umgeben, gleich wie Ich an diesem ordt mitt den Schwedischen undt Englischen Generaln Banniers, und Hammeltons, Landgrafen Wilhelms zu Hessen ꝛc. undt Herzogen Wilhelms zu Sachsen Weimar ꝛc. trouppen gleichsamb bloquirt bin, wie auch daß alle Päße insonderheit an der Aller, und andere zwischen besagtem Erzstifft Bremen undt diesem ordt durchfliessenden strömen occupirt sein.

Dahero nicht woll möglich, daß wir, auch bedeuteter jetzo starck angeloffener ströme, undt der morast wegen, beysammen gelangen können, Wir wolten dan umb unser conjunctur willen Ich und meine angehörige in diesem Fürstenthumb Braunschweig auff dem Landt, auch beym Wieserstromb, und herr Oberster von Reinach beym Elbstrom unsere noch habende Vortheile verlassen, uns ins offene Veldt begeben, undt unterstehen so vieler mächtiger feinde ungeachtet durchzugehen. Welcher conatus aber in vieler vernünfftiger Ursachen consideratione, undt daß derselb zu eben diesen Zeiten auch ohn feindts gefahr dermassen bedencklich, daß Jhn E. Churfl. Drltt: selbst beywohnendem hocherleuchteten verstandt nach gnädigst verpieten würden.

„Und den fall gsetzt, sothane conjunctur könte angeregter motiven unerwogen ad effectum gebracht werden, So müste Ich doch vorgemelter feinde Verfolgung ehe, undt bevor Ich auß diesem Crayß kehme, gewißlich gewertig sein.

„Würde dan der Almechtige glück bescheren, daß Ich solchen schweren impetum sustinirn könte, undt wolte mich resolvirn, auch bestaret schätzen, den Wegk, welchen E. Churfl. Drltt: in obberürtem Jhrem jüngsten schreiben hinauffzuziehen, gnädigst zeigen, (auch kein ander ist) zu nehmen, So wehre doch zu considerirn, daß der wegh vom wieserstromb biß an die Donaw sehr weit, die tage bey zeit kurtz, daß gewitter überauß böß, die wässer und ströme gegen den annahenden früling so mechtig wachsen, daß sie auch sobaldt nicht fallen werden, undt also zweyer monate frist ablauffen würde, ehe Ich an bestimmeten ordt gelangen könte. — Auff den weg müste Ich mich besorgen, daß oberwehnete feinde mir auff dem fuß folgen, undt nicht unterlassen würden, mir à fronte auß den Schwedischen undt Stadischen guarnisonen am Mayn und Rein, zumaln weiln die 33 Cornet Reuter undt 600 Mousquetirer, welche Pfalzgraff Friederichen auß dem Niederlandt biß an die Hessischen gräntze convoirt, umbher schweben, undt jetzo im Stifft Oßnabrügh Quartier suchen, entgegen zu reisen, undt mich mitt meinem geringen heufflein mitten einzufassen, ohne daß auch folgents bemelte mägeln in geschwinder eill zu ersetzen würde nötig sein. Erstlich müste Ich an Cavaleria halb so starck, alß die feinde sein, welchs doch noch zur Zeit nicht ist, an infanterie aber müste Ich Jhnen in der Zaal gleich sein, wie Ich auch nicht bin, Nottürfftige proviant würde Ich in der feinde lande nicht bekommen, sondern ohn schwertstreich hungers sterben. In vorangedeutetem jetzigen so grausamen wetter, wie jemalß gewehsen, zu marchirn ist schwerlich, zu campirn ohnmäglich, in Dörffern sich zu theilen eußerst gefährlich, ja die ruin selbst gewißlich, die bagage müste verlassen undt die artiglirie verloren werden. Undt wan dem Volck der Unterhalt womit eß content sein könte nicht geschaffet würde, ist zu besorgen, daß selbigs bevorab welchs in diesen landen geworben, und deß schlechten Unterhalts auch langsamer bezahlung wegen ohn daß schwürig ist, in betracht vermuhteter nohdt gefahr, undt anderer ohnzehliger incommoditäten in der marche ab: undt sich zum feinde begeben müchten. Daß mirs aber zu dieser zeit an den mitteln, solchem allen zu remediiren, und respective fürzubauen, ermangeln thu, ist ursach, daß,

wie E. Churfl. Drltt: Ich in meinem näheſten ſchreiben gehorſambſt zu verſtehen geben, die cassa gahr erſchöpfft, Ich meinen geringen an geldt erſpareten vorrahdt auff die newen werbung undt zu anderer unvermeidtlichen notturfft anwenden müſſen, die quartire durch die feinde ruinirt theils auch occupirt, undt auff die von E. Churfl. Drltt: gnädigſt verwilligte Einhundert tauſent Reichsthaler Ich bis anhero warten müſſen, undt noch.

„Solte Ich dan durch Gottes verhängnuß mitt ſo weinigem Volck auff dem Wege von den feinden getrennet, undt dieſelbe dadurch noch immer fort geſtärckt werden, hetten Sie Ihre intention in dieſen landen, bevorab in den Erz und Stifftern Magdeburgk, Bremen, Halberſtadt, Hildeßheimb, Verden, Münſter, Minden, und Paderborn, wo nicht auch zugleich Cöln ohn ſonder bemühung erhalten, welchs aber E. Churfl. Drltt: maſſen auß mehrgemeltem deroſelben jüngſten ſchreiben Ich gehorſambſt engenerckt, undt mich ſonſt verſichere, ſo ungehrn ſehen, daß ſie auch Ihro deſſelben unſere abwendung mit gantz eifferigem ernſt laſſen angelegen ſein.

„An meinem ordt wehre die resolutio mich durchzuſchlagen gar nicht ſchweer, wan aber ſölchs zum allerglückſäligſten abginge, hette Ich doch ein mehrers nicht zu hoffen, alß mit einem theill der Cavallerie, worauff Ich mich doch nicht verlaſſe, durchzutringen; undt wehre dabey nichts gewißers, dan daß die gantze außbündige infanterie im ſtich pleiben müſte, und auff bagage undt artiglirie nicht einmal zugedencken. Dahero dan E. Churfl. Drltt: an ſtadt verhoffeten succurs vierzig undt mehr tauſent man der feinde volck zukommen undt zugleich die fürgenommene diversionmittell abgehen müchten. Zwar könte Ich mich im hinauffziehen dero von den feinden liſtig praetendirten ſtilſtands, undt neutralität, wie dieſelbe in beygefügten copiis verſchiedener an mich abgangener ſchreiben vorgebildet iſt, gebrauchen, dieweil Ich aber mit keinen auffrichtigen alten teutſchen, ſondern mit ſolchen zu thun hab, welchen nicht zu trauen, undt umb deß willen ſo weinig zu betriegen ſein — als Ich mich von Ihnen betriegen zu laſſen gemeinet bin —: ſo werde Ich mir in dem einer ſonderbahren fürſichtigkeit müſſen gebrauchen, nachdem bei Ihnen nicht alla modo iſt, paroln zu halten, die exempla ſein bekandt; undt E. Churfl. Drltt: bitt Ich durch Gott Sie wollen der leute verheißungen nicht getrauen, nachdem mall bekandt, daß ſie bißanhero nichts gehalten, alß waß zu Ihrem vortheill gereichen thutt, auß welchen und viel mehr urſachen, fürnehmlich aber umb erfüllung meiner Ayde undt Pflichte, zu E. Churfl. Drltt: undt deß hochlöblichen Catholiſchen Bundts Dienſten Ich mich im nahmen Gottes wolbedächtig, undt ſchließlich resolvirt hab biß auff E. Churfl. Drltt: fernern gnädigſten befehll dieß orts zu warten, in allen occasionen mich biß auff den letzten Man zu wehren, undt inmittelſt, alß der auff E. Churfl. Drltt: gnedigſten befehll Ich mich in dieſe gefahr ſo wiſſent: undt williglich geſteckt, unterthänigſt getröſten, Sie werden mit eilendem geldt succurs mich nicht laſſen, undt mir nicht allein oberwehnete Einhundert tauſend Rthlr., ſondern auch noch eine ſo ergiebige Summen mit dem allerförderlichſten zuſchicken, undt mir eine geringe zeit gönnen

mit dem Volck, dessen Ich durch angstellete newe werbung gewertig bin, auffzukommen, (wie Ichs dan an keinen dienlichen subsidial sollicitaturn in benachbarten Stifftern oportune et importune usque ad odia ermangeln lasse). Wolte Ich zu Gott hoffen inwendig der näheſten drey Monaten fünff undt zwantzig tausend Man zu Roſſ undt Fueß (auſſer waß zu defension dieser lande vonnöhten) ins feldt zupringen, undt mit solchem volck E. Churfl. Drltt: gnädigſtem befehl, mittelſt Göttlicher hilff aller örter zu Ihren dienſten undt zu der feinde abbruch gehorsamſt abzuwarten, undt inmittelſt alle mensch. mögliche mittell zu versuchen, wofern die E. Churfl. Drltt: jüngſthin gehorſambſt bedeutete mitt der Kön: Maſtt: zu Dennemarcken, Norwegen ꝛc. des Ertzſtiffts Bremen defension wegen angefangene tractaten zu gewünſchter entſchafft nicht gerahten solten, daß vielg. herr Oberſter von Reinach mit zeitigem succurs nicht gelaſſen werde.

„Bei welchem allem E. Churfl. Drltt: keinen zweiffel tragen wollen, daß Ich mich so weit übersehen werde, ohn E. Churfl. Drltt: gnädigſten willen mich in einige fremder Potentaten fürhabende impressen einzuflechten.

„Ich hab zwar zu Brüſſell auch, wie obſtehet, an andern örtern umb geldtshilff angeklopfft, aber mit keinem andern, auch dem geringſten gedancken, alß allein dem Catholiſchen nohtleidenden Wehſen zum beſten, wie auch auß keinem andern motiven und obligationen, alß auß dem nutzen, so dem König auß Hispania durch conservation undt befördern des algemeinen Wehſens in Teutſchlandt ex bona consequentia participirn, undt genießen könte, Zumaln da Ich der Hispanica procedirn gahr zu woll, undt mit meinem ſchaden erfahren, daß Ich mich alſo von Ihnen auff keine andere weiſe werde amousirn laſſen. Undt wollen ſich E. Churfl. Drltt: gnädigſt gäntzlich verſichert halten, daß Ich mich in allem alſo bezeigen werde, wie Ich weiß und verſtehe, daß eß der Catholiſchen Kirchen, dem gemeinen Wehſen zu gutem, undt E. Churfl. Drltt: zu gnädigſtem belieben gereichen magk. Zum beſchluß gehorſamblich bittend dieſe Meine unterthänigſte Andtwordt in hohen Churfl. gnaden auffzunehmen, darin auch meine Perſon undt unterhabende Soldatesca zubehalten, undt an unterthänigſter ſchuldigen Jegengepür keinen Zweiffell zutragen.

„E. Churfl. Drltt: damit der gnadenhuet Gottes zu aller ſelbſt gewünſcheten hohen Churfl. prosperität unterthänigſt getreulichſt empfehlend.

„Datum. Hameln den 26. Februarii 1632."

Gegenüber dieſen münchener Beeinflussungen erſcheint es ſehr verſtändlich, wenn Wallenſtein von Anfang an bemüht war, Pappenheim aus ligiſtiſchem in kaiſerlichen Dienſt hinüberzuziehen. Der Kaiſer gab ſeine Einwilligung dazu[1]), doch ſcheint es mit den Bemühungen dann nicht

[1]) Ferdinand an Wallenſtein d. d. Wien 3. Febr. 1632. Dudik Waldſtein S. 281 (Nr. 155): „Demnach Ich bey gegenwerttig Zerritlichkeit zue meiner und meines geſambten Hauſes erhalt und conſervirung gueter dapfferer khriegs verſtandiger ſubiecten beterfftig, und mihr gleich zue gemüt gehet, daß E. L. den graffen von Bappenhaims und deſſen valor anrüemet, wie nit weniger er auch von andern ſolchergeſtalt hoch

rechter Ernst geworden zu sein, wenigstens hatten sie nicht den gewünschten Erfolg. Bis zu seinem Tode erhielt er seine Befehle von dem Kurfürsten von Baiern, und Wallenstein pflegte sich in den meisten Fällen, wo er in betreff Pappenheims bestimmte Wünsche hegte, an Maximilian zu wenden, damit der ihm die nöthigen Ordres ertheile.

Eben jetzt nun, in der Zeit, da die beiden Hauptarmeen bei Nürnberg einander gegenüber lagerten, und es sich darum handelte, möglichst große Streitmassen zur Stelle zu haben, gingen wiederholt Befehle von Maximilian an Pappenheim ab, eiligst herbeizukommen. Mehrere von ihnen, die aufgefangen wurden, befinden sich im Dresdner Archiv.

Das eine datirt: Hauptquartier Lindenhaid (?) 8. Juli (n. St.) 1632[1]), und lautet:

„Mein gn. Gruß zuvor, lieber graff, ob woln Ich auch underm dato 26 itzt verwichenes Monats bedeutet, 550 [Pappenheim] gegen 174. 455 [Kur Sachsen] eine starcke Diversion vorzunehmen, So hab ich euch doch hirmit bedeuten wollen, daß Jr gegen 174. 455 [Kur Sachsen] weiter einige hostiliteten nit tentiren oder fürnehmen, Sondern euch mit eurer underhabenden Armada naher Francken, so fördersam als müglich avanziren wollet, Jnn welcher refier Jr zeitlich erfahren werdet, wo ich und der Hertzog zu Meckelburgk und Fridland (als welcher sich gleich diese tage mit mir conjungiret und izt die marchiada conjunctis viribus gegen dem Schweden uf 398 [Nürnberg] zu gehet) uns befinden werden, Jnmassen Jr mich alsbalden hinwider berichten solt, wann Jr euch gegen 154 [Bamberg] zukommen getrauet, damit euch weitere ordinanz, wessen Jr euch zu verhalten, entgegen geschickt werden müge, und werdet Jr den Sachen, eurer bekanten rühmlichen dexteritet nach, zu thun wissen, wollet euch wol vor sehen, daß der Schwed nit uf euch rucke, und euch attaquire, ehe dann ich und der Hertzog zu Meckelnburgk euch die handt bieten mögen. Doch weiln wir Jnen mit dieser armada starck genug uf dem hals sein, So halte ich umb so viel weniger dafür, daß er mich und den Hertzog zu Meckelburg mit einer so starcken armada im Rücken lassen werde, Eine gute Vorsicht aber kan bey diesem geschwinden Feind nit schaden u. s. w."

---

gerüembt werden; Alsso ließ Jch mihr gnedig wolbeliebig sein, daß Euer Liebden denselben in meine Dienst sich zuebegeben behandlen und darbey mindereinisten versichern lassen wollen, daß Jch seiner bereit anvor in viel weege geleistete und von Jhme noch erwarttete dienst und guete officia mit allen khay. gnaden zue Jeder Zeit zue erkennen unvergessen sein werde." Dazu Wallsteins Schreiben d. d. Znaim 4. Jan. 1632 Dudik S. 282 (Nr. 156).

[1]) Vgl. dazu Johann Georg an Herzog Wilhelm zu Sachsen-Weimar und mutat. mutand. an Gustaf Adolf d. d. Dresden 12. Juli 1632 Dr. A. Es sei im Amt Ziegenrück eine verdächtige Person eingefangen, die diesen Brief Maximilians an Pappenheim bei sich gehabt. Der Brief sei in Chiffren geschrieben; aber sei gelöst worden „bis uf wenig zifern, so man (weil bey unserer Canzley kein clavis vorhanden) eigentlich nicht wissen, aber was sie bedeuten, fast vermuthen kann".

In dem Andern, vom 23. Juli (n. St.) bezweifelt Maximilian, daß seine Schreiben an Pappenheim gelangt seien, um so mehr

„weiln Ich Eurer und Eurer underhabenden armee beschaffenheit seit des 23 verwichenen Monats May, die geringste gewisse Nachricht, viel weniger einigen Buchstaben von Euch erhalten." Er berichtet von dem feindl. Plan einer großen Vereinigung aller Streitkräfte: wie Landgraf Wilhelm — laut einem intercipirten Schreiben von ihm — mit 2000 M. z. Fuß und 1500 z. Pferd zu Schweinfurt angekommen sei, der Herzog Wilhelm v. Weimar mit seinen in Thüringen zusammen gebrachten Truppen stündlich daselbst erwartet werde. Auch etliches Kursächsisches Volk solle dazu stoßen, und Oxenstiern ziehe mit der Schwedischen Armee herauf nach Würzburg. „Und sollen auch alle diese corpora und Trouppen in Francken (welches nit zu verhindern) conjungiren, und als dann Ihr Absehen haben, wie Sie fürters zu dem Schweden schierst stoßen könten. Der General Panier, so umb Thonawehrt und Augspurg sich befind, ist ebenmeßig mit diesen Feinden sich zu conjungiren zu dem Schweden zukommen, im Werden. So dann der Feindt sich oberwehnter maßen heroben starck machet, und dieser meiner und des Herzogs zue Mechelnburgk Ld. conjungirter Armee (welche zwar ebenmeßig soviel möglich besterckt wirdt) mit ganzen Schwall beyzukommen suchen thut, und Ich hinentgegen auß den intercipirten Schreiben sovil Nachricht, daz der Baudiß und Herzog Georg von Lünenburg Euch in der Anzahl deß Volckß ohne daz nicht gleich, sondern viel schwacher sey, so erfordert die unumbgängliche Notturfft und befehlen Euch hiemit gnedigst, daz Ihr daunten Insonderheit die Vestung Wolffenbüttel Proviantirt, und wohl besezt hinderlast, Auch neben dem Fußvolck auf 1000 Pferdt hienein legt, mit der Ubrigen armee aber Euch alßbaldt und unverzögenlich hereaufer gegen den Mayn, und folgends zu dieser armee avanziret, Wirdt Euch nun der Baudiß oder vielleicht auch der Herzog von Lünenburg nachfolgen, so bringt Ihr Sie dardurch auß Ihrem Vortheil, und köndet Ihnen vielleicht underwegs im Wenden mit Göttlicher hülff unversehens einen Streich versezen, Sie folgen Euch aber nach oder nit, So ist doch nit zuzweifeln, der Feind werde dadurch mercklich divertirt, und da oder dort auch umb soviel mehr distrahiren und schwächen müssen u. s. w."

Dazu ein drittes d. d. „im Feld vor Nürnberg" den 28. Juli (n. St.) Maximilian „repetirt nochmaln" seine Ordonnanz, daß Pappenheim unverzüglich mit seiner Armee gen Bamberg aufbreche, in der Festung Wolfenbüttel und anderen Orten Besatzungen zurücklassend, und dem Grafen v. Gronsfeld das volle Commando darüber übertragend.

„Dergestalt das Ir solchen euren Zug, hindan gesezt ales replicirens, oder ohne considerirung einiger ursach, so euch etwa im weg ligen möcht, würcklich volzieet, undt bei solch eurem fürdersamblichen heraufzug weder stund noch zeit verseumet, desen ich mich dan endlich gewiß und unvelbar und keines andern versie."

Pappenheim kam auch diesmal den an ihn ergangenen Aufforderungen des Kurfürsten nicht nach.

Am Rhein und an der Mosel waren im Laufe des Juni Oxenstiern und Horn gegen die Spanier siegreich gewesen; Coblenz wurde genommen, die Spanier mußten in die Provinzen zurück, Cöln war vor den Schweden in höchster Gefahr. In den Niederlanden führte Friedrich Heinrich den Krieg gegen die Spanier und schickte sich an, Mastricht zu belagern. Die antikatholische Waffe war hier im Westen des Reichs in siegreichem Vordringen. Schon dachte Oxenstiern daran[1]), nach den bisherigen „sehr glücklichen Progressen die Armee alsbald besser abwärts in das Cölnische gehen zu lassen, der ungezweifelten Hoffnung, daß dadurch, nebst anderm nützlichen Effect, auch den hessischen Landen eine große Last vom Feind sollte können divertirt werden."

Schon vordem hatte sich die Infantin hülfesuchend an Pappenheim gewandt, hatte ihm große Verheißungen gethan, ihm eine Summe Geldes zur Befriedigung seiner Truppen, die schon unwillig zu werden begannen, gesandt, weitere Summen versprochen; und Pappenheim war schon Anfang Juni entschlossen, ihr zu Hülfe zu kommen.

Jetzt brach er, Gronsfeld zurücklassend, von der Weser auf, zog durch das Cölnische, überschritt den Rhein[2]), um dann Mastricht entsetzen zu helfen[3]).

Namentlich Kurfürst Ferdinand von Cöln war über dieses Unternehmen Pappenheims erschrocken. Bereits am 9. Juni (n. St.) sandten er und der Kurfürst von Mainz ein Schreiben an die Infantin[4]), das mit der Versicherung begann, wie sie mit Freuden vernommen hätten, daß Pappenheim an den Rhein und Main gehen, sich dort mit Gonzalo de Cordova vereinigen und dasjenige ins Werk stellen wolle, was des

[1]) Oxenstiern an Landgraf Wilhelm „Datum in der Carthaus bei Coblenz" 23. Juni Arkiv II. Nr. 790.

[2]) Detail des Zugs giebt Hess. S. 217 f. nach Meteren u. A.

[3]) Grubbe an Gustaf Adolf d. d. Cassel 16. Aug. Arkiv II. Nr. 827: „Jag vill skatta Pappenheim då han med all makt braverade oss vid Hildesheim alldrahögst på 12,000 man i alls. Nu lyda alla aviser att han med 8 eller 9000 de bästa öfver Rheingången är. Så hafver han ock i Dortmund och andre orter lemnat besättning, såsom Geseke, Collthoff och andra flere. Och kan jag intet förfara att Gronsfeld, undantagandes besättningarne, mera hos sig hafver behållstän 18 comp. ryttare, dem jag ej kan skatta öfver 800 hästar. Sedan skall han samla till sig 7 nyvärfvade regementer, 4 till fot och 3 till häst; hvilka kunn intet äro appkomne, och en del igenom demne vår marcho så turberade, att jag intet tror det Gronsfeld i alls och alls öfver 5 eller 6000 man skall kunna upbringa etc."

[4]) Dresdner Archiv.



allgemeinen katholischen Wesens Nothdurft erfordere; auch daß sie ihm eine monatliche Unterstützung (von „$^{12}/_{25}$ Philipen") versprochen habe.

Dann aber hoben sie ihre Bedenken gegen einen solchen Zug hervor. Sie seien berichtet, daß der Feind im Niedersächsischen Kreise unter Baudissins Befehl 14,000 Mann stark sei, „die Unterthanen der Enden zu Schwierigkeiten sehr geneigt seien, Landgraf Wilhelm zu Hessen auch noch eine ziemliche Anzahl Kriegsvolks zu Roß und Fuß zusammen haben solle —: ob auch rathsam und möglich sein werde, daß besagter Graf von Pappenheim, aller dieser Considerationen ungeacht, den Niedersächsischen Kreis gleichsam verlasse und sich mit Gefahr, daß er davon gänzlich möchte abgeschnitten werden, so stark und eilfertig, wie es wol die Nothdurft erforderte, herausbegebe und an Rhein und Mainstrom gegen den Feind was vornehme, indem sich leichtlich zutragen könnte, daß die Schwedischen, sobald sie seinen Herauszug vermerken würden, all ihr Kriegsvolk, so sie diesseits Rheins haben, auf die andere Seite gegen denselben führen und hierüber einhabende Städte und Plätze dem Königl. französischen Volk übergeben dürften. Auf welchen Fall er den Feind sowohl vor sich als im Rücken haben, demselben vielleicht nicht bastant sein, noch auch auf den Nothfall von der Königl. Majestät zu Hispanien Kriegsvolk, weil dasselbe noch zur Zeit keinen Paß übern Rhein hat, wird succurrirt werden können."

Der Kurfürst von Cöln befahl seinem Residenten bei der pappenheimischen Armee[1]) dem Feldmarschall vorzustellen, „was für unersetzliche Ungelegenheiten entstehen könnten, da der Widerwärtigen beginnen nicht begegnet werden sollte, und wie bedauerlich es sein wollte, wenn seine überrheinischen Erz- und Stifter nunmehr dergestalt hülflos und dem Feinde gleichsam zum Raub gelassen, und die armen Leute gar zur Desperation gebracht werden sollten." Der Resident solle ihn deshalb von dem „Marsch über den Rhein" abzuhalten suchen.

Und an Pappenheim selbst schrieb er dann[2]): er stelle „ihm alles zu seiner schweren Verantwortung heim." Damit aber Pappenheim „hernach nimmer würde sagen können, daß er nicht zuvor aller Communität treulich von ihm sei erinnert worden, da es wider Vermuthen anders ausschlagen würde, so ersuche und erinnere er ihn aufs Höchste, er wolle vor allen Dingen die Neutralität mit den Generalstaaten in solche Obacht nehmen, daß er keine Ursache (seinem Versprechen nach) zu deren Brechung gebe bei diesem Ueberzug[3]) . . . auch meine wenigen Unter-

[1]) Theatr. Eur. II. S. 722.

[2]) d. d. 2. August (n. St.). Dresdner Archiv.

[3]) „Insonderheit, weil mir gnugsam bekhant, daß seine plenipotenz sich auff brechung der neutralitet (quod multo altioris indaginis est) nit erstreckt.

thanen nit berühre, oder doch so wenig als immer möglich beschwere, denn was er ihnen liebs oder übles wird geschehen lassen, das werde und thue ich nit anders aufnehmen, als ob es mir selbst widerfahren."

Und später, als er Nachricht davon erhielt, wie Pappenheims Anfall auf das staatische Lager gerathen, schrieb der Kurfürst[1]): „Jetzund siehet der Feldmarschall, wer ihm, Ich oder N., woll oder übel gerathen, daß er sich so weit imbarquirt und solches Ziel angefangen, und nicht allein diese meine Erzstift, sondern auch das ganze Reich in neue Commotion bringt, und interim mit seiner Opinacität, die über Rhein nach der Weser liegende catholische Stift- und Länder, in gleichmäßige äußerste Gefahr stürzet; es wird eine schwere Verantwortung geben; unterdessen bin ich gar ruinirt, und wem habe ich solches alsdann, als dem Feldmarschall zu danken?"

Nach Pappenheims Abzug an den Rhein konnte endlich Landgraf Wilhelm mit einem Theil seiner Truppen zu der von Gustaf Adolf gewünschten Conjunction aufbrechen. Mit mehr als 4000 Mann trat er den Marsch an[2]); am 18. Juli war er zu Würzburg und vereinigte sich mit dem Reichscanzler.

Auch dem Herzog Georg stand nichts mehr im Wege, dem Befehl des Königs nachzukommen.

Am 12. Juli brach man über 13,000 Mann stark aus dem Lager bei Hildesheim auf, wo „nichts mehr zu leben gewesen". Noch blieb man aus Furcht vor einer plötzlichen Rückkunft Pappenheims beisammen. Man nahm den Weg über Osterode und Nordheim nach Duderstadt, wo eine feindliche Besatzung lag, die aus 350 Mann vom brunerschen, 300 vom rainacherschen, 250 vom fürstenbergischen, dazu aus 200 neugeworbenen Knechten und 400 Pferden unter Obrist Golz bestand[3]). Die rebellischen Bauern des Eichsfeldes hielten zu der duderstädter Garnison, welche die ganze Umgegend mit Plünderung und zahllosen Räubereien belästigte.

Bereits zu Osterode fand eine Berathung statt[4]), ob man an Duderstadt vorübergehen und Pappenheim nach Westphalen folgen, oder ob Herzog Georg zum Könige ziehen, oder ob man Duderstadt belagern solle. Der Wunsch des Herzogs, der für die Belagerung war, gab den Ausschlag[5]).

---

[1]) Theatr. Eur. II. S. 722.

[2]) Landgraf Wilhelm an Oxenstiern d. d. Kaltennordheim 6. Juli Arkiv II. Nr. 799. Näheres bei Rommel S. 197. 199 f.

[3]) Relation aus Duderstadt 26. Juli Arkiv I. Nr. 546.

[4]) Grubbe an Gustaf Adolf d. d. Osterode 16. Juli Arkiv II. Nr. 809.

[5]) „Hertigen hafver interesse i Duderstadt, vill derföre gerna antasta det", schreibt Grubbe.

Baudissin schrieb aus seinem „Quartier vor Duderstadt" 29. Juli an Gustaf Adolf[1]): er wäre Pappenheim gerne „auf dem Fuß oder an der Seite gefolget", da er aber berichtet worden, daß derselbe sowohl zu Duderstadt wie zu Eimbeck und Wolfenbüttel eine solche Anstellung gethan, daß er in den Oertern, wenn man ihm Zeit gelassen, eine neue Armee hätte formiren können, zu welchem Ende er auch bereits die Oerter noch stärker hätte fortificiren lassen" — so sei er „mit dem rechten Corps der Armee" auf Duderstadt gegangen und habe zugleich Eimbeck und Wolfenbüttel zu bloquiren angefangen, zuvor aber Heiligenstadt, wo keine feindliche Besatzung lag, weggenommen und die Stadtthore niederwerfen lassen.

Zur Bloquirung von Wolfenbüttel hatte er 4 Compagnien zu Pferd und 5 Compagnien Dragoner abgeschickt; Dr. Steinberg sollte die Stadt Braunschweig bewegen, 400 Mann Fußvolk dazu zu geben; „und wann sie die Erndte nicht gebrauchen werden können, ist zu vermuthen, daß selbiger Ort sich in die Länge nicht werde halten können[2])".

Und „wäre so viel Zeit, fügt Baudissin hinzu, daß Eimbeck und Duderstadt auch könnten genommen werden, so geschähe dieser Landen ein merkliches Aufnehmen".

Gegen den Abzug Herzog Georgs nach Nürnberg sprachen sich beide Befehlshaber auf das Entschiedenste aus. Baudissin schrieb dem Könige (19. Juli): „da solches geschiehet, weiß ich nicht alleine mit dem Rest wo zu bleiben, sondern auch keine Mittel zu Proviant zu gelangen. Lebe der tröstlichen Zuversicht, E. K. M. werden S. F. G. nicht allein in Person bei der Armee, sondern auch deren Regimenter gnädigst zu lassen gestatten".

Er fügt weitere Pläne und Vorschläge hinzu:

„Im Fall Pappenheim vollends nach dem See gehen sollte[3]), muß zwar der Ordre von E. K. M. nachgelebet werden, allein ich sorge, daß Pappenheim einen andern corpus unter Commando des von Gronsfeld, welcher nur auf uns ein wachendes Auge, wo wir uns hinwenden, hat, eine Diversion wird machen, welcher allbereits am Weserstrom darauf alleine wartet. Gott gebe, daß Bremen und Braunschweig[4]) beständig bleiben, so ist das Uebrige nicht zu

[1]) Arkiv II. Nr. 820.

[2]) Baudissin an Gustaf Adolf d. d. Duderstadt 19. Juli Arkiv II. Nr. 813.

[3]) Schon im Eingange des Briefes heißt es: „Wie Pappenheim den Ruf von Coblenz vernommen, hat er besorget, es Bonn oder ferner Cöln gelten dürfte, hat derowegen vom Weserstrom sich nach Paderborn gewendet woselbst er noch lieget."

[4]) Braunschweig spielt bekanntlich eine wenig erfreuliche Rolle, die auch aus Baudissins Berichten deutlich genug hervortritt. — Aus v. d. Decken kennt man das schroffe Auftreten von Dr. Steinberg gegen Herzog Christian. Baudissin schreibt: „Ich

achten, an welchem ich fast zweifle, denn es wunderliche Köpfe in beiden Oertern hat. Im Fall E. K. M. uns dieses Ortes zum Theil entrathen können, so wäre meine einfältige Meinung, daß die Grafschaft Hoyer und auch das Haus Hoyer an der Weser fortificirt würden, von Bremen eine Schiffbrücke dahin gebracht, und von selben Orte aus ins Stift Münster der Krieg an den Huntestrom gepflanzt, Bremen, Delmenhorst und Ostfriesland, Oldenburg zu Proviant gebrauchet, hielte ich dafür, der Gegentheil es bald leichter geben würde. Zudem so würde die Schwere aus dem Land Braunschweig und Lüneburg dahin gezogen . . . Sonst sehe ich wohl jetziger Zeit wenig Mittel, dadurch dem Feind möchte Abbruch geschehen, als daß in Westphalen der Krieg hineingebracht werde. Da E. K. M. etwas Volk zu entrathen uns überschicken, oder aber ferner an den Rhein etwas in Diversion senden, dadurch Pappenheim bewogen würde, sich zu theilen, könnte von hier ab, wie gemeldet, der Krieg ins Stift Münster gesetzt sein; dadurch wäre man auch der Stadt Bremen, als die man zum Rücken hätte, auch Dänemark um so viel näher[1])."

Gleichzeitig äußerte Herzog Georg dem Könige[2]) die gleiche Besorgniß:

„daß, wenn Wir mit unseren Truppen uns von dem General-Lieutenant Baudissin 2c. separiren, und der Feind sich dieser Oerter wiederum wenden sollte, wie Wir denn schon etwas Nachricht erlanget, daß er mit einer absonderlichen gestärkten Armee unter dem Grafen von Gronsfeld 2c. etwas gegen uns zu tentiren gemeinet, möchte alsdann dem General Baudissin 2c. allein zu schwer fallen, und er dem Feind nicht sustiniren können. Wir bedenken auch daneben, daß, ob Wir schon zu E. K. M. gehen wollten, möchte doch vor unserer Ankunft alles bei E. K. M. wohl abgelaufen sein, sintemal E. K. M. nicht allein von dem Reichs-Canzler Oxenstern 2c., Bannier 2c., sondern auch Chur-Sachsen 2c. ansehnlichen Succurs verhoffentlich bekommen haben, und also sonder Zweifel den Feind zu verfolgen allbereits im Werk begriffen sind.

„Alldieweil nun dieses unserer sämmtlichen considerationes gewesen, als vermeinen Wir E. K. M. und dem gemeinen Wesen die besten Dienste zu thun, daß Wir diese Armee beisammen halten, und wollen E. K. M. uns auch in nichts verdenken, daß Wir bei so gestalteten Sachen wegen vieler sich ereignen-

---

habe vor diesem erwähnt, daß bemeldter Doctor E. M. an anderen Orten sonder Zweifel bessere Dienste thun möchte. Er ist wegen seines Vaterlands und Blutsverwandtschaften gar zu sehr parteiisch."

[1]) In Betreff Dänemarks schreibt Baudissin: „Bei Dänemark ist es noch etwas stille, und sollen E. K. M. den Ausschuß in etwas bereit halten, sonsten wird nichts bis dato geworben. Ich habe ein wachendes Auge drauf; sollte was sich begeben, soll nach Vermögen gehindert und E. M. per posta berichtet werden. Es sind aber die Sachen an selbem Orte sehr unterbauet; unser Herrgott gebe E. K. M. in den Hauptsachen Glück, so hat es keine Noth. Im Widrigen ist nicht zu zweifeln, daß unsre Feinde sich finden möchten."

[2]) Herzog Georg an Gustaf Adolf d. d. „im Feldlager vor Duderstadt" 19. Juli Arkiv II. Nr. 814.

der Gefährlichkeiten dieser Nieder-Sächsischen Lande, bei Deroselben uns der Gebühr nicht stellen u. s. w."

Als diese Briefe geschrieben wurden, hatte bereits der König „den Lüneburgischen Succurs aus erheblichen Ursachen abgeschrieben[1])".

Was diese Ursachen waren, erfahren wir aus des Königs Schreiben an Oxenstiern vom 1. August[2]): Pappenheim sei „von dem Herzoge in Baiern, wie Ihr jüngst aus der Copey der intercipirten Ordre gesehen, ernstlich avocirt worden". Es schien deshalb von Wichtigkeit zu sein, ihn fern, oder auf dem Anmarsch möglichst aufzuhalten. Gustaf Adolf schreibt darüber:

„Wir halten dafür, er (Pappenheim) sollte kaum sobald ankommen können, als Wir durch Gottes Hülfe mit dem Feinde allhier fertig zu werden verhoffen. So wird er zweifelsohne seine ergriffenen Vortheile so leicht nicht aus Händen lassen, sondern meiste Oerter besetzt halten, und also so hoch nicht zu respectiren sein, insonderheit wenn ihm Baudissin auf dem Fuß folgen, oder Unserer Ordre nach vorkommen würde, welcher neben den Garnisonen in den Festungen (die der Feind in transitu so leicht nicht einbekommen, wegen der Gefahr ihres Lagers aber nicht belagern darf) bastant genug sein könnte, anstatt des von Euch (Oxenstiern) angedeuteten campo volante Unsern Statum daselbst zu ersichern, zu dem Ende Ihr ihn denn avociren und daß er mit seinen Truppen zu Euch stoßen solle, Ordre ertheilen sollet."

So war also selbst damals noch Gustaf Adolf der Meinung, daß Pappenheim dem Befehl Maximilians nachkommen werde[3]). Daran, daß Pappenheim sich, ohne dem Befehle zu gehorchen, mit den Spaniern verbinden, dadurch die Situation des rheinischen Kriegstheaters verwandeln würde, dachte der König nicht. Er meinte: Horn „werde stark genug sein, nnd sich vor dem Feinde wenig zu befahren haben, angesehen die Spanischen bei Mastricht genug zu thun, und da der Prinz von Oranien die Stadt unbekannt noch mehreres zu schaffen haben werden". Ziehe Pappenheim dann herauf, so wollte Gustaf Adolf, daß Horn die festen Plätze des rheinischen Kriegsschauplatzes, namentlich Mainz, Creuznach, Bingen, Frankfurt und Hanau stark besetze, und ihm gleichfalls „nicht allein auf dem Fuß folge, sondern auch ihm durch Entziehung der Vivres und Abschlagung der Fouragirer auf allem obländlichen Wege incommodire."

Inzwischen fiel Duderstadt. Es liegt über ihre Einnahme eine wie es scheint von Grubbe verfaßte Relation aus Duderstadt vom 26. Juli[4])

---

[1]) Gustaf Adolf an Oxenstiern d. d. vor Nürnberg 4. Juli Arkiv I. Nr. 465.

[2]) Arkiv I. Nr. 468.

[3]) „Der Pappenheim aber sich seiner Ordre nach zweifelsohne heraufmachen wird."

[4]) Arkiv I. Nr. 546.

vor, welche die Quelle der gedruckten Ueberlieferung bildet. In ihr wird erzählt, wie außer der starken Besatzung „auch die Werke also beschaffen befunden, daß die Unserigen haben mit Apprasiren sich anmachen müssen; als hätte man vermeint, es möchte eine langsame Belagerung geben, sintemal man den Wall schon gewonnen, noch zwischen der Stadt und dem Wall große Wiesen und Gärten, dann ein anderer Graben, ein kleiner Wall und eine starke Mauer gewesen, welches Alles von dem Feind lange hätte können disputiret werden. Es hat aber, obwohl die Unserigen keine Mühe und Arbeit gesparet und fast an den äußersten Graben schon angekommen, Gott Uns das Glück gegeben, daß der Feind alle seine Defensionsmittel fahren lassen und den 23. hujus einen Trommelschläger herausgeschicket und begehret zu tractiren, darauf den andern Tag von Uns Geißeln eingeschicket, und ein Major und ein Rittmeister hinausgekommen, welchen, weil man verstanden, daß sie hierzu einige Noth drängete, und sie gleichwohl die conditiones etwas hoch spannen wollen, zur Antwort gegeben worden, sie müßten sich auf Gnade und Ungnade ergeben, und solches an die Ihrigen rapportiren. Inmittelst kommt gegen Abend ein feindlicher Rittmeister Bose hinaus und flehet und bittet es wollen (ihr) S. G. der Herr General die feindlichen Officiere in dero Schutz zu nehmen und dieselben wider die Soldaten meinteniren. Denn dieselbigen ihre Officiere von den Wällen gestoßen und allbereit anfingen über die Wälle zu schreien, sie wären kaiserisch gewesen und wollten nun königisch werden. Darauf daß Unsere Tractate sich dergestalt geändert, daß gestern Morgen 2 Regimenter von den Unserigen diesen Ort besetzt, und die Officiere und anderen Alle, so nicht dienen wollen, gefangen genommen, eine Fahne zu Fuß, ein Cornet und 12 Stücke bekommen, großen Vorrath an Proviant gefunden, und also die allhie angestellten Werbungen gänzlich ruinirt worden[1])“.

Die Festungswerke wurden, da man nicht die zur Besatzung einer Festung nöthige Truppenzahl (mindestens 2000 Mann) entbehren konnte,

---

[1]) Vgl. dazu Baudissins eignen Bericht „Datum in meinem Quartier vor Duderstadt den 29. Juli“ Arkiv II. Nr. 820. „Als ich nun gemeldte Stadt den sechsten Tag belagert gehabt und so nahe approchiret, daß ich die folgende Nacht Sturm anlaufen lassen wollen, haben sie zwei Officiere zu mir zu accordiren heraus und ich zwei dagegen zu ihnen hinein geschicket. Zudem ich nun keinen anderen Accord als auf Gnad und Ungnaden eingehen wollen, und sie sich dessen difficultiret, haben die Knechte angefangen zu meutiniren, und nicht allein nicht fechten, sondern auch ihren gedachten Officieren also zusetzen wollen, daß sie selbst Schutz gesucht, und sind also mit einander gefangen worden. Die gemeinen Reuter und Knechte aber haben sich an die 2000 Mann unterstellet, und sind unter verschiedene Regimenter versteckt und vertheilet. Ich lasse jetzt das Raubnest u. s. w.“ s. d. Text.

zerstört. Wie Baudissin sagt: „Ich lasse jetzunder das Raubnest, woraus zuvor die umgränzenden Länder und Städte infestiret und in Contribution gesetzet worden, gänzlich rasiren, damit man sich dergleichen nicht mehr daher zu besorgen habe[1])".

Nach dem Fall von Duderstadt ergaben sich auch andere Orte im Eichsfeld, in denen Pappenheim Besatzungen zurückgelassen hatte, und Herzog Georg beeilte sich, den König um „etliche Stücke des Eichsfeldes, als die Stadt Duderstadt und dazu gehörige Dorfschaften, Amt Gieboldehausen, sowohl die Gerichte See- und Braunhausen und andere im hohen Brief specificirte angehörigen Stücke" zu bitten, als ohnzweifelhaftige pertinentia unseres uralten Fürstl. Hauses Braunschweig und Lüneburg Grubenhagischen Theils alte Stamm-Lesen", mit welchen seinem Hause und dessen Recht präjudicirlich „von E. K. M. mein Vetter Herzog Wilhelm zu Sachsen Ld. vertröstet sein solle[2])".

Jetzt, wo Duderstadt genommen war, faßten die Heerführer der niedersächsischen Armee den Beschluß, sich zu trennen, beide aber in Norddeutschland zu bleiben[3]). Herzog Georg sollte, da man Nachricht hatte, „daß der Graf v. Gronsfeld mit etlichem Volk über die Weser und durch Nienburg passirt sei, vermuthlich um die Bloquirung von Wolfenbüttel aufzuheben", mit General-Major Lohusen und des regierenden Herzogs zu Braunschweig Truppen, „im Land zu Braunschweig und Lüneburg die Bloquirung von Wolfenbüttel urgiren, defendiren und fortsetzen, und was weiter die Nothdurft erfordern würde, vor die Hand nehmen."

Baudissin dagegen sollte „an den Rhein oder Main, wohin sich der von Pappenheim wenden möchte, gehen und auf ihn ein wachendes Auge haben, auch ihm des Orts so viel wie möglich Abbruch thun, und verhindern, daß er sich mit dem Baierfürst oder auch den Spanischen conjungire."

Eben war dieser Beschluß gefaßt worden, als „allerhand ungewisse Zeitungen" aus Cöln einliefen[4]). Die einen meldeten, „Pappenheim sei hinunter auf Mastricht, dasselbe zu entsetzen, zugegangen"; die anderen, er gehe an den Rhein oder Main gegen Horn. In Folge davon neue

---

[1]) Grubbe an Gustaf Adolf d. d. Duderstadt 31. Juli Arkiv II. Nr. 821: „på det fienden icke, som förr skettär, sig den (i. e. denna orten) åter impatronera, här en sedem belli formera, och passagen mellan Hessen och här afskära måtte, hafva Generalerne hållit rådsamst, denne orten att quittera och något at rasera."

[2]) Herzog Georg an Gustaf Adolf Datum im Lager vor Duderstadt 31. Juli Arkiv II. Nr. 823.

[3]) Darüber namentlich Baudissins Brief an Oxenstiern vom 29. Juli.

[4]) Das Postscriptum vom 30. Juli zu jenem Schreiben Baudissins vom 29. Juli.

Berathung Baudissins, Herzog Georgs, Lohusens und Grubbes, in welcher man den Anmarsch Pappenheims gegen Horn als das Glaubwürdigere annahm und deshalb beschloß, „die beiden Oerter Wolfenbüttel und Eimbeck mit Ernst bloquiren und Goldingen stark besetzen zu lassen, mit der übrigen Armada sich dem Main und Rhein zu nähern", auf nähere Weisung von Gustaf Adolf oder Oxenstiern zu warten, um den Feind den Weg zu verlegen. Die dieser Orten bleibenden, sowie die alten und neugeworbenen Truppen im Bremischen und Verdenschen würden dem Gronsfeld gewachsen sein[1]).

Kurz darauf aber traf ein Obrist vom Prinzen Friedrich Heinrich und den Staaten mit der authentischen Nachricht ein, Pappenheim gehe nach Mastricht. Er habe Merode mit 5 oder 6000 Mann im Westfälischen zurückgelassen. Der Obrist fügte diesen Nachrichten die Bitte um Unterstützung bei[2]).

Nun faßte man endlich den definitiven Beschluß: Da dem Feinde kein größerer Abbruch geschehen kann, als dadurch, daß man ihn in seinem eigenen Lande (d. i. im Cölnischen) sucht und sich dazu jetzt die günstige Gelegenheit bietet, so geht Baudissin über die Weser hinein in Feindes Land, dort zunächst auf weitere Ordre in Betreff der den Staaten zuzuführenden Unterstützung wartend. Vielleicht, daß eine Vereinigung mit Horn zur gemeinsamen Action gegen Pappenheim möglich ist. Herzog Georg dagegen bleibt mit Lohusen und Heyden diesseits der Weser, nimmt zunächst Wolffenbüttel, befreit alsdann, mit Unterstützung Leßlins das Wesergebiet vom Feinde[3]).

[1]) Vgl. Grubbe an Gustaf Adolf d. d. Duderstadt 31. Juli: „Och nu äro vi till verket, således alt dela armén, ak här något litet blifver lemnat quar till landsens defension, alt bloquera Wolfenbüttel och alt styra Gronsfelds ströfvande. hvilken med 2 eller 3000 man går af oog an i landet och söker oss dermet alt divertera."

[2]) So Grubbe an Gustaf Adolf s. l. c. d. (der Brief ist vom 1. August) Arkiv II. Nr. 824. Auf dieses wichtige Schreiben, dem das Folgende entlehnt ist, muß besonders aufmerksam gemacht werden.

[3]) Wie weit bei dieser Disposition welfische Sonderinteressen im Spiele waren, ist nicht zu sagen. Sehr beachtenswerth ist jedenfalls die Bemerkung von Chemnitz S. 407: „Viele Verständige und dem gemeinen Wesen wohl affectionirte sind in der Meinung gestanden: es wäre besser und ad rei summam dienlicher gewesen, wenn man Wolfenbüttel mit dem Landvolk und etwas Soldaten nur von weitem etlicher Maaßen bloquiret gehalten, und mit dem Gros der Armee an und über die Weser gegangen, sich in Westphalen eslargiret und allda posto gefasset, auch der gronsfeldischen neuen Werbungen Ankunft verhindert, zugleich sich, als in Feindes Land dabei rekrutiret und verstärkt hätte. Aber ein Particularrespect für das Land Braunschweig hat überwogen, also, daß man die Armee getheilet." Was v. d. Decken II. S. 77 mittheilt, daß näm-

Nach den Angaben Grubbes[1]) ging Baudissin mit 4500 Mann Infanterie, über 2000 Mann Cavallerie und 4—500 Dragonern über die Weser. Dann stieß noch etwas hessisches Volk, das im Lande zurückgeblieben war, zu ihm.

Die feindlichen Garnisonen wichen aus den im Paderbornschen besetzt gehaltenen Ortschaften, in denen sie überall Werbungen angestellt hatten; aus Warburg, Dringenberg, Brakel. Auch Volkmarsen, auch Stadt Berge wurde vom Feinde geräumt, der all sein im Paderbornschen geworbenes Volk in die Stadt Paderborn zusammenzog. Die Münsteraner und Cölner sammt dem Landesausschuß begannen sich unter Gronsfeld bei Wiedenbrück und an der Lippe zu sammeln.

Es bot sich also günstige Gelegenheit — wie Grubbe sagt — dem Feinde weiteren Schaden zuzufügen und Westfalen zur sedes belli zu machen. Aber man müßte auf den Verlauf bei Nürnberg Rücksicht nehmen, um nicht zu weit ab und zu stark engagirt zu sein, falls der König verlangen sollte, daß man ihm secundire. Deshalb, und damit die Verbindung mit Hessen nicht abgeschnitten würde, hielt Baudissin es nicht für rathsam, der Stadt Paderborn vorbei zu gehen, vielmehr für nothwendig, zunächst die dort versammelten feindlichen Truppen zu ruiniren. Das hätte wohl geschehen können, wenn man zum Bombardement der Stadt rechtzeitig schweres Geschütz aus Cassel erhalten[2]), und wenn der Feind nicht das Gerücht ausgesprengt hätte, es seien einige 1000 Mann zum Entsatz Paderborns in Anmarsch. Baudissin hielt es nicht für gerathen, seine Truppen zu hazardiren, sondern ging nach Warburg zurück, um hier weitere Kundschaften einzuziehen und namentlich auf Verhaltungsbefehle von Gustaf Adolf zu warten. Zu Warburg traf ihn ein Brief vom Reichscanzler, dem mehrere Schreiben des Königs an diesen beilagen.

---

lich Herzog Friedrich Ulrich schon seit längerer Zeit, und vollends jetzt nach dem Fall von Duderstadt gedrängt, und daß Herzog Georg diesem Verlangen das Wort geredet habe, da die Wiedereroberung der Festung Wolfenbüttel „sowohl in dem Vergleiche, den er selbst mit dem Könige von Schweden zu Würzburg, als in dem Tractate, den der Herzog von Wolfenbüttel später mit selbigem abgeschlossen habe, ausdrücklich festgesetzt sei", würde von großer Wichtigkeit sein, wenn es auf guten Quellen beruhte.

[1]) Grubbe an Gustaf Adolf d. d. Gröningen 8. Sept. Arkiv II. 831. Ein Brief, der für das Folgende überhaupt von besonderer Wichtigkeit ist. Etwas abweichend giebt er die Stärke in seinem Brief an Gustaf Adolf d. d. Cassel 16. August Nr. 824 an: 5 oder 6000 Knechte, und an 2500 Pferde. „Men utvaldt godt folk, så att om det blifver rätt fördt och man vill fatta god resolution, skall fienden hafva betänkande, fast han än komme tillbakas, oss att attaquera."

[2]) Grubbe begab sich persönlich nach Cassel, um die Absendung von Kanonen zu betreiben.

Das eine, vom 7. August[1]) abgefaßt, nachdem die Nachricht von der Einnahme von Duderstadt im Hauptquartier eingetroffen war, in jenen bangen Tagen, da die Vereinigung des Nürnberger Lagers mit Oxenstiern noch nicht vollzogen war, bestimmte, daß Baudissin, „da Wir allhier (d. i. bei Nürnberg) summam rerum guter Maßen auf einen Streich setzen, etwas heraufwärts avancirte, damit Wir Unsere vires so viel desto weniger zu trennen Ursach haben, und auf den Fall, das Gott gnädiglich verhüten wolle, die Sache übel ablaufen sollte, nicht allzugleich über einen Haufen gehn, sondern einer sein möchte, welcher das Werk sustinire und den Feind stürzen mache. Deshalben Ihr ihn, unerachtet der in Westphalen habenden Vortheile, allgemach an den Rhein heraufwärts gehen lassen könnet."

In dem andern, vom 10. August[2]) abgefaßt, also unter dem Eindruck des bereits in der Nähe (bei Windsheim) stehenden oxenstiernschen Hülfscorps, dessen Vereinigung mit dem nürnberger Lager der Feind schwerlich noch zu verhindern vermochte, heißt es:

„Baudissin betreffend, so hätten Wir zwar gern gesehen, daß er sich beisammengehalten und etwas herwärts avancirt hätte, damit auf den Fall, wenn allhier ein Unglück zugeschlagen wäre, er neben dem Feldmarschall (d. i. Horn) eine Neue Armee formiren, damit Frankfurt zuvörderst versichern, und die Sachen dieser Orte hätte redressiren können. Nachdem aber unsere Sachen allhier, ob Gott will, außer Gefahr, hingegen Prinz von Oranien vor Mastricht periclitiren möchte, daran uns doch nicht wenig gelegen, und da die Belagerung daselbst unglücklich abgehen sollte, zweifelsohne auch Uns treffen und eine so viel desto größere Macht auf Uns führen würde, — so haben Wir nicht unrathsam befunden, inmittelst unsere Meinung in Etwas zu ändern, und Baudissins Truppen, weil sonderlich die Staaten General so inständig darum anhalten, hinunter zu employren.

„Wollet demnach mit gemeldtem Commandanten hieraus communiciren, und da es nicht zu spät, und das Werk versäumt ist, ihm den Pappenheim recta auf den Fuß folgen, und den Prinzen zum Secours fortziehen lassen, jedoch daß er sich nicht übereile, sondern seinen Marsch so anstelle, daß er, wenn inmittelst ihm von Uns unglückliche Zeitung zukommen sollte, sich alsobald wenden, und in höchster Eile Frankfurt zu versichern, und neben dem Feldmarschall eine neue Armee zu formiren zurückkommen möge; dabei sich wohl vorsehen, und von dem Prinzen und den Staaten Caution nehmen, daß sie ihn nicht allein länger nicht als bis zur Eroberung der Stadt Mastricht aufhalten, und inmittelst gleich ander ihr Volk richtig bezahlen, sondern auch sicher wieder zurückbringen, dann so viel Volk, als ihm auf solchem Zug ab-

[1]) Arkiv I. Nr. 469.
[2]) Arkiv I. Nr. 470.

ginge, wiederum von den ihrigen erstatten und gut machen, oder die Werbegelder darauf liefern, und sonst Uns zu gleichmäßigem Dienst auf den Nothfall obligirt sein wollten. Sollte er aber zu spät kommen, und etwa Mastricht entsetzt, oder der Prinz von Oranien victorious sein, und er, Baudissin, wollte nach Westphalen gehen, um Lauf- und Musterplätze allda anzurichten und die Armee zu verstärken: könnten Wir solches auch geschehen lassen, nur daß er sich dabei ebenmäßig wohl vorsehe, und auf alle von Unserem Zustand einkommende Nachricht dergestalt gefasst halte, daß er unverzüglich anziehe, und wo Wir ihn bescheiden oder die Noth erfordern möchte, zu Hülfe kommen möge."

Als Baudissin diese Briefe erhielt, hatten sich die Staaten auch an ihn von neuem um Unterstützung gewandt[1]). Er beschloß deshalb nach Lippstadt zu gehen und ins Erzstift Cöln, um „des Feindes Werbungen zu incumbiren" und die Staaten „per diversionem zu contentiren." Hier sollten sich dann Herzog Georgs und Leßlies Truppen mit ihm vereinigen, dann sollte diese Stellung befestigt und Pappenheim, falls er zurückkomme, erwartet werden[2]). Komme er eher als man sich befestigt hätte, so wollte man sich an die Weser in eine feste Stellung bei Höxter, wo ein starkes Retranchement angelegt wurde, zurückziehen. Bei dieser Operation hatte man „die linke Hand frei," um sich sofort auf des Königs Befehl mit Feldmarschall Horn am Main oder Rhein zu vereinigen.

Am 23. August gab Baudissin an Grubbe eine Brigade zu Pferd und einige 100 Dragoner, um mit ihnen nach Lippstadt vorauszugehen, und es „zur Einnahme einer königlichen Garnison zu disponiren." Es war die Abrede, daß Baudissin mit den übrigen Truppen am andern Tage folgen sollte.

Lippstadt verlangte volle Neutralität. Aber unter der Hand gab man Grubbe zu verstehen, „daß man, wenn die ganze Armee vor den Thoren erschiene, so daß man vor der Welt entschuldigt wäre, wohl wisse, wie man sich entscheiden werde; denn man könne alsdann sagen, man sei durch die Extremitäten zur Entscheidung gedrängt worden."

Da kam die Nachricht ein: Gronsfeld halte bei Wiedenbrück und beabsichtige sich zwischen Grubbe und Baudissin zu legen. Grubbe ging deshalb am 25. August von Lippstadt zurück, die Bagage mit den Dragonern an der Spitze. Er hatte ihnen ausdrücklich verboten, sich in ein Gefecht einzulassen. Da sich die Dragoner bei dem Paß an der Alme

[1]) „icke för Maestrichts skuld, som redan öfver var, utan att försäkra prinsen reträtten", sagt Grubbe (8. Sept.).

[2]) Dazu schreibt Grubbe (16. August): „hoppas jag med Guds hjelp, att hvarken Pappenheim med Gronsfeld, mycket mindre allena, något emot oss skall kunna uträtta, om vi, det jag likväl praesuponerar, få tid att taga någon god post in, och fästa oss på en god ort i ett godt retranchement."

bei Büren mit dem Rauben von Vieh aufhielten, kam Gronsfeld mit seiner Reiterei heran, doch gelang es, ihn abzuweisen. Der Feind folgte dann den zwar Weiterziehenden noch eine Strecke zur Seite, doch ohne daß es ihm gelang, ihnen Schaden zuzufügen. Erst bei Warburg stieß man wieder zu Baudissin, der nicht, wie Grubbe gerechnet hatte, schon unterwegs war. Die Verhandlungen mit den hessischen Commissären wegen des Proviants hatten ihn aufgehalten. Das war des Feindes Rettung, der dadurch Zeit erhielt, sich nach Paderborn zurückzuziehen.

Eben jetzt erfuhr Baudissin, daß Merode mit 7 Regimentern vom Rhein im Anmarsch zu Gronsfeld sei. Und eine Recognoscirung, die er darauf mit seiner Reiterei unternahm, ergab, daß Merode sich mit Gronsfeld bei Paderborn vereinigt habe. Unter solchen Umständen schien es ihm vor allen Dingen nothwendig, seine Truppen in Sicherheit zu bringen, bis er sich an Volk und Munition verstärkt hätte. Er beschloß, sich nach Höxter zurückzuziehen.

Sein Corps war allerdings „durch Beutemachen, Anstrengung, Krankheit und andere Zufälle" sehr zusammen geschmolzen. Grubbe schätzte es nicht über 3000 Mann Infanterie, kaum 2000 Pferde und einige Dragoner; im Ganzen höchstens 5000 Mann. Er hoffte, es durch die Regimenter Boëthius und Salomon Adams, die eben damals gemustert wurden (sie wurden zu 1000 Mann geschätzt), und durch 1500 Mann von Herzog Georg auf 7—8000 Mann zu bringen.

Dagegen freilich war nach Grubbes Angaben auch die Stärke des Feindes nicht allzu bedeutend. Gronsfeld hatte außer den Truppen, die er aus den Besatzungen zog, nicht einen „alten Knecht" im Felde und nur 2 Regimenter alter Reiter: Horst und Bönnighausen. Außerdem 3 neue Reiterregimenter: Westphal, Ohr und Asseburg, die jedoch im Ganzen nicht über 1500 Mann stark sein sollten. Was die 7 Merodeschen Regimenter betraf, so wußte Grubbe nur so viel, daß es 3 Cavallerie- und 4 Infanterieregimenter wären; jene zusammen nicht über 700 Pferde stark[1]); von den Infanterieregimentern ein Regiment Wallonen mit 600

[1]) In Arkiv III. Nr. 937 ist folgende Liste publicirt: Der Graf von Gronsfeld soll, der Gefangenen Aussage nach, an Reuterei bei sich haben:

Graf von Wartenberg	14	Compag.	800	Pf.
Asseburg	9	"	700	"
Westfahl	10	"	800	"
Ohr	6	"	400	"
Horst	6	"	400	"
Hatzfeld	4	"	100	"
Quad	3	"	200	"
Dinhausen (Bönnighausen?) .	5	"	300	"

Es scheint das ein Verzeichniß der vereinigten Cavallerie von Gronsfeld und Merode zu sein.

Mann das stärkste. Er schätzte dieses ganze Merodische Corps, da es durch die Strapazen, und namentlich vor Mastricht stark mitgenommen, nicht über 3000 Mann. Nähme man nun auch an, daß Gronsfeld sich aus den Garnisonen und mit den neugeworbenen Knechten mit den „Schnapphähnen und Hahnenfedern" auf 4000 Mann verstärken könne, so gäbe das doch immer erst eine Gesammtstärke von 8 oder 9000 Mann, der also Baudissin gewachsen wäre. Wenn dann Salvius der Aufforderung Grubbes nachkam und einige 1000 Mann sandte, so war man sogar in der Lage, die Offensive zu ergreifen, vollends, wenn Herzog Georg mit Wolfenbüttel fertig war und seine Truppen gleichfalls heranführte.

Gust. Droysen.

Die Veröffentlichungen der deutschen Geschichtsvereine zur preußischen Geschichte und Landeskunde.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt. 5. Heft. Erfurt 1871. 8.

S. 1—54. B. F. Hesse, Geschichte des Schlosses Mühlberg in Thüringen und der davon benannten Grafen.

S. 55—124. A. Kirchhof, Beiträge zur Bevölkerungsstatistik von Erfurt, besonders im 17. und 18. Jahrhundert. — [Durch eingehende Würdigung aller Factoren und Quellen weist der Verf. nach, daß Erfurt auch im Mittelalter niemals seine Bevölkerungsziffer auf 80,000, von denen gefabelt wird, gebracht hat, daß vielmehr, so weit sichere Nachrichten reichen, etwa 20,000 als das Maximum der besten Zeiten anzunehmen sind. Erst in neuester Zeit ist die Einwohnerzahl von 14,600 im Jahre 1782 zu mehr als 40,000 angewachsen.]

S. 125—130. Beyer, Heinrich von Frimar. — [Ein Thüringer, Professor der Theologie zu Paris, † 1354 als Augustinermönch in Erfurt].

S. 131—136. W. Schum, Einige Notizen über das von den aufrührerischen Bauern 1525 eingeführte Stadtsiegel.

S. 137—176. W. Frhr. v. Tettau, Beiträge zu den Regesten der Grafen von Gleichen. 1. Abth. bis 1300.

S. 177—185. Miscellen.

Neuere Forschungen zur preußischen Geschichte.

Der Hubertsburger Friede nach archivalischen Quellen von Carl Freiherrn v. Beaulieu-Marconnay. Leipzig 1871 Hirzel.

Der Verfasser giebt eine genaue actenmäßige Darstellung der zum Hubertsburger Frieden führenden Verhandlungen, welche bis jetzt noch nicht die eingehende Betrachtung gefunden haben, die sie verdienen. Bezeichnet doch der Hubertsburger Friede den Schluß der ersten 23 Regierungsjahre des großen Königs, der mit diesem Frieden im wesentlichen seine kriegerische Laufbahn verließ, um während weiterer 23 Jahre sorgend und schaffend die Segnungen des Friedens über sein Land zu verbreiten. So gewinnt das zu Hubertsburg vollbrachte Friedenswerk die Bedeutung eines Gedenksteins, dessen Material und Form die nähere Bekanntschaft wohl verdient.

Reichen Stoff zu seiner Arbeit haben dem Verfasser die Archive zu Berlin und Dresden dargeboten, und die in den Beilagen vollständig abgedruckten auf den Frieden bezüglichen Documente verleihen der Schrift besonderen Werth.

In den letzten Monaten des Jahres 1762 hatte sich bekanntlich die Lage der Dinge für Friedrich günstig gestaltet. Schwer lastete der Druck des Krieges auf dem unglücklichen Sachsen, welches durch harte Contributionen die verkehrte Politik seiner Regierung büßen mußte. Niemand empfand diese Calamität des Landes lebhafter als der Kurprinz Friedrich Christian, der in Dresden zurückgeblieben war, während sein Vater, der geistesträge August III., in Warschau residirte. Friedrich Christian, ein Mann von edelstem Charakter und wohlwollendem Gemüth, von der Natur stiefmütterlich bedacht, körperlich gebrechlich, gelähmt an den Füßen, hatte sich von Jugend auf den Wissenschaften und Künsten zugewandt und die Anlagen des Geistes und Herzens zu schönstem Gleichmaß entwickelt. Seine Schilderungen und Vorstellungen mögen nicht wenig dazu beigetragen haben an maßgebender Stelle in Warschau die Ueberzeugung hervorzurufen, daß der Friede um jeden Preis geschlossen werden müsse. Maria Theresia konnte sich unmöglich darüber täuschen, daß es ihr ohne Verbündete niemals gelingen werde, Preußen niederzuwerfen, daß also die Fortführung des Krieges aussichtslos sei. Friedrich selbst wünschte den Frieden mit Sehnsucht und spricht sich über seine damalige Lage sehr offen aus: De son côté bien des motifs concouroient à lui faire préférer des conditions de paix modestes et modérées à d'autres plus avantageuses. L'armée se trovoit trop ruinée et trop dégénérée pour qu'on pût s'en promettre des exploits éclatans. — Les vieux officiers avoient péri dans un grand nombre d'occasions meurtrières où ils avoient combattu pour la patrie. Les jeunes officiers étoient d'un age à ne point promettre de grands services. Les troupes dans l'état où elles étoient ne pouvoient s'attirer la confiance de ceux qui devoient les commander. A quels secours enfin le Roi pouvoit-il s'attendre en continuant la guerre? Il se trouvoit entièrement isolé et sans alliés!

Dennoch hütete sich der König wohl seine Friedenswünsche zu offenbaren, als am 29. November 1762 in seinem Hauptquartier zu Meißen der Geh. Rath v. Fritsch, ein-

geführt durch ein eigenhändiges Schreiben des Kurprinzen, vor ihm erschien, um Friedensverhandlungen anzubahnen, zu deren Einleitung man sich vorher der Zustimmung des Wiener Hofes versichert hatte.

Thomas Freiherr v. Fritsch, über dessen Leben der Verfasser im Archiv für sächsische Geschichte Bd. 9 S. 251 f. eine eigene Abhandlung veröffentlicht, der Sohn eines zu seiner Zeit berühmten Leipziger Buchhändlers, war von seiner Regierung bereits vielfach zu diplomatischen Missionen in Wien und Paris verwendet worden. Zu zwei verschiedenen Malen hatte er sich aus dem sächsischen Staatsdienst zurückgezogen, weil er sich mit der Verwaltung des Grafen Brühl nicht befreunden konnte. Trotz dessen bewirkten seine Umsicht, seine genaue Kenntniß der Verhältnisse und die Achtung, in welcher er bei Friedrich stand, daß man ihn mit der für Sachsen so wichtigen als schwierigen Aufgabe betraute, die Friedensunterhandlungen zu führen.

Der österreichische Bevollmächtigte, der Hofrath Heinrich Gabriel v. Collenbach, ein Günstling des Grafen Kaunitz, streng geschulter Subalternbeamter, ängstlich, unentschlossen, inconsequent, strenger Katholik und großer Verehrer der Jesuiten, besaß unzweifelhaft weniger staatsmännische Begabung als sein sächsischer College. Bedeutender und bekannter als beide war der preußische Bevollmächtigte Friedrich Ewald v. Hertzberg. 1725 geboren, hatte er schon in frühester Jugend durch zwei Abhandlungen aus dem brandenburgischen Staatsrecht die Aufmerksamkeit in solcher Weise auf sich gelenkt, daß er bereits in seinem 17. Jahr zum Legationsrath ernannt worden war. Beim Beginn des siebenjährigen Krieges schrieb er das officielle mémoire raisonné zur Rechtfertigung des Einfalls in Sachsen und ward dann zum Geh. Rath und Unterstaatssecretär ernannt. Jetzt wurde er nun berufen, denselben Krieg durch einen Friedenstractat zu beendigen, nachdem er eben erst die Verhandlungen geführt hatte, welche den Frieden mit Rußland und Schweden herbeiführten.

Am 29. December 1762 traf Hertzberg in Hubertusburg ein, und sofort am 30. begannen die Conferenzen der drei Gesandten.

Die Verständigung mit Sachsen erwies sich keineswegs als eine so leichte, als man bei dem Drucke, welchen die Occupation des Landes fortwährend ausübte, hätte erwarten sollen. Erst nach hartnäckigem Widerstreben ergab es sich darein, die dringend gewünschte Entschädigung fallen zu lassen und sich mit einer Evacuations-Commission, sowie mit der Rückgabe der gefangenen Officiere und Soldaten zu begnügen.

Oesterreich gegenüber waren es schließlich drei Punkte, über welche lange hin und her gestritten wurde:

1) die Zurückgabe der noch von kaiserlichen Truppen besetzten Grafschaft Glatz,
2) die Gestaltung der gegenseitigen Handelsbeziehungen,
3) die Verhältnisse der katholischen Religion in Schlesien.

Da man sich in Wien indeß bald überzeugte, daß der König nun und nimmermehr auf Glatz verzichten werde, erbot man sich es wieder abzutreten, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Festungswerke der Stadt geschleift würden, und als auch dies preußischerseits als unannehmbar bezeichnet wurde, hielt man mit um so größerer Zähigkeit an den Forderungen bezüglich der beiden anderen Puncte fest.

Während die Bemühungen Friedrichs darauf gerichtet waren, allgemeine Grundsätze für die gegenseitigen Handelsverhältnisse zur Geltung zu bringen, legte Oesterreich den größten Werth darauf, sich vollständige Dispositionsfreiheit vorzubehalten. Hertzberg verstand sich denn auch dazu, in Betreff der Handelsverhältnisse die österreichischen Vorschläge zu adoptiren. Artikel 6 des Dresdener Friedensvertrages de

favoriser réciproquement autant qu'il est possible le commerce entre Leurs États wurde wörtlich wiederholt mit Hinzufügung des Satzes: Elles se proposent de faire travailler pour cet effet à un traité de commerce aussitôt que faire se pourra, mais en attendant et jusqu'à ce qu'on ait pû convenir sur cet objet une chacune d'Elles arrangera dans ses États selon sa volonté tout ce qui a du rapport au commerce.

Auch in Hinsicht der religiösen Verhältnisse wurde im Wesentlichen die österreichische Fassung des Vertragsentwurfes angenommen: S. M. le Roi de Prusse conservera la Religion Catholique en Silésie dans l'état où elle étoit en vertu des Préliminaires de Breslau et du Traité de Paix de Berlin. Hertzberg erklärte jedoch ausdrücklich, wenn der König es vielleicht dereinst für nothwendig erachten sollte, die Jesuiten aus Schlesien zu vertreiben, so glaube er damit nicht gegen den in Rede stehenden Artikel zu handeln, da er in dieser Beziehung nichts thue, als dem Beispiel verschiedener katholischer Regenten zu folgen.

So war denn das Friedenswerk glücklich zu Stande gebracht; die in dem österreichischen Entwurf noch verlangte Verpflichtung des Königs, die bestehende Secundogenitur der Markgrafenthümer Ansbach und Baireuth auch für den Fall des Aussterbens der dort regierenden Linie zu erhalten, damit diese Länder niemals mit Preußen vereinigt würden, war gleich von vorn herein durch Hertzbergs energische Protestation von der Hand gewiesen. Schon damals fürchteten die österreichischen Staatsmänner vorahnend eine Ausbreitung der Macht der Hohenzollern im deutschen Süden.

Eine interessante und lehrreiche Episode bilden auch die durch den Fürsten Repnin gemachten russischen Vermittlungsversuche.

Nachdem der russische Hof zuerst dem Wiener Cabinet ein Mediationsanerbieten gemacht, welches höflich abgelehnt worden, wandte er sich damit an Friedrich. Repnin eröffnete auch dem sächsischen Hofrath Gutschmid, daß sein Hof die größte Neigung habe, den König von Polen en tout ce qui regarde la Saxe zu unterstützen, und daß cent mille Russes auraient été de bons pacificateurs. Allein Friedrich trug nicht die mindeste Lust, einer russischen Einmischungspolitik Raum zu geben und theilte, wie aus seinem Briefe an Hertzberg vom 28. Januar hervorgeht, vollkommen die von Hertzberg und Finkenstein gehegten Bedenken. Die russischen Eröffnungen wurden von ihm dilatorisch behandelt und Repnin mit freundschaftlichen Versicherungen geschickt hingehalten, bis der Friede am 15. Februar unterzeichnet war.

Die Zusammenkünfte Josefs II. und Friedrichs II. zu Neiße und Neustadt von Adolf Beer. Wien 1871. In Commission bei Karl Gerolds Sohn.

Die Arbeit Beers, auf sorgfältiger Benutzung der einschlägigen österreichischen Archivalien beruhend, ist schon deshalb dankenswerth, weil sie mit möglichster Unbefangenheit und Objectivität die österreichische Auffassung der Politik jener Zeit reproducirt. Jedes Ding hat bekanntlich zwei Seiten, und die Politik Friedrichs des Großen ist wahrlich nicht eine solche, daß sie eine gegnerische Beleuchtung zu scheuen hätte. Allein die erwähnte Auffassung und Anschauung wird sich wesentlich ergänzen und rectificiren lassen, wenn die aus den diesseitigen Archiven vorbereitete Darstellung hinzugetreten sein wird. Wir wollen im Nachstehenden nur die Hauptgesichts-

puncte Beers auffassen und behalten uns vor, demnächst ausführlich auf die Sache zurückzukommen.

Die erste Annäherung zwischen Preußen und Oesterreich trat nach Beer in Folge eines Berichtes ein, welchen der österreichische Gesandte General Nugent am 8. Februar 1766 über ein mit dem General Hord, der oft mit dem Könige verkehrte, geführtes Gespräch nach Wien richtete. Bei diesem Gespräche hatte Hord an Nugent die Frage gestellt, ob es nicht im Interesse beider Staaten liege, eine förmliche Allianz zu schließen. Kaunitz ging sofort lebhaft auf die gemachte Eröffnung ein. Als dann Graf Finkenstein am 8. Juni Nugent mittheilte, der König sei geneigt bei der bevorstehenden Reise des Kaisers nach Sachsen dessen persönliche Bekanntschaft zu machen, war zwar Kaunitz anfänglich gegen die Entrevue und hielt in diesem Sinne der Kaiserin Vortrag, besann sich jedoch bald eines anderen und meinte, die Zusammenkunft könne, „wenn der Kaiser sich sehr liebenswürdig zeige und sich sehr klug benehme, mehr Gutes als Schlimmes im Gefolge haben".

Nachdem die Angelegenheit längere Zeit geruht, bewirkte im December 1768 die Veränderung des politischen Horizontes eine Wiederaufnahme, und Kaunitz steuerte mit vollen Segeln auf eine Verständigung mit Preußen los. Die Zusammenkunft kam wieder zur Sprache, „Nugent regte die Sache an, der König ging bereitwillig darauf ein". Die Fortschritte Rußlands verursachten nicht bloß Kaunitz patriotische Beklemmungen, sondern auch Friedrich mußte mit zunehmender Besorgniß auf dieselben hinblicken. Er konnte es nur als eine äußerst bedenkliche Eventualität betrachten, wenn er als Verbündeter Rußlands genöthigt werden sollte, Oesterreich aufs neue zu bekriegen. So bewirkten die beiderseitigen Interessen, daß die Frage der Zusammenkunft rasch gelöst wurde. Am 24. August 1769 traf Josef in Neiße ein und fast vier Tage blieben die beiden Fürsten zusammen, in mannigfachen Gesprächen über politische und militärische Fragen sich ergehend. „Joseph hat sich ganz an die ihm ertheilten Instructionen gehalten". Er war also in diesem Fall Kaunitzs gehorsamer Zögling.

Wichtiger als die Zusammenkunft in Neiße war die im August des folgenden Jahres 1770 zu Neustadt in Mähren, bei welcher der österreichische Staatskanzler zugegen war.

Kaunitz, der trotz seines Scharfsinnes eine ungemessene Eitelkeit besaß, ergeht sich mit behaglicher Breite in dem Bericht über den Vortrag, den er dem Könige gehalten. Er schmeichelte sich, daß seine Darlegungen auf Friedrich einen tiefen Eindruck gemacht, in dessen Denk- und Sinnesweise sich in Folge desselben ein totaler Umschwung vollzogen habe. Mit dieser Behauptung contrastirt freilich seltsam die von Kaunitz selbst ganz naiv angeführte Aeußerung des Königs: Que le Roi voulut bien se rappeler souvent, n'oublier jamais tout ce que j'avais eu l'honneur de lui dire et se conduire en conséquence vis-à-vis de nous comme à charge de revanche il pouvut compter que nous nous conduirions vis-à-vis de lui. Mit feinerer Ironie konnte der König nicht zu erkennen geben, wie bedeutend der Eindruck der Kaunitzischen Auslassungen auf ihn gewesen sei. Das Resultat der Zusammenkunft für den König war, zu erfahren, wie weit Oesterreich Rußlands Ausdehnung gegen die Pforte zugeben wolle. Man kam schließlich überein, seine Besitzungen gegenseitig nicht anzugreifen, wenn man auch durch einen österreichisch-russischen oder englisch-französischen Krieg genöthigt sein würde, die bundesmäßige Hülfe zu stellen. Und das war immerhin ein wichtiges Ergebniß und nicht, wie Kaunitz meinte, eine einfache Bestätigung des Friedens zu Hubertsburg.

Leopold von Ranke: Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. II. Band. Leipzig Duncker und Humblot 1872.

Der vorliegende II. Band des Werkes reicht vom Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Pforte bis zur Kaiserwahl Leopolds II. Im Gegensatze zu der Auffassung Beers wird hier an der Hand der Thatsachen das richtige Bild der Stellung Preußens zu den beiden Kaiserhöfen entrollt. Die Kaunitzische Politik und ihr Jünger Joseph II. haben, wie Friedrich sagte, Katharina Preußen debouchirt, und es war demnach wie eine politische Naturnothwendigkeit, daß England und Preußen sich wieder enger aneinanderschlossen. Das bedeutete freilich jetzt eine Abweichung von der Politik Friedrichs II., welche nur immer auf die Erhaltung des Gleichgewichts der Macht in Deutschland gerichtet gewesen war und jede nicht zu beherrschende Combination vermieden hatte und den entscheidenden Schritt auf dieser Bahn. Aber der preußische Staat gewann zunächst durch diese Allianz eine größere europäische Stellung, die Monarchie Friedrichs schien sich noch eine Stufe höher zu heben.

Wir machen besonders auf die meisterhafte Schilderung Hertzbergs und seines Verhältnisses zum Könige S. 80 ff. aufmerksam, welches so manche Vorgänge jener Zeit zu erklären geeignet ist. Die Motive des Königs, welche zum Abschluß der Convention von Reichenbach führten, treten zum ersten Mal klar zu Tage. Sehr mit Unrecht ist angenommen worden, Friedrich Wilhelm II. habe sich mehr auf die Seite Oesterreichs geneigt und Hertzberg an der antiösterreichischen Politik festgehalten; ihre Meinungsverschiedenheit war eine andere, im entscheidenden Moment von beinahe entgegengesetztem Charakter. Hertzberg hielt eine Vereinbarung mit Oesterreich über die gegenseitig zu gewährenden Vortheile für die Hauptaufgabe; der König wäre dagegen geneigt gewesen, Oesterreich selbst mit den Waffen zur Annahme einer Abkunft zu nöthigen, die ihm keine Vortheile verschaffte. Der König faßte die Sachlage richtiger auf als sein Minister. Der künstliche Plan, für Preußen eine Vergrößerung zu erwerben, den Hertzberg bei der von ihm erbetenen Conferenz im Hauptquartier zu Schönwalde am 14. Juli dem Könige vorlegte, mußte scheitern. Die Polen, das war vorauszusehen und wurde durch Luchesinis mündliche Berichte außer allem Zweifel gestellt, weigerten sich nun einmal entschieden, Danzig und Thorn abzutreten. Andererseits lag die Gefahr nahe, daß die Pforte mißtrauisch und von Preußen abgezogen würde.

So war die Rolle eines von allem Eigennutz freien Pacificators von Europa, für welche sich Friedrich Wilhelm mit klugem Bedachte entschied, nicht nur den ursprünglich gehegten Intentionen entsprechender, sondern auch zugleich ehrenvoller und sicherer. Die einseitige Vergrößerung Oesterreichs wurde ohne Krieg verhindert. Daß man in der Hofburg von dem Frieden nur mäßig erbaut war und die Convention eigentlich als eine diplomatische Niederlage — man kann sie das österreichische Olmütz nennen — betrachtete, geht aus einem Schreiben Leopolds II. selbst an seine vertraute Schwester Marie Christine hervor, worin er unter Anderem sagt, daß der Friede „der wenigst schlechte" sei, den man schließen konnte. Also ein schlechter war es immer.

In den Analekten dieses Bandes ist aus dem Geh. Staats-Archiv die auf den Fürstenbund und die Convention zu Reichenbach bezügliche Correspondenz abgedruckt. Hohes Interesse erregen auch die gleichfalls in den Analekten mitgetheilten Vorträge des Fürsten Kaunitz über das deutsche und russische Kaiserthum und über den Plan der Berufung eines allgemeinen Concils.

Die zweite Abtheilung des 4. Bandes von **Sybels Geschichte der Revolutionszeit** 1789—1800 (Düsseldorf Julius Buddeus) führt in zwei Büchern, dem 3. und 4., die Erzählung bis zum Abschluß des Friedens zu Campo Formio.

Veranlassung, den oft geschilderten Stoff noch einmal zu behandeln, bot dem Verfasser das neue urkundliche Material, welches ihm aus den Archiven von London, Neapel, Wien und Paris zu entnehmen vergönnt war. Zwei Puncte vornehmlich: die scharfe aber gerechte Kritik der unpatriotischen Politik Thuguts und die besonnene, der gewöhnlichen Anschauung entgegen stehende Auffassung der französischen Revolution, haben dem Sybelschen Buche viele Widersacher und Gegner, aber noch weit mehr Freunde und Anerkennung verschafft. Bei aller Sympathie für das Ideal von 1789 ist er doch nicht blind für die Verkehrtheit der Richtung, in welcher man damals die Verwirklichung desselben erstrebt hat. Er weist auf das überzeugendste nach, daß und warum die Revolution sich zwar mächtig zeigte im Zerstören, aber nicht vermögend war, auch nur für einen Tag ein geordnetes Staatswesen herzustellen.

Und was die Wirksamkeit Thuguts betrifft, so erscheint auch hier die Auffassung Sybels unwiderleglich und hat durch die Veröffentlichung der Correspondenz des Ministers eine glänzende Bestätigung gefunden.

Der leidenschaftliche Wunsch, Preußen zu schaden, jede preußische Compensation zu hintertreiben, bestimmte in erster Linie die Direction der Verhandlungen Thuguts bei den Friedenspräliminarien zu Leoben. Haß und Mißtrauen gegen Preußen trieb ihn zu dem Versuche, wie weit man mit Frankreich und Bonaparte kommen würde Dieses Mißtrauen aber war vollständig ungerechtfertigt, da Friedrich Wilhelm II. zu derselben Zeit sich eifrig bemüht erwies, auch unter Wegfall der projectirten Secularisationen und mithin der preußischen Vergrößerungen für die Integrität des deutschen Reiches kräftig einzutreten.

Aber eine Vermittlung Preußens auf Grundlage der Reichsintegrität dünkte dem österreichischen Minister ein ungleich größeres Uebel als die Auslieferung des linken Rheinufers an den Erbfeind. Mit dem eingebildeten Schreckgespenst eines Offensivbündnisses zwischen Preußen und Frankreich sucht er den schmählichen Frieden zu Campo Formio zu beschönigen, während doch der Antrag auf ein solches Bündniß von dem Könige aufs bestimmteste abgewiesen war, der noch am 2. October dem Grafen Haugwitz in Paris die Weisung zugehen ließ, er wolle durchaus kein Bündniß mit Frankreich. Das wußte allerdings Thugut nicht, aber wie Sybel sehr richtig bemerkt, wenn er es erfahren, er hätte es nicht geglaubt oder glauben gewollt.

Der Haß gegen Preußen blieb nach wie vor der entscheidende Beweggrund, die Seele seiner Politik. In den Friedensbedingungen ward stipulirt, daß Preußen seine linksrheinischen Besitzungen zurückerhalten und demnach keine neuen Erwerbungen machen würde. Das war für Thugut ein Haupttrost bei dem unseligen Frieden.

Vertrauliche Briefe des Freiherrn von Thugut, österreich. Ministers des Aeußern. Beiträge zur Beurtheilung der politischen Verhältnisse Europas in den Jahren 1792—1801, ausgewählt und herausgegeben nach den Original-Quellen der K. K. österreich. Staats- und mehrerer Privat-Archive von Dr. Alfred Ritter von Vivenot. 2 Bände. Wien 1872 Braumüller.

Eine nach zwei Richtungen hin äußerst interessante und werthvolle Publication. Sie ist gewidmet der österreichischen Staatskanzlei und ihren Vorstehern, speciell dem Grafen von Beust. Das war ohne Zweifel eine glückliche Idee, da dieser berühmte Staatsmann sich ähnliche Verdienste um Oesterreich erworben hat wie der Freiherr v. Thugut und auch das Schicksal mit ihm theilt, von der Mitwelt verkannt zu sein. Wenn aber der Herr Herausgeber meint, die kaiserliche Politik erfahre „durch die Veröffentlichung der vorliegenden Bücher eine vollständige Ehrenrettung", so müssen wir gestehen, daß wir in denselben nichts gefunden haben, was diese Behauptung rechtfertigen könnte. Die vertraulichen Briefe — Schade daß es nur eine Auswahl ist — beweisen vielmehr evident, wie richtig die Auffassung Sybels, der diese Briefe nicht mehr berücksichtigen konnte, war, und bestätigen im Wesentlichen lediglich seine Resultate. Thugut erscheint in diesen Correspondenzen als der Repräsentant jener kleinlichen, in Wahrheit kleindeutschen österreichischen Politik, deren Haupttriebfeder und leitender Gedanke die Besorgniß vor Preußen und das Bestreben, es möglichst niederzuhalten, war, die aller genialen, echt staatsmännischen Gedanken bar, es nicht vermochte in bewegter Zeit das Reich vor Schaden zu bewahren. In den Zielpuncten seines Strebens ist Thugut ein würdiger Nachfolger des Fürsten Kaunitz, mit dem er sonst an geistiger Begabung nicht verglichen werden darf. Aber gerade aus seiner Correspondenz erhellt, wie unberechtigt seine „unverblümte Abneigung gegen Preußen", die selbst Herr v. Vivenot an ihm eingestehen muß, und die vorgefaßte Meinung, daß Preußen stets auf das Unglück Oesterreichs speculire, gewesen sei. Denn bloße Schimpfreden „les infamies de la cour de Berlin" sind keine Beweise, und er weiß keine einzige Thatsache anzuführen, welche seinen Haß genügend erklären könnte. Nicht die Intriguen und Feindseligkeiten der preußischen Staatsmänner, sondern die Fehler und Thorheiten der österreichischen waren es, welche fort und fort arbeiteten pour le roi de Prusse. Dem Charakter Friedrich Wilhelms II. muß Thugut selbst, wenn auch widerwillig, Gerechtigkeit widerfahren lassen: j'ai en effet la meilleure opinion du coeur et de la probité de S. M. (I. S. 5); und nicht bloß er, sondern auch andere Männer am Wiener Hofe waren überzeugt de la scrupuleuse probité, de la bonhomie et de la loyauté des preußischen Monarchen. Um so weniger ehrenhaft und um so weniger zu entschuldigen ist aber dann doch die fast unglaubliche, nichtswürdige Insolenz, mit welcher von Thugut und seinen Trabanten in der Hofburg jede Höflichkeit, jedes Entgegenkommen des Königs, jeder Beweis seiner Oesterreich und dessen Monarchen wohlgeneigten Gesinnung verdächtigt, bespöttelt und mit giftigem Hohn erwiedert wurde, wenn man auch aus Furcht nicht wagte, sich das merken zu lassen; denn mehr als einmal warnt Thugut davor, die Empfindlichkeit Preußens zu ungeeigneter Zeit zu reizen. Charakteristisch für seine Gesinnung ist namentlich die folgende Stelle in dem Brief an Colloredo vom 15. November 1794: Lucchesini, le pauvre cher homme est un peu incommodé et par conséquent c'est par César qu'il m'a fait parvenir les deux lettres-ci jointes pour S. M. de la part du Roi et du prince Louis de Prusse pour notifier la naissance d'un fils de ce dernier. J'ai été prévenu en même temps que le prince Louis par une suite de son tendre

attachement et de celui de toute sa maison pour S. M. I. — attachement très connu et dont chaque jour fournit de nouvelles preuves — ose supplier S. M. de vouloir bien être parrain du nouveau né. Je ne sais pas trop quelle est la dépense en présents etc. que cela entraînera: mais il ne paraît en aucune manière possible de s'y refuser ni de déjouer cette nouvelle invention prussienne d'escroquer l'Autriche .....!! Den Schluß hat der Herausgeber unterdrückt!

In der That die preußischen Staatsmänner hätten ja blind sein müssen, wenn sie nicht bei aller Offenheit und Loyalität doch die wohlwollenden An- und Absichten des Wiener Cabinets endlich durchschaut und ihr Verhalten demgemäß eingerichtet hätten. Diese Art des Oesterreicherthums ließ sich durch kein Entgegenkommen gewinnen. Es blieb nichts übrig, als sich vor Schaden zu hüten. Daß der Krieg mit Oesterreich als Bundesgenossen kein Resultat haben könne, hatte sich sattsam gezeigt. Man mußte Bedacht darauf nehmen, die zweideutige Bundesgenossenschaft zu lösen, um freie Hand zu gewinnen, und alle Kräfte im Osten concentriren zu können, wo die höchsten Interessen der Monarchie auf dem Spiele standen. So zeigt sich der nach dem Vorgange Toskanas geschlossene Friede von Basel als eine militärisch-politische Nothwendigkeit. Daß aber weiterhin das Berliner Cabinet je daran gedacht habe, sich mit Frankreich gegen Oesterreich zu verbinden, war eine willkürliche durch nichts gerechtfertigte Annahme Thuguts und anderer Preußenhasser par excellence in der Hofburg. Lt.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von G. Hornberg in Berlin, Wilhelmstraße 21.

Die Anfänge der brandenburgischen Politik in den Rheinlanden.

Von Paul Hassel, Docenten der Geschichte an der Universität in Berlin.

In dem großen Zusammenhange der allgemeinen Politik, im engsten Anschluß an den Kampf der Westmächte gegen die Vorherrschaft Spaniens auf dem Continent, ist in den Jahren 1609 und 1610 der Staat der Hohenzollern am Rhein errichtet worden. Seine Begründung wäre unmöglich gewesen, ohne die Mithülfe Frankreichs, Englands, der Niederlande; denn erst durch diese wurden die Erben der jülich-klevischen Hinterlassenschaft stark genug, um sich gegen den Bund Spaniens, des Kaisers und der katholischen Liga Deutschlands zu behaupten.

Allein schon früher, als die ersten Vorbereitungen für diese einst so folgenreiche Erwerbung gemacht wurden, hatten die brandenburgischen Fürsten mit den Gegensätzen des westeuropäischen Krieges, dessen Hauptentscheidungen damals in den Niederlanden fielen, zu rechnen. Von Anfang an mußte ihnen klar sein, daß Spanien dem Emporkommen eines protestantischen Staates am Rhein, in unmittelbarer Nähe seiner burgundischen Provinzen, mit Gewalt entgegentreten werde. Es bedurfte nicht erst weit voraussehender staatsmännischer Berechnungen, um dieses Verhältniß zu erkennen, sondern die Ueberlieferungen der spanischen Politik und, was am schwersten wog, die Zustände selbst, wie sie sich bis zum Jahre 1590 in den Rheinlanden entwickelt hatten, gaben Gewißheit. Man wußte, wie die Regierungen in Brüssel seit Karl V. eifrigst bemüht gewesen waren, jede evangelische Machtbildung am Rhein in ihren ersten Keimen zu ersticken. Seit dem Kriege Karls gegen den Herzog Wilhelm von Jülich und seit der Unterdrückung des ersten Reformationsversuches im kölner Erzstift, zu Zeiten Hermann von Wieds, hatten die Uebergriffe der Spanier in die religiösen und politischen Angelegenheiten der deutschen Grenzlande sich unaufhörlich wiederholt. Welche Anstrengungen sind nicht

von Alba und seinen Nachfolgern im niederländischen Gouvernement aufgeboten worden, um in den rheinischen Städten und Landschaften, wie Aachen, Köln, Wesel, Kleve, Berg, Mark und wo sonst der geläuterte Glaube fortbestand, die Alleinherrschaft des Katholicismus wiederzuerzwingen. Philipp II., wenn er die Unterstützung der kaiserlichen Autorität dazu in Anspruch nahm, pflegte geltend zu machen, daß die Restauration der römischen Kirche am Rhein eine der wesentlichsten Vorbedingungen für die Unterjochung seiner niederländischen Rebellen sei. Außerdem aber waren ja die rheinischen Gebiete vorlängst in den niederländisch-spanischen Krieg hineingezogen werden. Im Herzogthum Jülich-Kleve und in dem Erzstift Köln lagen während der Zeit von 1580 bis 1590 ohne Unterbrechung spanische und niederländische Garnisonen. Erzbischof Ernst von Köln war durch spanische Waffen emporgekommen, alle festen Plätze seines Stiftes wurden von den Spaniern verwahrt und die Pässe des unteren Rheins gehörten den Spaniern und Niederländern. Die Regierung Herzog Wilhelms von Jülich stand ganz unter spanischer Botmäßigkeit und im weiten Umkreis der Reichsstadt Aachen lagen spanische Regimenter.

Erst mit diesen Verhältnissen zusammengehalten treten die Begebenheiten, die wir hier behandeln wollen, in das rechte Licht. In allen Epochen der Geschichte übertragen sich die Gegensätze und Reibungen der großen Weltmächte auch auf die kleineren politischen Kreise. Ein guter Theil aller geschichtlichen Bewegung verläuft in dieser Ueberwirkung des Allgemeinen auf das Besondere und Einzelne. Auch die Territorialstaaten werden von den vorherrschenden Interessen des Zeitalters berührt; ja es ist ihre Bestimmung, dieselben auf sich wirken zu lassen und nach Maßgabe ihre eigenen Lebenskräfte zu verarbeiten. Nur wenn ihnen dies gelingt, vermögen sie Einfluß auf die Gestaltungen der großen Politik zu gewinnen. Die territorialgeschichtliche Forschung sollte dieses Gesetz niemals aus den Augen verlieren; sie sollte bei jeder ihrer politischen Untersuchungen darauf bedacht sein, den Zusammenhang mit den allgemeinen Zeitverhältnissen festzuhalten. Versuchen wir wenigstens, diesen Weg einzuschlagen.

I.

Allgemeine politische Lage der Niederrheinlande im Jahre 1590. Aus der Spanierzeit.

Das Verfahren, welches Kaiser und Reich in dem niederländisch-spanischen Kriege beobachteten, liefert einen nur allzu deutlichen Beweis für den inneren Zerfall, dem die deutschen Dinge in den letzten Decennien des 16. Jahrhunderts entgegenreiften. Die beiden vornehmsten Uebel der

deutschen Entwickelung, der Mangel jedes nationalen Bewußtseins in den Beziehungen zu dem Auslande und die Auflösung der Verfassung unter dem Einfluß des religiösen Parteizwistes, wirkten zusammen, um das Reich in dieser Epoche den Angriffen fremder Mächte gegenüber wehrlos zu machen. Während in allen Schlachten der Hugenottenkriege und des niederländischen Befreiungskampfes Deutsche gegen Deutsche fochten, die jungen Sprossen der fürstlichen und ritterlichen Geschlechter in zügellosen Abenteuern für eine fremde Sache Ehre und Blut vergeudeten, und ein fahrendes Söldnerthum, das an die schlimmsten Zeiten schweizerischer Reisläuferei erinnert, die deutsche Männerkraft schwächte, fehlte es daheim an dem nöthigen Zusammenhalt, um die Ueberfahrungen trotziger Nachbarn abzuwehren. Die rühmlichen Bemühungen Maximilians II., der, noch einmal ein wahrhafter Kaiser, nicht blos ein oberstes Haupt der Parteien, für die Förderung deutscher Wehrhaftigkeit offenen Sinn bewies, waren an derjenigen Stelle, welche das Gefühl der Einheit hätte beleben müssen, auf den Versammlungen des Reiches, durch den Eigennutz der mittleren und kleinen Potenzen niedergedrückt worden. Maximilians Vorschlag, die Werbungen für auswärtige Potentaten wo möglich ganz zu verbieten, mindestens von einer besonderen Bewilligung des Kaisers für jeden einzelnen Fall abhängig zu machen, scheiterte an dem Widerspruch von Fürsten und Adel, welche das alte Privileg des Ritterthums, in aller Herren Länder nach freier Wahl Dienste zu nehmen, nicht aufgeben wollten, und sein Plan der Organisation eines Reichsheeres unter einem vom Kaiser zu bestimmenden Generalobersten, wurde von den Fürsten hintertrieben, weil diese in einer starken Waffenmacht des Kaisers Gefahr für ihre territoriale Selbstständigkeit witterten. Nichts kläglicheres kann man sich denken als die Unschlüssigkeit, mit der des Reiches Fürsten und Stände den Grenzverletzungen begegneten, die gleich im Beginn der niederländischen Kämpfe von den Spaniern verübt wurden. Auf mehreren Tagsatzungen der Jahre 1568 bis 1570 in Fulda, Frankfurt a. M. und Speier stritten sie sich darüber, wie man den Uebergriffen, die sich Albas Kriegsvolk auf deutschem Boden erlaubte, ein Ziel setzen könne. Wohl gab es Einige, welche die Meinung aussprachen, daß man nach den Executionsordnungen von 1555 und 1559 verfahren und die Truppen der sämmtlichen Reichskreise aufbieten müsse, um die Spanier aus dem Lande zu jagen, aber die Mehrheit warnte vor jeder kriegerischen That und gerade die Nächstgesessenen, vor allem die geistlichen Kurfürsten, zeigten die größte Besorglichkeit. Ihre Ansicht war, daß man einen so mächtigen Potentaten, wie den König von Spanien, nicht reizen dürfe. Was hatten seitdem die Unterthanen des westfälischen und des niederrheinischen Kreises

von dem Kriegsvolk Philipps II. zu leiden gehabt! Kein Jahr verging, wo nicht die Spanier, Italiener und Wallonen ins Land kamen, die Vorräthe der Bauern fortschleppten, Dörfer und Städte ausplünderten und verwüsteten. Als Rudolf II. die kaiserliche Regierung übernahm, mußte er bereits klagen, daß alle „Commertien" auf dem Rheinstrom aufgehört hätten, die Kolonialwaaren nur noch zu beinahe unerschwinglichen Preisen in das Reich gelangen könnten, weil die Zollstätten an dem deutschen Strome in den Besitz der Spanier und Holländer übergegangen seien[1]. Zu den Verheerungen, welche die fremden Knechte über die Nachbargebiete brachten, kamen die Plackereien der deutschen Söldner, wenn sie rottenweise den Rhein herunter in die Niederlande zogen oder, nach unglücklicher Kriegsfahrt und Meuterei gegen ihre Obersten, desselben Weges zurückkamen, sich oft wochenlang in den Grenzlanden umhertummelnd, ehe sie auseinandergingen. Immer dringender werden auf allen Kreis- und Deputationstagen die Suppliken der bedrückten Stände, Kaiser und Reich aber verharren in ihrer zusehenden Rolle: alles was sie thun ist, daß sie die Friedensverhandlungen zwischen Don Juan und den abgefallenen Provinzen durch ihre Botschafter unterstützen. Mehr als einmal wiegen sie sich in den Jahren von 1577 bis 1581 in dem Traume, daß die Versöhnung des Königs mit den Niederländern dem Abschluß nahe sei. Sie haben kaum ein Auge dafür, wie gerade in jener Zeit unter der kriegerischen Leitung und dem geistigen Impulse Oraniens die niederländische Revolution aus dem Stadium schwächlicher Kompromisse heraustritt und zum Bewußtsein ihrer äußersten Ziele, Losreißung von Spaniens Herrschaft, emporwächst.

Es dauert bis zum Jahre 1582, ehe man wenigstens die Miene annimmt, Ernst zu machen. Auf Rudolfs erstem Reichstage zu Augsburg beschlossen Kurfürsten, Fürsten und Stände, die Mobilisirung der drei Kreise von Westfalen, Nieder- und Oberrhein zum Schutz der Grenzen und zur Befreiung der occupirten Landestheile. Die Kosten für die Exekution sollte das Reich in seiner Gesammtheit übernehmen und dazu jeder Reichsstand den Betrag von zwei Monaten nach dem üblichen Anschlag

[1] Kaiser Rudolf beschäftigte sich mit den niederländischen Angelegenheiten zum ersten Male auf dem Deputationstage von Worms 1578. Die kaiserliche Proposition wurde am 17. April verlesen. Sie hebt zwei Punkte hervor: den Abbruch, der dem deutschen Handel aus dem niederländischen Kriege widerfährt und die Entziehung der Mannschaften. In letzterer Hinsicht heißt es, man werde bald so arm an Kriegsvolk sein, daß man dem Erbfeind keinen Widerstand mehr leisten könne. Rudolf bemühte sich damals um eine Friedensstiftung zwischen Spanien und den Niederlanden. Die Briefe, die er hierüber an König Philipp schrieb, sind der Deputation von Worms mitgetheilt worden: sie finden sich in den Akten des Geh. Staats-Archives zu Berlin.

des Römerzuges beisteuern. Man übertrug die Einleitung weiterer Maßregeln den genannten Kreisen, die als die nächstbenachbarten am besten geeignet waren, über die zweckmäßige Verwendung der Hülfe zu bestimmen. Im Vergleich zu der sonstigen Schlaffheit der berathenden Organe enthielten diese Augsburger Beschlüsse einen merklichen Aufschwung des öffentlichen Geistes: sie durften für die ersten Ansätze einer energischeren Behandlung des niederländischen Kampfes gelten und verfehlten denn auch nicht bei dem Gegner Eindruck hervorzubringen. Der Abgesandte Parma's in Augsburg gerieth in große Bestürzung, als er die Reichsstände eine Thätigkeit entwickeln sah, die Niemand ihnen zugetraut[1]). Allein noch ehe die Abgeordneten der drei Reichsbezirke sich versammeln konnten, — was im Februar 1583 zu Köln hätte geschehen sollen, — war am Rhein jener Krieg ausgebrochen, der in unseren deutschen Geschichten als die truchsessische Fehde bezeichnet wird. Man weiß, wie der Versuch des Gebhard Truchseß von Waldburg, sein kölner Erzstift in ein weltliches, wenn auch nicht gerade erbliches Fürstenthum zu verwandeln, den Streit der evangelischen und katholischen Parteien erregte. Die Feinde Gebhards im kölner Lande, voran die großen Herren des Kapitels, die in weit überwiegender Anzahl dem Römischen Glauben treu blieben, zeigten unter diesen Umständen nicht die mindeste Lust mehr, dem Exekutionsverfahren gegen die am Rhein vertheilten spanischen Besatzungen freien Lauf zu lassen; vielmehr ersahen sie sich den Bund mit dem Gouvernement in Brüssel als das geeignetste Mittel, die Erhebung Gebhards und seiner Anhänger niederzuwerfen. Auf ihrer Zustimmung beruht es, daß gleich in der ersten Epoche der kölner Stiftsfehde einige Regimenter von der Armee des Herzogs von Parma in das kölner Gebiet einrückten. Ihre Hoffnung war dabei von Anfang an, daß die protestantischen Fürsten es nicht wagen würden, gegen den König von Spanien und den Kaiser, der in dieser Sache auf das engste mit der katholischen Aktionspartei verbündet war, die Waffen zu ergreifen. Leider täuschten sie sich nicht! Die evangelischen Interessen spalteten sich und das Unternehmen Gebhards mißlang,

[1]) Comte d'Arenberg au prince de Parme, d'Augsbourg le 21 août 1582: Je crains de ne povoir (sic) bonnement parvenir, voyant icy le grant nombre des contredisans et defavorisans le party de Sa Majesté, joinst à ce que le Cte Don Guillen de St. Clemente (der spanische Gesandte in Wien) m'a confirmé ce que j'ay aultresfois declairé à Vostre Alteze, que le duc d'Anjou auroit envoyé celepart la somme de trente mille escus pour estre distribuez et employés vers aulcuns conseilliers et ministres principaulx d'aucuns des dicts princes d'Empire (Brüsseler Archiv). Er führt also den für Spanien ungünstigen Abschied auf die Bestechungen Anjou's, des damaligen Schirmherrn der vereinigten Niederlande, zurück; übrigens eine unbegründete Beschuldigung.

weil es ihm trotz vereinzelter Unterstützung an dem Nachdruck eines mächtigen Fürstenbundes gebrach. Spanien und ein süddeutsches Hülfscorps, für dessen Ausrüstung Herzog Wilhelm von Baiern die Geldmittel hergegeben, belagerten Bonn und brachten am 24. Januar 1584 diese Hauptveste des kölner Landes durch Verrath der truchsessischen Söldner in ihre Hand. Nachdem hierdurch der Widerstand im Erzstift gebrochen, wandten sich die katholischen Heere nach dem Herzogthum Westfalen, wo ihnen einige leichte Kämpfe bald die Oberhand verschafften. Da nun aber das Vordringen der katholischen Macht auf deutschem Boden für die Niederländer Anlaß wurde, auch ihre militärischen Operationen nach dieser Seite hin auszudehnen, so erfuhren die Rheingegenden durch die Wiederherstellung der katholischen Ordnung in Köln nur noch eine Verschlimmerung ihrer Lage. Mit niederländischer Hülfe warf sich im Mai des Jahres 1585 Graf Adolf von Neuenar, der einer der eifrigsten Parteigänger Gebhards gewesen war und jetzt den Staaten diente, auf die Stadt Neuß und überrumpelte sie. Ein anderer Partisane der Niederländer, der wackerste, aber auch verwilderste Feldhauptmann dieser niederländisch-rheinischen Kriege, Martin Schenk von Nideggen, hielt noch, seit dem truchsessischen Kriege her, die Stadt Rheinberg mit englischen und holländischen Söldnern. Diese Stadt, die von der geldernschen Seite her den Schlüssel zum deutschen Reiche bildete, wurde für die Niederländer das Ausfallsthor, aus dem sie den Spaniern im westfälischen Kreise folgten. Nach einer Angabe der Regierung von Düsseldorf befanden sich im Februar 1586 fremde Besatzungen in Jülich an 19, in Kleve an 27, in Berg an 18 und in der Grafschaft Mark an 9 Stellen.

Wieder hielten die deutschen Fürsten auf einem Deputationstage Rath. Sie tagten in Worms vom Januar bis Mai 1586, und diesmal waren es die Katholiken, die den größten Eifer für die Reichsexekution an den Tag legten, da der Handstreich von Neuß, die Ausbreitung der Niederländer, ihre Religionspartei in den größten Schrecken versetzt hatten. Feierlicher, als sonst die Gewohnheit war, sprachen die kaiserlichen Gesandten bei Eröffnung der Propositionen von den Nothständen des Reiches. Sie verwiesen auf die „Unvermögenheit“, in welche die Stände zu beiden Seiten des Rheins gerathen, auf das „unauslöschliche Feuer, das im geliebten Vaterland zu entstehen drohe“, auf die Gefahr, daß in den Grenzen des Reiches ausländische Mächte sich festsetzen würden, die man dann „niemals oder nur schwer“ werde vertreiben können. Man kehrte zu dem Gedanken der Exekution von 1582 zurück, aber indem man die praktische Ausführung desselben festzustellen suchte, brachen doch wieder die alten Parteiungen aus. Die Katholiken, die auch auf diesen Depu-

tationstagen das Uebergewicht hatten, verlangten, daß der Oberbefehl über die Truppenmacht der Kreise kaiserlichen Kommissarien anvertraut werde, wodurch die Leitung des Exekutionsverfahrens in die Hände des Kaisers gelegt worden wäre. Ihre Meinung war, daß die ganze Reichshülfe dem neuerwählten Kurfürsten von Köln, Ernst von Baiern, zuzuwenden sei, damit dieser in den Stand gesetzt werde, die Stadt Neuß wieder in seine Gewalt zu bringen. Diesem Antrag aber widersprachen die Evangelischen auf das entschiedenste. Es wurde unter den weltlichen Kurfürsten Einigung darüber erzielt, daß man die Exekution in der Form, wie die Katholiken sie vorschlugen, unter keiner Bedingung annehmen dürfe. Als diese trotzdem in ihrem Votum beharrten und dasselbe bei der Abstimmung mit Majorität zum Beschluß erhoben, hinterlegten die Abgesandten von Pfalz, Sachsen und Brandenburg einen förmlichen Protest, der die Wirkung hatte, daß die ganze Angelegenheit des Kreisaufgebotes in sich selber zerfiel[1]). In der letzten Sitzung der Deputation verkündigten die Räthe des Kurfürsten von Köln, daß ihr Herr sich an andere Mächte hängen werde, wenn das Reich ihn im Stiche ließe. Wenige Wochen darauf wurde diese Drohung zur Wahrheit gemacht. Ernst von Baiern erneute den Waffenbund mit der burgundischen Regierung und im Juli 1586 zogen einige Tausend Mann spanischen Kriegsvolkes unter Parmas persönlichem Kommando vor Neuß. Mit dreißig schweren Geschützen wird diese berühmte Festung, die einst Karl der Kühne in elfmonatlicher Belagerung (1474—1475) und trotz mehr als fünfzig stürmender Angriffe nicht hatte einnehmen können, am 28. Juli bezwungen. Von den wüthenden Siegern in Brand gesteckt, geht die Stadt fast ganz in Flammen auf; der Befehlshaber, ein Niederländer, Friedrich Kloet, wird in seinem Hause ergriffen und mit dem Strang zu Tode gebracht[2]). Im Lager

[1]) Der Deputationstag von Worms ist seit Häberlin (Neueste Teutsche Reichsgeschichte XIV. S. 384 ff.) nicht besprochen worden. Häberlin aber kennt nur den Abschied desselben, während er nichts über die Verhandlungen beibringt. Die Spaltung der Stände ist ihm unbekannt. Aus den brandenburgischen Akten über diesen Tag geht hervor, daß die Gesandten den Protest in Folge ausdrücklicher Instruktion des Kurfürsten hinterlegten. Schon am 8. März befahl ihnen Johann Georg, daß sie sich nicht übervotiren lassen sollten, wenn die katholischen Stände die ganze Hülfe dem Kurfürsten von Köln überlassen wollten. Ueberreicht wurde die Protestation am 13. Mai.

[2]) Auf der Herbstmesse von Frankfurt wurden bei den Buchführern Relationen feilgeboten, die den Untergang von Neuß in kläglichem Tone schilderten. Eine dieser Relationen liegt der Darstellung bei Bor „Vervolch vande Nederlantsche Oorloghen“ XXI. fol. 42 (Amsterdam 1621) zu Grunde. Auch Eyzinger „Relationum historicarum quarta pars“ 2. Ausg. p. 146 (Köln, auf der Burgmawren bey Gottfrid von Kempen 1592) folgt einer solchen Relation.

vor der vernichteten deutschen Stadt überreicht der Nuncius des Papstes Sixtus V. dem spanischen Heerführer Feldhut und Schwerdt, die der römische Bischof geweiht hatte. Es mag als Zeugniß dienen für die Bestrebungen, welche die katholische Reaktion mit diesem Rheinfeldzuge verband, wenn damals Wesel, der Vorort des niederländisch-rheinischen Kirchenwesens, durch den Herzog Johann Wilhelm von Jülich-Kleve aufgefordert wurde, die evangelischen Prediger abzuschaffen, wenn die Stadt sich nicht das Schicksal von Neuß bereiten wolle. Die Armee bewegte sich dann gegen Rheinberg und fing am 13. August an, auch diese Stadt, die von Martin Schenk und dem englischen Obristen Morgan vertheidigt wurde, zu belagern. Da aber die Anwesenheit der Truppen in den Niederlanden nothwendig wurde, wo der Gouverneur der vereinigten Provinzen, Graf Leicester, Züthphen bedrängte, mußte die Umzingelung von Rheinberg aufgegeben und die Vertreibung der Niederländer aus den Rheinlanden auf spätere Zeit verschoben werden.

Auch in den nächsten Jahren hat der Kampf unter wechselnden Geschicken seinen Fortgang gehabt. Er steht mit den großen strategischen Aufgaben der spanischen Feldzüge während dieser Epoche im engsten Zusammenhange. Der Schwerpunkt des Krieges lag damals in den nördlichen Provinzen, welche die Spanier noch einmal ganz für sich zu gewinnen suchten. Beide Parteien mußten daher auf den Besitz der deutschen Grenzfestungen, welche die Flanke des gemeinsamen Angriffsobjectes deckten, das größte Gewicht legen. Dabei richtet es sich immer nach den Entscheidungen auf dem eigentlichen Kriegsschauplatze, welche von beiden Parteien in den rheinischen Gebieten die Oberhand gewinnt. Die Waage neigt sich stets zu Gunsten derjenigen, die gleichzeitig auch in den Niederlanden die mächtigere ist. Seit dem Jahre 1586, wo die Sache der Unirten geschwächt war durch kirchlichen Zwist und bürgerliche Unruhen, das niederländische Kriegsvolk einige gute Waffenplätze an den Grenzen wie Grave und Venlo verlor (Mai und Juni 86[1]), war auch am Rhein der größere Vortheil auf Seiten der Spanier, und dieses Verhältniß behauptete sich eine Zeitlang. Die Fortdauer der religiösen und politischen Wirrnisse, die während des Jahres 1587 an einzelnen Orten zur offenen Empörung gegen die Autorität der Generalstaaten ausarteten, die Entfremdung zwischen den Staaten und England, die endlich zur Abberufung des Grafen Leicester führte, die Belagerung von Sluys, die wieder mit einem Siege der Spanier endete (August 87), alle diese Ereignisse

[1]) Vgl. Vaderlandsche Historie (Amsterdam 1753) XIII. p. 126 sq. Bor. XXI. fol. 26. Beide Städte wurden, wie damals noch so viele, von den unzuverlässigen Besatzungen übergeben.

machten es den Niederländern unmöglich, eine besondere Thätigkeit am Rhein zu entfalten. Erst am Ende des Jahres 1587, als die Spanier alle ihre Kräfte auf jene große Unternehmung sammelten, die an den Namen der unüberwindlichen Flotte geknüpft ist, erhob sich Martin Schenk und brachte mit zwei- bis dreitausend Mann die Stadt Bonn durch List und Gewalt in seine Hand (23. Dezember 1587). Dieser Sieg wäre für die Festsetzung der Niederländer am Rhein entscheidend gewesen, wenn die Verhältnisse ihnen erlaubt hätten, zur Vertheidigung des neugewonnenen Stützpunktes eine ansehnliche Truppenmacht in das kölner Erzstift zu werfen. Allein ihre eigenen Angelegenheiten, die Gefahr, welche die gewaltigen Rüstungen der Spanier über sie verhängten, beschäftigten sie derart, daß sie alle ihre Kräfte zusammenhalten mußten. Es bildet ein Moment in dem großen aggressiven Plan, den die Spanier damals verfolgten und der zugleich Frankreich, England und die Niederlande umfaßte, daß Parma mehrere Regimenter gegen den Rhein entsenden konnte, denen die schwächere Besatzung von Bonn nicht gewachsen war: die Stadt mußte sich im September 1588 dem Prinzen von Chimay ergeben. Die vereinigten Provinzen geriethen noch einmal in die äußerste Bedrängniß. Am Ende des Jahres 1588 waren nur Holland, Seeland, Utrecht und Friesland von spanischen Besatzungen frei[1]). Aber durch die Einnahme von Gertruidenburg (April 1589) öffnete sich Parma den Paß nach Holland und Seeland; Friesland wurde von Gröningen aus beunruhigt, das noch ganz dem König gehörte. Vollends in den occupirten deutschen Gebieten erlitt die Macht der Niederländer eine schwere Erschütterung. Im Juli 1589 erschienen die Spanier vor der Stadt Rheinberg, die, trotz mehrfacher Hülfsgesuche von den Generalstaaten verlassen, endlich im Februar 1590 kapituliren mußte. Schenk war schon vorher (August 1589) bei einem tollkühnen Anschlag auf Nymwegen ums Leben gekommen. Graf Adolf von Neuenar überlebte ihn nur um einige Wochen; er starb am 7. Oktober. Es waren die beiden wackersten Kämpen der rheinisch-niederländischen Kriege, die hier zu Grunde gingen. Die Art, wie sie endeten, entsprach ihrem ungestümen Leben. Schenk ertrank im Waalflusse, als er sich in nächtlicher Dunkelheit auf einem Kahne den Mauern der feindlichen Stadt nähern wollte; Neuenar fand gerade in dem Augenblick, wo er sich zum Entsatz von Rheinberg rüstete, den Tod durch eine Pulverexplosion im Arsenal von Arnheim.

[1]) Ueber die Lage der unirten Provinzen im Jahre 1588 ist ausführlicher gehandelt in dem vortrefflichen Buche: Tien Jaren uit den tachtigjarigen Oorlog (1588—98) door Dr. R. Fruin (2. Ausg. Amsterdam Gebhard 1861. 411 SS. 8.) p. 1 sq.

Am Anfang des Jahres 1590 gab es im Erzstift Köln nicht eine niederländische Besatzung mehr. Auch aus dem westfälischen Kreise hatte sich das Kriegsvolk der Herren Staaten fast ganz zurückziehen müssen. In Kleve z. B. hielten sie nur noch zwei Orte: die Schenkenschanze bei Gravenwerth und eine andere an der Issel, wenige Stunden vor Arnheim. Die Spanier dagegen lagen in Ruhrort, Ringenberg, Orsoy, in mehreren Orten um Wesel, Emmerich, Xanten, in Alpen und noch in vielen kleinen Plätzen; nicht weniger als neun ihrer Orlogschiffe ankerten im Rhein auf der Strecke, die er durch klevisches Gebiet fließt[1]). Noch vollständiger war ihre militärische Herrschaft im kölner Erzstift, hier hatten sie alle wichtigeren Festungen und Schlösser in ihrer Gewalt; Bonn, Neuß, Rheinberg, Uerdingen, Kaiserswerth gehörten ihnen; wo auch der wittelsbachische Kurfürst sich aufhielt, er befand sich inmitten spanischer Besatzungen.

Allmälig aber hatte die langwierige Besetzung der Reichsgrenzen bei den deutschen Ständen lebhaften Unmuth erweckt. Vornehmlich die Evangelischen glaubten Grund zur Besorgniß zu haben, denn sie wähnten, daß die Spanier, einmal Herren des Rheinstromes, weiter in Niederdeutschland eindringen würden, um die Restauration des Katholicismus mit Waffengewalt durchzusetzen. Schon im April 1589 waren von mehreren Fürsten Gesandschaften nach Prag geschickt worden, die den Kaiser auffordern sollten, für die Befreiung der Reichslande Sorge zu tragen. Es erging Rudolf II. auch hier, wie bei fast allen Akten seiner Regierung: er wurde zwischen zwei Parteien gestellt, von denen er keiner unbedingt nachgeben, keine unbedingt von sich stoßen wollte. So sehr ihm der Aufenthalt des fremden Kriegsvolkes zuwider war, würde er doch niemals daran gedacht haben, sich in einen Krieg mit den Spaniern einzulassen, und so wenig das Exekutionsverfahren, auf das die Fürsten jetzt wieder antrugen, seinen Wünschen entsprach, so meinte er doch nicht, es unbedingt zurückweisen zu dürfen[2]).

Die drei Kreise, denen man schon im Jahre 1582 die Vertheidigung übertragen hatte, sandten im März 1590 ihre Kriegskommissare nach

[1]) Nach den Akten des Deputationstages von 1590. Berl. Geh. Staats-Archiv.

[2]) Im Brüsseler Archiv (Secretairerie d'État d'Allemande: Coll. Correspondance avec les Empereurs) findet man eine ganze Anzahl von Briefen Rudolfs an Parma seit 1576, welche den General zur Räumung des deutschen Gebietes auffordern. Schon am 17. Juni 87 schreibt der Kaiser, die westfälischen Stände seien entschlossen, „angeregte Beschedigung weitter nicht zu gedulden, sonder sich darwider vermög Unser und des Heil. Reichs Ordnungen mit Irerselbst Macht und der benachbarten Kreishilff zu schützen. So haben wir nicht wollen underlassen, D. Lb. dessen allen hiemit gleichfalls zu erinnern".

Köln, um über die geeigneten Maßregeln zum Schutze der rheinisch-westfälischen Lande zu berathen. Es war gerade sieben Jahre her, daß ihre damals durch den truchsessischen Krieg vereitelte Tagfahrt nun wirklich zu Stande kam. Welche Fülle von Begebenheiten, schimpflich für den deutschen Namen, lag dazwischen! Der Uebermuth der Spanier hatte im Augenblick den Gipfel erreicht. Die Briefe, die der Kaiser an Parma schickte und worin er ihn zur Räumung des deutschen Landes aufforderte, blieben ohne allen Eindruck auf den spanischen General. Es wurde ein Plan entdeckt, den das brüsseler Gouvernement gegen die vornehmsten klevischen Städte, Kleve, Wesel, Emmerich, Rees und Kalkar im Schilde führte; nur die Aufmerksamkeit der städtischen Wachen vereitelte den Ueberfall. Jeden Augenblick aber konnte er sich erneuern, denn die spanische Besatzungslinie war so geführt, daß sie die jülich-klevischen Lande fast allseitig umspannte. Durch ihre Garnisonen im Erzstift waren sie Meister des Rheins längs der bergischen Seite und durch eine Schanze gegenüber von Bonn hatten sie sogar auf bergischem Boden festen Fuß gefaßt. An dem unteren Lauf des Flusses aber gewährten ihnen die Forts, die sie vor Rheinberg und Rees errichtet hatten, einige sichere Stellen für die Anlage eines Brückenkopfes und außerdem die festesten Stützpunkte für ihre Operationen auf beiden Seiten des klevischen Gebietes. Durch ein starkes Lager endlich, das sie in den Grafschaften Blankenheim und Manderscheid unterhielten, wurde es ihnen möglich, das Fürstenthum Jülich von der Südseite her anzugreifen.

Die Obristen der Bezirke von Westfalen, Nieder- und Oberrhein fanden unter diesen Umständen bei ihren Besprechungen in Köln, daß die Kriegsmacht der drei Kreise nicht ausreiche, um die Spanier aus den deutschen Grenzen zu vertreiben. Sie unterzeichneten am 27. März einen Abschied, laut dessen innerhalb 6 Wochen, bis zum 15. Mai, wieder in Köln, eine neue Deputation, bestehend aus den Abgeordneten von noch zwei anderen Kreisen, zusammentreten sollte. Die Absicht, die dabei zu Grunde lag, war, die Vertheidigung auf die Theilnahme von fünf Kreisen auszudehnen: die Hälfte des Reiches unter die Waffen zu rufen[1]).

Das Verständniß der folgenden Begebenheiten erschließt sich uns erst, wenn wir untersuchen, welche Aussichten sich einem kriegerischen Unternehmen des deutschen Reiches unter den damaligen Umständen darboten.

---

[1]) Ueber diese erste bisher völlig unbekannte Tagfahrt in Köln lag ein Bericht des Grafen Ernst d. Ae. von Solms-Lich, Obristen des oberrheinischen Kreises vor, d. d. Lich, 30. März 1590. Copie wurde von Markgraf G. Friedrich an Joachim Friedrich mitgetheilt (Berl. Geh. Staats-Archiv).

Wir müssen auch hier von den Beziehungen ausgehen, die zwischen den Ereignissen am Rheine und dem Entwickelungsgange der allgemeinen europäischen Politik bestanden.

Das Jahr 1590 bezeichnet insofern eine Krisis in den religiös-politischen Kämpfen, als es einfürallemal die Tendenzen universaler Herrschaft zerstörte, mit denen die spanische Monarchie sich bis daher getragen hatte. Denn in diesem Jahre kam Heinrich IV. von Navarra empor, dessen Königthum die Verbindung zwischen Spanien und der katholischen Liga Frankreichs durchriß und die bisher so schroff gesonderten religiösen Parteien Frankreichs unter kräftiger Zusammenfassung der obersten Staatsmacht vereinte. Zugleich trat eine glückliche Wendung in den Verhältnissen der Niederlande ein, denn die Union schwang sich damals zu kriegerischen Erfolgen auf, die ihr niemals wieder entrissen werden konnten und die auch den inneren Zuständen des jungen Freistaates reiche Früchte trugen. Trotz der Union von Utrecht (1579) und der Lossagung von Spanien (1581) fehlte den verbündeten Provinzen noch immer die natürlichste Grundlage aller staatischen Formation, die Einheit und Selbständigkeit des territorialen Gebietes. Bis nicht die letzte spanische Besatzung aus den Unionslanden vertrieben und dadurch die Einwirkung spanischer Parteien, die sich noch allenthalben regte, ausgeschlossen, war an ein starkes Gemeinwesen nicht zu denken. Die Bevölkerungen blieben getheilt, ihre natürlichen Kräfte unterbunden. In den letzten Jahren waren die Niederländer gezwungen worden, sich in der Defensive zu halten; mit dem Ende des Jahres 1589 aber begann eine neue Epoche ihrer Kriegsführung; sie rüsteten sich, dem Feinde die Besatzungen zu entreißen, über die er im Norden noch verfügte. Ihren ersten Sieg erfochten die Staaten in Gröningen, wo der kriegstüchtige Gouverneur Westfrieslands, Graf Wilhelm von Nassau, die feste Schanze bei Soltkamp an der gröninger Küste erstürmte (Oktober 1589[1]). Auch Graf Moritz, der im Anfang des Jahres 1590 zu seiner Statthalterschaft über Holland, Seeland und Westfriesland noch die von Overyssel und Utrecht bekam, brannte vor Begierde, die Offensive zu ergreifen. Die Aussichten standen günstiger als je, denn soeben trat eine Verflechtung der französischen und niederländischen Angelegenheiten ein, die zur Schwächung der spanischen Kriegsmacht führen sollte. Am 1. August 1589 war Heinrich III. von Frankreich ermordet worden. Mit einem starken und zuverlässigen Heere, in welchem ein großer Theil des royalistischen Adels diente, stand das Haupt der französischen Hugenotten, Heinrich von Navarra, in der Normandie, bereit für die Anerkennung

[1]) Vaterlandsche Historie VIII. 312. Bor. XXVI. 42.

seines legitimen Erbrechtes die Waffen zu erheben. Hätte er es nur mit dem Widerstand der katholischen Liga und der von den Aufreizungen des Klerus beherrschten Hauptstadt zu thun gehabt, so würde es ihm leicht geworden sein, seine Sache durchzukämpfen, da ohnehin Adel und Volk der Provinzen für ihn waren. Allein die Liga kam auf den alten Gedanken zurück, mit Hülfe Spaniens den ketzerischen König vom französischen Thron auszuschließen. Philipp II. ging mit dem größten Eifer darauf ein, theils in dem allgemeinen Interesse der katholischen Kirche, als deren Vorkämpfer er sich betrachtete, theils mit Rücksicht auf die Niederlande. Denn durch eine Vernichtung der Hugenotten, eine Unterdrückung des französischen Protestantismus, schien ihm, werde auch die burgundische Empörung am leichtesten zu Boden geworfen werden. Nur bei dem Gouverneur der Niederlande stieß die Intervention in Frankreich anfangs auf Schwierigkeiten. Parma hatte dem König schon früher seine Gegengründe entwickelt und noch im letzten Augenblicke glaubte er, seine warnende Stimme erheben zu müssen. Er schickte einen seiner talentvollsten jüngeren Räthe, Richardot, nach Madrid, um auch am Hofe die Gefahren darzustellen, die aus einer Entfernung der Truppen dem niederländischen Gouvernement erwachsen könnten. Aber seine Einwürfe blieben wirkungslos. Philipp gab den Befehl, zunächst ein kleineres Truppenkorps nach Frankreich zu senden. Im Beginn des Jahres 1590 gingen achtzehnhundert burgundische Reiter, von Philipp Grafen von Egmont, dem ältesten Sohne Lamorals und Verwandten der Guises geführt, über die Grenze. Was folgte, ist allgemein bekannt. Auf der Ebene von Ivry trug am 14. März 1590 das nationale Königthum Frankreichs über die spanisch-ligistische Verbindung den Sieg davon, — ein Ereigniß, das insofern in die Geschichte der Niederlande hinüberspielt, als die Bundesgenossenschaft des Siegers von Ivry auf den glücklichen Ausgang des niederländischen Freiheitskampfes den mächtigsten Einfluß ausgeübt hat. Während dann Heinrich die schon früher (November 1589) begonnene Umzingelung von Paris wieder aufnahm (April 1590), wurde die Liga vollends in die Arme Spaniens geführt. Auf französischem Boden, in dem Städtchen Condé, hielt der Herzog von Mayenne, das militärische Haupt der Ligisten, eine Zusammenkunft mit Parma. Er verhehlte nicht, daß das Schicksal der Hauptstadt von den Entscheidungen Spaniens abhänge und stellte die Ernennung des Königs zum Schutzherrn von Frankreich in Aussicht. Man sah es seitdem für gewiß an, daß Parma mit dem Gros seiner Armee nach Frankreich aufbrechen werde[1]).

---

[1]) Vergl. Ranke, Sämmtliche Werke VIII. S. 357 ff. Fruin S. 85 ff. Ueber die in deutschen Darstellungen noch nicht bemerkte Zusammenkunft zwischen Mayenne und

Gewiß die folgenreichste Veränderung für die unirten Provinzen, wenn die Macht ihrer Gegner auf diese Weise zertheilt wurde. Ohnehin hatten sie den Krieg von 1590 unter den glücklichsten Vorbedeutungen eröffnet. Im März 1590 war ihnen die Einnahme von Breda geglückt. Nicht eben eine Waffenthat ersten Ranges, ein verwegenes, aller strategischen Berechnung zuwiderlaufendes Unternehmen, das aber, weil es von Erfolg gekrönt war, später nicht mit Unrecht als der Anfang von Moritz's glänzender Feldherrnlaufbahn gefeiert worden ist. In dem Kriegslager von Breda fanden zum erstenmale wieder die oranischen Sympathien einen stürmischen Ausdruck; die Trompeter bliesen das einst auf Wilhelm von Nassau gedichtete Schlachtlied: „Wilhelmus von Nassau bin ich, von deutschem Blut", und im ganzen Lande verlieh dieser erste Sieg den patriotischen Stimmungen einen höheren Schwung. Ueberall wurden die Glocken gezogen, Freudenfeuer angezündet, Dankgottesdienste abgehalten.

Nicht minder bedeutsam war, was in den nördlichen Provinzen vorging. In Gröningen hatte Wilhelm Ludwig von Nassau seine Truppen so vertheilt, daß er den spanischen Gouverneur, Franz von Verdugo, der mit dem Oberbefehl über die königlichen Besatzungen zugleich in Westfriesland und Overyssel betraut war, vollständig in Schach hielt. Schon am 15. März, einen Tag nach der Schlacht von Jvry, klagt Verdugo dem Herzog von Parma die Verlegenheit, die ihm daraus erwuchs, daß er keine Kontributionen mehr in den Nachbarlanden erheben konnte. Seine Herrschaft in Friesland schildert er als völlig vernichtet; selbst seine Stellungen in Geldern und Overyssel hält er für gefährdet; er fürchtet, Zütphen und Deventer zu verlieren, wenn ihm nicht bald Sukkurs gesendet werde[1]).

Um diesen Umschwung der Dinge ganz zu verstehen, muß man bemerken, wie er auf die Zustände der Spanier in den Rheinlanden zurückwirkte. Schon mußte Parma die in den deutschen Gebieten vertheilten Truppen näher an das Hauptheer in den Niederlanden heranziehen. Von dem Lager vor Wesel z. B. wurden im Februar 1590 zwanzig Kornet auf einmal nach Friesland abkommandirt. Ende März lief dann ein großer Theil der spanischen Soldaten, die an der Jssel standen, aus

Parma in Condé: Mémoires de Mr. de Villeroi (Coll. Michaud et Poujoulat I, 157): . . . la venue du duc de Parme en ce royaume, dont il ne fallait plus douter, ainsi que j'avois appris de ceux qui avoient accompagné ledit duc de Mayenne à Condé, où il avoit veu ledit duc de Parme. Vgl. Dondoni Historia de rebus in Gallia gestis ab Alexandro Farnesio p. 132.

[1]) Ueber Breda, Fruin S. 95. Bor. XXVII. fol. 24 bleibt noch immer die beste Quelle für diese schöne Waffenthat, die allsogleich auch dichterisch verherrlicht wurde. Auch den Brief Verdugo's hat Bor. fol. 27 b. ff.

Mangel an Sold von den Fahnen fort, während einige niederländische Regimenter sich gegen Brabant in Bewegung setzten. Und im Frühjahr 1590 keimten im staatischen Lager weitere Entwürfe. Der niederländische Gouverneur von Friesland hatte sich nach dem Haag begeben, um den Generalstaaten einen Kriegsplan zu unterbreiten, dessen Ausführung später Jahre lang die Thätigkeit Moritz's in Anspruch nehmen sollte. Er entwickelte den Vortheil, welchen ein Angriff auf die Rheinfestungen in diesem Augenblick darbieten würde. Zunächst freilich wiesen die Staaten diesen Vorschlag von der Hand; wie begierig aber würden sie auf denselben zurückgekommen sein, wenn die deutschen Fürsten mit der beabsichtigten Exekution vorgegangen wären[1]).

Es schien also diesmal nur eines Entschlusses zu bedürfen, um mit der Herrschaft der Spanier am Rhein ein Ende zu machen. Selbst auf die stillschweigende Connivenz der katholischen Reichsstände durfte der Gouverneur nicht mehr sein Vertrauen setzen. Von allen Regierungen, welche den kölner Kreistag beschickten, hatte keine lebhafter für die Exekution sprechen lassen, als die des Herzogs Wilhelm von Jülich, an deren strengkatholischer Gesinnung selbst der Hof von Brüssel nicht zweifelte. Der jülichsche Marschall hatte erklärt, daß sein Herr zu jedem Opfer entschlossen sei, wenn dem schwerbedrückten Lande Ruhe vor den Spaniern geschafft werden könne; den fünften, den vierten, ja, wenn es Noth thäte, den dritten Mann von seinen Unterthanen wolle er zur Grenzvertheidigung aufbieten.

Mit einiger Spannung folgt man den weiteren Beschlüssen der Reichsorgane. Es nahte die Zeit, wo die Abgeordneten der fünf Kreise zusammentreten sollten. Außer Westfalen, Ober- und Niederrhein waren die berufenen: Schwaben und Niedersachsen. Es dauerte einige Tage über die festgesetzte Zeit, ehe sie in Köln zusammentraten. Den äußeren Rahmen ihrer Verhandlungen bildete eine aufgeregte und von politisirendem Streit erfüllte Stadtgemeinde. Die Bürger ließen die heftigsten Vorwürfe gegen Kurfürst Ernst laut werden, der allein daran Schuld sei, daß man die Spanier im Lande habe. Freilich wurde dabei vergessen, wie im Jahre 1583 Bürgermeister und Gaffeln von Köln die lebhafteste Genugthuung über das Erscheinen der Spanier an den Tag gelegt hatten; galt es doch damals, wie die aufhetzenden Priester verkündigten, den grauenhaften Abfall Gebhards zu rächen. Im Augenblick jedoch wurden die religiösen Gegensätze zurückgedrängt durch die materielle Noth, die über Kaufherren

[1]) Die Bewegungen der Spanier nach Briefen aus Jülich an Pfalzgraf Johann Kasimir, von diesem mitgetheilt an Georg Friedrich, in der Ansbachischen Correspondenz des Berl. Geh. Staats-Archivs, vergl. Fruin S. 94 ff.

und Gewerbsleute von Köln hereingebrochen. Seit der spanischen Rheinblokade lag Handel und Wandel darnieder, die Preise der Lebensmittel waren aus Mangel an Zufuhr erheblich gestiegen. Selbst vor einem plötzlichen Ueberfall fühlte man sich nicht sicher; Mauern und Thürme waren wie zum Kriege bemannt; bei Tage lagen vier, bei Nacht sechs Fahnen bewaffneter Bürger aus den Zünften auf Kundschaft aus. Am 28. Mai wurden die Sitzungen der Kreisdeputirten auf dem städtischen Rathhause eröffnet. Gleich die Prüfung der Vollmachten wirkte ernüchternd auf die Anwesenden. Es ergab sich, daß einer der eingeladenen Kreise, der schwäbische, nicht erschienen war, — „weil er zu weit entsessen sei" — lautete seine schlechte Entschuldigung. Auch die vom Oberrhein hatten nicht viel Tröstliches zu melden; sie verkündeten, daß sich soeben in ihrer Mitte, an der Saar, Werber der französisch-ligistischen Partei niedergelassen hätten, und daß die oberrheinischen Fürsten selbst ihrer Truppen bedürftig seien, um sich vor den Brandschatzungen des zu dem Musterplatz herzulaufenden Söldnervolkes zu schützen. Sie bäten daher, daß man sie aus dem Spiele lasse und an ihrer Stelle den obersächsischen Kreis zur Exekution aufmahne. In dem niederrheinischen Kreise standen sich die Stimmen der Kurfürsten gegenüber; Pfalz war für die Aufbietung der Reichshülfe, die drei geistlichen Kurfürsten dagegen. Unter dem Einfluß dieser Differenzen wurden selbst die Abgeordneten des westfälischen Kreises, obgleich ihn die Sache am nächsten anging, schwankend, und es blieben schließlich nur die Niedersachsen, die eine offne und energische Sprache führten. Ihr Redner, der Kanzler Joachim Friedrichs, des Administrators von Magdeburg, Johann von Löben, las aus seiner Instruktion die Rathschläge vor, zu denen er befehligt war. Die Summe derselben bestand darin, daß auf Kosten der fünf Kreise, vorbehaltlich späterer Vertheilung auf sämmtliche Reichsstände, ein Heer von 5000 Mann z. F. und 3000 z. R. ausgerüstet werde.

Allein in der Versammlung überwog eine andere Meinung. Man fand, daß es wider alle Gewohnheit sei, sich in einen Krieg zu stürzen, ehe man noch einmal den Versuch gemacht habe, sich mit dem Gegner auf friedlichem Wege zu verständigen. Dazu aber sei der richtige Weg, daß man Botschaften zu den Niederländern und Spaniern entsende und sie auffordere, den Boden des Reiches gutwillig zu verlassen. Es hat an Einwürfen gegen dieses diplomatische Verfahren nicht gefehlt. Einige Gesandte verwiesen auf die Erfolglosigkeit der kaiserlichen Mahnbriefe; mit Vorstellungen und Missionen habe man noch nie etwas erreicht. Zuletzt aber siegte auch hier die Majorität der katholischen Stimmen, die damals alle Reichstage und sonstige Konvente beherrschte und deren über-

mächtiger Einfluß während der Epoche Rudolfs II. die inneren Verhältnisse Deutschlands einer unaufhaltsamen Zersetzung entgegengeführt hat. Die katholischen Stände zogen sich auf das Argument zurück, daß die bisherigen Verhandlungen nur darum wirkungslos geblieben, weil sie von dem Kaiser allein ausgegangen, während eine Aufforderung im Namen so vieler Fürsten und Kreise bei dem Gegner einen ganz andern Eindruck hervorbringen werde. Es zeigt die ächt deutsche Schwerfälligkeit der Debatte, wenn über diesen Punkt sechs Tage hindurch, je in zweimaligen Sitzungen, Morgens und Nachmittags, wie es die Gewohnheit war, hin- und hergesprochen worden ist[1]).

An sich leuchtet ein, daß der Kreistag von Köln durch Annahme des Majoritätsbeschlusses seine Aufgabe noch keineswegs erschöpft hatte. Man mußte den Fall ins Auge fassen, daß die Gesandten bei Parma und den Staaten einen ablehnenden oder zweideutigen Bescheid erhielten, und im Hinblick auf diese Möglichkeit mußte man sich über die ferner zu ergreifenden Maßregeln schlüssig machen. Als man auf diese Frage kam, nahmen die Vertreter von Niedersachsen noch einmal Gelegenheit, ihren Vertheidigungsplan zu entwickeln. Sie verlangten, daß man die Zwischenzeit, welche auf die Schickung nach den Niederlanden vergehen werde, zur Anwerbung eines Reichsheeres benutze. Denn gewaffnet werde man desto sicherer den Frieden haben. Bei den vorgeschlagenen Zahlen der Truppenmacht stehen bleibend, führten sie den Nachweis, daß die Summe von 150,000 Gulden monatlich hinreiche, um die Grenzbezirke auf den Kriegsfuß zu setzen. Durch rechtzeitige Entschlüsse könne vielem Unheil vorgebeugt werden. Ob nicht die jahrelangen Plünderungen der Feinde den unglücklichen Landen das Zehnfache von dem gekostet hätten, was jetzt für ihre Befreiung aufzubringen sei? Man müsse nur für eine wohlineinandergreifende Kriegsverfassung sorgen; jedes Kontingent unter einem tüchtigen Obristen, ein Generalobrist über Allen, Munition und Geschütz auf Kosten der Kreise, denen die Landesrettung vornehmlich zu Gute komme, wobei die vollen Rüstkammern der Stadt Köln nicht zu vergessen seien. Wegen Bestreitung der Geldmittel wurde an die zu Augsburg (1582) bewilligten Römermonate erinnert, die der niedersächsische Kreis längst in seinen Kassen vorräthig liegen habe. So mannhafte Erklärungen rissen denn doch einen und den andern Stand zu kräftigerer Haltung fort. Die

[1]) Für diesen zweiten Kölner Kreistag lagen vor: einmal die Berichte der im Auftrage Marien Eleonorens von Ansbach aus nach Jülich geschickten Räthe, Freiherr von Tettau und Dr. Fabritius, und sodann die Relationen des Zweibrückenschen Rathes, Gallus Tüschelin, an seinen Herrn, den Pfalzgrafen Johann, die von Zweibrücken abschriftlich an Georg Friedrich überschickt wurden (Berl. Geh. Staats-Archiv).

Westfalen ließen sich vernehmen, daß sie bereit seien, in ihrem Kreise sogleich zu einem Aufgebote der Söldner zu schreiten, wenn die kurfürstlichen Räthe dem Vorschlage Niedersachsens ihre Zustimmung gäben. Aber gerade in dem kurrheinischen Kreise standen sich die Meinungen, wie schon bemerkt, am schroffsten gegenüber. Man würde über die Politik der drei geistlichen Kurfürsten zu bitter urtheilen, wenn man behaupten wollte, daß der Fortbestand der spanischen Herrschaft am Rhein von ihnen gutgeheißen oder gar direkt unterstützt worden wäre. Selbst Kurfürst Ernst hätte doch Vieles darum gegeben, wenn er die fremden Besatzungen in seinen Städten wieder los geworden wäre. Er hat seit dem Jahre 1588 mehrere Gesandschaften an Parma geschickt und ist persönlich bei ihm erschienen, um sich mit dem Gouverneur über die Entfernung der spanischen Truppen in Güte zu einigen. In Brüssel ist er dann jedesmal damit beschwichtigt worden, daß sich die Niederländer der Rheinplätze bemächtigen würden, sobald man die Königlichen aus denselben zurück zöge. Auch von den Kurfürsten von Mainz und Trier wurde die Anwesenheit der Spanier seit lange als eine drückende Last empfunden; es kam nicht selten vor, daß sie sich über Einlagerungen und Erpressungen derselben zu beklagen hatten. Nur regten sich in diesen Fürsten doch wieder eigenartige Bedenken gegen die Kreishilfe, wie sie bisher im Vorschlage gewesen. Sie empfanden die Besorgniß, daß Spanien mit der äußersten Gewalt über die Nachbarlande daherfahren werde, noch ehe die Exekution zu Stände käme. Fehlte dann den deutschen Waffen der Sieg, so geriethen die immer zunächst bedrohten rheinischen Territorien in eine noch schlimmere Lage als zuvor. Es geschah in diesem logischen Zusammenhange, daß die geistlichen Kurfürsten einen neuen Gesichtspunkt für die Reichsvertheidigung, falls sie trotz der Sendung in die Niederlande noch nothwendig werden sollte, aufstellten. Sie machten geltend, daß die Kraft der bisher aufgerufenen Kreise nicht hinreichend sei, um die militärische Aufgabe durchzuführen, und schlugen vor, zur Berufung der sämmtlichen Kreise zu schreiten. Die Verfassung bestimmte, daß der Zusammentritt der zehn Reichskreise nur auf ein besonderes Ausschreiben des Kurfürsten und Erzkanzlers von Mainz, stattfinden könne[1]), und in diesem Sinne brachten denn auch die Geistlichen ihren Antrag ein. Es hat an Widersprüchen dagegen nicht gefehlt. Die Niedersachsen begehrten, daß man diesmal von den Bestimmungen der Reichsgesetze absehen möge. Die in Köln vertretenen Kreise könnten sogleich Abgeordnete nach Frankfurt a. M. entsenden, während die übrigen eingeladen würden,

[1]) Vgl. Reichsabschied von 1555 § 62 ff. und von 1559 § 50 ff.

ihre Bevollmächtigten in kürzester Frist ebenfalls dorthin zu schicken. Auf diese Weise gelange man schneller zum Ziele, als wenn die Sache erst dem Kurfürsten von Mainz anheimgestellt werde. Aber sie blieben mit dieser Ansicht völlig vereinzelt; selbst die Westfalen fanden es bedenklich, den hergebrachten Formen der Reichskonstitutionen zuwiderzuhandeln. Das Votum der geistlichen Kurfürsten und der mit ihnen verbundenen katholischen Majorität gab auch diesem Tage Richtung und Abschluß. Am 15. Juni werden die Beglaubigungsbriefe für die Kommissäre bei Parma, mehreren seiner Untergenerale und den Staaten der vereinigten Provinzen ausgefertigt. Weiter wird verabschiedet, daß durch den Kurfürsten von Mainz innerhalb einer Frist von acht Wochen ein Deputationstag nach Frankfurt ausgeschrieben und dem Kaiser von den Beschlüssen Kenntniß gegeben werden solle. Es hat schon in dem Augenblicke, wo diese Entscheidungen getroffen wurden, nicht an solchen gefehlt, die der Reichsdeputation von 1590 denselben fruchtlosen Verlauf wie den früheren voraussagten [1]).

Dies ist die Art und Weise, wie die Mehrzahl der Fürsten und Stände die schrankenlose Gewalt, die von fremden Mächten in des Reiches Grenzen verübt ward, Jahr für Jahr mit stumpfer Gleichgültigkeit erduldeten. Und doch giebt die bisherige Erzählung nur eine unvollkommene Vorstellung von dem Elend, welches der rheinisch-niederländische Krieg über weite Strecken deutschen Gebietes verhängte; ein lebendiges Bild davon gewinnt man erst, wenn man sich vergegenwärtigt, wie das arme Volk des Niederrheinlandes unter der rohen Barbarei der spanischen Kriegshorden lebte und litt. Ueberhaupt sollte die Geschichtschreibung sich niemals damit begnügen, nur den pragmatischen Verlauf der Begebenheiten zu schildern, aus dem sich doch immer nur eine formelle Erkenntniß der Geschichte ableiten läßt. Sie sollte sich immer die Aufgabe setzen, in die Zustände des Volkslebens einzudringen und die Wandelungen zu verfolgen, die sich an denselben unter dem Einflusse der politischen Bewegungen vollziehen. Die moralischen und die materiellen Folgen, welche die geschichtlichen Ereignisse nach sich ziehen, gehören unzertrennbar zu dem historischen Gesammtbilde.

Wer es unternimmt, die sozialen Verhältnisse des Rheinlandes in

---

[1]) Johann Kasimir schrieb schon am 4. Juni, als die Verhandlungen in Köln noch im Gange waren an die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen das Folgende: „Nun können wir aus solchen Verhandlungen nicht sehen, zu was Ende die vielfältige aufgerichtete, erneute und bestätigte des Reichs Exekution-Kreis und andere Ordnungen dienlich, oder wie sich einer oder der andere Stand in Nothfällen sich dem im Geringsten zu vertrösten und zu erfreuen hätte" (Berl. Geh. Staats-Archiv).

den Zeiten der spanischen Occupationen zu schildern, braucht das Material nicht erst aus weitentlegenen Quellen zusammen zu suchen. Es findet sich, massenhaft angehäuft, in den Akten der Reichsversammlungen, wie der Kreis- und Deputationstage. Jede Provinz, jede Gemeinde war geschäftig, ihre Beschwerden den berathenden Körperschaften ans Herz zu legen, sodaß der Einwand, den man vielleicht erheben könnte, als sei die Noth der Grenzen den ferngesessenen Reichsständen nicht allgemein bekannt gewesen, in keiner Weise zutreffend wäre. Man kennt die Zuchtlosigkeit der damaligen Söldnerbanden. Gehorsam gegen die Führer, Treue des militärischen Eides, Hingabe für die Sache, Gemeingeist unter den Soldaten — alle diese Tugenden, die dem Landsknechtswesen in seinen früheren Epochen einen ehrbaren Zug verliehen hatten, waren längst zu Grunde gegangen. Der Soldat des späteren 16. Jahrhunderts diente nur noch um des Erwerbes willen; er betrachtete sein Waffenhandwerk als ein Geschäft, dem er sich ohne jeden tieferen Antheil seiner religiösen oder politischen Ueberzeugung hingab. Die Erscheinung, daß Evangelische in katholischen Heeren kämpften, Katholiken unter den Fahnen protestantischer Führer Dienste nahmen, war allgemein. Mußte schon dieser Mangel aller sittlichen Zwecke das Söldnervolk verwildern und die Begehrlichkeit nach fremdem Eigenthum in ihm mächtig werden lassen, so traten noch manche andere Umstände hinzu, die dem Kriege jenen barbarischen Charakter der planmäßigen Zerstörung von Land und Besitz verliehen. Da sich die Söldnerführer fast immer in Geldverlegenheit befanden, und ihren Truppen die Löhnung schuldig blieben, betrachteten diese es als ihr gutes Recht, sich durch Plünderung in Feindes- oder Freundesland schadlos zu halten. Außerdem war die ganze Taktik des Zeitalters mit einer humaneren Kriegsführung unvereinbar. Um die mühsam und mit großen Kosten geworbenen Heere möglichst zu schonen, ging man großen Entscheidungsschlachten aus dem Wege; selbst kleinere Zusammenstöße im offenen Felde wurden verhältnißmäßig selten gesucht. Vielmehr war das Verfahren darauf abgesehen, den Gegner durch fortwährende Streifereien auf dem platten Lande, Einlagerung in den Dörfern und Blokade der festen Städte mürbe zu machen, ihm durch Besetzung der Handelsstraßen und Ueberwachung der Flüsse die Zufuhr abzuschneiden, dem Waarenverkehr alle Adern zu verschließen, die Transporte der Kaufleute abzufangen, Vorräthe wegzuführen, durch Kontributionen, Ranzionirungen und Erpressungen aller Art die Bevölkerung auszusaugen. Als die Spanier z. B. im Jahre 1585 einen Einfall in das Jülichsche machten, mußte jede Gemeinde täglich 1500 Pfd. Brod, 1500 Maaß Bier, 1100 Pfd. Schaf- und Rindfleisch, 10 Malter Hafer und 50 Gulden baaren Geldes zahlen. Das Dorf

Wieden, „im Reiche von Aachen" gelegen, gab täglich 5 Malter Roggen, 1 Malter Weizen, 4 Schafe, 17 Tonnen Bier und für die Kapitäne 34 Maaß Wein; die Unterthanen des Stiftes Corneli Münster, über welche der Herzog von Jülich Schutzgerechtigkeit hatte, 1200 Pfd. Fleisch, 12 Tonnen Bier, 1500 Pfd. Schwarzbrod, 200 Pfd. Weißbrod, 4 fette Hammel, 40 Ohm Wein und 10 Malter Hafer. Nach einem offiziellen Bericht wurden in den Monaten Januar bis März 1586 dem Amt Wassenberg 3500 Thaler, dem Amt Geilenkirchen 7600, Heinsberg 5400, Kaster 6700 und Wilhelmstein 4300 Thaler an Kriegssteuer auferlegt[1]). Einem spanischen Regimente, das gleichzeitig in Kleve lag, gab der Befehlshaber, Kamillo Moliano, da der Sold von Brüssel ausblieb, die Erlaubniß, im Fürstenthum Kleve so viel zu rauben, als die ausstehenden Forderungen der Soldaten betrügen. Wie die Fremden es trieben, wenn sie das Land besetzten, lehrt ein Beispiel aus dem Herbst des Jahres 1586. Einige Wochen nach der Einnahme von Neuß ging ein Trupp Spanier stromabwärts, um über die niederländischen Besatzuugen in Kleve herzufallen. Zwischen Orsoy und Büderich wollen sie über den Fluß gehen. Sie zwingen durch grobe Mißhandlnngen die Bürger, ihnen beim Brückenbau zu helfen. Nachdem sie an den Brückenköpfen Schanzen aufgeworfen, ergießen sie sich plündernd und, wo sie Widerstand finden, sengend und brennend in die Umgebung von Wesel, das Land zwischen Rhein und Lippe. Es werden mehr als zwanzig Ortschaften namhaft gemacht, wo sie sich einnisteten. Sieben Monate lang hielten sie sich in einer der Vorstädte von Wesel. Es ergrimmte sie, daß sie dieser Stadt wegen der Festigkeit der Mauern nichts anhaben konnten. Aber sie suchten in jeder Weise an ihr Rache zu nehmen. Wenn etliche beherzte Bürger einen Ausfall machten und es blieben Gefangene in den Händen der Spanier, so wurden dieselben wider allen Kriegsgebrauch aufgehängt oder erschossen. Den Amtmann der Distrikte Wesel und Dinslaken, Johann von Oldenbockum, ermordeten sie, als er mit Vorstellungen, die sein Dienst erheischte, in ihr Lager kam. Wohlhabende Bürger, die in ihre Hand fielen, gaben sie, nach Art italienischer Banditen, nur gegen hohes Lösegeld frei; es ist ein Fall verzeichnet, wo ihnen der Einzelne 1400 Thlr. bezahlen mußte. Wer sein Hausrecht vertheidigte und in muthigem Kampfe übermannt wurde, mußte auf die grausamsten Todesqualen gefaßt sein. Einige Bürger der Stadt Goch, die ihnen Gegenwehr geleistet hatten, warfen sie entkleidet zur Erde und stampften so lange mit den Füßen

[1]) Die Angaben sind den Akten des Deputationstages von Worms (1586) entnommen. Das Folgende den Akten der beiden Kölner Tage und der Deputation von Frankfurt (1590). Berl. Geh. Staats-Archiv.

auf den Körpern umher, bis die Eingeweide zerrissen. Einen Bürger von Büderich, der das Lösegeld nicht zahlen konnte, weil er ohne Habe war, schlugen sie zuerst in den Kopf, stachen ihm dann in den Leib, trennten ihm einen Arm vom Rumpfe und schnitten ihm endlich die Kehle ab, — „so daß er geschlachtet ist wie ein Beest", fügt der Bericht hinzu[1]). Das Scheußlichste liest man von der Rohheit ihrer fleischlichen Begierden. Es ist vorgekommen, daß sie Jungfrauen schändeten in Gegenwart ihrer Eltern, die, an einen Pfahl gebunden, Zeuge der schnöden Gewaltthat sein mußten. Frauen, die auf Ehre hielten, erlitten um der Tugend willen den Tod. Und unter welchen Martern! Man schnitt ihnen die Brüste ab und legte ihnen die säugenden Kinder auf die Wunden, aus denen sie verbluteten.

Wenn eine Beschwerdeschrift der Jülich-Klevischen Landstände klagt, daß der Türke in Ungarn nicht schlimmer hausen könne, als der Spanier bei ihnen, so wird man zugeben müssen, daß solchem Ausspruche keine Uebertreibung zu Grunde lag. Nur das Frühjahr brachte den so schwer heimgesuchten Landen in der Regel einige Erleichterung, denn das Gros der Armee rückte zu dieser Jahreszeit in die Niederlande, wo die militärischen Operationen begannen. Eine vollständige Entlastung aber trat auch dann nicht ein; es blieben Besatzungen zurück, um die Pässe zu bewachen und die Verbindung mit dem Rheine aufrecht zu erhalten. Und schon im Hochsommer pflegten die fremden Kriegshorden sich wieder einzufinden, von der reifen Ernte dieser fruchtbaren Niederungen angelockt. Im Jahre 1587 war ganz Kleve schon im Monat August von den Spaniern besetzt; wieder lag der Feind um Wesel. Gewarnt durch die Vorgänge des letzten Winters und Frühjahrs hatte der reichere Theil der Bürgerschaft die Stadt verlassen; namentlich die Kaufleute waren verzogen, die Handwerker fanden nichts mehr zu thun; denn alle Nachfrage hatte aufgehört. Dagegen waren Massen der ländlichen Bevölkerung herzugeströmt, die wenigstens ihr nacktes Leben hinter den Wällen der starken, festungsgleichen Stadt in Sicherheit bringen wollten. Aber die Häuser reichten bei weitem nicht aus, um die Flüchtigen aufzunehmen; sie lagen Nachts bei Ungewitter und Kälte auf den Gassen. Ansteckende Krankheiten brachen unter ihnen aus; die düstere Gefährtin der damaligen Kriege, die Pest, hielt ihren Umgang. Aus den Weseler Rathsbüchern entnehmen wir, daß in der Zeit vom August 1587 bis zum Juni 1588,

[1]) Auf der zweiten Kölner Versammlung wird unter anderen folgende Schandthat berichtet. Die Spanier fangen zwei Weseler Bürger. Sie ziehen dieselben nackend aus. „Deren einen lebendig in Gestalt eines pickirden Wammbseß mit ettlichen tausend, den anderen mehr denn fünfzig Stichen durchstochen."

also in zehn Monaten, nicht weniger als 10,000 Menschen starben[1]). Es mag übertrieben sein, aber es giebt doch einen ungefähren Maßstab, wenn vor dem Deputationstage von Frankfurt Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg an den bamberger Bischof schreibt, daß während der Einlagerungen der Spanier 200,000 Menschen in dem niederrheinischen Herzogthum zu Grunde gegangen seien. Da die Spanier ihre Occupation im Jahre 1588 bis in den Sommer ausdehnten, so hatten die Aecker nicht bestellt werden können. „Das Feld ist schier durchaus weit und breit umgeflüget, unbesäet, öde und wüst", — melden die klevischen Stände im Juni desselben Jahres.

Wohl hatten die Bedrängten Recht, wenn sie des Reiches Fürsten und Stände in dringenden Mahnungen an ihre Pflicht erinnerten. Ihnen war es unzweifelhaft, daß die Gesammtheit für den Schutz der Grenzen einstehen müsse. „Unser Vaterland" — sagen die Stände in einer auf dem ersten kölner Tage (März 1590) überreichten Bittschrift — „hat bisher die Vormauer sein müssen. Wenn aber dieselbe durchbrochen ist, wird dem Feinde zu anderen benachbarten Reichsständen und ihren Landen der Weg geöffnet." Sie stellen vor, wie durch Versagung der Hilfe die feindlichen Parteien in ihrem Frevel und Uebermuth nur bestärkt, ja selbst das Gelüste nach einer Eroberung der deutschen Grenzlande in ihnen erweckt werden könnte.

Endlich leuchtete ihnen ein schwacher Hoffnungsschimmer. In Folge der oben dargestellten Ereignisse begannen die Spanier sich zurückzuziehen. Der Zusammenhang der politischen Kombinationen, in dem dies geschah, wurde doch auch von den Zeitgenossen richtig erkannt. Weil Moritz von Oranien Breda eingenommen hatte, — so wird dem Markgrafen Georg Friedrich am 20. März 1590 aus Köln gemeldet — wären die Spanier gezwungen worden, Kleve zu räumen. „Und haben also die Staaten, wie man sie nennt", — fügt der Berichterstatter hinzu, „uns armen verdorbenen Jülichschen unsre Freunde aus dem Lande entsetzet, also daß sie verhoffentlich die Pascheier mit uns nicht essen werden"[2]).

Indem nun aber diese günstige Wendung in der allgemeinen Lage des Niederrheinlandes eintrat, bereiteten sich andere Ereignisse vor, die zu langwierigen und tiefgreifenden politischen Erschütterungen den Grund legen sollten.

---

[1]) Aus den Weseler Rathsbüchern, deren Benutzung mir im September 1869 in der zuvorkommendsten Weise gestattet wurde und aus denen ich ein reiches Material für die rheinisch-niederländischen Verhältnisse seit 1568 schöpfen konnte.

[2]) Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß mit diesen „Freunden" die Spanier gemeint sind.

II.

Die Katastrophe des Jülichschen Fürstenhauses und die brandenburgisch-preußischen Heirathspläne.

Während die Folgen des niederländischen Krieges den Wohlstand der Rheinlande vernichteten, wurde das Jülichsche Fürstenhaus von einem unabwendbar tragischen Schicksal betroffen. Der Jungherzog Johann Wilhelm, der einzige Erbe des alten, seit lange geistesschwachen und zur Regierung unfähigen Herzogs Wilhelm, verfiel in Wahnsinn.

Körperlicher Gebrechlichkeit wegen war dieser Fürst ursprünglich dem geistlichen Stande übergeben worden. Schon als Knabe hatte man ihn mit den Einkünften der Propstei von Xanten und einer Domherrnstelle beim kölner Kapitel bedacht und im Jahre 1571 war ihm, dem Neunjährigen, durch Vermittelung seines Vaters und Kaiser Maximilians II., seines Oheims, der päpstliche Dispens zur Uebernahme der Coadjutur von Münster ertheilt worden. Als im Jahre 1574 der Bischof dieses Stiftes, Johannes Graf von Hoya, starb, rückte Johann Wilhelm in seine Stelle ein und bekleidete dieselbe zehn Jahre hindurch, um nach dem Tode seines älteren Bruders, wieder mit Bewilligung des Papstes, den geistlichen Stand zu verlassen und an den düsseldorfer Hof zurückzukehren. Der Zustand seines Vaters hätte ihm frühzeitig eine angesehene und selbständige Rolle in den Regierungsgeschäften eröffnen können, wenn nicht in der Unlust, mit der er ernsteren Dingen oblag, die angeborene Schwäche seines Wesens zu Tage getreten wäre. Die Schwierigkeit der politischen Verhältnisse, die gerade mit seiner Rückkehr nach Jülich begann, blieb nicht ohne Einfluß auf sein Gemüth. Die Noth der durch den Krieg verwüsteten Lande wurde von ihm auf das Tiefste empfunden; er verlor sich in trüben Ahnungen über den nahen Untergang des jülichschen Staates, von dem er wähnte, daß die mächtigeren Nachbarn ihn sich zur Beute ausersehen hätten. Eine Ehe, in welche theils Familienintriguen, theils kirchliche Interessen ihn getrieben hatten (1585), gewährte ihm um so weniger Befriedigung, als sie kinderlos blieb[1]). Außerdem war seine

[1]) Den Zwischenhändler bei der Vermählung Johann Wilhelms mit Jakobäa, die am baierischen Hofe erzogen wurde, spielte Kurfürst Ernst von Köln, wie aus einem Briefe an seinen Bruder Wilhelm von Baiern d. d. Schloß Briel (Brühl) 5. Sept. st. ant. 1583 hervorgeht (Münchener Reichsarchiv). Die Nachrichten über den Zustand Johann Wilhelms sind einem Aktenkonvolut des Düsseldorfer Staatsarchives: „Jülich-Bergische Landesregierung. Familiensachen“ entnommen.

Gemahlin, Jakobäa, Tochter des Markgrafen Philibert von Baden-Baden, in ihrem leichtsinnigen und ausschweifenden Charakter dem Ernst der Zeit in keiner Weise gewachsen, unfähig, die schwermüthige Stimmung des jungen Fürsten durch klugen Zuspruch zu verscheuchen. So wurde sein inneres Leben von Tag zu Tag einsamer und der Welt entfremdeter; von allen Seiten glaubte er sich angefeindet, gehaßt und bedroht; gegen die Räthe seines Vaters hegte er Mißtrauen; mit den Adeligen, die am Hofe dienten, überwarf er sich. Seit dem Ende des Jahres 1589 erweckte sein Gebahren die schlimmsten Befürchtungen. Er war im Sommer mit seiner Gemahlin zu einem kurzen Aufenthalte nach der Grafschaft Mark gezogen, ohne den alten Herzog zu fragen, der sich mißfällig über seine plötzliche Entfernung äußerte. Seitdem litt er an krankhaften Vorstellungen; er glaubte, daß die Räthe ihn bei seinem Vater verläumdet hätten, und daß dieser ihn für seinen Ungehorsam mit dem Tode strafen wolle. Keinen Augenblick hielt er sein Leben mehr für sicher. Selbst während der Nacht und im Zimmer seiner Gemahlin blieb er in voller Rüstung, die Wehr an seiner Seite. Der Alte, der doch noch Verstandeskraft genug besaß, um das Unglück seines letzten Sprosses zu begreifen, rief ihn vor sich und suchte ihn mit Worten zu beruhigen; — es war eine ergreifende Scene, bei der allen Anwesenden die Augen übergingen. Aber der Jungherzog wurde die Wahnbilder nicht wieder los; unter der Last einer eingebildeten Idee brach sein wankender Geist völlig zusammen. Ein namenloser Jesuit des kölner Erzstiftes beging den Frevel, in den unglücklichen Fürsten von geheimen Anschlägen der Protestanten hineinzusprechen, ihm vorzuspiegeln, daß seine Aufregung von einem giftigen Trank herrühre, welchen Feinde der römischen Kirche ihm dargereicht. Die herzoglichen Aerzte selbst behaupten, daß durch solche thörichte Schrecknisse der gewaltsame Ausbruch der Krankheit beschleunigt worden sei.

Am Neujahrstage des Jahres 1590 sah man den letzten Erben Jülichs auf dem Platze vor dem Schlosse stehen und von außerhalb der Pforten nach dem Besitzthum seiner Väter hinüberschauen mit einem Blicke, als wäre er schon zum Fremdling im Hause geworden. Unstät auf den Füßen sich hin und her bewegend, murmelte er jammervolle Worte von dem nahen Verhängniß seines Hauses, vom Zorne Gottes, der das ganze Land treffen werde, von unschuldig vergossenem Blute und von der Treulosigkeit der Spanier, auf deren Wort man sich verlassen habe und von denen man betrogen worden sei. Allgemeine Eindrücke der Zeitbegebenheiten vermischten sich in ihm mit den Phantasien des Wahnsinns: — „welches also erbärmlich anzusehen war“, sagt ein gleichzeitiger Bericht,

„daß vielen gutherzigen Leuten die heißen Zähren über die Wangen liefen“ [1]).

Von jenem Tage an zeigte sich der junge Fürst in Reden und Handlungen völlig verstört. Er versagte die Speisen, sein Anblick war „scheußlich und wild“, und nur noch mit Mühe gelang es seinen Dienern, ihn zu besänftigen. Endlich — es war am 29. Januar — warf er sich in einer Aufwallung von Tobsucht mit gezücktem Schwerte auf einen der Junker, die in seiner Umgebung zu weilen pflegten. Durch rasche Hülfe wurde zwar ein weiteres Unglück verhütet, allein der Auftritt hatte doch gezeigt, daß man den kranken Fürsten fortan nicht mehr sich selbst überlassen könne. Er wurde auf Befehl der Räthe nach vorheriger Anfrage bei Herzog Wilhelm von seiner Umgebung, auch von seiner Gemahlin, getrennt, seiner Waffen entledigt, in ein abgeschlossenes Gemach geführt und hier von einigen Trabanten seines Vaters bewacht.

Diese Ereignisse, die zum ersten Male die Möglichkeit einer dynastischen Veränderung in Jülich auftauchen ließen, wurden sofort nach den verschiedenen Seiten hin zum Gegenstand politischer Berechnungen erhoben.

Der Erste, der von dem Vorgefallenen Kenntniß erhielt, war der Kaiser. Die Räthe schickten ihm am 4. Februar Bericht und baten um Entsendung eines Arztes, der den Zustand des Kranken untersuchte. Zugleich empfahlen sie in dieser neuen Heimsuchung die Lande der Fürsorge des Reichsoberhauptes. Rudolf II., durch seine chemischen Studien in der Bereitung kunstreicher Arzneimittel erfahren, entsandte ohne Verzug seinen Kammerherrn Adam Gall Poppel, Freiherrn von Lobkowitz, mit einer ganzen Sammlung von Medikamenten, die in dem kaiserlichen Laboratorium verfertigt worden waren. Laut seiner Instruktion mußte der Freiherr sich vierzehn Tage lang in Düsseldorf aufhalten, um von den Zuständen des Hofes und Landes eine genaue Anschauung zu gewinnen. Die Mittheilungen, die Lobkowitz nach seiner Rückkehr (Anfang März) dem Reichshofrath vorlegte, überzeugten den Kaiser so sehr von der Hilflosigkeit der gegenwärtigen Regierung, daß er dem Gesandten befahl, sich sofort wieder nach Düsseldorf zu begeben und den Räthen bei dem Erlaß einer Re-

[1]) Sehr ausführliche Einzelheiten über den Ausbruch der Krankheit enthält eine Sammlung: „Georg Friedrichs Correspondenz in Jülichschen Sachen“ (Berl. Geheim. Staats-Archiv). Dabei ein Bericht aus Düsseldorf vom 18. Januar 1590, dem das Obige entlehnt. „Wir haben nit gewust, was wir underschrieben“ — sagte der unglückliche Fürst unter anderem — „wir müssen einen Sack anlegen, fasten und beten, denn Gott ist erzürnet.“ In dieser Sammlung auch ein Bericht der Aerzte: des in der Geschichte der Medicin berühmten Galenus Weier und des Dr. Solenander, mitgetheilt von dem Zweibrückenschen Gesandten Ruprecht Silberborner d. d. 21. Febr. 1590.

gimentsordnung, nach welcher während der Krankheit der Fürsten die oberste Verwaltung geleitet werden sollte, zur Seite zu stehen.

Diese regen Beziehungen zwischen dem Kaiserhofe und einem so nahe an die burgundisch-spanische Macht angrenzenden Lande konnten nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der evangelischen Fürsten wachzurufen.

Sie wurden besonders mit Argwohn angesehen in dem Kreise derjenigen Fürsten, die beim Erlöschen des Jülichschen Hauses Ansprüche auf die Erbschaft erheben durften. Und deren gab es mehrere, wie man weiß. Da war zunächst Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Onolzbach (Ansbach); dieser nicht in seinem eigenen Interesse, sondern in dem Marien Eleonorens, der ältesten Tochter Herzog Wilhelms von Jülich und Gemahlin Herzog Albrecht Friedrichs in Preußen, die kraft des kaiserlichen Privileges über die weibliche Erbfolge in Jülich (1546) und ihrer eigenen Heirathsverschreibung (14. December 1572) unzweifelhaft das beste Anrecht hatte. Albrecht Friedrich, der seinerseits der letzte Herzog Preußens war, wie seiner Gemahlin Bruder der letzte Fürst von Jülich, theilte mit diesem das Geschick; auch er litt an unheilbarer Geisteskrankheit. Da das preußische Regiment, bei dem stark entwickelten Unabhängigkeitssinn von Adel und Städten für Frauenhände zu schwierig war, hatte seit dem Jahre 1577 Georg Friedrich, mit Bewilligung des polnischen Lehnskönigs, die Verwaltung des Herzogthums übernommen, die er theils von Königsberg, theils von seiner fränkischen Residenz aus, nicht gerade zum Ergötzen des preußischen Adels, mit Klugheit und bisweilen selbst mit durchgreifender Strenge leitete. Rathgeber und Sachwalter Maria Eleonorens in allen wichtigeren Fragen, beschloß er jetzt auch in Jülich die Rechte der Herzogin wahrzunehmen. Aus diesem Moment entwickelten sich die ersten Beziehungen des Hauses Hohenzollern zu den Vorgängen am Rheine.

Mit dem Ansbacher gemeinsam faßten die beiden Pfalzgrafen, Philipp Ludwig von Neuburg und Johann von Zweibrücken, die mit jüngeren Töchtern Herzog Wilhelms vermählt waren, die Katastrophe des jülichschen Hauses ins Auge. Zwar hatte es schon bis zu diesem Zeitpunkte an Spannungen zwischen den künftigen Prätendenten nicht gefehlt, — denn es ist das Merkwürdige an diesem jülich-klevischen Erbfolgestreit, der in zwei Jahrhunderten eine offene Frage bleiben sollte, daß er durch eine Vorgeschichte eingeleitet wird, die ebenfalls während etlicher Decennien spielte[1]). In den siebenziger Jahren bereits hatten die Pfalzgrafen gegen

[1]) Hierüber und über die Frage der Erbrechte vgl. d. Aufsatz des Verfassers in der „Zeitschrift für die bergische Geschichte" Bd. I. 1864. Daselbst auch die Nachweise über die Urkunden. Wie die Jülichsche Sache in evangelischen Kreisen aufgefaßt wurde, zeigt eine dem Kurfürsten von Sachsen mitgetheilte Korrespondenz aus Düsseldorf.

das ausschließliche Erbrecht der preußischen Herzogin Front gemacht, und mehr als einmal war seitdem am fränkischen Hofe der Gedanke aufgetaucht, jenen Heirathsbrief von 1572, der mit unzweideutigen Worten die jülichschen Lande nach dem Ausgange des männlichen Stammes der Herzogin Maria Eleonore verschrieb, von Neuem durch kaiserliche Sanktion bekräftigen zu lassen, um ihn dadurch vor dem Einspruch der Pfalzgrafen sicher zu stellen. Die Ueberzeugung jedoch, daß der Heimfall noch in weiter Ferne stehe, hatte den Markgrafen bisher von allen Schritten am Kaiserhofe zurückgehalten. Jetzt freilich änderten sich die Verhältnisse durch das Leiden Johann Wilhelms; allein die prompte Einmischung Rudolfs II. belehrte die Erbinteressenten, daß sie so rasch wie möglich und mit größter Einmüthigkeit handeln müßten. Ihre Sorge war, Kaiser Rudolf werde die Regierung Jülichs an sich reißen und das herrschaftslose Land unter die Kuratel eines katholischen Fürsten stellen. Man beargwöhnte den Wittelsbacher Ernst von Baiern, der als Kurfürst von Köln und Bischof von Lüttich mit dem niederrheinischen Herzogthume in doppelter Nachbarschaft stand. Sowie die ersten Nachrichten von den Ereignissen in dem jülichschen Fürstenhause an die Prätendenten gelangt waren, entwickelte sich zwischen ihnen ein lebhafter Briefwechsel, der sogleich auf den Kern der Sache einging. Es wurden die Mittel erwogen, die zu ergreifen seien, um die Einsetzung einer vom Kaiser abhängigen Regierungsgewalt zu verhüten. Es fehlte auch hier nicht an dem Beirath desjenigen Dynasten, der in jener Zeit überall auf dem Platze war, wo es galt, der Ausbreitung des katholischen Einflusses in Deutschland entgegenzusteuern. Pfalzgraf Johann Kasimir, damals Administrator der Kurpfalz für den unmündigen Friedrich IV., der Kämpfer der Hugenottenkriege, der Bundesgenosse Oraniens und des Truchseß von Waldburg, gehörte zu den ersten, die sich mit diesen jülichschen Dingen befaßten; aus welchen Beweggründen — werden wir unten noch zu beachten haben. Am 3. Februar bereits theilte er dem Markgrafen Georg Friedrich seine Warnung mit. Er machte einen Vorschlag, der fast auf die Besitzergreifung der jülichschen Staaten hinauskam. Maria Eleonore und die Pfalzgrafen, so urtheilte er, sollten sich nach Düsseldorf begeben, dort auf künftige Fälle, vorbehaltlich einer Auseinandersetzung ihrer Einzelnrechte, die Huldigung ein-

Darin heißt es: In aula Juliacensi omnia in deterius ruunt. Melancholia iunioris Principis plurimum augetur, adeo ut illi, qui illum hactenus possederunt, et ab illo exstirpationem puri Dei cultus in Montana et Marchionensi provinciis urgentes exspectarunt, nunc ad nova consilia descendant et hoc unum agant, ut Caesareae Maiestatis auctoritate gubernatio instituatur, hoc est profligato Christo Idolatria obtineatur (Dresdener Archiv).

nehmen und sich von den Räthen Herzog Wilhelms den Eid der Treue schwören lassen. Wenn Gesandte einiger evangelischer Stände, etwa Sachsens, Brandenburgs und Ansbachs, die fürstlichen Personen begleiteten, so würde deren Erscheinen desto ansehnlicher sein. In ähnlicher Weise äußerten sich die onolzbachischen Räthe, von denen Georg Friedrich ein schriftliches Gutachten gefordert hatte, wie er dies denn in allen wichtigen Angelegenheiten zu thun pflegte. Sie suchten den Markgrafen zu bestimmen, daß er, trotz seiner vielen Geschäfte im Reiche, die Statthalterschaft in Jülich Namens der Interessenten persönlich übernehme[1]). Allein dieser Plan widersprach der kalten Besonnenheit des fränkischen Hohenzollern. Er erhob den Einwand, daß ein direktes Auftreten der Erbberechtigten ohne vorherige Anfrage bei dem Kaiser diesen leicht bewegen könne, sich des jülichschen Gebietes militärisch zu versichern; in Parma habe er ohnehin jederzeit „seinen Exekutor" zur Hand. Man sann also auf andere, mildere Wege.

Die drei Fürsten schickten zunächst eine Gesandtschaft nach Düsseldorf, welche die dortigen Zustände erkunden sollte. Die Boten sahen den alten Herzog Wilhelm über Tafel, überzeugten sich von seiner Leibesschwachheit und seinen verworrenen Reden. Niemand verstand die Worte, die er vor sich hinsprach; ehe noch das Mahl geendet, neigte er das Haupt zur Seite und schlief ein. Bis zu dem Jungherzog aber vermochten sie nicht vorzudringen. Sie entnahmen aus der Geflissenheit, mit der man ihnen seinen Anblick verbarg, daß Alles so beschaffen sei, wie man vermuthete[2]). Erst auf diese Mittheilungen hin gingen die Prätendenten weiter. Am 17. Februar richteten sie, nachdem Vereinbarung unter ihnen erfolgt, ein Gesammtschreiben an den Kaiser. Sie machten ihm darin das Recht, den kranken Herzögen seine Sorgfalt zuzuwenden, nicht streitig, aber sie baten ihn, nichts in der Regierung Jülichs vorzunehmen, was den Interessenten in ihren Rechten nachtheilig sein könne. Vor Allem suchten sie, mit Beziehung auf Gewohnheit und Recht in ähnlichen Fällen, zu erweisen, daß eine Kuratel über regierungsunfähige Fürsten den nächsten Verwandten desselben, nicht dem Kaiser zustehe. Rudolf II. hielt sich in

---

[1]) Die Räthe sagen in dem Gutachten vom 7. Februar 1590: „Und obwol leichtlich zu erachten, daß E. F. Durchlaucht umb allerhand Ursachen und ohnedas heuffig überlegener, selbsteigener Geschäft und wichtigen Sachen willen ein solches uff sich zu nehmen was beschwerlicher fallen möchte, so können doch die Räthe nicht sehen, wie sich E. F. Durchl. solcher Unternehmung füglich verweigern können, sintemalen solches dem Chur- und Fürstl. Haus Brandenburg zu Ehren und Besten und sonderlich auch zu Erhaltung und Befürderung unserer wahren christlichen Religion gereichen thut."

[2]) Diese Gesandtschaft war Anfangs Februar in Düsseldorf, ihre Relation ist vom 9. Februar.

dieser Sache doch bei weitem mäßiger, als die Erbberechtigten gefürchtet hatten. Es ist nicht richtig, daß er darauf ausging, einen fremden Fürsten zum Haupt der Jülichschen Regierung zu bestellen. Sein Gesandter Lobkowitz hat mit den herzoglichen Räthen einen Verfassungsentwurf ausgearbeitet, der sich von jeder Neuerung in Regierungssachen fernhielt. Den Räthen werden ihre Aemter bestätigt, und es wird ihnen zur Pflicht gemacht, die ganze Verwaltung wie bisher nach den Landesedikten Herzog Wilhelms und nach den Privilegien der Stände zu handhaben. Von beschwerenden Maßregeln gegen die Evangelischen ist keine Rede; es wird auch hinsichtlich der kirchlichen Angelegenheiten die Formel beliebt, daß Alles im alten Zustande verbleiben solle. Den Prätendenten aber gereichte es einstweilen zur Beruhigung, daß der Kaiser ihnen durch einen Brief vom 3. April in demselben vermittelnden Sinne antwortete und die Wahrung ihrer Rechte ihnen ausdrücklich garantirte[1]).

Zu eben dieser Zeit haben unter den Fürsten des brandenburgischen Hauses Verhandlungen begonnen, die der jülichschen Frage eine neue Wendung geben sollten. Im Januar 1590 waren Räthe des Administrators von Magdeburg, Joachim Friedrich, — der uns schon bekannte Kanzler Johann von Loeben und ein Rechtsgelehrter Johann Junker — bei Georg Friedrich in Ansbach erschienen, um mit diesem Fürsten, dessen Rath selbst Kurfürst Johann Georg als verläßlich zu schätzen wußte, über wichtige politische Geschäfte vertraute Absprache zu halten. Als die Gesandten am 16. Januar ihre Werbung anbrachten, statteten sie dem Markgrafen zunächst im Namen ihres Herrn den Dank dafür ab, daß er seit geraumer Zeit schon „Fleiß, Leben und Blut für die Beförderung des Hauses Brandenburg eingesetzt habe". Dann kamen sie auf die preußischen Verhältnisse zu reden. Von allen Beziehungen, in denen die brandenburgische Politik damals lebte, machte die Festhaltung der preußisch-polnischen Verbindungen noch immer die größte Schwierigkeit. Man weiß, wie die kurfürstliche Linie der Hohenzollern sich seit Joachim II. die Theilnahme an der preußischen Lehnsfolge verschafft hatte. Es war die einzige fruchtbare, für die zukünftige Entwickelung des Staats belangreiche Aufgabe, die jener Kurfürst seinem Stamme hinterließ. Auf dem Reichstage von Petrikau (1563) war Joachim II. und seinen Nachkommen

[1]) Außer den im Text genannten evangelischen Fürsten beschäftigten sich mit der Jülichschen Angelegenheit noch Kurf. Christian I. von Sachsen, der aber an die Erbrechte seines eigenen Hauses erinnerte, und Landgraf Wilhelm von Hessen, der für schnelles Zufahren der Interessenten war „damit diese Lande nicht" — wie er am 23. Februar 1590 schrieb, — „dem Papst gänzlich in den Rachen gesteckt werden" (Berl. Archiv).

durch königlichen Handbrief zum erstenmale die Mitbelehnung über Preußen versprochen[1]) und auf dem denkwürdigen Tage von Lublin (Juli 1569) unter den hergebrachten Förmlichkeiten wirklich ertheilt worden, mit der Bedingung, daß nach dem Absterben des herzoglichen Fürstenzweiges die Reihenfolge im Lehen zunächst auf die fränkischen, dann auf die brandenburgischen Hohenzollern übergehen solle. Die Anwartschaft vor Kurzem noch durch König Sigismund bestätigt (3. Mai 1589), durften die Brandenburger schon jetzt mit einiger Sicherheit auf die Erfüllung derselben ihr Auge richten, weil sowohl in Preußen als in den fränkischen Herzogthümern das Erlöschen des Mannsstammes in Aussicht war. Denn die beiden Söhne, die Maria Eleonora geboren hatte, Albrecht Friedrich († 1580) und Wilhelm Friedrich († 1586), waren in erster Jugend gestorben. In Franken aber regierte mit Georg Friedrich der letzte Vertreter seines Hauses und dieser Fürst hatte, zum zweiten Male vermählt, aus einer zehnjährigen Ehe noch keine Nachkommenschaft erblühen sehen. Allein die Ansprüche Brandenburgs waren mit der Zeit doch auch auf mannigfache Widersprüche gestoßen. Seit die katholischen Gegenreformationen, wie damals fast allenthalben in den europäischen Staaten, so auch in Polen, den Haß der Glaubensparteien wieder aufwühlten, hatte sich unter dem polnischen Adel und Klerus eine mächtige Opposition gegen die Erneuerung der Lehnsverträge mit einem protestantischen Hause gebildet. Auch unter dem preußischen Adel walteten Tendenzen ob, die der Erbfolge des hohenzollernschen Hauses entgegenwirkten. Seit den Anfängen der Regierung Albrecht Friedrichs, wo die Landesherrschaft zeitweise ihre frühere Kraft verloren hatte, war in dem Adel Preußens die Sehnsucht nach der unbeschränkten Freiheit seiner polnischen Standesgenossen erwacht. Die Verwaltung Georg Friedrichs hatte mit fortwährenden Schwierigkeiten von dieser Seite zu kämpfen gehabt; eine aufrührerische Adelspartei war soweit gegangen, die Intervention des Königs von Polen anzurufen, damit dieser den fürstlichen Lehnsträger zur Entfernung aus dem Lande veranlasse. Man durfte es einen augenblicklichen Erfolg der brandenburgischen Politik nennen, daß sie auf dem Reichstage von 1589 zu Warschau die nochmalige Belehnung durchgesetzt hatte, aber dieser Erfolg war für die Zukunft von zweifelhaftem Werthe; denn jeder Thronwechsel, der in Polen nach dem Aussterben der Jagellonen (1572) immer einer Revolution der inneren und äußeren Verhältnisse des Staates gleichkam, machte die Erneuerung der Verträge nothwendig. Man hielt zu der Zeit, wo jene Gesandtschaft nach Ansbach unternommen

[1]) Vgl. Droysen, Geschichte der Preußischen Politik, 2. Aufl. II, 2 p. 291.

wurde, die Herrschaft König Sigismunds noch nicht für befestigt; man war darauf vorbereitet, daß sein Nebenbuhler bei der Wahl, Erzherzog Maximilian von Oesterreich, auf die Sympathien rechnend, welche ein Theil der katholischen Magnaten ihm bewahrte, den Krieg erneuern werde. Außerdem war die Belehnung von 1589 nur gegen den Protest einer starken Minorität unter den polnischen Landboten durchzusetzen gewesen. Es seien daselbst Dinge vorgefallen, entwickelten die Bevollmächtigten Joachim Friedrichs, die höchstes Bedenken erregen müßten, namentlich insofern, als die „vornehmsten Stände der Krone Polen" den unzufriedenen preußischen Adeligen Vorschub leisteten. Und doch auch in den religiösen Momenten sah man ein Hinderniß. Die Haltung des Reichstages, besonders eine noch nicht vergessene aufstachelnde Rede des Erzbischofs von Gnesen hatten gezeigt, daß die Bestrebungen der römischen Reaktion im höchsten Schwange gingen[1]).

Ueber alle diese Beziehungen verbreitete sich die Rede der magdeburgischen Gesandten und im Hinblick auf sie legten sie ihre Anträge dar. Diese aber waren verschiedenartig. Der Administrator ließ zuerst den Wunsch ausdrücken, seinen ältesten Sohn, den Prinzen Johann Sigismund, zum Statthalter in Preußen befördert zu sehen. Bisher habe zwar Georg Friedrich den preußischen Geschäften vorgestanden, aber die Reise an den Hof von Königsberg werde ihm allgemach beschwerlich werden; auch sei es dem brandenburgischen Hause wichtig, bei gegenwärtigen unruhigen Zeiten „seinen nächsten Verwandten und vertraulichen Freund" im Reiche zu haben. Für den jungen Prinzen dagegen sei die Zeit gekommen, wo er zur Regierung herangezogen werden müsse. In Magdeburg könne dies nicht geschehen, denn es werde sonst der Argwohn auftauchen, daß Joachim Friedrich damit umgehe, die Wahlgerechtsame des Stiftes zu beseitigen[2]). Wohl aber eröffne sich für den Prinzen eine günstige Gelegenheit in Preußen; hier könne er die Regierung lernen und sich mit der Art des Landes vertraut machen.

Noch wichtiger in dem Zusammenhange unserer Betrachtungen ist ein zweiter Antrag, der sich auf die Vermählung Johann Sigismunds mit der ältesten Tochter Marien Eleonorens bezieht. Er liegt uns in dem Konzept der magdeburgischen Räthe vor, das wir unten in genauem Wort-

---

[1]) Die letzteren Angaben aus der Relation der Gesandten, die sich in der Ansbachischen Sammlung findet.

[2]) „Dann obwol J. F. G. derselben eltisten Sohn gern zu des Primates und Erzstiftes Regierung ziehen wollten, so wollte doch solches bei anderen in den Verstand gezogen werden, als ob J. F. G. sich des Erzstiftes erblich anmaßten."

laute folgen lassen[1]). Sehr deutlich tritt hier die Rücksicht auf die jülichschen Lande hervor. Viel vornehme Häuser haben ihre Gedanken auf das Erbe derselben und daher auf die Hand der preußischen Herzogstochter gerichtet. Es gilt ein Mittel zu finden, durch welches Brandenburg Antheil an der künftigen Hinterlassenschaft erwerben kann. Der einzige Weg dazu ist die Stiftung einer Ehe zwischen Johann Sigismund und der preußischen Prinzessin.

Welche Aufnahme fanden diese Pläne bei dem fränkischen Markgrafen? Mit der Statthalterschaft Johann Sigismunds erklärte er sich einverstanden. Nur müsse der Prinz nicht sogleich nach Königsberg geschickt werden, auch nicht ohne vorherige Benachrichtigung des Königs von Polen; er müsse erst eine Zeit lang am Hofe von Onolzbach unter den Augen Georg Friedrichs verweilen. Aber auch die Heirathssache wies der Markgraf nicht zurück. Er äußerte zwar, daß die Entscheidung den nächsten Verwandten überwiesen werden müsse und hob selbst ein einzelnes Bedenken hervor, das jedoch untergeordneter Natur war. Es betraf die Person der Erbin Jülichs; Prinzessin Anna, Marien Eleonorens älteste Tochter, war nicht schön, ihr Wuchs nicht untadelhaft. Dafür aber stand sie noch in der Periode rascher körperlicher Entwickelung; sie war erst in das vierzehnte Lebensjahr eingetreten (geb. 3. Juli 1576). Georg Friedrich meinte, daß der Administrator den eben berührten Umstand seinem Sohne nicht verschweigen dürfe. Im Uebrigen aber bot er bereitwillig seine Unterstützung an.

Seitdem ist an dieser dynastischen Verbindung unablässig gearbeitet worden, und sie hat sogleich Anlaß gegeben, daß auch Brandenburg sich in die jülichsche Frage vertiefte. Zunächst unterließ man nicht, die Rechtsstreitigkeiten, die zwischen den Prätendenten bestanden, näher zu prüfen, fand jedoch, daß man zu einer festen Ansicht hierüber noch nicht gelangen konnte. Es ergiebt sich aus den Akten, daß die Markgrafen es zuvörderst für nothwendig hielten, sich von der Mainzischen Kanzlei eine wortgetreue Abschrift jenes Privileges zu beschaffen, durch welches Jülich mit dem Rechte der weiblichen Erbfolge bedacht war. Noch im März erklärte Georg Friedrich, daß zwar das Vorzugsrecht Maria Eleonorens vor ihren Schwestern aus dem Ehekontrakt von 1572 deutlich erhelle; ob aber die Berechtigung ohne Weiteres auf ihre Tochter übergehen dürfe, war ihm noch zweifelhaft; es fehlte auch hier an dem Einblick in die originale Urkunde. Man beschloß daher, den Erbstreit einstweilen auf sich beruhen zu lassen und mit den übrigen Prätendenten zusammen zu

[1]) Siehe die Beilage am Schlusse des Aufsatzes.

halten. Von größter Wichtigkeit war, daß das Haupt der Familie, Kurfürst Johann Georg, Ende Februar das schriftliche Versprechen niederlegte, die jülichschen Erbrechte Maria Eleonorens befördern zu wollen.

Aber es kam doch noch zu manchen Zwischenfällen, welche die Angelegenheit aufhalten und verwickeln sollten. Namentlich erschien es fraglich, ob die Herzogin-Mutter geneigt sei, auf die Absichten des brandenburgischen Hauses einzugehen. Man hörte schon im April 1590 von einem andern Eheprojekt, das am königsberger Hofe im Gange war, und das von einer Stelle herrührte, wo die Rivalität dem Hause Brandenburg am unerwünschtesten sein mußte. Man erfuhr, daß der jugendliche Polenkönig im Herbst 1589 bei seiner Rückreise von Schweden einige Tage am preußischen Hofe verweilt und die Prinzessin zu nicht geringem Wohlgefallen der Mutter mit Auszeichnung behandelt hatte. Bald nach der Abreise Sigismunds war ein Vertrauter desselben in Königsberg eingetroffen, der die Meinung der Mutter erforschen sollte. Er hatte im Gespräch mit Maria Eleonora unter Anderem versichert, daß der König, wenn er auch wieder hinweggezogen, doch sein Herz am preußischen Hofe zurückgelassen habe. Die Herzogin, sich den Anschein gebend, als ob sie in der Sache mehr eine Laune als einen reifen Entschluß des Königs erblicke, hatte auf die Anträge mit „lachendem Munde" erwidert, daß der König wohl an „höheren Oertern" Brautschau halten werde, als bei „seinen Lehnsleuten"; auch sei ihre Tochter noch jung und „der Schönen keine" [1]).

Am Hofe von Ansbach legte man der Sache doch so viel Wichtigkeit bei, daß man die Werbung für Johann Sigismund aufschob, bis man über die polnischen Pläne Gewißheit erhalten habe. Diese wurde dem Markgrafen Georg Friedrich durch einen Abgesandten Maria Eleonorens, der sich Anfangs April bei ihm einfand. Der Botschafter, Freiherr von Tettau, konnte nicht verhehlen, daß seine Herrin, trotz ihrer „lächelnden Antwort" sich einigermaßen gegen Polen verpflichtet habe, fügte aber

---

[1]) Tettau, der noch von dem preußischen Rath Dr. Andreas Fabritius begleitet war, erzählte dies alles. Ganz geheim war die polnische Sendung übrigens nicht geblieben. Schon am 31. März schrieb Joachim Friedrich von Wolmirstädt aus an G. Friedrich: der König von Polen sei wol nicht umsonst mehrere Tage in Königsberg gewesen. Man höre, daß sein Vater, König Johann von Schweden, ihm zu der preußischen Ehe gerathen habe. Daß nur nicht das Sprüchwort eintrete, fügt er mahnend hinzu: „Es könne einer wol bei Tische sitzen und die Zeit verschlafen". Seine Kanzlei ist auffallend reich an derartigen Schlagworten. Vor allen hohenzollernschen Fürsten des 16. Jahrhunderts verdienten Georg Friedrich und Joachim Friedrich eine genauere biographische Darstellung: sie sind die Begründer des brandenburgisch-preußischen Staates in seinen äußeren Beziehungen.

hinzu, daß die Werbungen von jener Seite nicht wiederholt worden seien. Man betrachtete sie als abgeschlossen. Dagegen kam bei dieser Gelegenheit noch eine andere Bewerbung um Annas Hand zur Sprache, die für die Folge der Ereignisse weit bedeutsamer werden sollte, als die polnische Episode.

Vor beinahe einem Jahre hatte Pfalzgraf Johann Kasimir bei Maria Eleonora um ihre Tochter für seinen fürstlichen Pflegling Friedrich IV. angehalten. Rücksichten der allgemeinen Politik und Interessen des pfälzischen Hauses nicht nur, sondern auch des pfälzischen Landes wirkten zusammen, um Herzog Kasimir seine Hand nach dem vielbegehrten Erbe Jülichs ausstrecken zu lassen. Der Sieg der katholischen Reaktion im westlichen Deutschland schien ihm unvermeidlich, wenn die niederrheinischen Gebiete, wie es doch immer den Anschein hatte, unter das spanische Joch gebeugt werden würden. Es gab keinen anderen Staat, der von den politischen Umwälzungen, die sich in Jülich vollziehen konnten, so unmittelbar berührt wurde, als der kurpfälzische. Die Begründung einer zusammenhängenden katholischen Macht am Niederrhein hätte den Spaniern die Wege in die Rheinpfalz eröffnet, während im Gegentheil die Begründung eines evangelischen Staates zwischen dem Rhein und den Niederlanden das bisherige Uebergewicht der geistlichen Mächte durchbrochen und die Isolirung des pfälzischen Territoriums aufgehoben haben würde. Mit dem Scharfblick, der die kurpfälzische Politik seit lange auszeichnete, wußte sie auch hier ein Moment in dem großen Kampfe der Zeit zu ergreifen. An entgegenkommenden Bestrebungen konnte es ihr dabei nicht fehlen, denn für das jülicher Land konnte, wenn der Untergang des angestammten Herrscherhauses sich erfüllte, keine vortheilhaftere Verbindung gefunden werden, als die mit den kurpfälzischen Regenten, mit deren Glauben die Mehrzahl der Unterthanen übereinstimmte, und die bei der Nähe ihres Territoriums dem schwerbedrängten Lande wirksamen Schutz darzureichen vermochten.

Wirklich erhielten denn auch die Bemühungen Johann Kasimirs die erste Unterstützung von Jülich aus. Einer der vornehmsten Männer der bergischen Ritterschaft unternahm es, für die Verbindung zwischen Anna von Preußen und Friedrich von der Pfalz sowohl unter dem Adel des Herzogthums wie anderwärts zu wirken. Es war Otto von Biland, Besitzer des festen Schlosses Rheydt und Amtmann von Sparenberg, der unter den Reformirten am Niederrhein eine hervorragende Stellung einnahm, in den Verhandlungen des westfälischen Kreises mehrfach als Gesandter thätig gewesen war und auch mit den Führern der niederländischen Bewegung freundschaftlichen Verkehr unterhielt. Dem Pfalzgrafen mußte die Person dieses Mannes schon darum besonders genehm sein, weil

Biland bei der preußischen Herzogin in höchstem Vertrauen stand. Die weite Reise nicht scheuend hatte er ihr mehrmals Botschaften ihres Vaters nach Königsberg überbracht. Als er gegen Ende des Jahres 1589 wieder am preußischen Hofe weilte, wurden die pfälzischen Heirathspläne mit ihm zum erstenmale besprochen. Maria Eleonora hatte auf die Anträge Johann Kasimirs nicht ablehnend, aber ausweichend geantwortet; sie hatte erklärt, daß sie die letzte Entscheidung ihrem Vater überlassen müsse. Biland sprach vor der Herzogin zu Gunsten des Pfälzers, indem er sich auf die Sympathien seiner Landsleute berief. Er erhielt von ihr den Auftrag, die Meinung Herzog Wilhelms und der jülichschen Räthe zu erforschen[1]). Die traurigen Vorgänge im jülichschen Fürstenhause wurden ihm dann Veranlassung, mit dem Heidelberger Hofe in Beziehung zu treten. Er erzählt selbst, daß er damals einen Briefwechsel mit Johann Kasimir eröffnete, ihm Nachrichten über das Befinden der Herzöge zugehen ließ und dann von Heidelberg aus um seine Mitwirkung in den Ehesachen gebeten wurde. Anfang Februar 1590 hatte er mit dem pfälzischen Kanzler eine Zusammenkunft in Ems, die darum nicht ohne Bedeutung ist, weil hier von den konferirenden Parteien die sämmtlichen Berührungspunkte ihrer Interessen erörtert wurden. Man brachte unter anderen ein Motiv zur Sprache, das bei der künftigen Erledigung der Erbschaft schwer ins Gewicht fallen mußte. Seit altersher ging ein nicht geringer Theil des ehemaligen Fürstenthums Jülich von Kurpfalz zu Lehen und mußte, laut der Verträge, nach dem Erlöschen des Mannstammes dorthin zurückfallen. Es waren zahlreiche Enklaven, fast über das ganze Land hin zerstreut; darunter Besitzungen von ansehnlichem Umfang, wie Stadt und Herrschaft Hambach, und Gerechtsame von nicht geringer Ergiebigkeit, wie das Geleite auf der handelsreichen Straße zwischen Aachen und Köln. Man sah mit Recht voraus, daß diese Frage der pfälzischen Lehen dazu beitragen werde, die Verbindung mit dem Kurfürsten den Ständen von Jülich noch annehmlicher zu machen. Von der anderen Seite aber glaubte der Vertreter Johann Kasimirs doch auch einen Vorbehalt machen zu müssen. Er verlangte, daß man vor jedem bindenden Entschluß eine Bestätigung des Heiratsbriefes der Maria Eleonora beim Kaiser erwirke, da dieses Aktenstück die wichtigste Grundlage ihres ausschließlichen Erbrechtes

---

[1]) Aus einem Briefe Marien Eleonorens an Herzog Wilhelm d. d. 17. Juni 1590 Königsberg, geht hervor, daß Herzog Wilhelm für die pfälzische Heirath war: „weil der von der Pfalz (Friedrich IV.) ein eynicher (einziger) Sohn und bald ein Kurfürst sein werde, da (während) Brandenburch noch Vattern und Großvattern Tod erwarten müßte“. (Aus den Familienakten des Düsseldorfer Archives). Ein doch sehr auffallendes Moment bei des Herzogs sonst so strengkatholischer Gesinnung!

sei. Man sieht, es ist derselbe Punkt, auf den auch Georg Friedrich das Hauptgewicht legte. Allein der bergische Edelmann hatte selbst in dieser Hinsicht seine Rechnung schon festgestellt. Er stand bereits durch einen geschickten Unterhändler mit dem Vicekanzler des Reichshofrathes im Benehmen und die Kundschaft, die er erhalten, lautete dahin, daß er nur selbst nach Prag zu kommen brauche, um den Handel ins Reine zu bringen; denn — so vertröstete ihn sein Berichterstatter — es gehe am Kaiserhofe zu wie in Rom, wer da nur gute Freunde und Geld habe, könne alles erreichen[1]).

Soweit also waren diese pfälzischen Verhandlungen bereits gediehen; sie reichten bis nach Königsberg, bis in die Rheinlande, bis an den Kaiserhof. Die brandenburgischen Markgrafen erfuhren von ihnen erst durch jene Abgesandten der Herzogin-Mutter. Und ihre Aussagen ließen keinen Zweifel, daß Kurpfalz seine Wünsche mit Eifer betrieb. Es hatte in Königsberg bereits ein Antrag Johann Kasimirs vorgelegen, welcher der Herzogin empfahl, die junge Prinzessin in das Reich zu entsenden, entweder zu den Verwandten nach Düsseldorf oder nach Heidelberg, wo sie in der Umgebung der Pfalzgräfin heranreifen könne. Auch von den Bemühungen Bilands erfuhr man das Wesentlichste; für die brandenburgischen Räthe genug, sie zu überzeugen, daß bereits eine pfälzische Partei in der Bildung begriffen war. Unter solchen, für Brandenburg wenig günstigen Umständen konnte es nur erwünscht sein, daß Maria Eleonora dem Freiherrn von Tettau die Instruktion gegeben hatte, den Markgrafen von Ansbach um seine Meinung zu fragen und ihn zu versichern, daß sie ihren Beschluß von dem seinigen abhängig machen werde. Auch Georg Friedrich fand nun für gut, daß das Haus Hohenzollern nicht länger säume. Aus der ansbachischen Kanzlei wurde sofort ein Vorschreiben zu Gunsten Johann Sigismunds an die Herzogin erlassen. In Magdeburg bedurfte es noch einiger Verhandlungen mit dem Kurfürsten Johann Georg, der dann jedoch seine Zustimmung gab.

In denselben Tagen, wo die vier Kreise zu Köln ihre wenig energischen Verhandlungen über den Schutz des westfälischen Kreises führten, (Anfangs Juni), hatte ein magdeburgischer Abgesandter in Königsberg die Werbung um die Erbin des jülicher Landes schriftlich zu überreichen. Eine Urkunde, bei der man mit einigem Interesse verweilt, weil sie gewissermaßen den Anfang der brandenburgisch-preußischen Verbindung bezeichnet.

---

[1]) Ueber diese Verhandlungen berichtete Biland später selbst an G. Friedrich. Auch sie finden sich in der schon erwähnten Sammlung. Ueber die territoriale Lage von Ems sagt Biland: „welches hessisch, trierisch und pfalzgräfisch ist". Auch der größte Theil der Grafschaft Neuenar war pfälzisches Lehen. In Jülich besonders das Gebiet zwischen Erf und Rhein. Agent Bilands in Prag war Licentiat Gottfried von Taris.

Das Handschreiben des Administrators vermied es, die politischen Rücksichten der Heirath auch nur zu erwähnen und hielt sich in vertraulichem, familiärem Tone. Der Prinz sei in die Jahre gekommen, heißt es, wo an seine Zukunft gedacht werden müsse, denn die jetzige Ueppigkeit der Welt lege den Eltern die Pflicht auf, noch bei ihren Lebzeiten die Kinder auf die Pfade der Ordnung und Gottesfurcht zu leiten. Der Administrator aber und seine Gemahlin seien sich bewußt, daß sie für das Lebensglück des Sohnes nicht besser sorgen könnten, als wenn sie ihm die preußische Herzogstochter zur Lebensgefährtin vorschlügen. Dabei wird der Tugend der Mutter und der Prinzessin gedacht und, wohl nicht ohne Seitenblick auf den reformirten Pfälzer, die Gleichförmigkeit des religiösen Bekenntnisses hervorgehoben.

Maria Eleonora nahm die Sendung günstig auf, aber einer bestimmten Zusage enthielt sie sich auch diesmal. Sie mochte endlich wünschen, dem Dilemma der verschiedenen Werbungen zu entgehen. Am 27. Juni 1590 meldet sie dem Herzog, ihrem Vater, daß von der „großen Heirat", worunter sie die polnische verstand, in letzter Zeit keine Rede mehr gewesen sei; dagegen drängten die anderen Freier und zwar der Administrator noch heftiger als Johann Kasimir. Um daher über eine Sache, von der für das Wohl ihres Hauses so vieles abhing, endlich ins Klare zu kommen, entschließt sie sich, eine schon längst erwogene Reise in das Land ihrer Geburt zur Ausführung zu bringen, um hier nach persönlicher Berathung mit Herzog Wilhelm die Entscheidung zu treffen[1]).

Auf der Moritzburg, wo Joachim Friedrich gerade Hof hielt, war man mit der Antwort der Herzogin wenigstens nicht unzufrieden. Man betrachtete die Angelegenheit, da sie in so bestimmter Form auf den alten Fürsten geschoben, vorläufig als „res integra" und nahm nun darauf Bedacht, die pfälzische Rivalität möglichst zu entkräften.

Zu diesem Zwecke war man, noch ehe die Kundgebung in Königsberg erfolgte, mit Biland von Rheydt in Verbindung getreten. Man erinnerte ihn daran, daß Georg Friedrich Kurator der Herzogin sei und forderte ihn auf, in der preußischen Heiratssache nichts ohne Vorwissen des Markgrafen zu unternehmen. Biland antwortete zu seiner Rechtfertigung: es verhalte sich einmal so, daß in politischen Dingen jeder Mensch, ob hohen, ob niederen Standes, seine „eigenen Affektionen" habe; er sei niemals von einem anderen Interesse ausgegangen als dem seines Vaterlandes. Zugleich aber stellte er den brandenburgischen Fürsten seine

[1]) Aus den Akten des Düsseldorfer Archives geht hervor, daß Maria Eleonora ihrem Vater von der ganzen Korrespondenz mit Georg Friedrich und Joachim Friedrich Mittheilung machte.

Dienste zur Verfügung. Es entstand die Frage, ob man die Verhandlungen in Prag in der bisher eingeleiteten Weise, durch Bilands Vermittelung, fortsetzen wolle. Dem Markgrafen von Ansbach erschien dies nicht rathsam; er beschloß auch diese Angelegenheit zu vertagen und sie später durch die eigenen Räthe Brandenburgs behandeln zu lassen.

Dies sind die Vorgänge, die der brandenburgischen Politik den ersten Impuls zur Einmischung in die jülichschen Dinge gegeben haben. Von besonderer Wichtigkeit ist dabei, daß dies in dem Augenblicke geschah, wo jene Reichsdeputation zusammentreten und die Frage der Vertheidigung des westfälischen Kreises entscheiden sollte. Das brandenburgische Fürstenhaus erhielt dadurch Gelegenheit, in den Verhältnissen Rheinlands und Niederlands nicht blos aus dem allgemeinen Zusammenhang der Reichsgesetze, sondern auch aus dem seiner besonderen dynastischen Interessen Stellung zu nehmen.

Und noch ein anderer Punkt hatte sich durch die bisherigen Verhandlungen entschieden. Auf das bestimmteste hatte Maria Eleonora erklärt, daß die Wahl zwischen den Bewerbern nicht von ihr aus erfolgen könne, sondern ihrem Vater und der Regierung in Düsseldorf anheimgestellt werden müsse. Schon hierdurch wurden die Parteien darauf hingewiesen, sich mit ihren ferneren Bemühungen nach den Rheinlanden selber zu wenden. Es war dort eben unter den Ständen der verschiedenen Provinzen eine Agitation im Gange, die bei dem alten Herzog oder seinen Räthen die Berufung eines allgemeinen Landtages durchsetzen sollte. Denn auch Ritterschaft und Städte waren der Ansicht, daß, in Ermangelung fürstlicher Autorität, eine neue Regierungsgewalt eingesetzt werden müsse, aber sie verlangten, daß solche Veränderung nicht einseitig zwischen dem Kaiser und den Räthen, sondern unter Theilnahme der Stände und mit Herbeiziehung der Erbinteressenten vorgenommen werde. Dazu sollte jener Landtag als Mittel dienen. Man wollte mit ihm warten, bis Maria Eleonora an den Rhein gekommen war. Hier konnte dann Johann Kasimir für die pfälzische Verbindung, hier Neuburg und Zweibrücken für die Sicherstellung ihrer eventuellen Erbrechte wirken. Aber auch die brandenburgische Politik mußte hier, wo alle Interessen zusammen flossen, ihre Hebel ansetzen; sie mußte den Versuch machen, sich an Ort und Stelle in den Rheinlanden einen selbständigen Einfluß zu begründen.

Diese Ziele sind damals zuerst hervorgetreten und ergriffen worden. Welchen Schwierigkeiten ihre Ausführung begegnete, — und zwar von allen Seiten begegnete, von den rheinischen Ständen, von den Pfalzgrafen, von Maria Eleonora sogar, — das werden wir in einem zweiten Aufsatz zu untersuchen haben.

Beilage.

Dem Königlich Preußischen Geheimen Staats-Archiv zu Berlin entnommen.
Rep. 35. B. No. 30.

Fürstlich Magdeburgische Abgesandten Werbung vom 16. Januar 1590.

Zum lezten vnd virtten, machen Inen Ire Fr. Gd. keinen Zweiffel, Fr. Dchl. mein gst. Hch. werde bericht empfangen haben, wie es mit dem Hertzogthumb Gulich vnd Cleve auff künfftige fal geschaffen vnd das dernwegen vil hoher personen jre gedancken vnd anschleg dahin richten, wie dieselben durch Heirat mit dem Elteren Freulein in Preußen zu solchen Herzogthumben kommen mochten, derowegen Ire Fr. Gd. demnach auch eine notturft achten solche sachen wol in acht zunemen, weil sonderlich hierdurch das Chur- vnd Fürstl. Haus Brandenburck auch anteilet vnd verwickelt werden köntte. Ersuchen demnach Ire Fr. gd. Fr. Dl. gantz freundtlich vnd vleißig, dieselben wolten Irer Fr. g. Dero wolmeinenden Rhat hierinnen mittheilen, Ob Ire Fr. Dl. nicht vermeinten, das es dem Chur vnd Fürstlich. Haus Brandenburck zutreglich vnd ob nicht mittel vnd weg dazu zufinden auch Ir. Fr. Dl. befürderung darzu thun köntten, das Irer Fr. g. eltesten Sohn, Markgraff Johans Sigmunden, das eltere Freulein in Preußen ehelich verbunden werden möchte. Es sehen gleichwol Ire Fr. g. hierinnen nicht alein auff derselben Sohn, sondern auff das ganze Chur- vnd Fr. Haus Brandenburck. Daher wolten Ire Fr. g. in diesem allem allein Irer Fr. Dl. Rhat vnd wolmeinent guttdüncken anhoren, petten auch ganz freundlich vnd vleißig, Ire Fr. Dl. wolten solche erinnerung vnd schickung anders nicht, den aus freundlicher wolmeinung vermercken, dan in diesem vnd allem andern wolten Ire Fr. g. nicht gern etwas suchen oder pitten, das Irer Fr. Dl. zuwider sein mochte.

Neuere Forschungen zur preußischen Geschichte.

Vertrauliche Briefe des Freiherrn von Thugut, österreich. Ministers des Aeußern. Beiträge zur Beurtheilung der politischen Verhältnisse Europas in den Jahren 1792—1801, ausgewählt und herausgegeben nach den Original-Quellen der K. K. österreich. Staats- und mehrerer Privat-Archive von Dr. Alfred Ritter von Vivenot. 2 Bände. Wien 1872. Braumüller.

(Fortsetzung.)

Der zweite Grund, weshalb das obige Werk eine hervorragende Beachtung beanspruchen darf, liegt in der in Widmung und Vorwort ausgesprochenen Anschauungsweise des Herrn Herausgebers, die ja auch in seinen früheren Schriften offen hervortritt. Es ist im Wesentlichen dieselbe wie diejenige, welche sich in den vertraulichen Briefen Thuguts kund giebt, eine, wir wollen nicht sagen fanatisch- aber doch eigenthümlich-österreichische Auffassungs- und Darstellungsweise, welche aber heut zu Tage von hohem Werth ist, da sie sogar in Oesterreich mehr und mehr verschwindet und die wenigen kleindeutsch-österreichischen Geschichtsbaumeister sich auf dem Aussterbeetat befinden. „Die unverblümte Abneigung gegen Preußen, die Macht, die den Untergang seines Vaterlandes als Vorbedingung der eigenen politischen Größe offen proclamirte" (sic!) führt indeß den Herausgeber wie einst den Baron von Thugut auf Irrwege. Zwar enthalten Widmung und Vorwort mehrere an und für sich richtige Gedanken. Etwas Wahres liegt z. B. darin, wenn Vivenot klagt: „Erfolglose Anstrengungen verdienen keinen Dank, ist seit mehreren Decennien das Axiom der deutschen Geschichtschreibung gewesen." Allein auch wer nicht zu den Anbetern des Erfolges gehört, muß verlangen, daß die Anstrengungen eines Feldherrn oder Staatsmannes, wenn sie Anerkennung verdienen sollen, auf ein großes und würdiges Ziel gerichtet seien. Und das ist es eben, was wir bei Thugut vermissen. Der nackte österreichische Egoismus und Partikularismus, der die Reichsfürsten nur als Objecte für die Interessen der kaiserlichen Hauspolitik betrachtet, hat auf Dank und Anerkennung keinen Anspruch.

Das Eingeständniß ist immerhin etwas werth, daß die Ereignisse der letzten Jahre die größten seien, „von denen die deutsche Geschichte zu erzählen weiß", und daß sogar die Berechtigung einer neuen Epoche der Weltgeschichte zugegeben wird, „deren erste von uns erlebte Wellenschläge die Gemüther nachfolgender Geschlechter noch bis in die spätesten Zeiten ergreifen und erschüttern werden." Eine ganz richtige Wahrnehmung ist auch die folgende: „In dieser neuen Epoche gingen für Oesterreich und Frankreich fast gleichzeitig die Früchte der Staatskunst verloren, an denen ihre Vergangenheit durch Jahrhunderte gearbeitet hatte, Preußen dagegen erreichte das Ziel seines höchsten Ehrgeizes." Nur setzen wir hinzu: das Ziel war die Aufrichtung der politischen Nationalität Deutschlands. Wir nehmen gern davon Act, daß Herr v. Vivenot zuzugestehen scheint, wie die Staatskunst Oesterreichs und Frankreichs zusammen gearbeitet hat und in gleicher Weise feindlich gegen Preußen gerichtet war: da-

mit fällt offenbar seine Behauptung, daß das Streben der österreichischen Staatsmänner gewesen sei, den Kampf um Deutschlands Macht und Ehre, Freiheit und Integrität gegen Frankreich siegreich durchzuführen, zu Boden.

Der Ausspruch endlich, in welchem er sein Urtheil über Thugut zusammenfaßt, ist ohne Frage die stärkste Zumuthung, welche einem Leser, „der Geschichte und Politik studirt“ und die vertraulichen Briefe gelesen hat, gemacht werden kann. „Was Thugut für Oesterreich und Deutschland war oder geworden wäre, läßt sich in wenigen Worten zusammen fassen: Gegen das Genie Talleyrands, Carnots und Bonapartes, gegen die verhängnißvolle Arglist des preußischen und den Eigennutz des englischen Cabinets, gegen die wahnsinnige Politik des russischen Czaren Paul wäre Thugut für Oesterreich und Deutschland eine Providenz geworden, hätte er sich nicht in den großen allgemeinen Zeit- und Weltverhältnissen einer der seltensten Situationen gegenüber befunden, gegen welche in der Defensive Jeder, und wäre er an Geist und Energie ein Halbgott, nothwendig unterliegen muß.“

Die Vorliebe und Voreingenommenheit für seinen „Helden“ geht bei Vivenot offenbar weit über das für einen Biographen zulässige Maß hinaus. Alles was wir ihm zugestehen können ist, daß Thugut nach seiner besten Ueberzeugung stets ad majorem Austriae gloriam gehandelt habe, daß der Minister die Wahrheit spricht, wenn er sagt: „Ich habe während meines ganzen Ministeriums Nichts gethan als im guten Glauben, daß Alles was ich thue, das Beste des Staatsdienstes, den Ruhm des Kaisers und seiner Monarchie befördern und die Uebel abwenden werde, von denen wir bedroht waren.“ Daraus folgt aber doch gewiß nicht, daß Thugut ein bedeutender, geschweige denn ein „Staatsmann erster Größe“ gewesen ist, daß seine Oesterreich zum Unglück führenden Anschauungen und Bestrebungen richtige und lobenswerthe waren.

Wer es nicht glauben sollte, daß dieser beinahe „Providenz“ und „Halbgott“ gewordene „Held“, aus dem „Der vereinigte Geist eines Pitt und eines Carnot spricht“, ein „hochbegabter weiser Staatsmann“, ein „Märtyrer“ war, den verweist Vivenot auf „die objectiven Forschungen Hermann Hüffers und des Franzosen Laufrey.“

Der Charakteristik Thuguts reiht sich würdig ein anderer Ausspruch Vivenots ebenfalls in Form eines hypothetischen Satzes an: „Zweifellos ist es, daß der deutsche Sieg unter preußischen Bannern in unseren Tagen über Frankreich errungen schon vor 70 Jahren unter österreichischen Adlern errungen werden konnte, hätte Deutschland die eigene Sache nicht von der österreichischen getrennt.“

Daß Thugut, den man übrigens „nicht nur den österreichischen, sondern allen Staatsmännern der Welt als nachahmungswürdiges Vorbild aufstellen darf,“ kein Bismarck geworden ist, hat „in der Zeiten Ungunst und der Menschen Unverstand“ seinen Grund, und die Fürsten des Hauses Habsburg sind bekanntlich stets die Mehrer des Reiches gewesen. Das eigenthümliche Verhängniß, vermöge dessen unter den Habsburgern die Schweiz, die Niederlande, Elsaß, Lothringen dem Reiche entfremdet wurden, das deutsche Ordensland eine Beute der Polen ward, und welches unter dem ursprünglich französischen Hause Vaudemont das Ende „der großen Tragödie des Reichszerfalles“ die Auflösung des Reiches durch Frankreich herbeiführte, findet seine einfache Erklärung in der „verhängnißvollen Arglist des preußischen Cabinets.“ Und wenn in unseren Tagen, nach mehr als dreijahrhundertjähriger Herrschaft Oesterreichs das verhältnißmäßig kleine Böhmen noch nicht germanisirt ist, im Gegentheil das czechische Element immer anmaßlicher wird und die Deutschen zurückdrängt, wenn im südlichen Tirol das Welschthum zusehends um sich greift, so ist die eigentliche

Ursache der hinterlistige „preußische Ehrgeiz", der von je her „den gutthätigen, wohldenkenden, mit Treu und Glauben handelnden Erzhaus-österreichischen Gesinnungen" feindlich im Wege stand, und an welchem auch „der große Staatsgedanke Oesterreichs im letzten Decennium des vergangenen Jahrhunderts, den Kampf um Deutschlands und Oesterreichs Macht, Ehre, Freiheit und Integrität gegen Frankreich siegreich durchzuführen," scheitern mußte. Sapienti sat.

Am Schlusse seines Vorworts „betrachtet es" Ritter v. Vivenot als eine „hohe Ehre für sich", „daß es ihm vergönnt war, die in alle Winde zerstreuten geistigen Ueberreste dieses großen Todten (Thugut) zu sammeln und in den vorliegenden Büchern als bleibendes Monument der Ehre niederzulegen", wie es der Fürst von Dietrichstein als eine Ehre betrachtete, „die leiblichen Ueberreste des aus dem Volke emporgekommenen Ministers in seiner fürstlichen Ahnengruft bestatten zu dürfen." Wir fügen nur hinzu: requiescat in pace.

Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Auf Veranlassung Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preußen. Sechster Band.
Politische Verhandlungen: Dritter Band, herausgegeben von Dr. B. Erdmannsdörfer. Berlin. Reimer 1872.

Gegenüber den gewaltigen Thaten unserer Tage, den riesenhaften Dimensionen, welche die Verhältnisse und Aufgaben Preußens und Deutschlands angenommen, erscheinen die mühsamen Anfänge des brandenburgisch-preußischen Staatslebens unter dem Scepter der Hohenzollern klein und unbedeutend. Aber wie in dem schwachen Reis die Natur des mächtigen Baumes sich schon erkennen läßt, so bergen jene Anfänge bereits den Keim der künftigen Größe in sich, der schärferer historischer Betrachtung deutlich erkennbar ist. Wir gehören nicht zu denjenigen, welche „die eigentliche oder wirkliche Gründung des preußischen Staats" erst von Friedrich Wilhelm datiren; wir halten dafür, daß von Friedrich, dem Gründer der Dynastie an der Staatsgedanke der hohenzollerischen Fürsten und das eigenartige Wesen dieses Staats als ein Ganzes aufgefaßt und betrachtet werden müssen, daß die Regententhätigkeit z. B. Joachims II. und Johann Sigismunds auch im Verhältnisse zu ihren mächtigeren, glänzenderen Nachfolgern nicht unterschätzt werden dürfe.

Aber die klarere, kühnere, energischere Erfassung und Durchführung jenes Staatsgedankens konnte erst erfolgen, nachdem von jenen früheren Fürsten die Grundlagen der Macht gelegt waren; mit Friedrich Wilhelm begann die nach Außen hin großartigere Machtentwickelung und Machtentfaltung; wenn man will, die europäische Bedeutung des merkwürdigen Staatswesens, welches andere Staaten bald in raschem Laufe hinter sich ließ.

Ueber den Werth des vorliegenden Werkes und die Dienste, welches es der Geschichte leistet, zu reden, ist bereits unnöthig; wir beschränken uns darauf, den Inhalt dieses letzten Bandes anzugeben.

Der dritte Band der Verhandlungen reicht bis zum Ende der ersten Hauptepoche in der Regierungsgeschichte des großen Kurfürsten und umfaßt die Periode vom Ende der westfälischen Friedensverhandlungen und ihren äußersten Ausläufen bis zum Beginn des nordischen Krieges, also mit seinen beiden Vorgängern zusammen die ersten 15 Regierungsjahre Friedrich Wilhelms. Er zerfällt in 4 Abschnitte:

I. der Krieg mit Pfalz-Neuburg 1651. II. der Reichstag zu Regensburg. III. Verhandlungen in und außer dem Reiche 1652—1655. IV. Brandenburg und die nordischen Mächte 1649—1655. Als die wichtigsten dürfen die beiden letzten Abschnitte bezeichnet werden. Der dritte zeigt uns die brandenburgische Politik in Mitten einer Fülle mannigfachster Anregungen und Anknüpfungen; „das Bild einer überaus bewegten diplomatischen Action bietet sich dar; eine Menge neuer Persönlichkeiten treten auf die Bühne; die Wirksamkeit eines talentvollen, energischen Ministers, der hier neben den Kurfürsten tritt, macht sich bei jedem Schritte bemerkbar; durch das Ganze geht als verbindender Faden ein Zug rührigen entschlossenen Vorwärtsstrebens nach dem Ziele selbständiger machtvoller politischer Geltung innerhalb der jetzt gegebenen Möglichkeiten, ein Zug, der sich steigert bis zu den weitreichenden Entwürfen einer Politik, welche eine wesentliche Umgestaltung der Reichspolitik und für den brandenburgischen Staat die höchsten Aufgaben von ferne blicken läßt."

Im vierten Abschnitt sind im Hinblick auf die neuen sich vorbereitenden Ereignisse die Acten der politischen Beziehungen des Kurfürsten zu den drei namentlich in Betracht kommenden nordischen Mächten: zu Schweden, Polen und Rußland bis zu dem Zeitpunkt des ausbrechenden Krieges zusammen gestellt.

Der größte Theil der Materialien auch dieses Bandes ist dem Geh. Staatsarchiv zu Berlin entnommen, eine Anzahl den fürstlich Waldeckschen Archiven zu Arolsen und Cuplenburg, einiges wenige dem Staatsarchiv zu Hannover.

Da der dritte Band der Verhandlungen den Abschluß des ersten Hauptabschnittes bildet, so ist ihm ein alle drei Bände umfassendes Personenverzeichniß beigegeben, wodurch die Benutzung wesentlich erleichtert wird.

Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg, Band III. Urkundliche Nachträge zu dem nachgelassenen Manuscript von Christian Heinrich Philipp Edler von Westphalen, weiland Geheimer Secretär Sr. Durchlaucht des Herzogs Ferdinand, zusammengestellt und herausgegeben von F. O. W. H. v. Westphalen, Königl. preußischen Staatsminister a. D. Berlin 1871. Mittler.

Daß die Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig bis vor wenigen Jahren nur mangelhaft bekannt war und auch heute noch lange nicht so bekannt ist, als sie es zu sein verdiente, ist eine unbestreitbare Thatsache, welche indeß nicht Wunder nehmen kann und sich leicht erklären läßt. Die Thaten Friedrichs des Großen haben nothwendig die seines treuen Helfers in den Schatten gestellt. Allein, wenn auch die Strahlen der Sonne das Licht des kleinern Gestirnes verdunkeln, so wissen wir doch auch dieses zu schätzen und erfreuen uns seines Glanzes.

Durch das im Jahre 1859 unter dem Titel „Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg" herausgegebene nachgelassene Manuscript seines Großvaters Christian Heinrich Philipp von Westphalen (2 Bände. Berlin. Decker) hat sich daher der Herr Herausgeber ein namhaftes Verdienst um die preußische Geschichte erworben und eine wirklich vorhandene Lücke in der Geschichte des 7jährigen Krieges ausgefüllt. Der von uns hier angezeigte dritte Band giebt den ersten Theil einer Urkundensammlung, welche das Werk zum Abschluß bringt. Das reichhaltige Material ist theils aus dem Nachlaß des Verfassers, theils aus dem vom großen Generalstabe dem Herausgeber bereitwilligst geöffneten Kriegsarchive des Herzogs Ferdinand entnommen.

Niemand konnte geeigneter sein, die Feldzüge des Herzogs zu beschreiben als Christian von Westphalen, sein geheimer Secretär, der ihm als Freund und Rathgeber so nahe stand. Er führte die politische und militärische Correspondenz des Herzogs und fertigte fast alle Berichte, Befehle und Dispositionen für die Truppen aus. Er begleitete den Herzog zwar nicht auf das Schlachtfeld, an allen strategischen Operationen desselben aber nahm er einen hervorragenden Antheil. Vor allen wichtigen Entschlüssen, vor allen entscheidenden Bewegungen holte der Herzog sein Gutachten und seinen Rath und zwar stets schriftlich ein. „Obgleich nämlich Westphalen während der Feldzüge unter einem und demselben Dache mit dem Herzog zu wohnen pflegte und außer dem regelmäßigen mündlichen Vortrage bei besonderen Veranlassungen persönlichen Zutritt hatte, wurde doch und nicht bloß während der Abwesenheit des Herzogs im Gefecht oder auf Märschen oder kürzeren Reisen, Tag für Tag schriftlich zwischen ihnen über alle irgendwie erheblichen Vorkommnisse und Angelegenheiten correspondirt." Hieraus ist ein ungewöhnlicher, eigenthümlicher Schriftwechsel erwachsen, der einen wichtigen Quellenschatz für die Kenntniß der Beweggründe und die Beurtheilung der militärisch-politischen Thätigkeit wie über die Charaktereigenschaften des Herzogs darbietet.

Den Urkunden vorausgeschickt ist eine allgemeine Uebersicht des ganzen Kriegslaufs der alliirten Armee von 1757—1762 von Westphalens eigener Hand in deutscher Sprache aus dem Jahre 1786, eine Uebersicht, welche sich durch Klarheit und Schärfe auszeichnet. Dann folgt die urkundliche Specialgeschichte des Feldzuges von 1759, während die drei folgenden Bände, deren Erscheinen in kurzen Zwischenräumen versprochen ist, die Feldzüge von 60, 61 und 62 bis zum Frieden von Fontainebleau führen werden.

Die Urkunden selbst betreffend, so gewährt die Correspondenz des Herzogs mit Friedrich dem Großen, Georg II. und den englischen Staatsmännern einen klaren Einblick in die jedesmalige Lage Preußens und seiner Verbündeten. Sie zeigt, wie oft der König am Rande des Abgrundes sich befunden, von dem nach seinem eigenen Zugeständniß er Rettung nur durch ein Wunder erwarten durfte, sie läßt uns den Heldengeist bewundern, welcher den König auch in den verzweifelsten Augenblicken standhaft und groß erhielt, sie lehrt, wie weit der König auch auf den untergeordneteren Kriegstheatern die Operationen verfolgte, und wie er es verstand den dort handelnden Generalen Instructionen und Rathschläge zu ertheilen, ohne sie in ihrer nöthigen Selbständigkeit und Freiheit des Handelns zu beschränken.

So hat das in Rede stehende Urkundenwerk nicht bloß einen allgemein historischen Werth, sondern auch für die Strategie und Taktik hervorragende Wichtigkeit und wird allen Freunden historischer Forschungen, zumal Männern vom Fach sowohl der Regierungs- wie der Militär-Politik als eine übersichtliche Zusammenstellung der Geschichtsquellen des Kriegs der alliirten Armee von 1757—1762 hochwillkommen sein.

Geschichte des preußischen Staates und Volkes unter den hohenzollernschen Fürsten von E. v. Cosel, Königl. preuß. Oberst. Vierter Band. Leipzig. Duncker und Humblot. 1871.

Unter den erfreulicher Weise noch täglich sich mehrenden Darstellungen der preußischen Geschichte wird die vorliegende stets einen ehrenvollen Platz behaupten.

Nach den besten Quellen bearbeitet, mit strenger Unparteilichkeit aber mit patriotischer Wärme geschrieben, vereinigt sie mit diesen Vorzügen die militärische Ein-

sicht und Fachkenntniß, welche gerade für einen preußischen Geschichtschreiber so wünschenswerth sind.

Der zuletzt erschienene vierte Band beginnt mit der Geburt Friedrich Wilhelms III. und geht bis zum Abschluß des Friedens zu Tilsit. Wir heben hier besonders hervor die Schilderung der unglücklichen Schlachten bei Jena und Auerstädt, die auf Höpfners Darstellung beruht und worin überzeugend die Ursachen auseinandergesetzt werden, weshalb die auch damals bewiesene Tapferkeit des preußischen Heeres und das unbestreitbare Talent so vieler Führer die Niederlage nicht abzuwenden vermochten. In Betreff des verächtlichen Benehmens, welches der Napoleon nach Potsdam entgegengegangenen berliner Deputation Schuld gegeben wird, bemerkt der Verfasser: „Wenn es wahr sein sollte, wie das Bülletin vom 26. October erzählt, die Deputirten hätten versichert, daß die Gerüchte, die man über die Stimmung der Stadt verbreitet, falsch wären, daß die Bürger und die Masse des Volkes den Krieg ungern gesehen, daß eine Hand voll Weiber und junger Officiere allein diesen Lärm gemacht hätten, daß nicht ein vernünftiger Mann gewesen, der nicht eingesehen, was man zu fürchten und zu hoffen hätte, so müßten wir darin einen neuen Beweis von der politischen Gleichgültigkeit und Stumpfheit eines großen Theiles der gebildeten Stände erblicken, welche, um den Zorn des Siegers nicht zu reizen, ihrer Nationalehre und Pflicht vergaßen." Wir bemerken dazu, daß dieses Bülletin vom 26. October 1806 einer der vielen Beweise ist, daß Napoleon I., in so vielen Stücken von unübertroffener Brutalität, am brutalsten doch als Lügner war.

Gegenüber dem noch in manchen Geschichtsbüchern vorkommenden Gerede von dem Verrathe der Generale, welche Truppen und Festungen Hals über Kopf übergaben, kommt durch genaue Darlegung der Thatsachen die Wahrheit an den Tag, daß bei plötzlich eintretenden ungeahnten Krisen scheinbar bewährte Männer Besinnung, Haltung und geistige Kraft verlieren können, gleichviel ob Soldaten oder Bürger.

Wie sehr der Verfasser bemüht ist, die Brauchbarkeit seines Werkes fortwährend zu erhöhen, beweisen die dem vierten Bande beigefügten Berichtigungen zum ersten, in welchen namentlich constatirt wird, daß die Schweden bei Fehrbellin nicht von dem Reichsfeldherrn Karl Gustav Wrangel, welcher hinfällig und krank meist viele Meilen hinter dem Heere bettlägerig darniederlag, sondern von seinem jüngern Stiefbruder, dem Generallieutenant Waldemar Wrangel, commandirt wurden.

Wir hoffen, daß das Werk in raschem Fortschreiten bald die Darstellung des letzten großen französischen Krieges ermögliche, welche als Gegenbild zu dem von 1806 von der sachkundigen Feder des Verfassers gegeben, von besonderem Werth sein wird.

Ein pommersches Herzogthum und eine deutsche Ordens-Komthurei. Kulturgeschichte des Schwetzer Kreises nach den archivalischen und anderen Quellen bearbeitet von Richard Wegner, Ober-Regierungsrath. Erster Band. Posen 1872. Commissionsverlag von Louis Türk.

„Im Allgemeinen reicht die äußere politische Geschichte von Westpreußen über den Rahmen eines Kreises zu sehr hinaus, um eine einheitliche Ausführung innerhalb desselben ohne Uebermaß fremden Stoffes zu gestatten. Nur auf dem kulturhistorischen Gebiet vermag die Kreisgeschichte eine selbständige Aufgabe zu lösen und auch für die Landesgeschichte vielleicht einigen Werth zu gewinnen. Gewiß

ist es, daß diese der eindringenden Erforschung der besonderen localen Gebiete und deren monographischer Schilderung bedarf, um immer neues volleres Leben daraus zu schöpfen."

Diesen Worten des Verfassers können wir nur beipflichten. Nur auf gründlichen Detailforschungen und Specialstudien kann eine dem Standpunkt der Wissenschaft entsprechende Landesgeschichte aufgebaut werden. Wir begrüßen daher auf dem Gebiet der historischen Litteratur jede Arbeit mit Freuden, welche geeignet ist, die Heimatskunde für ein kleineres Territorium zu fördern und Bausteine liefert für die Gesammtgeschichte des Vaterlandes. Der von uns hier angezeigte erste Band zerfällt in eine aus drei Capiteln (Geschichtliche Umrisse, Landschaftliche Umrisse, Statistische Bemerkungen) bestehende Einleitung und zwei Theile. Der erste Theil behandelt den Schwetzer Kreis von der ältesten Zeit bis zur Herrschaft des deutschen Ordens 1309, der zweite die Zeit der Ordensherrschaft bis 1466. Ein zweiter Band soll „die culturhistorische Darstellung des Kreises unter polnischer und unter preußischer Herrschaft bringen und mit Erzählung der wichtigsten politischen Ereignisse in Form einer kurzen Chronik und episodischer weiterer Ausführung schließen."

Der zweite Theil des vorliegenden Bandes ist, wie es in der Natur der Sache liegt, der umfangreichere, weil die Fülle des Stoffes eine größere war, auch die Zeitverhältnisse bedeutsamer und wichtiger sind als die der dunkeln Urgeschichte. „Bist du klug, so täusche die deutschen Herren von Preußen" lautet ein im Mittelalter gebrauchtes Sprichwort und beweist uns, daß man vor der Klugheit der Ordensritter im Reiche alle Achtung hatte. Die staatsmännische Einsicht, welche die Deutschherren in der Regierung ihres Landes entfalteten, war in der That keine geringe. Das beweist schon die hohe Blüte, welche in den besten Zeiten des Ordens unter Winrich von Kniprode Preußen erreicht hatte. Die Schrift des Verfassers bietet hierzu, namentlich durch die in den Text eingefügten Urkunden, manche schätzenswerthe Beläge.

Was den Namen „Schwetz" anlangt, so wollen wir nicht verhehlen, daß die Ableitung von Schweden, welche der Verfasser p. 62 ff. festhalten zu dürfen glaubt, uns doch bedenklich vorkommt. Die Behauptung „Schwetz" sei von 7 schwedischen Seekönigen gegründet, ist, wie Wegner richtig angiebt, eine germanisirende Erfindung des Chronisten Erasmus Stella, dem Caspar Schütz und andere nachschrieben. Mit der polnischen Ableitung von Swieca Licht, woran sich die Sage von der Rettung Herzog Suantopolks knüpft, steht es allerdings ebenfalls mißlich.

Wir läugnen nicht, daß wir in Bezug auf die Oekonomie und Anordnung des Stoffes manches anders wünschen möchten, auch dürfte es fraglich sein, ob nicht einzelne Beilagen, so die ausführliche Beschreibung des bei Konopat gefundenen alten Schädels p. 155 ff., ohne den Werth des Ganzen zu beeinträchtigen, hätten fortgelassen werden können; aber immerhin läßt sich die Schrift als ein recht interessanter und lehrreicher Beitrag zur Geschichte des Deutschthums in Westpreußen und zur Kenntniß der Alterthümer dieses Landestheils bezeichnen.

Kl.



Die Veröffentlichungen der deutschen Geschichtsvereine zur preußischen Geschichte und Landeskunde.

Altpreußische Monatsschrift. Herausgegeben von R. Reicke und E. Wichert. VIII. Band. Königsberg 1871. 8.

4. Heft. (Mai — Juni.)

S. 289—314. O. Biegon von Czudnochowski, Die Provinz Preußen in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Schluß. — [Der Verf. schließt mit einem Hinweis auf die von dem Orden angebahnte Förderung der Schulbildung, der Wissenschaften und der Künste, vornehmlich der Baukunst, und faßt dann das Ergebniß seiner Darstellung dahin zusammen, daß die eigenthümlichsten Tendenzen des Ordensstaates von diesem auf das Königreich Preußen übergegangen seien: die Ausbildung der modernen einheitlichen Staatsidee und die dem Romanismus abgewandte niederdeutsche Cultur.]

S. 315—336. A. Rogge, Beiträge zu einer Geschichte des Heiligenbeiler Kreises. Forts. von „Das Amt Balga".

S. 362—367. W. Pierson, Nachtrag zu den „litauischen Aequivalenten". — [Vgl. Aprilheft unserer Zeitschrift S. 272.]

S. 369—371. Mittheilungen und Anhang. — [Unter diesen befindet sich ein jüngst aufgefundenes, von M. Töppen mitgetheiltes Fragment der Elbinger Kämmereirechnungen aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts.]

5. und 6. Heft. (Juli — Sept.)

S. 385—426. H. L. Elditt, Das Bernstein-Regal in Preußen. Schluß. — [Die seit 1837 eingeführte Verpachtung der Bernsteingewinnung an die Strand-Communen bewährte sich als eine sowohl für den Staat, der dadurch eine jährliche Einnahme von etwa 10,000 Thalern gewann, als auch für die freie Bewegung und für den Wohlstand der Einwohner ersprießliche Maßregel. Dagegen trat der Uebelstand hervor, daß die leichte und ungebundene Arbeit beim Bernsteingraben der Landwirthschaft einen erheblichen Theil der nöthigen Arbeitskräfte entzog. Mit dem Jahre 1867 schließt die für den Nationalökonomen wie für den Naturforscher gleich lehrreiche Abhandlung des inzwischen verstorbenen Verfassers.]

S. 427—450. X. Frölich, Das älteste Schöppenbuch des Graudenzer Archivs. — [Die erhaltenen Reste desselben stammen aus der Zeit um 1500 und werden hier auszugsweise, mit sachlichen und sprachlichen Bemerkungen begleitet, mitgetheilt.]

S. 487—522. F. A. Lange, F. Ueberweg. — [Nekrolog des 1826 zu Leichlingen bei Solingen geborenen, 1871 als Professor der Philosophie zu Königsberg † F. Ueberweg.]

S. 523—530. E. Steffenhagen, Zu Conrad Bitschin. — [Nachricht über das jetzt aufgefundene neunte Buch der im Jahre 1432 vom Kulmer Stadtschreiber C. B. verfaßten Encyclopädie Labyrinthus vitae conjugalis.]

Der Krieg in Norddeutschland von 1632.

(Vergl. April- und Maiheft, Jahrg. 1872 dieser Zeitschrift.*)

Pappenheims letztes Auftreten in Niedersachsen.

Mastricht war am 11. August gefallen, trotz des Succurses von Pappenheim, der ohne große Lorbeern geerndtet zu haben, das Land verließ, den Rhein überschritt und aufs Neue Norddeutschland heimsuchte, sich mit Gronsfeld und einem Theil der Merodeschen Truppen vereinigte und direct auf Baudissin losging. Ueber die Stärke von Pappenheims Truppen liegt eine Liste vor, die offenbar nach dieser Vereinigung verfaßt ist[1]). Nach ihr setzte sich die Pappenheimsche Armee folgendermaßen zusammen:

Cavallerie.

Böninghausen	12	Comp.
Horst	8	"
Lintlo	5	"
Lambo	6	"
Quatt	6	"
Westphal	6	"
Palant	5	"
Westerholt	6	"
Ohr	12	"
Einhausen	5	"
Aschenburg	10	"
Lüdersches	10	"
Crabaten	2	"
	93	Comp.

Infanterie.

Breuner annoch ungefähr	900
Reinacker	800
Comargo	1,000
Fürstenberg	500
Baden	500
4 Comp. von Jung Tilly	1,000
Würzburgische	300
Einötten und Blanckart	300
Jung Lintlo	1,000
Merode	400
Palant	500
Gronsfeldische und Gleinsche, commandirt aus Wolfenbüttel	400
	8,100

„Hiebei ist zu merken, daß von obigen an die 1,500 Mann commandirt waren in Duderstadt, welche alle verloren. Zu dem auch die gemeine Sage sind bei Mastricht etliche geblieben; dagegen aber ist Merode im Land von dem Berckley mit ungefähr 4 à 5000 Mann, welche mit ihm conjungiren."

*) Vergl. auch im Jahrg. 1871 „die niederdeutschen Kreisstände während des schwedisch-deutschen Kriegs 1631 und 1632"; und „das Auftreten Pappenheims in Norddeutschland nach der Schlacht bei Breitenfeld" I. und II.

[1]) Arkiv III. Nr. 936.

Bei Brakel kam es am 15. September zu einem ersten Zusammenstoß[1]). Das baudissinsche Dragonerregiment[2]), das hier lag, wurde vom Feinde überrascht, von allen Seiten umzingelt und mit Infanterie und Artillerie angegriffen. Doch gelang es dem Obristen Jacob Mercier, genannt der kleine Jacob, der sich bereits früher ausgezeichnet hatte[3]) und den Obristen Dewitz und Pleß, die mit der Cavallerie zum Entsatz der Garnison von Brakel ausgesandt waren, die Dragoner „ohne besonderen Schaden herauszuziehen". Denn der Feind wich bei ihrer Annäherung bis an einen Paß zurück, wo ein Theil seiner Musketiere verborgen lag. Hier kam es mit den verfolgenden Schweden zum Kampf, in welchem diese einigen Verlust erlitten, auch 3 Standarten einbüßten[4]), „dagegen aber — sagt Baudissin — der Feind keine Seide gesponnen, angesehen er mit Fußvolk, Stücken und Cavallerie in allem gefochten, das Feld und die Walstatt quittiren und verlassen müssen und sich über den Paß, da ihm dann nicht mehr beizukommen gewesen, retirirt; in solcher seiner Flucht aber ihm 3 Stück Geschütze abgejaget und 2 Standarten wieder erobert, und also die Unserigen das Feld behalten."

Jetzt galt es den Weserübergang bei Höxter zu halten. Die Stellung bei Höxter war, wie oben bereits gesagt, für diesen Fall befestigt worden. Grubbe war bereits bei den Nachrichten von dem Anzug Pappenheims von der Armee hinweg nach Osten geeilt, — am 8. September befand er sich in Gröningen — überall ermahnend, mit der Zusendung von Truppen und Kriegsmaterial zu eilen. An Magdeburg und Wolfenbüttel wandte er sich um Kraut und Loth; an Kagg mit der Aufforderung, die Truppen von Magdeburg zu schicken. Doch der wagte nicht ohne besondern königlichen Befehl die Elbe und Havel zu verlassen. An Lohusen, daß er, da Leßlie noch nicht fertig wäre, ein paar Regimenter heranführe; eine Aufforderung, der Lohusen sofort nachkam. Boëthius' Regiment war im Anmarsch, Salomon Adams wurde noch gemustert, sollte aber sofort folgen[5]).

[1]) Baudissins Relation über das Gefecht bei Brakel vom 16. Sept. Arkiv II. Nr. 833. Vgl. Grubbe an Gustaf Adolf d. d. Höxter 17. Sept. Nr. 835.

[2]) Theatr. Eur. II. S. 741: 500 Dragoner; Chemnitz S. 428: 600 Dragoner.

[3]) Er hatte in der ersten Hälfte des August 1632 mit einer Brigade von 1200 Pferden ein siegreiches Gefecht gegen eine feindliche Reiterabtheilung bestanden. S. Grubbe v. 16. Aug.

[4]) „In selbigem Scharmützel aber habe ich (Baudissin) verloren für Herr Obristen Plessen 2 Rittmeister todt, 4 Cornett todt, 3 Standarten verloren, 1 Major, etliche Rittmeister, Lieutenants, Cornetts und Unterofficiere gequetschet."

[5]) S. Grubbes Schilderung in seinem Brief an Gustaf Adolf d. d. Höxter 17. Sept. Arkiv II. Nr. 853.

Aber Pappenheim ließ dem Gegner nicht Zeit. Er sandte Gronsfeld mit einem Theil der Truppen bei Polle über die Weser, um Baudissin in den Rücken zu fallen; begann selber mit Stücken auf das Lager zu spielen. Auch nahm er den Schweden das Mühlenwasser, so daß zu befürchten war, es würde, da man nur wenig Mehl vorräthig hatte, bald an Brod zu mangeln beginnen.

Deshalb, und da Baudissin die Stärke der Pappenheimischen Truppen zu hoch, auf 13,000 Mann schätzte, gab er den Befehl zum Rückzug. Die Bagage und das Geschütz vorauf, marschirte er bei Nachtzeit „en bon ordre", wie er selbst sagt, auf dem Wege nach Münden ab, von der feindlichen Cavallerie, mit der es noch zu einem größeren Scharmützel kam[1]), eine Strecke Weges verfolgt.

Der erste Fehler der niedersächsischen Armee nach Pappenheims Abzug war gewesen, daß sie sich theilte, ein Fehler, von dem wir wissen, wie strenge er von Grubbe gerügt, wie hart er von anderen (so von Chemnitz) beargwöhnt wurde. Das Preisgeben des Weserübergangs bei Hörter war ein zweiter Fehler, der die natürliche Folge jenes ersten war. Mit den Truppen Herzog Georgs vereinigt hätte Baudissin die Weser zu halten vermocht; ohne ihn war er zu schwach, es zu thun. Er hätte sich jetzt auf den Herzog zurückziehen können. Aber das hätte den ausdrücklichen Befehlen Gustav Adolfs widersprochen, die darauf hinausliefen, die Verbindung mit ihm sowie mit Horn frei zu halten. Jetzt, wo Pappenheim wieder auf dem norddeutschen Kriegsschauplatz erschienen war, und jene frühere Besorgniß wieder lebendig werden mußte, daß er der Wallensteinischen Armee zuziehen möchte, jetzt bestand die Hauptsache nicht darin, ihm den Weg nach Osten zu verlegen, sondern den nach Süden. Baudissin sah sich genöthigt, den Herzog Georg und die niedersächsischen Gebiete ihrem Schicksal zu überlassen[2]).

Herzog Georgs nächste Aufgabe nach der Trennung der niedersächsischen Armee hatte die Einnahme Wolfenbüttels sein sollen. Man ist

---

[1]) Chemnitz S. 429.

[2]) Sehr beachtenswerth sagt Grubbe in seinem Brief an Gustaf Adolf vom 17. Sept. (noch aus Hörter), er habe seit seiner Abfertigung vom Hof zwar keinen königlichen Befehl erhalten, doch verstehe er des Königs Willen aus dessen Schreiben an Baudissin und deshalb „så skall, så vidt mig tillstår, jag derhän drifva och arbeta, att vi således på Pappenheim må ackt gifva, att om han vänder sig någor annorstädes uppföre åt Rhein, Main, Franken eller Thuringen, vi honom tidigt må kunna vara vid sidan att secundera den, som han vill attaquera." Freilich fügt er hinzu: „Eller om han blifver här och efter sin vana oss vill in-

mit Recht einigermaßen überrascht darüber, daß er diese Festung, deren Besatzung sich auf höchstens 1500 Mann belief[1]), und die er bereits am 7. August zu belagern begonnen, immer noch nicht erobert hatte. Um so mehr, wenn man erfährt, daß seiner eigenen Angabe nach[2]) ein Theil der Verstärkung aus dem Magdeburgischen und Halberstädtischen bereits am 14. August angelangt war, und der Besatzung „die nöthigsten Requisita mangelten". Aber freilich, weder von Herzog Christian noch von Herzog Friedrich Ulrich wurde Georg unterstützt, und bitter genug waren die Ausdrücke, in denen er sich darüber beschwerte. Er müsse sich wundern, so schrieb er am 21. August dem Bruder, daß seine gegenwärtige Unternehmung, die dem Kreise, die namentlich seinen (Herzog Christians) Ländern zum Besten gereiche, die den Zweck habe, die Uebel des Kriegs aus ihnen zu entfernen, so schlecht befördert werde. Er müsse solches Benehmen Personen zuschreiben, die es mehr mit der feindlichen als mit der guten Sache hielten und statt der bisherigen Freundschaft Eifersucht zu erregen suchten[3]).

Allein solche Worte halfen ebenso wenig als die freundlichen Aufforderungen Gustaf Adolfs[4]) an Herzog Christian, „sich ferner der guten Sache mit dem bisherigen Eifer (!) anzunehmen", und die Aussicht auf Kriegsentschädigungen, die er ihm machte.

Die Belagerung hatte sich, namentlich durch einen Ausfall der Besatzung am 15. August, bei welchem Andersson gefangen wurde[5]), unterbrochen, von Woche zu Woche hingezogen.

Da erschien der Feind zum Entsatz. Es war Merode, den Pappenheim nach der Einnahme Höxters mit 700 Pferden[6]) abgesandt hatte.

---

cumbera, att då alla E. K. M:ts trupper här måtte samlas och bjuda honom hufudet."

[1]) Theatr. Eur. II. S. 662: 1000 M. z. F., 120 z. Pf. und 50—60 Dragoner.

[2]) Herzog Georg an Gustaf Adolf „Klein Stöckheim vor Wolfenbüttel" 14. Aug. Arkiv II. Nr. 826: „... weil Wir nun gute Hoffnung haben, vermittelst göttlicher Hülfe solche (Feste) dahero bald zu erlangen, daß die nöthigsten Requisita darin mangeln, Wir auch nach erlangter Verstärkung, so aus den Landen Magdeburg und Halberstadt zum Theil angelanget und noch vorhanden, auch überkommener noch manquirender Ammunition und anderen Nothwendigkeiten uns höchlich befleißen werden, nach Möglichkeit des Orts Recuperirung, quovis modo solches mit Gottes Hilfe wird geschehen können, Uns lassen angelegen zu sein: als hat Uns gebühren wollen, E. M. unsrer Schuldigkeit nach davon Nachricht zu thun u. s. w."

[3]) Weiteres Detail bei v. d. Decken II. S. 78 ff. Nr. 97.

[4]) Gustaf Adolf an Herzog Christian d. d. Nürnberg 28. Aug. v. d. Decken II. Nr. 99.

[5]) An seiner Stelle wurde hernach Melchior von Falkenberg zum Generalcommissär ernannt.

[6]) Theatr. Eur. II. S. 742.

Der Moment seines Erscheinens machte es ihm leicht, den entscheidenden Schlag auszuführen[1]).

Wir erwähnten bereits, daß Herzog Georg den General-Major Lohusen auf Baudissins wiederholt ausgesprochenen Wunsch, der von den „Königlichen Kriegsräthen und Ambassadeuren" Salvius, Steinberg, Grubbe unterstützt wurde, nach Höxter detachirt hatte[2]). „Mit seinem weißen, termoschen, merodischen, baierischen und falkenbergischen Regiment und Truppen zu Roß und Fuß" war er aus dem Lager vor Wolfenbüttel aufgebrochen und bereits am 20. September nach Seesen gekommen, als er Nachrichten von Baudissin und seinen Truppen erhielt, die „ihm den Compaß nicht allein gar sehr verrückten", sondern ihn auch nöthigten „bedacht zu sein, wie er den Harz suchen, zur Hand nehmen und also nach Goslar sich retiriren möchte", um von da nach Wolfenbüttel zurückzukehren[3]).

Durch Lohusens Abzug waren die Plätze Halchter und Lingen[4]) „evacuirt". Auf seinen und Obrist von Heydens Rath, dort „einem qualifizirten Cavallier das Commando zu committiren", erhielt Obrist Jacob King eine vom 21. September datirte schriftliche „Ordinanz", die ihm das oberste Commando nach dem Herzoge übertrug[5]).

Die Quartiere der Belagerer waren folgendermaßen vertheilt: Herzog

---

1) Ueber den Entsatz von Wolfenbüttel liegt eine sehr ausführliche Relation (nebst Beilage) Herzog Georgs vor, die er mit einem Schreiben d. d. Braunschweig 2. Oct. an Gustaf Adolf übersandte: Arkiv II. Nr. 840. Ohne die Beilagen bereits von v. d. Decken II. Nr. 100 mitgetheilt.

2) „med några regementer, ungefär i alls till 2000 man" Grubbe an Gustaf Adolf d. d. Gentin im Stift Magdeburg 28. Sept. Arkiv II. Nr. 838.

3) Grubbe traf ihn bereits zu Hornburg („Harenberg") „aktandes sig åter med Hertig Jörgen att conjungera".

4) „Halgter und Linnem".

5) „Von Gottes Gnaden Wir George, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg rc., Königl. Majt. zu Schweden in diesen Nieder-Sächsischen Landen bestellter General, urkunden hiermit: als nach nunmehr beschehenem Abzuge des Herrn General-Major Lohausen rc. die Nothdurft erfordern will, jemanden hinwieder zu verordnen, so bei dieser vorgenommenen Bloquirung das Commando und Aufsicht nächst Uns führe und habe, und Wir dann dazu den edlen, festen, Uns besonders lieben Jakob Kingen, Königl. Majt. zu Schweden rc. bestallten Obristen, ersehen und vermocht, auch demselben solch Commando und Aufsicht in allem nächst Uns zu führen hinwieder aufgetragen und übergeben, als befehlen Wir kraft tragenden Generalats den vor Wolfenbüttel anitzo militirenden Obristen Mitschefalen und Merettich, auch allen andern hohen und niedern Officieren gnädig und ernstlich, gedachtes Herren Obristen Kingen Commando und Verordnungen nächst Uns in allem zu geleben, und sich ihm durchaus nicht widrig zu bezeigen. Urkundlich den 21. Septembris anno 1632."

Georg zu Klein Stockheim; Obrist King zu Halchter; Obrist Mitschefal zu Linden, Obrist Merettich zu Tiede und Fummelse.

Als die ausgesandten Boten mit der Meldung zurückkamen, „daß der Feind sich diesseit der Weser stark vermerken lasse", beschloß Georg den Rückzug von Wolfenbüttel. Er gab deshalb am 22. September sowohl King wie Merettich Befehl: „in seinem Quartier fleißige Wacht und gute Aufsicht zu halten, auch mit den seinigen stets allert zu sein und zu liegen. Sonsten soll er die Straßen nach dem Feinde wärts aufs fleißigste battiren lassen, und in andere Quartiere correspondiren, gestalt aus den anderen Quartieren gegen ihn auch geschehen wird, damit der Feind nicht unversehens übern Hals kommen, sondern man mit guter Manier sich retiriren könne".

Am 23. September Mittags um 3 Uhr erhielt King diesen Befehl, bat sofort um Nachricht, wohin er sich im Fall der Noth zu retiriren habe, und sprach den Wunsch nach einer persönlichen Unterredung mit Herzog Georg aus, „weil Briefen nicht alles zu getrauen" sei.

Am 24. kam er nach Klein Stockheim, hatte hier die gewünsche Unterredung mit Herzog Georg und Obrist von Heyden, und erhielt schriftliche Ordre für Obrist Merettich und Rittmeister Debitz: „Obrist Merettich soll demjenigen geschwind nachkommen, was ihm Herr Obrister King 2c. mündlich sagen würde. Rittmeister Debitz aber soll bereit sein, daß, sobald King zu Tiede anlanget, er mit denselben nach Halchter marschiren könne."

Herzog Georg begab sich dann, seiner „zugestandenen Leibesbeschwerung halben" nach Braunschweig.

Da kam in der Nacht vom 24. auf 25. September Nachricht von der Nähe des Feindes an Obrist von Heyden. Sofort machte er davon schriftlich Meldung an King. Am 25. Morgens zwischen 3 und 4 erhielt King sie, und gab zunächst seiner Bagage und der des Obrist Mitschefal und den 2 Zwölfpfündern (welche er schon am 24. abzuführen Befehl gehabt hatte), Ordre zum Abmarsch auf Klein Stockheim. Da aber der die Geschütze commandirende Obrist-Lieutenant Cloth in Braunschweig war und die Geschütze keine ausreichende Bespannung hatten, konnten sie nicht fortgeschafft werden[1]).

[1]) v. d. Decken II. S. 85 (und ihn copirend Heß) phantasirt hier, um das nachfolgende Gefecht passender einzuleiten: „King war ein sehr tapferer Officier, welchen Georg sehr schätzte und zur Uebernahme des Commandos der Wolfenbüttelschen Truppen (?) vermocht hatte. Nach den damals in der schwedischen Armee herrschenden Begriffen (?) war es der Ehre eines Officiers zuwider, einen festen Posten zu verlassen, ohne angegriffen worden zu sein. King glaubte die Gefahr noch nicht so dringend (?),

Der Feind erschien mit vielen Truppen zu Roß und Fuß am 25. September gegen 7 Uhr vor Wolfenbüttel, rückte geschwind in die Festung ein, umging die Schanze zu Halchter, in der 600 Knechte, 200 Dragoner und einige Reiter lagen[1]), und griff sie dann an. Anfangs fand er tapferen Widerstand; Obrist King erhielt in dem Kampf vier Wunden. Endlich aber gerieth „das Werk in eine solche Desordre und Confusion, daß sich der Feind der Schanze bemächtigt und den Obrist King selber nebst etlichen Officieren und bei 400 Knechten in seine Gewalt bekommen." Auch die 2 Geschütze fielen in seine Hand. Dem Obrist Mitschefal dagegen und den Kaggschen Dragonern gelang es, sich zu retten[2]).

Im Hauptquartier wartete man 2 Stunden lang auf King; nur seine Bagage traf ein. Als man dann das Unglück erfuhr, brach man gen Braunschweig auf.

Pappenheim rückte sofort vor Hildesheim. Herzog Georg selbst versichert, daß er bemüht gewesen sei, diesen „Prinzipalort", diese „Vormauer des niedersächsischen Kreises" zu conserviren. Aber die Stadt habe trotz seines häufigen treuen Anmahnens des Obristen von Heyden Regiment nicht aufnehmen wollen[3]). Da habe er dann dem Obristen Merettich am 23. September „in allergeheim mündliche Ordre gegeben", seine Truppen aus der Schanze zu Halchter schleunigst nach Hildesheim zu führen; an King habe er befohlen, ihn, der unter seinem Commando stand, zu „dimittiren und marschiren zu machen". Merettich aber habe „sich retardirt, also daß es nachmals zu spät worden hineinzukommen. Gestalt denn der Feind mit ganzer Macht die Stadt umgeben und solche wider Verhoffen in 3 Tagen (nämlich am 28. September) zu seiner Devotion bracht[4])."

---

um gleich den Rückzug anzutreten. Es sei, äußerte er (?), immer noch Zeit dazu, wenn sich der Feind mit Ueberlegenheit zeige. Er begnügte sich, die Kanonen, welche in den Schanzen (Plur.?) vor Halchter standen, nebst der schweren (?) Bagage der bei diesem Dorfe aufgestellten Truppen nach Klein Stockheim abgehen zu lassen." Fast so viel Ungenauigkeiten als Sätze.

[1]) Grubbe vom 28. Sept.

[2]) Pappenheim giebt (16. Oct. n. St.) sehr übertreibend an, daß „1000 Mann auf dem Platz geblieben und 800 gefangen, auch 11 Fahnen und 2 Cornet bekommen worden." Es waren überhaupt nur etwa 800 Mann, mit denen man es zu thun hatte.

[3]) Grubbe schreibt (9. Oct.) „Hildesheim hafver, då Hertigen den anböd, ingen garnison velat intaga".

[4]) Nähere Details findet man in der gedruckten Ueberlieferung, so im Theatr. Eur. II. S. 742, wo auch der Accord mitgetheilt ist. Gegen die vielen und harten Vorwürfe, welche die Hildesheimer wegen der „unnöthigen, liederlichen Uebergabe" ihrer Stadt zu hören bekamen, erschien im folgenden Jahr eine Flugschrift: „Copia. SChreibens darin freund|liche Vrsachen angedeutet wer|den, warumb die Stadt Hildeß-

In dem Accord wurde bestimmt, daß die Stadt nicht über 2000 Mann Besatzung einnehmen und 200,000 Reichsthaler Brandschatzung zahlen sollte. Allein aus den 2000 Mann wurden 4000 und zu den 200,000 Reichsthalern forderte Pappenheim hernach in unerhörter Weise weitere Summen[1]). Er schrieb dem Kaiser (16. October n. St.): „Die mächtige und reiche Stadt Hildesheim soll der Armada, weil sie, so lang ich sie führe, kein Geld bekommen, einen Monat Sold geben, und das wird das erste Geld sein."

Durch jene wiederholten Bemühungen wegen Aufnahme des Heydenschen Regiments und durch jenen an Merettich gegebenen Befehl glaubte Herzog Georg sein Gewissen beschwichtigt. Es läge am Tage, so äußerte er sich, „wem es zu imputiren, daß dieser vornehme Ort, so von nicht geringer Importanz, in des Feindes Hand fast ohne Schwertschlag gerathen. Diese aber ist von allen insgesammt zu beklagen, daß sie um eines geringen Ungemachs willen, der ihnen etwa von ihren Alliirten und Verwandten geschieht[2]), viel lieber wollen ihre ganze Substanz verlieren, wie davon bishero es die Exempel geben haben".

Er bat den König ganz dienst- und freundvetterlich: „weil das unvermuthliche Unglück sich also zugetragen, Uns, als die Wir an zeitigen Vermahnungen nichts erwinden lassen, diesfalls nicht allein entschuldigt zu halten, sondern sich zu versichern, daß Wir im Geringsten nichts unterlassen werden, was zu E. K. M. hohen Königl. Increment ausschlagen mag."

Und wieder schrieb er: „Weil denn dieses die wahre Beschaffenheit und cursus rerum gestarum in hoc casu peracto ist, und nun darob erscheinet, daß S. F. G. das Ihrige gethan, als werden die Königl. Majt. zu Schweden ꝛc. solches consideriren, S. F. G. des zugestandenen Unglücks halber vetterlich entschuldigt, auch sicherlich und gewiß dafür halten, daß Sie auch begierig sind, Ihr Blut für Ihre Majt. und das gemeine Wesen zu verspritzen, gestalt Sie dann keine größere Ehr in dieser Welt begehren, als solches in offerirenden Occasionen an den Tag zu geben und realiter so wohl auch corporaliter zu demonstriren."

---

heim in negster | Belagerung sich dem General Papenheim, in so kurtzer zeit auff | getroffenen accordo ergeben müssen, vnd nunmehr in | solchen vnglückseligen Zustandt | gerahten." 1633. 12 Bl. 4⁰.

[1]) Wie er überhaupt auf das Maßloseste verfuhr, schildert Chemnitz S. 430.

[2]) Nämlich von Herzog Georg und der von ihm begehrten Aufnahme des Heydenschen Regiments.

Das neue sieghafte Vordringen Pappenheims rief allerorts neuen Schrecken hervor, der um so größer war, als man nicht die geringste Kenntniß von seinen Plänen hatte. Noch Mitte Oktober erging man sich in den entgegengesetztesten Vermuthungen. Die Einen glaubten, so schrieb Grubbe am 13. Oktober, er wolle ganz Braunschweig verlassen und seine ganze Macht Wallenstein zuführen; andere, er werde nach Kursachsen gehen und sich mit Holke und Gallas vereinigen; wieder andere, der Kurfürst von Köln werde ihn gegen Baudissin und den Rheingraf Otto zu Hülfe rufen.

Allerdings waren das die drei denkbaren Möglichkeiten, falls Pappenheim es nicht vorzog, im Niedersächsischen zu bleiben und dort seines Gefallens weiter zu hausen.

Was er aber auch vorzunehmen beschloß, von besonderer Wichtigkeit mußte es sein, ein möglichst starkes Corps in den oberrheinischen und westphälischen Kreis zu werfen. Denn dieses hätte dem Pappenheimschen Heere die Unterstützung Cölns abgeschnitten, hätte es, mochte es nun in Niedersachsen bleiben oder nach Kursachsen abziehen, im Rücken bedroht, und vermochte ihm im Fall des Aufbruchs an den Main in der Flanke zu folgen. Das nun war die Aufgabe des Baudissinschen Corps, die es im Fall der Noth in Verbindung mit der Armee des Rheingrafen Otto und des Feldmarschall Horn zu lösen hatte.

Baudissin war, von Hörter zurückgedrängt, zunächst ins Hessische gegangen[1]); von hier in die Wetterau; in der ersten Hälfte des October befand er sich zu Wetzlar. Er wollte, wie Gustaf Adolf schon früher befohlen hatte, „die Reviere des Main- und Rheinstroms, wie auch der Wetterau in fleißiger Observanz und Obacht halten". Er begab sich von Wetzlar zunächst nach Mainz, um mit dem Rheingrafen Otto die weiteren Operationen zu verabreden. Der Rheingraf machte ihm den Vorschlag, daß er sich „auf der Grenze der cölnischen Lande und in selbige Orte und Dörfer logiren sollte, wodurch dem niedersächsischen Feind etwa eine Diversion, den Unserigen aber der Orten etwas Luft gemacht werden möchte." Baudissin leuchtete der Plan ein, allein er getraute sich „mit diesem abgematteten und sehr geringertem corpore wenig zu prästiren, angesehen, daß diese ganze Armee durch diesen den ganzen Sommer über von Anfang des Aprilis bis noch immer zu währenden (Travailliren und) Feldzug, dabei noch große Noth an Proviant vorgefallen und zugeschlagene Krankheiten in heftigen Abgang gerathen ist. Ist auch jetzo der Winter

[1]) Ueber das Folgende Baudissin an Gustaf Adolf d. d. Wetzlar 12. Oct. Arkiv II. Nr. 844.

heran, und ist das meiste Theil Volk nackt und bloß, auch sonsten mit Unterhalt und Proviant schlechtlich accomodirt, daher auch der mehrertheils hoher und niederer Officiere des Werks müde und verdrossen sind, in Betracht, sie ohne einig Ergetzlichkeit bishero travailliret und ich auch sie hinfüro auf nichts zu vertrösten weiß[1])".

In diesen Tagen der Berathung Baudissins mit Rheingraf Otto zu Mainz war es, wo Wallenstein in unmittelbarster Nähe des Weimarischen Corps vor Coburg erschien. Herzog Bernhard forderte deshalb Baudissin auf, „sich mit ihm zu conjungiren, und dem Friedländer, welcher in Meißen marschirt, nachzugehen". Am 11. October erhielt Baudissin die Aufforderung, lehnte sie aber ab, da es ihm von größerer Wichtigkeit erschien, „wenn man gewachsen, in die cölnischen Lande zu gehen, woraus der Pappenheim alle Mittel hat; er würde sonder Zweifel Niedersachsen verlassen: so ist auch Meißen als des Kurfürsten Land nicht zu erhalten, weil keine Festungen darinnen, auch alles glatt ist, und erreicht der Feind seinen Willen dadurch, wenn er uns dahin folgen macht".

Auch Gustaf Adolf, der auf seinem Marsch an den Bodensee von Oxenstiern die Nachricht von Wallensteins Zug nach Norden erhielt, schrieb aus Neuburg am 5. October an Baudissin, er solle mit seinem Corps „nach Erfurt in Thüringen ziehen, allwo das General-Rendezvous sein sollte[2])".

Als Baudissin dieses Schreiben erhielt, hatte er bereits mit den Operationen begonnen. Er war über den Westerwald ins Cölnische eingerückt, hatte sich bereits, mehrere Ortschaften erobernd, bis auf wenige Meilen Cöln genähert. Zu Siegburg erhielt er jenen Brief, brach sofort auf und war schon bis Altenkirchen gekommen, als ein neuer Befehl des Königs aus Nürnberg 17. October eintraf, der ihm befahl, „in diesen Landen noch ferner zu verbleiben". Er kehrte deshalb wieder um, ging durch die Grafschaft Wittgenstein in das Bergische[3]), nahm mehrere feste

[1]) Baudissin klagt weiter: „Wie gern ich dann auch diese Truppen in etwas wiederum verstärkt und complirt sehen möchte, so befindet doch der H. Rheingraf hierzu keine Mittel, in Erwägung, daß dies einig Land zum Unterhalt hieländischer Garnisonen die Contribution erlegen muß, wie E. K. M. hiervon wohlgemeldeter H. Rheingraf, seiner Abrede nach, mit Mehrerm unterthänigst berichten wird, mit Anzeige, daß die neuen Werber, welche ich allhie vor mir befunden, wegen Mangelung sowohl der Mittel als Völker, nicht aufkommen können."

[2]) Baudissin an Gustaf Adolf d. d. Altenkirchen 23. Oct. Arkiv II. Nr. 818.

[3]) „Will nun ferner nicht unterlassen etwas weiter um mich zu greifen, und dem Stift Cöln, woraus der niedersächsische Feind allen Vorschub und Aufnehmen hat, näher zu gehen und zuzusetzen, ihm, den Feind dadurch seine Mittel zu entziehen und zur Separation zu nöthigen." Baudissin vom 23. Oct. Ueber das Folgende

Plätze wie Blankenburg und Windeck und eroberte vor allen Siegburg, „welches der vornehmste, stärkste Ort diesseits Rheins oberhalb Cöln, und der trefflichst gelegene Paß ist".

In Folge davon ergab sich Lintz, das eben damals auch bloquirt war; auch Drachenfels, „welches ein überaus starker — auf einem jähen, sehr hohen, am Rhein gelegenen Felsen — Ort ist", wurde „durch Mittel der Petarden occupirt", (2. November[1]); eine Abtheilung seines Corps, das jetzt den Rhein überschritt, nahm Andernach; dann ging es an die Belagerung von Bonn.

Siegburg, das „also fest und situirt, und von solcher Importance ist, daß es den Paß auf Cöln diesseit Rheins sperren und alle umliegenden Oerter dominiren kann", besetzte Baudissin mit 300 Knechten. Es galt ihm, daß dieser Ort, „welcher seiner Gelegenheit nach mit Würzburg wohl zu vergleichen, und wo das Magazin, als gleichsam im Centro dieser Lande, bequemlich aufgerichtet werden kann, in hohe Acht genommen und mit Bau und Besserung und etlichen neuen Werken versehen werde".

Das war die Situation des Baudissinschen Corps in den Tagen der Lützener Schlacht. Wie die Relation aus dem Baudissinschen Hauptquartier vom 17. November es angiebt: „Liegen nunmehr still; die Häuser Siegburg, Windeck, Blankenburg, Drachenfels werden mit neuen Werken und Proviant versehen, gegen Lintz über wird eine Schanze am Rhein aufgeworfen, und wird auch Andernach besser verstärkt, daß also ein Fuß am Rhein fest gesetzt ist. Siegburg wird zum Magazin in diesen Landen gebraucht werden. Eine halbe Meile unter Siegburg gegen Cöln zu wird der Fluß schiffreich, daß es also ein gelegener Ort dazu ist. Von Volk sind wir sehr schwach, daß zu verwundern, dergleichen Thaten damit zu thun."

Freilich waren es nicht geringe Erfolge, die Baudissin über einen allerdings wenig bedeutenden Gegner errang. Aber den wichtigsten Erfolg hatten seine Operationen nicht. Pappenheim kümmerte sich um das, was an der Sieg und am Rhein geschah, ebenso wenig wie zu derselben Zeit sich Wallenstein um Gustaf Adolfs Marsch an die Donau, um dessen Pläne eines Zuges ins Land ob der Enns oder an den Bodensee kümmerte.

Zunächst noch blieb er in Niedersachsen. Die Lage dort war trost-

---

vgl. zu jenem Briefe Baudissins den Bericht aus dem Baudissinschen Hauptquartier d. d. Lintz 17. Nov. Arkiv II. Nr. 868.

[1]) Chemnitz S. 451, der hier überhaupt viele Details giebt.

los genug. Hildesheim und Wolfenbüttel gefallen, die Truppen im Kreise verstreut, ein Theil unter Kagg zu Magdeburg, ein anderer Theil unter Herzog Franz Carl an der Elbe, jener Theil der niedersächsischen Armee, der nach der Trennung von Baudissin unter Herzog Georg stand, zersprengt; eine Truppenabtheilung unter Lohusen im Harz, andere hier und dorthin in Garnisonen verlegt: nach Braunschweig ein paar Regimenter, ein anderes nach Hannover, wieder eins nach Halberstadt u. s. f. Von nachhaltigem Widerstand schien für den Moment weiter die Rede nicht sein zu können.

In dieser Situation war es wieder der unermüdliche Grubbe, der die Dinge in die Hand nahm. Von Cassel, bis wohin er Baudissin und sein weichendes Heer begleitet hatte, eilte er in die bedrohten niedersächsischen Gebiete, um dort die verstreuten und zersplitterten Truppen zu einem Corps zu sammeln, mit dem man Pappenheim entgegenzutreten vermöchte[1]). Er war immer zur Stelle, stets da, wo es Noth that. Ueber Goslar, das, wie er erfuhr, Lohusen auf seinem Rückmarsch von Seesen bereits passirt hatte, nahm er seinen Weg. Da die Stellung bei Wolfenbüttel verloren ging, eilte er weiter ins Magdeburgische, um die Truppen an der Elbe zusammen zu ziehen; denn so lautet Gustaf Adolfs oftmals wiederholte Weisung: jedenfalls die Elbe gegen Pappenheim zu halten. Am 28. September war er in Genthin, am 9. October zu Quedlinburg, am 13. zu Aschersleben. Er forderte Lohusen auf, mit seinem Regiment, das auf die Kunde von dem Fall von Wolfenbüttel nach Goslar umgekehrt war, gegen die Elbe und Saale heranzukommen; die gleiche Aufforderung sandte er an Salomon Adams, Schenks, Sparenbergs und die neugeworbenen Truppen Kings. Das wären seiner Rechnung nach im ganzen 3000 Mann gewesen. In Goslar wollte er, daß Termos Regiment als Besatzung bliebe; Kagg sollte mit seinen Truppen bei Magdeburg bleiben. Salvius hatte ihm Hoffnung auf 2000 Mann unter Herzog Franz Carl gemacht. Von ihm wollte er, daß er sich mit Herzog Georg vereinige, dessen Truppen man immer noch auf 4000 Mann schätzen könne. Stießen all diese gesammelten kleineren Corps dann auf einen Punkt zusammen, so hätte man nach Grubbes Schätzung die ansehnliche Macht von 10,000 Mann dem Feinde entgegen zu werfen gehabt.

Zehn Tage später konnte er dem Könige bereits die zu Gifhorn voll-

[1]) Ueber das Folgende Grubbes Briefe an Gustaf Adolf aus Genthin 28. Sept. Arkiv II. Nr. 838; aus Quedlinburg 9. Oct. Nr. 842; aus Aschersleben 13. Oct. Nr. 845.

zogne Vereinigung der Truppen von Herzog Georg mit denen des Herzogs Franz Carl berichten. Nach den Proviantlisten seien es[1]):

Infanterie.		Cavallerie.	
Lohausens	1050	Herzog Georg	400
Termows	500	Herzog Franz Carl	700
Herzog Franz Carls	600	Merode	300
Kriegbaums	300	Bauer	200
Stralendorf	400	Falkenberg	80
Sittons (?)	300		1680
	3250		

Dragoner.

Lohausens	60
Du Meni	200
	260

Ihre Effectivstärke dürfte jedoch nicht über 2500 Knechte und 1500 Pferde betragen. Aber es sei tüchtiges auserlesenes Volk, und bedauern müsse man nur, daß es nicht anderswo und besser verwandt werden könne.

Von Gustaf Adolf war der Befehl gekommen, daß Herzog Georg sich mit dem Landgrafen conjungiren solle. Der Befehl war unter Voraussetzungen gegeben, die nicht mehr zutrafen. Grubbe schrieb dem Könige deshalb, daß er ihm nicht gehorchen werde. Die Lage sei jetzt so, daß man sich nicht eher, als man sehe, wohin der Feind sich wenden wolle, aus den besetzten Gebieten fortwagen dürfe; man werde sich vielmehr bis dahin in die Stifter legen und die Zeit benutzen, um sich noch weiter zu stärken. Und zwar, wie er angab, mit folgenden Truppen:

Aus Braunschweig mit Herzog Georgs Leibregiment	800	Mann.
" " Merettichs Regiment	700	"
Aus Hannover	600	"
Von Salvius hofft man noch auf	1000	"

Dadurch würde man 7—8000 Mann im Felde stark sein.

---

[1]) Etwas abweichend wird diese Liste von Herzog Georg angegeben (Dresdner Archiv):

Infanterie.		Cavallerie.	
General-Majors	800	Ihr fürstl. Gn. des H. Generals Leib-Rgt.	800 Pf.
Obr. Termo	600	Herzog Franz Carls Rgt.	700 "
Kriegbaum	300	Merode	300 "
Stralendorff	400	Brüneck	250 "
Herzog Franz Carl	600	Bayer und Falkenbergs Truppen	200 "

Dragoner.

General-Majors	100
Dumeny	200

Zur Versicherung der Elbe würden unter Obrist Kagg bleiben:

Schweden	800	Mann.
In Magdeburg Salomon Adams Regiment an	1000	„
Der Rest von Kaggs Dragonern an	200	„
Sparembergs Dragoner an	400	„
Soops Neugeworbene an	200	„
Der Rest von King an	300	„

Dazu einiges andere neugeworbene Volk unter Burgsdorf und Herrn von Puttlitz. Und außerdem die Garnisonen in Spandau, Brandenburg und Werben.

Nicht ganz übereinstimmend, jedoch offenbar aus diesen Tagen stammt eine Liste, die dem Könige eingeschickt wurde, und die er zu Ilmenau erhielt[1]).

Nach ihr sollte die Armee im Felde bestehen aus folgenden Truppen:

Infanterie.			Cavallerie.		
8 Comp.	Lohusens	500 M.	8 Comp.	Herzog Georgs Leibregiment	700 M.
8 „	Herzog Franz Carls	400 „	10 „	Herzog Franz Carls	700 „
4 „	Stralendorffs	200 „	5 „	Merodes	300 „
4 „	Litzen	150 „	4 „	Bruneck	200 „
1 „	Gortzski	90 „	1 „	Falkenberg	50 „
		1,340 M.			1,950 M.

Dragoner.

1 Comp.	Lohusens	60 Mann
4 „	Dumenis	150 „
7 „	Sparenbergs	300 „
Rantzow		60 „
		570 Mann

Summa 3,860 Mann.

An der Elbe unter Obrist Lars Kagg

Infanterie.			Cavallerie.		
8 Comp.	Schwedische Knechte	600 M.	8 Comp.	Bewers	200 M.
8 „	Salomon Adams	800 „	1 „	Fürstl. Anhaltische	100 „
8 „	Soopens Neugeworbne	200 „			300 M.
8 „	Kriegbaums	200 „			
8 „	Termows	400 „			
	Von Lohusens Pickeniern	300 „			
4 „	Dumenis unberittne Dragoner	200 „			
8 „	Kaggens berittne und unberittne Dragoner	200 „			
		2,900 M.			

Summa 3,200 M.

1) Arkiv III. Nr. 941.

Dazu in Garnisonen:

Braunschweig	8	Comp.	Herzog Georgs Leibregiment	900	Mann
	8	„	Merettichs	600	„
				1,500	„
Hannover	8	„	Heidens	600	„
Halberstadt	6	„	Kings	500	„
Osterwiek	1	„	Heiligenbradt, Capitain	120	„
Halle	4	„	Herrn von Putlitz	150	„
Mansfeld	3	„	Borgsdorffs Neugeworbne	200	„
				3,070	Mann

Summarum

An der Elbe	3,200
In Garnisonen	3,070
Im Feld	3,860
	10,130.

Während seine Gegner sich zu sammeln und zu stärken eilten, galt es Pappenheim, sich in den welfischen Gebieten weiter auszubreiten.

Freilich standen diesem Vorhaben auch jetzt wieder ausdrückliche Befehle aus dem großen Hauptquartier entgegen. Denn dort war es die Absicht, auch das Pappenheimsche Corps zu der großen Action gegen Kursachsen mit zu verwenden[1]). Er konnte nicht wohl anders annehmen, als daß sein früherer Ungehorsam, den man ihm verziehen haben würde, wenn er bei Mastricht die Entscheidung gebracht hätte, bei dem Kurfürsten und dem Herzoge jetzt, wo trotz seines Erscheinens vor Mastricht diese Festung gefallen war, nicht geringen Unwillen hervorgerufen habe. Und Khevenhiller wenigstens erzählt, daß Wallenstein ihn wegen seines Zuges nach Mastricht vor ein Kriegsgericht zu stellen beabsichtigte, da er diesen Zug ohne des Oberfeldherrn Vorwissen nur allein auf Begehren der Infantin unternommen, „und im Reich derweilen schöne Occasionen versäumt" habe.

Pappenheim wagte es darauf. Als wieder ein Brief des Kurfürsten vom 17. September eintraf, der ihn zurückrief, antwortete er mit einem ausführlichen Schreiben, in dem es heißt[2]):

[1]) Jenes Wort Wallensteins aus dem Postscript seines Briefs an den Burggrafen zu Dohna d. d. Feldlager bei Nürnberg 18. Aug. (n. St.) Förster II. S. 261. Nr. 366 entsprach zwar für den Moment den Thatsachen durchaus nicht, bezeichnet aber den Plan, mit dem Wallenstein sich schon damals trug. Es lautet: „Der Graf von Pappenheim hat sich wohl nach Westphalen gewendt gehabt, zunder aber zieht er gegen Düringen und auf das stift Merspurg und von dannen weiters, wohin es die Noth erfordern wirdt. Der Churfürst wird schon Gäste genug in sein Land bekommen, er sorge uns nicht darumb."

[2]) d. d. Hildesheim 11. Octbr. (n. St.) Münchner Reichsarchiv. Das im Text mitgetheilte bildet das Postscript.

„Ich vernemm, daß der größte Vortheil und victori unserer seit vornemblich darin bestehe, daß man den feindt von oben hinweckh bringe, und sedem belli extra propria viscera bringe. Nun bin ich durch diese drey durch Gott verliehene Victorien[1]) hierlandts dermassen stabilirt und in superioritet gesezt, der feindt aber also zerstreuet, daß, wann ich solche zu verfolgen, und die frücht davon einzuärnden zeit hette, getrauet ich mir mit Gotteß hilf daß algemeine wesen alhier ganz wid. auf den fueß zu bringen und den König in Schweden unfelbar mit maisten theils seiner macht anhero zu ziehen, oder in entstehung dessen, mir eine so große armada zu richten, daß ich die Lande versichert lassen, und den König dannoch under augen ziehen würde khönden. Dieweil ich aber hinwegkh muß, so bleibt alles inperfect, und werden sie sich bald wider samblen und sterckher machen, alß sye zuvor nie gewesen[2]). Ich aber werde ob Gott will wol mit dem wenigen hochteutschen Volckh so ich habe, hinauf khommen, waß aber hierlandts geworben ist, insonderheit die Cavalleria würde ich wol wenig darvon mitpringen, dan mein meistes volckh lauter vom feindt abgebrente verderbte und desperirte verzweiflete leuth sein, darauf man sich hierlands wol zuverlassen, aber wann sie weiber und kinder zusambt irer verbrennten hofstat verlassen sollen, sind sie nit zuerhalten, unnd besorg ich wol, ich werde mit diser Raiß E. Curfl. Drl. wenig volck hinaufbringen, den feindt sterckhen und die gewissen vortl und victori auß der handt lassen, ja sedem belli an die stat heraußzubringen, erst recht in unser Lanndt bringen, und stabilirn müssen. Wolte Gott Ich khünde nur ein stund bey E. Curfl. Drl. sein, ob. das dises E. Curf. Drl. von einem andern alß mir (...) gerathen würde, Es solt dem Cathol. Wesen, und deroselben vil milliones und umb die victori selbst helffen, E. Curfl. Drl. geruhen gndst. meine vil importune discursen auffsuechen zulassen, sie werden sehen, daß sye weniger geglaubt worden, alß sie getrew, guet und warhafft gewesen, unnd wolte Gott man het meinen Rathschlegen in unnd nach der Schlacht[3]) gevolgt, es solt villeicht besser stehen, Ich trag es aber respect, unnd förchte mir, Gott sey mein Zeug, ... die wahrheit selbsten hierin zusagen, ob es wol mehr alß wahr ist, und ob ich gleich weiß das es E. Curf. Drl. mit unwarheit und meinem höchsten praejudicio vorgetragen worden. Mit Mastricht bekhenne ich gefelt zu haben in effectu, aber nit in causa, von der Spanier und nit meiner faute. In der gegenwerttige occasion getraue ich mir mit Gottes hilf, und sonderlich wann E. Curfl. Drl. mir 1500 Croaten, 1000 Tragoner, 5000 Mann zu Fueß, unnd $\frac{m}{200}$ Reichstaller an gelt biß an den Türingerwaldt entgegenschickhen,

---

[1]) Hözter, Wolfenbüttel, Hildesheim.

[2]) In dem Brief selbst hatte er geschrieben, wenn er nicht vom Kurfürsten den Befehl erhalten, hinaufzuziehen, „hätte sonst wol für dißmal den mechtigen Nidersäxischen Kraiß disseits der Elb sovil als in handen, und vermeinte, dieweil der Schwed vor Nürnberg an den Mayn gewichen, ich wolte Ine wol baldt gar wider herunder zu gehen, und daß obere Reich durch dise diversion zu verlassen zwingen."

[3]) d. i. bei Breitenfeld.

und mich gewehren lassen, noch disen winter deß Königes auß Schweden gröste macht auß dem Reich zuziehen, der hiesigen feindt armeen resteration zu verhindern, und deroselben künfftigen früeling $\frac{m}{40}$ Mann ins veldt zustellen. Muß ich aber die posti alhie verlassen, so wirdt sich der feindt leicht wider versamblen, die hanseestett daß werckh mehr alß zuvor nie fourirn, Graf Heinrich von dem Berg die Gülchische Lannde zu Musterpläz machen, die Schwedische aber alle dise vornemen pläz zu sambt den Stifftern Münster, Baderborn unnd Oßnapruckh occupirn, und den obgemelten nuz, so ich schaffen khundt, vor sich ziehen. Ich aber wirde E. Curfl. Drl. auß oberzelten ursachen über 7 od. 8000 Mann schwerlich zuebringen khönnen u. s. w."

Aehnlich schrieb er einige Tage später dem Kaiser[1]):

„Deroselben überschicktes allergnädigstes handbriefel habe Ich allerunderthänigst empfangen, seindt mir auch diese Tag hero Ihro Churf. Dchl. auß Bayern, undt des Herzogen von Meckenburgh, Friedland und Sagan, F. G. als meinen gnädigsten und gnädigen Churfürsten und Herrn underschiedliche Ordinantien zuekommen mich hinauf inß Reich zu verfügen, hette mich zwar gern schleuniger expedirt, wie schwer es aber ist von zweye Armaden[2]), die an Cavalleria stärckher seien, zu deßembarassiren, und eine so schwere Raiß durch lautter feindß landt vorzunehmen, haben E. Kay. May. allergnedigst zuermessen. Dennoch soll Ich an meinen vleiß nichtß ermangeln laßen, auf den 25. dieß (Geliebts Gott) umb Erfurth zu sein, undt wann ich alldort keine fernere ordinantz empfange, meiner jetzigen ordinantz nach mich ferner zue avanciren, Unnd wann mir unser Herr Gott diese 14 tage hero nicht soviel guete Succeß verliehen hette, wäre meine hinauf Reiß schier unmüglich gewesen."

Dann folgt zunächst der Bericht über die Affairen bei Höxter, Wolfenbüttel und Hildesheim. Darauf heißt es weiter:

„Weiln Ich aber nunmehr meinen wegh fortnehmme, so wird der feindt sich leichtlich wiedersammeln, wie ihme dann bereitß von Bremen, Hamburg, Lübeckh, Mecklenburgh, undt Pommern frische Trouppen zuekhommen, muß also die Frucht dieser Victorien in diesen mächtigen Niedersächsischen zue gemiessen vorbei gehen. Sinthemahl aber der König in Schweden von Nürnbergh hinwegh, So vermeine Ich, es werden nunmehr der vornehmbste Scopus seinn, nit wie man den Krieg oben im Reich führen, sondern vielmehr, wie man den König heraus bringen und herab ziehen könne. Wenn man mir nun 5000 Mann zue fueß, 1500 Crowaten, undt 1000 tragoner, dann auch eine gute Summe geldts gegen den Thüringer waldt zueschicken könnte, so getrauete Ich mir mit Gotteshülff den König herunder zuebringen oder die sachen hierlanndtß innerhalb 2 Monath also anzuestellen, daß Ich des Niedersächßischen Craißes gänntzlichen versicheret sein, unndt mit einer genugsamben Armada, darauf E. Kay. May. sich allergnedigst zue verlaßen, hinauf Khommen Könnte. Dann weil ich

[1]) d. d. Hildesheim 16. Oct. (n. St.) Förster II. S. 263 f. (Nr. 367).

[2]) d. i. Baudissin und Herzog Georg.

nunmehr Hildeshaimb habe, unndt eine andere stadt von nicht geringer importantz[1]) Innerhalb 7 oder 8 Tagen mit Gotteshülff allzeit bekhommen kann, so habe Ich überfliessige mittel, mich diesen Winter so starckh zuemachen, alß ich immer selbsten will. Entgegen müßte der feindt seine Vires zue Conservation seiner großen Städt, zertheilen, unndt mich doppelt Herrn von feldt laßen. Weill Ich aber jetzt hinweg muß, so fallen den feindt alle diese fortheil gegen unß in die handt."

Unbekümmert um die Befehle, die er erhalten, setzte er seine Operationen in Niedersachsen fort. Von Hildesheim aus sandte er am 2. October eine schriftliche Aufforderung an den Magistrat von Hannover, er solle die Stadt übergeben. Allein das Verfahren gegen Hildesheim machte ihn, dessen meisten Mitglieder sonst dem Widerstande abgeneigt gewesen wären, bedenklich. Man erklärte, daß man ohne Wissen des Herzog Friedrich Ulrich keine bestimmte Erklärung geben könne. Am 6. October schob er sein Hauptquartier von Hildesheim näher nach Hannover nach Pattensen vor, und wiederholte von hier seine Aufforderung in drohender Form. Da beschloß man, so erzählt Chemnitz, sich auf das Aeußerste zu wehren. Es ward verkündet, daß jeder, der sich von Accord zu sprechen unterfinge, zur Stunde niedergemacht werden sollte. Die Vorstädte wurden abgebrochen, alle hohen Bäume gefällt, die Zäune und vorragenden Gebäude abgerissen. Zu dem städtischen Volk wurde noch eine Anzahl Truppen von Herzog Georg eingenommen.

Und ebenso ließen sich die Braunschweiger, die sich vom Feinde unmittelbar bedroht sahen, und an dem Schicksal Hildesheims ein warnendes Beispiel vor Augen hatten, durch Dr. Steinbergs „Protestationen" bewegen, zu ihrer Versicherung des Herzog Georg eigenes und des Obristen Merettich Regimenter einzunehmen[2]).

Aber immer neue Befehle liefen bei Pappenheim ein, die ihm den Aufbruch nach Sachsen befahlen. Eins von ihnen, datirt aus dem Feldlager bei Coburg 14. October (n. St.), das vom Feinde aufgefangen wurde, und sich im Dresdner Archiv findet, lautet[3]):

Hoch und wolgeborner Graf, besonders lieber Herr Schwager.

Dem Herrn mag ich hiermit zu berichten nicht umgehen, welcher massen der Feind sich in zwei theil getheilet, der König sich gegen der Donau gewendet, am Main aber Herzog von Weimar und Horn verblieben. Alldieweil nun leicht zu erachten, daß der König gegen 175. 362. 350 (Churf. in Baiern Land) zu gehen intentioniret, als werden dieselbe morgen von hinnen aufbrechen, und nicht allein alles dero Volk, besondern auch unterschiedliche 438. 436 (Trup-

[1]) d. i. Hannover.

[2]) Grubbe vom 9. Oct. S. die obige Liste. Vgl. Chemnitz S. 431.

[3]) Die im Orig. aufgelösten Chiffren stehen in Parenthese beigefügt.

pen zu Roß) und 261 (Fuß) von 318 (Kaiserl.) Armee mit sich führen, wie nicht weniger 143 mit allem 318. 346 (Kaiserl. Volk), so sich in 246. 480. 258 und Ober 396 befindet, auf dieselbe gewiesen; mich aber belangend, weilen des Feldmarschall von Arnim Armee 318. 350 (des Kaisers Lande) feindseliger Weise unnachlässig zuzusetzen obstiniret, und einen Ort nach dem andern an 461 occupirt, werde ich übermorgen mit dem Rest der Armee von hinnen aufbrechen, und meinen Weg gegen Meissen nehmen, und dadurch den Arnim das Land quittiren machen, welcher, da er kommt, mit der Hülfe Gottes geschlagen werden, da er aber nicht kommt, seinen 304 (Herrn) sein 350 (Land) verlieren machen wird, zumal obgleich Droßen, Wittenberg, und etliche wenige feste Schlösser sich etwas halten können, sie dennoch endlich, wenn ihnen kein succurs zukommt, auch sich die provision, davon man den Winter leben muß, consumiren wird, für sich selbst fallen werden. Allermaßen Ich nun bei so gestalten Sachen, daß der König den 175 (Churfürsten), zumal wenn der 175 (Churfürst) verloren, sich der König auch verlieren müsste, in Stich lassen solle, unmöglichen zu sein, hingegen vielmehr dieses vermeine, daß er alle Kräfte dem 175 (Churfürsten) zu succurriren anwenden, und ihn zweifels ohne selbst zu entsetzen suchen werde, auf welche Begebenheit denn, wenn beide sich conjungiren thäten, sie mir an Zahl Volks überlegen sein würden, und daher die unumgängliche Nothdurft erfordert, mich anders Volks, so mir auf allen Fall assistiren könnte, zu bedienen, Als thue ich dem Herrn zu dem Ende 304. 175. 403 (Churfürsten in Baiern Ordinanz) überschicken, und ihn benebenst ersuchen, in continenti gegen Leipzig und Merseburg mit dero underhabenden Armada zu avanciren, daselbst alsobald den 175 (Churfürsten) anzugreifen, auch da es anders möglich, wie er ein 419 (Paß) über die Elbe bei Torgau, oder wo es sonsten am füglichsten befunden wird, bekommen möge, zusehen, dadurch der Sachen mit dem Churfürsten desto ehender ein Ende gemacht werden könne.

Wenn dieses gerichtet, werde ich den 304 (Herrn) wiederum in 390 (Baiern) um Alborff dieses, was 552. 378 (zu des Kaisers) und 434 (des H. Reichs) gehorsamer 456 (Stände) nutzen und Wolstand gereichet, wie bisher rühmlich von ihm beschehen, zu befördern, ziehen lassen. Wobei ich aber auch dem Herrn dieses nothwendig berichte, daß, ob ich zwar anfangs den 506. 354 (Obristen) Holck um eine 226. 532 (Diversion zu) machen, das 350 (Land) mit plündern, vieh-wegtreiben, auch etwas brennen und sonst zu ruiniren, und dadurch den Churfürsten von den feindlichen attentaten in 318. 350 (Land Schlesien) abzuhalten, und zu ragion zu bringen, hinein geschickt, dennoch als ich gesehen, daß dieses alles nichts bei ihm fruchten wollen, mich eines andern resolvirt, und den Grafen 293 (Gallas), welchen ich bereits vor 3 Wochen mit etlich tausend Mann noch ausm Lager vor Nürnberg dahin commandirt, und den 506. 354 (Obristen) Holcken auf ihn remittirt, weil meine Intention nicht mehr auf eine bloße Diversion sondern auf eine Occupirung des 350 (Landes) gerichtet, scharfe Disciplin zu halten, die vorhin angestellte 229 (ernste) Mittel mit plündern, brennen, vieh-wegtreiben, und andern zufügenden Schaden gänz-

lich abzustellen, und das 350 (Land), so ich in devotion zu nehmen und zu erhalten gemeinet, für verderben, zumalen wann das 350 (Land) ruinirt, das Volk keinen Unterhalt haben, und folgends das Land, meiner intention gemäß, nicht würde erhalten können, auf alle Weise zu conserviren befehlen. Und ersuche demnach den Herrn hiermit gleicher Gestalt fleißig bei seiner Ankunft in Ansehung berührter meiner intention, gute disciplin zu halten, und des Landes ruin (daß das Volk zu leben haben, und es sich erhalten möge) äußerst zu verhüten. Inmaßen der Herr meinem zu ihm angestellten Vertrauen nach, solches ihm eifrig angelegen sein lassen, insonderheit seinen Dahinzug ohne verlierung einiger minuten maturiren, dadurch der Kay. Mt. einen ansehnlichen Dienst thun und sich Ihm zum höchsten Obligiren wird. Wie ich dann ein sonderbares Verlangen trage, ihn bald zu sehen, und weitläuftige mündliche conferenz, nicht allein das gemeine wesen betreffend, besondern auch in andern particularsachen mit ihm zu pflegen. Inmittelst ich ihm dieses, so dahier vorgehet, und wo ich mich noch befinden werde, öfters zu avisiren, und mich hierzu des 304. 175. 362 (Herrn Churf. in Baiern) Chiffern, welche ich darum, weil ich keine mit dem Herrn versucht, wie anjetzo, so fürders bedienen, solches auch hingegen an seinem Ort der Herr zu thun nicht unterlassen wolle. Verbleibe ich u. s. w."

So dringend Wallenstein auch dem Feldmarschall immer von Neuem die Nothwendigkeit seiner Vereinigung mit dem Hauptheere dargestellt hatte, glaubte er doch nicht, daß dieser dem Befehle nachkommen würde. Er klagte[1]):

„Auf den von Pappenheim ist kein Datum zu machen, denn nachdem er so vielfältig ordinanzen vom Churfürsten bekommen, so hat er sich unter Hildesheim mit fleiß impenirt, damit er nur ursach soll haben und seinen weg nicht herausnehmen. Es hat sich zwar Hildesheim ergeben, aber sehe man, was er gethan hat, welches viel ärger ist, als alle die vorigen sachen, Denn Pläz zu succurriren kann man noch malamente excusiren, aber Pläz anzugreifen, das ist ja nicht zu excusiren, und was mehr ist, so wirdt er müssen ein gut theil des Volcks hinein stecken. Darum bitt ich, der herr rede deßwegen mit dem Churfürsten[2]), was er will, das man in dieser sach thun solle, denn wenn man alle die circumstancien considerirt, neben seinem humor, so möchten wir im Reich einen bekommen, der dem prior de lege dienete undt viel unheils daraus erwachsen dürfte, da man nicht vorkompt. Ich bin des von Pappenheim sein guter freund, aber dergleichen gefährliche und weit aussehende indecenzen kann ich nicht approbiren. Dahero denn ich den Herrn bitten thue, er wolle mir von dem Churfürsten eine cathegorische resolucion durch den

---

[1]) Wallenstein an Aldringer d. d. Zwickau 24. Oct. (n. St.) Dresdner Archiv; mitgetheilt von Helbig Gustaf Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg S. 87 f.

[2]) Maximilian hatte sich mit seinen Truppen damals bereits von Wallenstein getrennt; Aldringer zog mit jenem gen Süden.

Ob. von Ossa zuschicken, denn ich besorge mich eines großen unheils, da man die sachen also wird lassen undt nicht dextra mente vorbauen, damit man nicht soll schaden können .... In summa wirdts man nicht zeidtlich remediren, so wird man nachher gar übel das feuer, so aus dem funken kommen wird, löschen können. Dieweil nun auf den Gr. v. Pappenheim gar kein datum zu machen ist, als wirdt der Herr meine vorige ordinanz fleißig in acht nehmen, und wenn der König sich mit der meisten masse seines Volcks soll aus Bayern moviren, das der Herr in continenti auf solchen fall mitt den Kaiserl. troppen sich incaminirt undt mitt mir conjungirt. Denn wenn wir den König gedempft haben, so findt die andern alle gefallen u. s. w."

Jetzt endlich, wo Wallenstein schon an Pappenheim verzweifelte, und deshalb statt seiner den General Aldringer zu ihm aufzubrechen aufforderte, zog Pappenheim es vor zu gehorchen. Am 16. October theilte der Magistrat von Hannover an Friedrich Ulrich mit[1]), er habe sichere Nachricht, daß Wallenstein dem Feldmarschall Pappenheim den Befehl gegeben halle, sofort zu ihm zu stoßen, und daß dieser aller Wahrscheinlichkeit nach baldigst aufbrechen werde. Am 26. October meldete er ihm, daß Pappenheim abgezogen sei und Gronsfeld zurückgelassen habe.

Pappenheim ging durch das Eichsfeld, nahm Mühlhausen mit Accord, belegte es mit einer „fast unerschwinglichen Rantion", dann zog er raubend und plündernd weiter, nach Langensalza und Tenstädt. Ein Detachement von 150 Reitern wurde nach Eisenach entsandt, um dort zu plündern. Weiter ging es nach Kreutzberg, das gleichfalls geplündert wurde.

Pappenheims nächstes Ziel war Erfurt; dort wollte er die 20,000 Reichsthaler, die er gefordert hatte, einziehen. Allein da er erfuhr, daß Gustaf Adolf bereits dort erschienen sei, zog er an Buttstädt vorüber nach Merseburg, überschritt hier die Saale und vereinigte sich mit dem Wallensteinischen Hauptheer[2]).

Es bleibt uns ein Wort von Herzog Georg zu sagen übrig.

Ende September befand er sich zu Gifhorn, wohin er von Braunschweig zurückgegangen war. Er fürchtete, daß es Pappenheims Absicht sei, jetzt seinen Bruder zum Beitritt zu der Kaiserlichen Partei zu bewegen und deshalb seine Residenzstadt Celle anzugreifen. Darum hatte er dem Bruder die Nothwendigkeit vorgestellt, die schwache Garnison in

[1]) v. d. Decken II. S. 98.

[2]) Wallenstein an Gallas d. d. Wurzen 4. Nov. (n. St.) Förster II. S. 269. Nr. 370. „Im vertrauen aber berichte ich dem Herrn, daß der von Pappenheim übermorgen bei Leipzig anlangen und sich mit mir conjungiren wird."

Celle zu verstärken, hatte er die Zusammenziehung von Truppen aus den Werbedepots angeordnet, und den Bruder dann gebeten, diese in seine Residenz einzunehmen.

Als er aber darauf erfuhr, daß Herzog Christian keinerlei Anstalten zur Vertheidigung Celles getroffen habe, überkam ihn die Sorge, derselbe möchte bereits im Einverständniß mit dem Feinde stehen. Er schrieb ihm deshalb am 30. September Abends, daß Christian ihm Weib und Kinder nach Winsen a. d. Ruhr schicken möchte, wo sie unter Leßlies Obhut stehen würden. Christians Antwort lautete: sie seien in Celle am besten aufgehoben. Die angebotene Garnison lehnte er ab, da sie zur Vertheidigung seiner Residenz nichts beitragen, und nur die Vorräthe rascher aufzehren helfen würde. Solche Erklärungen, deren er noch mehrere gab, ließen über seine Gesinnung keinen Zweifel. Georg gab deshalb den Gedanken einer Vertheidigung von Celle auf und zog mit seinen Truppen, die, wie erwähnt, durch das Corps des Herzog Franz Carl inzwischen verstärkt worden waren, an die Elbe. Herzog Christian aber hatte nichts eiligeres zu thun, als sich nach dem Abzug des Bruders an den Landgrafen Ludwig II. von Darmstadt zu wenden mit der Bitte, bei dem Kurfürsten von Cöln um dessen Vermittlung für sich und sein Land beim Kaiser nachzusuchen. Wenn der Kaiser Ursache zur Unzufriedenheit mit ihm zu haben vermeine, so möge er demselben vorstellen, daß sein Bruder Georg allein die Schuld trage; denn der habe ihn wider seinen Willen zu all jenen Schritten gezwungen.

Ueber Halberstadt war Herzog Georg nach Aschersleben gegangen. Von hier datiren seine Briefe vom 15. October. Am folgenden Tage befand er sich in der magdeburgischen Stadt Salza. Grubbe war stets in der Nähe, die Zusammenziehung der Truppen zu betreiben. Denn es galt jetzt die Elbe gegen Pappenheim zu decken, dessen Anmarsch man damals noch erwarten mußte. Die Elbe nicht in Feindeshand kommen zu lassen, daß war stets der Refrain von Gustaf Adolfs Befehlen gewesen; wie Herzog Georg eben jetzt schrieb[1]): „bei vorgehenden Progressen des von Pappenheim den Elbstrom zufassen und auf des Feindes actiones von daraus ein fleißiges wachendes Auge zu haben".

Was man fürchtete, das war eben, daß Pappenheim sich mit Gewalt der Elbpässe bemächtigen, dann die Elbe hinaufgehend ins Kursächsische einfallen werde.

Diese Furcht theilte der Kurfürst von Sachsen mit Herzog Georg

---

[1]) Memorial für Capitain Hans Christof von Taubenacker d. d. Salze 16. Oct. Dresdner Archiv.

und Grubbe. Er setzte sich mit ihnen in Verbindung, um die nöthigen Mittel zu ergreifen, daß das verhindert würde.

Er wandte sich in einem Schreiben aus Dresden 18. October[1]) an Herzog Georg mit der Aufforderung, nach Dessau zu gehen, um von dort sowohl die Pässe als die Festung Wittenberg zu decken. Er schrieb ihm am folgenden Tage, daß sich feindliche Reiter um Leipzig und Eilenburg hätten sehen lassen; daß er deshalb Morgen seine bei Dresden liegende Cavallerie, gegen 2500 Mann, nach Torgau schicken wolle; daß er ihn bitte, seine Truppen gleichfalls, soweit es ohne Nachtheil der Elbpässe geschehen könne, nach Torgau abgehen zu lassen.

Grubbe meldete dem Könige aus „Dorten" bei Dessau den 21. October in einem theilweise chiffrirten Brief, daß der Kurfürst von Sachsen vom Herzog Georg inständigst Succurs begehre und hoffe, daß, sobald er ankomme, etwas Gutes gegen den Feind ausgerichtet werden würde, da sonst sein Land verloren sei. Er gebe an, daß er 3000 Mann bei Torgau habe.

Es verstand sich als das einzig Richtige von selbst, die Verbindung mit den Sachsen an der Elbe herzustellen. Am unteren Lauf des Flusses war Leßlie, obwohl er immer noch von seiner Wunde nicht herstellt war, in angestrengtester Thätigkeit[2]). Er sorgte für die Fortification von Stade, für die Ansammlung von Schiffen zu Dömitz, „oder anderswohin, da sie könnten mit den Stücken defendirt werden", für die Sicherung Werbens. So ließ denn Herzog Georg das Fußvolk und die Bagage bei Magdeburg, um dort die Elbe zu decken und ging mit der Cavallerie und den Dragonern die Elbe hinauf[3]). Es waren 1600 Pferde (effectiv). Am 20. October Abends befand er sich zu Acken[4]). Dann ging er auf das rechte Elbufer und stand am 22. October zwischen Wittenberg und Torgau zu Elster. Einige Tage später langte er zu Torgau an, wo die Vereinigung mit den Sachsen stattfand[5]).

---

[1]) Dresdner Archiv wie auch die folgenden Schriftstücke bis auf einige Schreiben von Grubbe im Arkiv II.

[2]) Leßlie an Oxenstiern d. d. Stade 24. Oct. Arkiv II. Nr. 849.

[3]) „Och förmoda att E. K. M. är dermed väl till freds, det wi Churfursten nu bewisa på hans flitige anhållande succurs", schreibt Grubbe (21. Oct.). Schon früher hatte ich Gelegenheit, hervorzuheben, daß von eigenmächtigen Absichten, oder gar feindseligem Handeln Herzog Georgs gegen Gustaf Adolf nicht die Rede sein kann.

[4]) Ueber den Marsch der herzoglichen Cavallerie sind die Briefe von Bernhard Gese an Johann Georg im Dresdner Archiv von Wichtigkeit. Dazu Herzog Georgs Brief an Friedrich Ulrich vom 20. Oct. v. d. Decken II. S. 98.

[5]) Herzog Georg an Gustaf Adolf d. d. Torgau 28. Oct. Arkiv II. Nr. 851. Grubbe an Gustaf Adolf d. d. Torgau 28. Oct. Nr. 850.

Auf Johann Georgs Vorstellungen, daß die Elbpässe in seinem Kurfürstenthum schlecht verwahrt seien, ließ Herzog Georg dann auch 2 Infanterie-Regimenter nach Wittenberg vorrücken, „damit sie dort oder in Dresden nach des Kurfürsten Begehren verwandt würden, doch so, daß, was Gustaf Adolf oder die Officiere selbst für nöthig erachteten, darüber nicht verweigert würde".

Mit Hülfe des herzoglichen Volks wurde jetzt ein Anfall des Feindes auf den Paß bei Torgau abgewiesen. Derselbe mußte sich vor den 4000 Mann Cavallerie „mit ziemlicher Desordre bei Eilenburg über die Mulde wiederum retiriren".

So war denn zu dieser Zeit Niedersachsen von größeren Heeresmassen befreit. An der böhmischen Grenze, am Rhein wurde von einzelnen Corps gekämpft, die Hauptmacht der Gegner aber hatte sich in der Gegend von Leipzig versammelt. Pappenheim hatte sich mit Wallenstein vereinigt, Herzog Georg stand, mit einem Theil der kurfürstlichen Armee vereint, bereit auf Gustaf Adolfs Befehl zu ihm zu kommen. Er schrieb ihm am letzten October[1]): „Wir erwarten nun nicht allein, wohin E. M. Uns eigentlich begehren, sondern verhoffen auch Unsere Regimenter aus Braunschweig unterdessen zu erlangen, mit denselben und andern Völkern zu Fuß Uns sicherlich zu conjungiren, und dann ferner mit göttlicher Hülfe ungesäumt ohne einiges Retardement ins Werk zu richten, was E. M. Uns in einem oder anderem Wege fürder freundvetterlich committiren werden."

Da kam der 6. November, mit ihm die Lützener Schlacht. Sie führte den Krieg in neue Bahnen; und auch die Lage Norddeutschlands verwandelte sie. Vor Pappenheim blieb es fortan sicher. Er fiel in der Schlacht, die ohne ihn für Wallenstein verloren gewesen wäre.

[1]) Arkiv II. Nr. 853.

Gust. Droysen.

Zur Geschichte der Prämonstratenser- und Cistercienserklöster Preußens.

In unseren Tagen, wo derselbe principielle Gegensatz, aus welchem einst zur Zeit der Alleinherrschaft der katholischen Kirche die großen kirchlich-politischen Kämpfe des Mittelalters hervorgegangen sind, aus denen der Investiturstreit und das gewaltige Ringen zwischen Kaiserthum und Papstthum entsprangen, nur unter einer neuen Form in dem Kampfe des modernen Staats und seiner Rechte mit der neurömischen Hierarchie und deren Ansprüchen zu mächtiger Wirksamkeit gekommen und seine Entscheidung geradezu die Bedingung geworden ist, von der unsere ganze nationale Zukunft abhängt, liegt es ja so nahe und ist eigentlich nur ganz natürlich, daß auch die Geschichtforschung unter dem Einfluß der sie rings umwogenden Bewegung in der Vergangenheit mit Vorliebe diejenigen Zeiträume aufsucht und im Hinblick auf die unsere Tage erfüllenden Kämpfe besonders gern behandelt, in welchen wir die Entwickelung, die Durchkämpfung dieser großen Gegensätze nur in ihren früheren Stadien zu erblicken haben. Unter dem Einflusse der Tagesereignisse neigt auch der Historiker mehr als sonst dazu, den Staat und die katholische Kirche, ein mächtiges Königthum und das Papstthum als einander nothwendig feindliche, ihrer ganzen Natur nach unversöhnbare Mächte zu denken, und vergißt darüber leicht, daß zu allen Zeiten, auch denen der ausgebildesten und anspruchsvollsten Hierarchie, in der katholischen Geistlichkeit eine Richtung vertreten geblieben ist, welche nicht in der Begründung einer Weltherrschaft im Sinne Innocenz III., sondern darin ihre höchste Aufgabe sah, allein der christlichen Kultur zu dienen und die Herrschaft derselben zu erweitern; die, von jeder Tendenz nach eigentlich weltlicher Macht frei, ihren Beruf nur darin sah, eine ecclesia militans zu sein, in dem Sinne, daß sie kämpfte gegen den Unglauben und die Uncultur, daß sie den Heiden zugleich mit dem christlichen Glauben die deutsche Kultur zu bringen bemüht war.

Diese Richtung, welche allein die gemeinsamen Interessen von Staat und Kirche betonte, welche sich ihres Zusammenhangs mit dem nationalen Leben immer bewußt blieb, und in der Förderung und Hebung desselben für sich selbst Befriedigung suchte und fand, ist auch in den Zeiten der heftigsten kirchlichen und politischen Kämpfe unangefochten geblieben und hat mitten zwischen dem leidenschaftlichen Ringen von Kaiserthum und Papstthum hindurch ihren Weg unbeirrt weiter fortgesetzt, wenn sie in solchen Zeiten sich dem Drucke der Verhältnisse natürlich auch nicht ganz zu entziehen vermochte, sondern dann langsamer als sonst und mit weniger Frische und Freudigkeit ihrem Ziele entgegenstrebte.

Diese selbstverleugnende Dienstbarkeit im Interesse der Kultur kann man geradezu als das eigentlich Charakteristische des abendländischen Mönchthums überhaupt bezeichnen. Wo es noch gesund und dem ihm ursprünglich eingehauchten Geiste nicht entfremdet war, da ist das Mönchwesen im Abendlande immer der Devise treu geblieben, welche ihm sein Schöpfer Benedikt von Nursia in dem goldenen Ora et labora gegeben hatte, es ist dadurch, wenn wir absehen von den später im Zusammenhange mit anderen Momenten der geschichtlichen Entwickelung hereingebrochenen Zeiten des Verfalls — welche dennoch immer noch einzelne glänzende Ausnahmen aufzuweisen haben — bewahrt geblieben vor dem geistigen und wirthschaftlichen Verkommen, vor dem unwürdigen Zustande der Verdummung und des trägen Vegetirens, welchem das morgenländische Mönchswesen so schnell und so gründlich verfiel und welches uns von Kundigen noch heutigen Tages als die typische Signatur namentlich des griechischen Mönchswesens geschildert wird und oft gerade an den allerberühmtesten Klosterstätten auch am stärksten vertreten sein soll.

Wenn man die Kulturgeschichte der Landschaften verfolgt, welche östlich von Elbe, Saale und Naab, der alten Grenzlinie zwischen Deutschen und Slawen, gelegen, im Laufe des großen Christianisirungs- und Germanisirungsprocesses, der sich von Karl dem Großen bis auf die Errichtung der Ordensstaaten in Preußen durch das ganze Mittelalter hindurch zieht, erst allmählich für Deutschland gewonnen worden sind, so wird man sich der Erkenntniß nicht verschließen können, daß gerade die glänzendsten Fortschritte, welche Deutschland dort gemacht hat, weniger den Waffen der deutschen Fürsten zugeschrieben werden müssen als vielmehr der langsamereren und unscheinbareren Arbeit der Geistlichen, welche theils als Vorläufer der deutschen und christlichen Eroberung, als Pioniere des Germanenthums und des Christenthums zuerst in jene östlichen Landschaften eindrangen, theils den siegreichen, aber Verderben bringenden Heeren folgten und in geistiger sowohl wie in materieller Hinsicht die dem

Lande durch den Eroberungskrieg geschlagenen Wunden heilend erst einen sichern, Gedeihen verheißenden Grund für die Kultur desselben legten.

Keine aber von den hierbei in Betracht kommenden Genossenschaften kann in Rücksicht auf die hohe Verdienstlichkeit ihres Wirkens für die Christianisirung und Germanisirung der slawischen Nachbarlande mit den Orden der Prämonstratenser und der Cistercienser verglichen werden. Die Geschichte dieser beiden Orden ist untrennbar verflochten und gewissermaßen eins mit einem der schönsten und segensreichsten Stücke nationaler Arbeit des deutschen Volkes. Sie hat ein besonderes Interesse auch für die Geschichte unseres engeren, preußischen Vaterlandes. Die Entwickelung der Hauptbestandtheile, aus deren Zusammenfügung im 17. Jahrhundert der brandenburgisch-preußische Staat entstand, in vielen Zügen der eigenartige Charakter, der an unserem Volke so zeitig scharf ausgeprägt hervortritt, endlich die eigenthümliche, von einer gewissen Schroffheit nicht freie Art, in welcher die älteren Hohenzollern ihre Regentenaufgabe erfaßten und löston, das alles ist — so will es uns scheinen — in seinen ersten und elementarsten Grundlagen bedingt durch die Thatsache, daß es sich in Brandenburg sowohl wie in Preußen um die Behauptung eines gefährdeten Grenzlandes gegen die Slawen handelte, daß es galt, einen feindlichen Stamm auszurotten oder doch seiner nationalen Besonderheit zu berauben, und auf den Trümmern eines fremden Volksthums die eigene Herrschaft zu errichten. An diesem Werke, der historischen Arbeit von Jahrhunderten, haben auch die Prämonstratenser und Cistercienser ihren reichen Antheil; ihr Verdienst liegt nicht sowohl auf dem Gebiete des geistigen Lebens als vielmehr auch auf dem der wirthschaftlichen Entwickelung, wie ja ohne diese eine nachhaltige Förderung des ersteren überhaupt unmöglich ist.

Von diesem Gesichtspunkte aus erlaube ich mir die Leser dieser Zeitschrift auf zwei ältere verdienstliche Werke aufmerksam zu machen, welche, obgleich gerade für die preußische Landesgeschichte von hohem Interesse, bisher in diesen Blättern doch noch keine eingehendere Würdigung gefunden haben, nämlich „Die Prämonstratenser des zwölften Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nordöstliche Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Christianisirung und Germanisirung des Wendenlandes. Von Franz Winter, Prediger zu Schönebek a. d. Elbe (Berlin, E. Schweiggersche Hofbuchhandlung 1865) und desselben Verfassers größeres Werk: „Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands bis zum Auftreten der Bettelorden. Ein Beitrag zur Kirchen- und Kulturgeschichte des deutschen Mittelalters. (Gotha, A. Perthes 1868—1871.) 2 Bde. Ohne auf eine

nähere Kritik beider Werke einzugehen, welche bei der trefflichen Anlage derselben und der fleißigen Durchführung im einzelnen sich ohnehin an die zwar der Berichtigung bedürftigen Kleinigkeiten halten müßte, die, wie bei allen derartigen Arbeiten, auch hier bei aller Sorgfalt des Forschers nicht fehlen, versuche ich in den nachfolgenden Zeilen kurz zusammenzustellen, was sich auf Grund der oben aufgestellten Sätze über die Bedeutung der Prämonstratenser und Cistercienser, über die geschichtliche Stellung derselben in Preußen und zur Beurtheilung ihres Verdienstes um die Kulturgeschichte desselben aus der saubern und erschöpfenden Darstellung Winters zu ergeben scheint.

Gleich die Geschichte des Prämonstratenserordens führt uns hinein in die eigenthümlichen, kirchlich wie politisch und national gleich schwierigen Verhältnisse, mit denen die christliche und germanische Kultur in ihren Anfängen selbst in dem Lande zu ringen hatte, das heute das Herz Deutschlands geworden ist: dem Wendenlande, das während des zwölften Jahrhunderts fast der ausschließliche Schauplatz war für die Thätigkeit der Prämonstratenser, gehörten ja die heutigen Provinzen Brandenburg, Sachsen und Pommern ganz oder doch zum größten Theil an. In ihnen finden wir daher denn auch vorzugsweise die Spuren von der verdienstlichen Wirksamkeit des Prämonstratenserordens; in einer merkwürdigen, nur aus der eigenthümlichen, ihm gleich von seinem Gründer eingeflößten Tendenz erklärbaren Beschränkung oder — und das dürfte die Sache besser treffen — wohlberechneten Concentration seiner Kräfte ist dieser Orden eben nur auf diesem Gebiete des Wendenlandes thätig gewesen und hat dasselbe förmlich als eine ihm ausschließlich zustehende Domaine behandelt. Diese Thatsache, welche Winter mit Recht gleich im Eingange seiner Darstellung betont, erklärt zugleich auf der einen Seite die großen Erfolge, deren die Prämonstratenser in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit sich rühmen durften, auf der anderen aber auch den schnellen Verfall, der, sobald das Thätigkeitsgebiet bis zu einem gewissen Grade erschöpft ist, über den Orden hereinbrach. Noch ein anderes kommt hinzu, um dieses schnelle Aufblühen und noch schnellere Verblühen zu erklären. Kaum ein anderer unter den geistlichen Orden des Mittelalters trägt in so hohem Grade wie der der Prämonstratenser den besonderen, ihm von der eigenartigen Persönlichkeit seines Stiftes aufgeprägten, so zu sagen individuellen Stempel. Aus Norberts Geist entsprungen, in jedem einzelnen Punkte der Ordensregel durchdrungen von dem Geiste Norberts, hatte der Prämonstratenserorden darin den Grund seiner schnell wachsenden Größe in sich, aber auch den seines schnellen Verfalls. So lange es dem Orden möglich war, in dem scharf ausgeprägten und eben deshalb in gewissem

Sinne beschränkten Geiste Norberts zu wirken, so lange derselbe gewissermaßen eine geschlossene Individualität, trotz der Vielheit seiner Glieder bei der Einheit des alle erfüllenden Geistes ihres Stifters eine Persönlichkeit war, so lange hat er auch mit großartigem Erfolge die ihm gestellte Aufgabe zu lösen vermocht; sobald den wachsenden Verhältnissen gegenüber diese beschränkte und einer besonderen Wandelung nicht fähige Persönlichkeit nicht mehr ausreichte, hatte der Orden der Prämonstratenser auch nicht mehr die Kraft, sich in der bisher eingenommenen Stellung zu behaupten.

Auch die allgemeinen Verhältnisse der katholischen Kirche zu der Zeit, wo Norbert durch seine strenge Reform des geistlichen Lebens zum Gründer des Prämonstratenserordens wurde, müssen in Betracht gezogen werden, wenn man den schnellen Verfall der so ungewöhnlich glänzend entfalteten Ordensgemeinschaft recht begreifen will. Gerade die Jahre, in welche die Wirksamkeit Norberts fiel, hatten die Macht der Kirche auf unerwartete Weise gesteigert. Die gewaltigen, welterschütternden Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum hatten mit dem Wormser Concordat einen vorläufigen Abschluß gefunden; je tiefer die geistige Erregung in allen Kreisen der Mitlebenden gewesen war, um so eifriger strömte man jetzt der wiederberuhigten Kirche zu, mit um so größerer Innigkeit hielt man sich an sie. Die Abspannung, welche als nothwendige Reaction auf die lang andauernde übermäßige Anspannung der letzten Jahre folgte, gab die Gemüther leichter und vollständiger als sonst der Kirche gefangen, während doch diese selbst innerlich erlahmte und matt geworden war, der energischen Spannkraft und des siegesgewissen Schwunges entbehrte, der ihr von Gregor VII. eingeflößt war und sie auch in den Zeiten der äußersten Gefährdung aufrecht erhalten hatte. Dennoch wurde es der Kirche leicht, auch auf weltlichem, auf rein politischem Gebiete eine größere Macht zu erlangen, als sie jemals zuvor geübt hatte. Denn die politische Zerrüttung, welche mit dem Erlöschen des salischen Hauses diesseits und jenseits der Alpen hereinzubrechen begann, gab der Kirche den freiesten Spielraum, auch auf diesem Gebiete einseitig ihr Interesse zu fördern. Wie glücklich diese Richtung war und zu welchen glänzenden Erfolgen dieselbe führte — freilich nicht durch ihr eigenes Verdienst, nicht durch ihre eigene Kraft, sondern durch die Unfähigkeit und die Kraftlosigkeit der Gegner, — das zeigt uns allein schon die Rolle, welche ihr bedeutendster Vertreter, Bernhard von Clairvaux, innerhalb der Kirche sowohl wie auf dem Gebiete der Politik Jahre lang zu spielen vermochte. Das muß man mit in Rechnung ziehen, um zu erklären, wie die aus diesem Geiste hervorgegangenen Prämonstratenser in so kurzer Zeit eine so große

Bedeutung erlangen, nachher aber in noch kürzerer Zeit wieder so völlig bedeutungslos werden konnten.

Norbert bildet in fast allen Stücken das Widerspiel zu dem heiligen Bernhard: in Norbert ist ein beschränkter, aber kräftiger, energischer Geist rege gewesen, der mit einer entschiedenen Tendenz auf das Praktische, handgreiflich Nützlichste, in Folge einer verständigen Beschränkung mit verhältnißmäßig geringen Mitteln im ganzen Bedeutendes zu leisten im Stande war; Norbert hat in seinem derben, durchgreifenden, hier und da auch harten und gewaltthätigen Sinne wenig von dem Heiligen an sich; er ist weniger ein Mann hochtönender Worte, als frischer, selbstverleugnender, aber auch bald wirkliche Resultate aufweisender Thätigkeit; in Norbert ist Kraft, während die allwaltende Hierarchie jener Zeit innerlich völlig kraftlos war.

Die besonderen Verhältnisse, in welche Norbert durch seine Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg versetzt worden war, gaben ihm nicht blos den ersten Anlaß, den von ihm gegründeten neuen geistlichen Orden in seiner Erzdiöcese einzubürgern — denn es handelte sich dabei zunächst um Herstellung der kirchlichen Zucht in der völlig verwilderten Stiftsgeistlichkeit — sondern sie führten ihn auch dazu, die Thätigkeit der neuen Genossenschaft gerade auf das Gebiet hinzulenken, auf dem dieselbe nachher so schnelle und so glänzende Erfolge gewonnen. Während der großen kirchlichen und politischen Kämpfe, welche die Zeit des salischen Herrscherhauses ausgefüllt hatten, war die von den sächsischen Herrschern zeitweise so kraftvoll und so glücklich geförderte Christianisirung und Germanisirung des Wendenlandes so gut wie völlig in Stillstand gekommen, ja nicht blos das, es war auch viel von dem früher Gewonnenen wiederum verloren gegangen. Mit richtigem Blick, mit ebenso viel kirchlichem wie politischem Takte warf sich Norbert mit seinen Prämonstratensern in die hier entstandene Lücke. Nicht blos sie zu füllen gelang ihm; in ihr festen Fuß fassend drang er, seit langen Zeiten der erste Vertreter dieser echt deutschen Culturarbeit, in das Wendenland ein, und die Reihe der von ihm oder doch von seinem Orden gestifteten Klöster bezeichnet gleichsam die Stationen, in denen Christenthum und Germanenthum gegen Osten und Norden vordrangen. Schon bei seinen Lebzeiten hat dieses der Kirche und dem deutschen Volke gleich förderliche Wirken Norberts reichliche Anerkennung gefunden. Das zeigte zur Genüge schon das glänzende Gefolge von Fürsten, geistlichen und weltlichen, das den am 6. Juni 1134 entschlafenen Erzbischof in Magdeburg zur letzten Ruhe bestattete. Ein besonderes Glück war es ferner für Norbert, daß dieser unter den noch von ihm selbst gebildeten Ordensmitgliedern eine Anzahl

reichbegabter und jugendkräftiger Männer als die unmittelbaren Erben seines Geistes und damit als die berufensten Förderer des seinen Händen allzu früh entzogenen Werkes hinterlassen konnte. Dahin gehören Anselm, Bischof von Havelberg und später durch Kaiser Friedrich I. Erzbischof von Ravenna, Evernod, Bischof von Ratzeburg, der dort und früher schon als Propst des Klosters Gottesgnade und dann des St. Marienklosters zu Magdeburg selbst, fast ein halbes Jahrhundert im Dienste der von dem Prämonstratenserorden vertretenen Ideen gewirkt hat; Wigger, Bischof von Brandenburg, und Isfried, der als Propst von Jerichow und dann als Bischof von Ratzeburg auch beinahe zehn Lustra an dem von Norbert begonnenen Werke weiter gearbeitet hat. So bedeutende Männer wie Anselm von Havelberg aber mußten mit ihrer eigenen Geltung bei Kaiser und Reich auch die Geltung ihres Ordens fördern und demselben so einen noch größeren Schauplatz gesegneter Thätigkeit eröffnen. Dem entspricht es denn auch, daß bei dem neuen Aufschwung, welchen die Christianisirung und Germanisirung des Wendenlandes zugleich mit dem Reiche selbst unter Kaiser Friedrich I. genommen hatte, die Prämonstratenser in erster Linie in Thätigkeit kommen und als Bundesgenossen der die Slawenkämpfe glücklich erneuernden Fürsten in das Wendenland eindringen. Gerade diejenigen Fürsten jener Zeit, welche um die Zurückdrängung und Bekehrung der Slawen ein besonderes großes Verdienst sich erworben haben, Herzog Heinrich der Löwe, Markgraf Albrecht von Brandenburg und Erzbischof Wichmann von Magdeburg haben daher auch die Prämonstratenser nicht blos gerne gewähren lassen, sondern den Bestrebungen derselben in jeder Weise Vorschub geleistet; gerade Albrechts des Bären und des Erzbischofs Wichmann Thätigkeit aber kam der Mark Brandenburg und der heutigen Provinz Sachsen ganz besonders zu Gute.

Dort entstand 1131, von Norbert selbst gegründet, auf dem rechten Ufer der Saale, Calbe gegenüber, das Kloster Gottesgnade, welches gewissermaßen die Erbschaft antrat der einst für jene Gegenden so hochbedeutenden, aber trotz ihres glänzenden Reichthums schon im Niedergange begriffenen Reichsabtei Nienburg. Nicht blos als Centrum der nun mit neuem Nachdruck aufgenommenen Missionsthätigkeit wurde Gottesgnade bald wichtig, sondern es erwarb sich auch um die Kultur hohe Verdienste; die sumpfigen und wenig angebauten Landschaften im Osten der Saale wurden von den Gottesgnadener Prämonstratensern in Kultur genommen und allmälig erblüheten in denselben wohlhabende Villen und Dörfer. Besondere Verdienste erwarb sich Gottesgnade um die Hebung des Landes und der Stadt Jüterbog, die eben damals erst in Folge eines mit Albrecht

dem Bären gemeinsam unternommenen Kampfes gegen den Wendenfürsten Jaczko von Erzbischof Wichmann für das Magdeburger Erzstift gewonnen worden war. Von Gottesgnade gingen dann späterhin wieder zahlreiche Töchterklöster aus: die Prämonstratenserklöster in Stade (1132) und Arnstein an der Lahn in Nassau wurden zuerst mit Sendlingen aus Gottesgnade besetzt; dortige Mönche nahmen an der Errichtung eines Klosters in Riga Theil; der erste Vorsteher von Gottesgnade Almeich wurde Abt des St. Josephsklosters zwischen Joppe und Jerusalem und übergab dasselbe seinem Orden.

Das Marienkloster zu Magdeburg, welches als Collegialstift schon seit 1016 existirte, aber von Norbert 1129 neu gegründet und mit Prämonstratensern besetzt wurde, erwarb sich um die Germanisirung der Landschaften östlich der Elbe große Verdienste und legte in denselbeu den Grund zur Entstehung deutscher Dörfer, wobei es durch die reichen Schenkungen, die ihm namentlich die Magdeburger Erzbischöfe zuwiesen, nachdrücklich gefördert wurde.

Von größerer Wichtigkeit noch war wenigstens in späterer Zeit Leitzkau, welches von dem Magdeburger Marienkloster und zwischen 1129 und 1139, aus welchem Jahre die erste in seinem Interesse ausgestellte Urkunde datirt, gegründet, seinen schnellen Aufschwung namentlich dem Schüler Norberts Wigger verdankt, der seit 1138 Bischof von Brandenburg, in Leitzkau seinen Sitz nahm und demselben solche Rechte und Freiheiten gewährte, daß dieses Kloster geradezu den Rang eines Domstiftes einnahm. Späterhin freilich schlug Wigger seine Residenz in Brandenburg selbst auf; Leitzkau aber, in dessen Gegend einst ein von heidnischen Wenden ringsum hochverehrtes Heiligthum gestanden hatte, behauptete auch danach noch einen besonderen Vorzug vor ähnlichen Stiftungen, wie das schon die mit ganz ungewöhnlich glänzenden Feierlichkeiten vollzogene Weihe der Marienkirche daselbst am 8. September 1155 beweist, zu der nicht blos Bischof Wigger selbst, sondern auch Erzbischof Wichmann von Magdeburg und Markgraf Albrecht mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen erschienen war. Dem entspricht es denn auch, daß rings um Leitzkau, das inmitten einer großen Anzahl wendischer Dörfer lag, die heutzutage nicht mehr vorhanden sind, bald eine bedeutende Zahl von diesem Stift abhängiger Parochialkirchen entstanden. Auffallend dagegen ist, daß gerade in diesem Gebiete die Germanisirung nur geringe Fortschritte machte; nur in den dicht bei Leitzkau selbst gelegenen Dörfern Slautitz und Weterne hat nachweislich eine Ansiedlung deutscher Colonisten stattgefunden; wo eine solche sonst vorgenommen wurde, führte sie hier blos zu eiuer Mischung der ansässig bleibenden Wenden mit deutschen Zu-

züglern; dem entsprechend hat sich denn auch gerade in dieser Gegend eine auffallend große Zahl wendischer Ortsnamen erhalten, während die deutschen zu den Ausnahmen gehören.

Von besonderem Interesse für die Kirchen- und Kulturgeschichte der Mark Brandenburg ist das ebenfalls mit Prämonstratensern besetzte Domstift zu Brandenburg. 1149 nahm Wigger, um sich so endlich den Weg zu seinem eigentlichen bischöflichen Sitze zu bahnen, die Gründung eines Prämonstratenserconvents in Brandenburg, wo damals noch der christenfreundliche Fürst Pribislaus herrschte, in Angriff; die Mönche und die zu der neuen Stiftung nöthigen Geräthschaften lieferte Leitzkau; so entstand das St. Godehardskloster bei Brandenburg. Als nach dem Tode Pribislaus das Land desselben an Albrecht den Bären fiel, erhielt die neue Stiftung in diesem einen mächtigen Beschützer, und es konnte die Erhebung Brandenburgs zum Hauptorte der ganzen Mark auch für die steigende Bedeutung der dortigen Prämonstratenseransiedelung nur von dem segensreichsten Einflusse sein. Wiggers († 1. Januar 1161) Nachfolger Willmer verlieh den Prämonstratensern von St. Godehard 1161 das Archidiaconat über den ganzen östlichen Theil seiner Diöcese von der Ihle an, stattete dieselben mit reichem Landbesitze aus und verlegte ihren Sitz, da das Domcapitel doch in der Residenz des Bischofs selbst sein mußte, im September 1165 nach Brandenburg, wo er die ehemalige Burg Pribislaus zu diesem Zwecke ausgebaut hatte und, da die mit dieser verbundene Peterskapelle dem Bedürfnisse bald nicht mehr genugte, noch 1165 den Grundstein zu dem später vollendetem Petersdom legte. Nun machte der Einfluß der Prämonstratenser in der ganzen Gegend schnelle Fortschritte; radienförmig strahlt er von dem Centrum Brandenburg nach allen Seiten hin aus und die Stationen dieses Fortschrittes werden bezeichnet durch die im Laufe der folgenden Jahre dem Domcapitel verliehenen Kirchen: 1170 erhielt dasselbe die Kirche in Zachow, 1173 die in Thurn und Choliz, 1179 die in Luckeberg — (heute die in der Stadt Brandenburg belegene Nicolaikirche) — und in Nilode, 1186 die in Ferchesahr und Marzahna, 1195 die in Oehna und Gölsdorf bei Jüterbog.

Dieselbe Rolle, welche für die Christianisirung und Germanisirung des Brandenburger Bischofssprengels Leitzkau und das Brandenburger Domstift gespielt haben, fiel in der Entwickelung der dem Bisthum Havelberg zugehörigen Landschaften der Niederlassung der Prämonstratenser in Jerichow und dem Domstifte zu Havelberg selbst zu. Die Burg Jerichow gehörte zu dem alten Familienbesitze des einst hochangesehenen Grafen von Stade, welcher, nachdem 1144 Markgraf Rudolf von den Dithmarsen erschlagen worden und nun nur noch Ein Sohn, der Bremer Dompropst

Hartwig übrig, also das Erlöschen der Familie zu erwarten war, an verschiedene Kirchen vertheilt worden war: so war Jerichow an das Erzbisthum Magdeburg gekommen und wurde von dem dortigen Marienkloster aus nach 1144 mit Prämonstratensern besetzt. Die Bestimmung dieser neuen Stiftung war, wie es Bischof Anselm von Havelberg in einer Urkunde vom Jahre 1145 ausspricht, ganz besonders die, den heidnischen und noch in Roheit befangenen Wenden der Umgegend die Segnungen des Christenthums zu übermitteln. In beiden Hinsichten hat die Jerichower Prämonstratensercolonie Bedeutendes geleistet. Holländische Colonisten wurden von derselben in das Land gezogen; abgesehen von den hohen Verdiensten, welche sich diese durch die Ueberwachung des Landes und die Begründung eines geregelten und bald reichlich lohnenden Ackerbaus erworben, wirkten sie noch nach einer anderen Seite hin anregend und fördernd; denn aus ihrer Heimat brachten sie die Kunst des Backsteinbaus mit in diese Grenzmarken, und gern wandten ihre neuen Herren dieselbe an, als sie um die Mitte des 12. Jahrhunderts den Bau einer neuen Stiftskirche begannen; so ist die Klosterkirche zu Jerichow das Vorbild geworden für alle die zahlreichen Backsteinbauten, die später durch das ganze nordöstliche Deutschland aufgeführt wurden, und behauptet mit ihrer großartigen Krypta einen hervorragenden Platz in der Entwickelung der Baukunst überhaupt. Unmittelbar nach ihrem Muster, natürlich in viel kleinerem Maßstabe sind namentlich die im Laufe der folgenden Jahrzehnte entsprechend der fortschreitenden Mission durch die Prämonstratenser erbauten Kirchen in den Dörfern der von Jerichow aus bekehrten Landschaft ringsum gebaut.

In ähnlicher Weise hat sich um die Havelgegenden das Havelberger Domstift ein hohes Verdienst erworben. Gerade dieses Gebiet war durch die wiederholten Einfälle der Wenden schwer getroffen und lag zum großen Theil öde und wüst; für die Wiederbevölkerung und den neuen Anbau desselben sorgte daher Bischof Anselm von Havelberg durch Berufung holländischer Colonisten, welchen er ganz besonders günstige Bedingungen bewilligte. Eine Menge deutscher Niederlassungen entstanden so zwischen Elbe und Havel; geistig und wirthschaftlich den Wenden, in deren Mitte sie vorgeschoben waren, weit überlegen, zersprengten und zerstörten diese deutschen Colonisten im Laufe weniger Lustra das Volksthum und die Einheit derselben und führten so den Proceß der Germanisirung und Christianisirung schnell zu dem erwünschten Abschluß. Was die Zeit der Entstehung des mit Prämonstratensern besetzten eigentlichen Domcapitels zu Havelberg angeht, so hat dasselbe ohne Frage schon 1144 existirt, da bereits in diesem Jahre ein Propst Walo von Havelberg ur-

kundlich vorkommt; wahrscheinlich gehört die Gründung gerade in dieses Jahr.

Eins der später entstandenen Prämonstratenserklöster der Mark war Gramzow in der Uckermark; das Dorf dieses Namens war in den Besitz des — gleich zu erwähnenden — Klosters Grobe übergegangen und von diesem ist wahrscheinlich 1178 in demselben ein Prämonstratenserconvent errichtet worden. Derselbe hatte in dem von wiederholten Kriegen schwer getroffenen Lande anfänglich ein höchst mühseliges Dasein und kam erst im 13. Jahrhundert in eine gesichertere Lage und gedeihliche Entwickelung, hatte aber auch dann noch so viel von der im ganzen Lande herrschenden Unsicherheit und Unruhe zu leiden, daß er sich, eigentlich den pommerschen Herzogen untergeordnet, freiwillig unter die Schirmvoigtei der mächtigeren Markgrafen von Brandenburg stellte.

Von den übrigen Stiftungen dieser Art wich seinem ganzen Charakter nach nicht unwesentlich ab das am spätesten gegründete Prämonstratenserkloster der Mark, Oderberg. Um dieses Gebiet hatten die Markgrafen von Brandenburg und die Herzöge von Pommern lange Zeit gestritten; dem Kampfe der Landesherrn entsprechend war auch über die kirchliche Zugehörigkeit jener Landschaft von den Bischöfen von Cammin und Brandenburg gehadert worden; nachdem Brandenburg sich in dem Besitze behauptet hatte, übergaben 1231 die Markgrafen Johann und Otto das bei ihrer Burg Oderberg gelegene Dorf Barsdin nebst einem daselbst bereits bestehenden Hospital dem Priester Dietrich und dessen Genossen. Diese Prämonstratenseransiedlung war jedoch nicht eigentlich ein Kloster, sondern ein Hospiz zur Aufnahme von Pilgern und Kranken. Die Lage des Orts nämlich, in dessen Nähe sich die Stettin mit der Mark verbindende Straße mit der großen nach Preußen führenden Straße kreuzte und obenein der einzige Oderübergang in jener Gegend lag, erklärt diesen Charakter leicht, zumal wenn man bedenkt, wie massenhafte Kreuzfahrzüge gerade in jenen Jahren ostwärts über die Oder zogen, wo eben die Hebung Preußens durch den deutschen Orden begonnen hatte. In dieser Eigenthümlichkeit aber wird wohl auch der Grund gelegen haben, daß diese Stiftung der Prämonstratenser durchaus nicht gedeihen wollte und schon 1258 dem Orden wieder entzogen wurde.

In Pommern sind — wenn wir uns an die Grenzen der heutigen Provinz halten — im 12. Jahrhundert zwei Prämonstratenserklöster entstanden und wichtige Centren für die Kultur des damals noch fast ganz slavischen Landes geworden. Das erste ist Grobe auf der Insel Usedom. Die Gründung desselben wird mit vieler Wahrscheinlichkeit in Zusammenhang gebracht mit dem Kreuzzuge der sächsischen Fürsten von 1147, der,

wenn er auch keinen bestimmten Erfolg hatte, die Slawen Ramnons doch eingeschüchtert hatte; und mit der das Jahr darauf zu Havelberg stattfindenden Zusammenkunft des Pommernherzogs Ratibor mit Markgraf Albrecht dem Bären und Bischof Anselm, insofern als dort vermuthlich Ratibor die Anregung empfing, durch Stiftung eines Klosters dem noch immer wankenden Christenthum in seinem Lande eine neue Stütze zu verschaffen. Um 1150 siedelte er daher Prämonstratenser in dem Kloster an, das er bei seiner Burg zu Grobe auf Usedom errichtet und mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit glänzend ausgestattet hatte. Eine Legende läßt die dort angesiedelten Prämonstratenser aus Havelberg berufen werden; doch ist die Abstammung Grobes von dort keineswegs erwiesen. Schon die Lage ihrer neuen Pflanzung gab den Prämonstratensern von Grobe Gelegenheit zu einer in weite Kreise sich erstreckenden und daher auch bald mit mannigfachen Erfolgen gekrönten Wirksamkeit. Die Halbinsel zwischen dem Usedomschen See, dem Haff und der Peene, welche Grobe trug, war nicht blos ausgezeichnet durch ihren fruchtbaren Boden, sondern auch der Mittelpunkt eines lebhaften Handels und Verkehrs jeglicher Art zu Lande und zu Wasser; besondere Erinnerungen knüpften sich ferner gerade an diese Stelle; dort war auf Pfingsten 1127 Herzog Wratislaw durch den Pommernapostel Otto von Bamberg bekehrt worden; von Grobe war also die Christianisirung Pommerns überhaupt ausgegangen. Die reichen Besitzungen, mit denen der neu gegründete Prämonstratenserconvent durch Herzog Ratibor ausgestattet war und die späterhin durch vielfache Schenkungen beträchtlich vermehrt wurden, lagen — und dabei scheint eine aus den besonderen Verhältnissen des schon halb christianisirten Landes leicht erklärliche Absichtlichkeit im Spiel gewesen zu sein — auf weite Entfernungen zerstreut und in drei, unter sich wieder mannigfach gespaltenen Hauptgruppen sowohl in Vor- wie in Mittel- und Hinterpommern. Dem entsprach denn auch die Ausbreitung der Thätigkeit der Usedomer Prämonstratenser über ganz Pommern, durch welche das Christenthum fester begründet und, wenn auch mehrfach noch kriegerische Zusammenstöße mit Deutschland, namentlich Herzog Heinrich dem Löwen erfolgten, doch auch die deutsche Kultur sicher eingebürgert wurde. Denn gleich mit den Mönchen waren auch deutsche Ansiedler nach Usedom gekommen und hatten sich dort niedergelassen in einem eigenen Stadttheil, der auch bald seine eigene Kirche aufzuweisen hatte. Fehlt es uns auch an dem nöthigen Material um uns von der Wirksamkeit der Grober Prämonstratenser ein in das einzelne näher eingehendes Bild zu entwerfen, so scheint der glänzende Erfolg derselben und das hohe Verdienst, das sie sich um das Land erworben, doch schon daraus

zur Genüge hervorzugehen, daß die Pommernherzöge später nicht weniger als vier Klöster desselben Ordens in ihrem Lande stifteten. Zu bemerken ist übrigens noch, daß der Prämonstratenserconvent zu Usedom später seinen Sitz wechselte; der Lärm des zu größerer Bedeutung aufsteigenden Handelsplatzes veranlaßte eine Uebersiedelung der Mönche nach dem eine halbe Stunde weiter südlich gelegenen Marienberge, wo ihnen durch die Freigebigkeit der pommerschen Herzogsfamilie eine neue, reich ausgestattete Heimat bereitet wurde.

Das andere Prämonstratenserkloster Pommerns war bei seiner Anlage namentlich auf die völlige Christianisirung und Germanisirung Hinterpommerns berechnet. Die Errichtung eines solchen Conventes stieß aber gerade dort auf besondere Schwierigkeiten. Bereits 1177 hatte Herzog Casimir in der Gegend von Treptow an der Rega Prämonstratenser Chorherrn aus dem Trinitatuskloster zu Lund in Gothland angesiedelt, indem er ihnen eilf Dörfer, von denen freilich nicht weniger als zehn wüst lagen, zu ihrem Unterhalte anwies. An der ärmlichen Ausstattung scheiterte das ganze Unternehmen, zumal da die Mönche weder den gehofften Zuzug aus ihrem schwedischen Mutterkloster erhielten, noch das eben erst zum Christenthum bekehrte und sich dem Klosterleben noch trotzig entgegensetzende Volk jener Gegend für ihr Kulturwerk zu gewinnen vermochten; die kaum gegründete Stiftung wurde nach einigen Jahren wiederum aufgegeben. Erst mehrere Jahre später wurde die Stiftung durch die Pommernherzöge Casimir II. und Bogislaw II. in reichlicher Weise ausgestattet und nun lebensfähig erneut; aus Mariengarten in Friesland kamen die Mönche, welche das von ihren Vorgängern im Stich gelassene Werk wieder aufnahmen und zu einem glücklichen Fortgange brachten. Eben da, wo die erste Ansiedlung gestanden hatte, auf einer Insel in der Rega, nahe bei Treptow, bisher Belbag geheißen, ließen sich die neuen Ankömmlinge nieder. Noch lag die fruchtbare, an Seen und Wäldern reiche Gegend unbebaut und fast unbevölkert; von den zwölf Dörfern, die das Kloster bei seiner zweiten Gründung als Ausstattung erhalten hatte, war auch damals nur ein einziges bebaut; aber den aus Friesland gekommenen Mönchen folgten bald ihre Landsleute in großen Schaaren, angelockt nicht blos durch die reichen Ertrag versprechende Güte des Bodens, sondern namentlich auch dadurch, daß allen Ansiedlern Freiheit von allen den Herzögen zu leistenden Diensten und Abgaben gewährt wurde, damit sie um so erfolgreicher für das Wohl des Klosters, dem sie dienten, arbeiten sollten. Die Stiftung zu Belbag nahm einen glänzenden Aufschwung und mit ihr zugleich erblühete die Kultur des Landes ringsum auf das reichste. Eine besondere, eigenartige Wirksamkeit übte gerade

dieses Kloster auch zur Veredelung der Sitte und Zucht in dem dem Christenthum und der deutschen Kultur neu gewonnenen Lande dadurch, daß von ihm die Stiftung zweier Prämonstratenserklöster zu Treptow und Stolpe ausging.

Blicken wir auf die soeben an der Hand unseres kundigen Führers gehaltene Ueberschau der ältesten und wichtigsten Prämonstratenserklöster in den östlichen Provinzen Preußens zusammenfassend zurück, so ergeben sich gewisse ihnen allen gemeinsame Merkmale, welche zu den im Eingang entwickelten allgemeinen Gesichtspunkten völlig stimmend und nach verschiedenen Seiten hin eine genauere Ausführung gebend uns die eigenthümliche historische Bedeutung der Prämonstratenser auch für unser engeres Vaterland noch deutlicher erkennen lassen.

Was zunächst die Wahl der Oertlichkeit angeht, an welcher die Jünger Norberts ihre Niederlassungen zu gründen pflegten, so ist es unverkennbar, daß dieselbe in den angeführten Beispielen an Klosterstiftungen in Brandenburg und Pommern immer auf einen Punkt fiel, der für einen gewissen, bald größeren, bald kleineren Kreis Mittelpunkt war: ein einst wegen eines heidnischen Heiligthums weit berühmter und viel besuchter Ort, ein Dorf, wo Handel und Wandel besonders rege waren und einen Zusammenfluß ab- und zugehender Menschen veranlaßten, an frequenten Straßen oder an Kreuzungen solcher gelegene Orte sind es, wo die Prämonstratenser mit Vorliebe sich niederließen. Auch war das nur natürlich und dem Interesse der Sache, der man dienen wollte, höchst förderlich; gerade an solchen Brennpunkten des Lebens in den noch mehr oder weniger rein wendischen Landschaften konnten die Missionäre hoffen mit ihrer Predigt Eindruck zu machen und noch über den Kreis ihrer Zuhörer hinaus in die Ferne anregend und kräftigend zu wirken.

Eine zweite Eigenthümlichkeit, welche in der Wirksamkeit des Prämonstratenserordens hervortritt, wird man in dem Verhalten desselben zu der bischöflichen Gewalt sehen müssen. Ein Blick auf die Geschichte der anderen geistlichen Orden und namentlich auf die der Cistercienser, die ja in so wesentlichen Stücken den Prämonstratensern nahe verwandt sind, läßt den in dieser Beziehung herrschenden auffallenden Unterschied sofort erkennen. Ihrer ganzen Anlage nach strebten die meisten geistlichen Orden danach, sich von der Gewalt des Bischofs, in dessen Sprengel sie sich ansiedelten, möglichst bald und möglichst vollständig zu befreien. In diesem Bemühen wurden sie unterstützt von Seiten des Papstes, dem daran gelegen war die bischöfliche Macht zu schwächen; dies aber erreichte er namentlich durch die ihm unmittelbar untergeordneten und von der bischöflichen Gewalt eximirten Orden, deren zahlreiche Mitglieder ebenso

viel eifrige Vertreter der Interessen des Papstthums waren. Anders stand in dieser Hinsicht der Orden der Prämonstratenser: durch Erzbischof Norbert in Deutschland eingeführt und zunächst in Sachsen und zwar dem Magdeburger Sprengel eingebürgert, waren die meisten Mönche dazu bestimmt gewesen, die gelockerte Zucht der Geistlichkeit wieder herzustellen und den Klerus so zu reformiren, daß er ein brauchbares Werkzeug in der Hand des Erzbischofs und das Wohl der Kirche in Norberts Sinne zu fördern geeignet wurde. So hängen die Prämonstratenser von vornherein mit der bischöflichen Gewalt auf das genaueste zusammen. Das zeigt auch die weitere Verbreitung des Ordens über Sachsen, Brandenburg und Pommern; nicht auf Grund fürstlicher und päpstlicher Privilegien, sondern von den Bischöfen, die ihrer zur Sicherung des neu gepflanzten Christenthums in ihre Diöcese bedürfen, werden die neuen Prämonstratenserconvente gegründet. Gerade diese Stellung des Ordens innerhalb der Organisation der Landeskirche hat ihm den Weg gebahnt zur schnellen Erreichung so großer Erfolge. Dennoch lag gerade hierin auch eine bestimmte Beschränkung für die Ordenswirksamkeit begründet und mit aus ihr glauben wir den später so schnell sich entwickelnden Verfall des Ordens ableiten zu müssen. Einmal konnte die innere Zusammengehörigkeit der über so weite Lande zerstreut liegenden Ordensklöster und Convente auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden, wenn die einzelnen Niederlassungen dem Interesse der besonderen Diöcese dienstbar gemacht wurden, der sie angehörten; die feste Geschlossenheit, welche das Wesentliche des Ordens ausmacht, mußte durchbrochen und schließlich völlig zerrissen, der Gemeinschaft der Prämonstratenser die geistige Einheit genommen werden. Diese Lockerung trat schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts ein; als unvermeidliche Folge derselben begann aber gleichzeitig der den Orden bisher erfüllende Geist zu schwinden, der heilige Eifer, die Selbstverleugnung, die rückhaltlose Hingabe an die Sache, der sie sich geweiht hatten, werden schwächer und schwächer und sind endlich völlig entwichen. Konnte der Prämonstratenserorden sich da noch in seiner früheren glänzenden Stellung behaupten, als er nun gar auf demjenigen Gebiete seiner Thätigkeit, das seit des Ordensstifters Zeiten immer ganz besonders nachdrücklich betont worden war und auf dem der Orden sich zur Zeit seiner Blüthe auch seine größten Verdienste erworben hatte, dem der Predigt und der Missionsthätigkeit, einen Concurrenten erhielt, so begeistert, so ganz der Sache, die es zu fördern galt, hingegeben, so trefflich organisirt und daher auch geeignet nach allen Seiten hin gleich tief und weit zu wirken, wie die Bettel- und Predigermönche, vor allem wie die Dominikaner? —

Nach Veranlassung und Tendenz ihrer Stiftung sind den Prämonstratensern nahe verwandt die Cistercienser; die Entwickelung beider Orden geht nicht blos chronologisch, sondern auch inhaltlich parallel, nur daß die Laufbahn und der Wirkungskreis der Cisterienser weit über die der Prämonstratenser hinausreicht, räumlich sowohl wie zeitlich. Eben diese Parallelität in der geschichtlichen Entwickelung beider Orden läßt uns die Eigenart eines jeden besonders klar erkennen und giebt zugleich die Antwort auf die Frage, wie bei aller inneren Verwandtschaft die beiden Orden in den Ergebnissen ihrer Thätigkeit so wesentlich von einander abweichen und die Cistercienser, deren Orden anfangs nur langsame und vielfach gehinderte Fortschritte machte, nachher die ihnen anfangs so weit vorausgeeilten Prämonstratenser völlig überflügeln konnten.

Auch die Genossenschaft von Citeaux verdankt, wenn nicht ihre erste Gründung, so doch ihre ordensmäßige Ausbildung dem ersten Viertel des 12. Jahrhunderts, der Zeit, in welcher die Nachwirkungen des gewaltigen Investiturstreites sich in einer bei Laien und Klerikern gleichmäßig hervortretenden Vertiefung und Verinnerlichung des religiösen Lebens besonders kräftig äußerten. Die Geschichte der beginnenden Blüthe und der raschen Machtentfaltung des Cistercienserordens ist auf das engste verflochten mit dem Namen Bernhard von Clairvaux, des Menschen, der die kirchliche, ja überspannt hierarchische Denkweise jener Zeit gleichsam in sich verkörperte und eine lange Reihe von Jahren, ohne Papst zu sein, doch thatsächlich an der Spitze der Kirche gestanden und die Schicksale derselben in seinem Sinne geleitet hat. Den Stiftern des Cistercienserordens hatte unverkennbar das Bild der alten Benediktiner vorgeschwebt; von dem Geiste freilich, der einst Benedikt von Nursia erfüllt und in der von ihm entworfenen Ordensregel einen der Aufgabe der Genossenschaft so wunderbar entsprechenden Ausdruck gefunden hatte, war zu Ende des 11. oder zu Anfang des 12. Jahrhunderts wenig oder nichts mehr übrig. Die alte benediktinische Klosterzucht wieder herzustellen war das Ziel, das mit der Ordensregel von Citeaux erreicht werden sollte; die alte Strenge, Armuth und Entsagung sollte erneut werden. Kleidung, Lage, Nahrung, alles soll nur dem unerläßlichsten Bedürfniß genügen; der Ordensbruder soll nur Mönch, nicht Geistlicher sein; daher ist auch die geistliche Thätigkeit beschränkt auf den unmittelbaren Bezirk des Klosters; man will sich nicht durch die Arbeit anderer, durch die Einnahmen und zinsenden Dörfer und Mühlen ernähren lassen, sondern selbst sein Brot erarbeiten; daher wollen die Cistercienser selbst den Wald ausroden, das Feld selbst bestellen. Der Welt und allem weltlichen Treiben sollten die Anhänger der Regel von Citeaux durchaus fern bleiben; so mußten sie sich von dem

menschlichen Verkehr, dem Lärm des Handels und Wandels zurückziehen in die Einsamkeit, mußten sie ihre Niederlassungen in dem Dickicht undurchdrungener Wälder oder inmitten unzugänglicher Sumpfniederungen anlegen. Schon hier wird die Eigenart des Cistercienserordens im Vergleich mit den Prämonstratensern scharf bezeichnet; die Prämonstratenser suchen sich die lebhaftesten Punkte, wo der hin- und herströmende Verkehr ihnen auf weite Kreise zu wirken gestattet, die Cistercienser fliehen den Lärm des Marktes und verbergen sich in der Einsamkeit. Jene erwarben Güter, siedeln Colonisten an, um von dem Ertrage der Arbeit derselben zu leben; diese verschmähen solchen Besitz und ringen durch ihre eigene Arbeit dem noch uncultivirten Boden, auf dem sie sich niederließen, den zu ihrem Unterhalte nöthigen Ertrag ab; jene wollen vor der Welt wirken, wollen ihr Wort erschallen lassen und Einfluß üben; diese wollen nur ihrer eigenen Seele Ruhe gewinnen und in stiller Beschaulichkeit ein frommes, sie zum ewigen Heil vorbereitendes Leben führen. Dem entsprechend haben die Prämonstratenser ihre größten Verdienste erworben da, wo es galt in einem erst halb christianisirten, nur äußerlich bekehrten Lande das Christenthum zu sichern und fest zu begründen; die Cistercienser dagegen haben das größere Verdienst, oft als die ersten Verkündiger des Christenthums in von diesem noch völlig unberührte Gebiete eingedrungen zu sein, überall aber durch ihrer Hände Arbeit in der Wildniß den Grund zur Cultur gelegt und dadurch eben die neu bekehrten auch wirthschaftlich gehoben und veredelt zu haben. Die Prämonstratenser dienten vorzugsweise der Christianisirung; die Cistercienser förderten in erster Linie die Germanisirung und haben — da die berufsmäßige Ausübung geistlicher Funktionen ja in den Ordenspflichten nicht enthalten, ja eigentlich geradezu verboten war — erst von dieser Seite her auch der Christianisirung großartige Dienste geleistet, oder: um den Gegensatz scharf und kurz zu fassen, die Prämonstratenser wollten die Herrlichkeit der Kirche erhöhen und waren deshalb Missionare; die Cistercienser wollten auf dem ihnen von ihrer Ordensregel vorgeschriebenen Wege ihr Seelenheil erwerben, drangen in Einöden und Wildnisse ein und wurden dort die Gründer der Cultur und erst mittelbar auch der christlichen Lehre. Was bei den Prämonstratensern Absicht war, ergab sich bei den Cisterciensern als ein völlig ungesuchtes Resultat einer zunächst nur auf sie selbst berechneten Thätigkeit.

Der Raum, der diesem Referate zugemessen werden kann, macht eine Aufzählung aller im Gebiete des heutigen preußischen Staates entstandenen Cistercienserklöster und einen kurzen Ueberblick über die Entwickelungsgeschichte auch nur der bedeutendsten von ihnen unmöglich. Nur einige

wenige Beispiele will ich daher herausheben, welche mir besonders geeignet erscheinen die charakteristische Eigenart und damit dann auch das besondere Verdienst des Ordens von Citeaux um einzelne preußische Provinzen anschaulich zu machen.

Den segensreichen Einfluß der Cistercienser sehen wir sich nach zwei Seiten hin besonders äußern: indem die Klöster dieses Ordens meistens in noch unwirthbaren Landschaften gegründet werden, erwerben sie sich in deutschem, schon lange christlichem Gebiete ein Verdienst eben in wirthschaftlicher Hinsicht, indem sie Wälder ausroden, Sümpfe austrocknen, wüste Strecken urbar machen. Wo die Cistercienser in ihrem Streben, dem Lärme und den Versuchungen des weltlichen Lebens zu entgehen, sich nicht damit begnügen, in einem sonst ringsum cultivirten Lande ein wie eine Insel darin liegendes und nur mit besonderen Schwierigkeiten cultivirbares Stück noch uncultivirten Landes zu ihrer Klosterstätte zu machen, sondern wo sie über die Grenzen des deutschen und christlichen Gebietes hinausziehend in den Sümpfen und Wäldern der benachbarten slavischen Länder sich ansiedeln, da ist ihr Verdienst nicht mehr blos ein wirthschaftliches, sondern fördert — in den meisten Fällen freilich nur mittelbar und nicht in Ausführung einer ausgesprochenen Absicht — das große Werk der Christianisirung und Germanisirung, da sind die Cistercienser recht eigentlich zu kühnen und segensreich wirkenden Pionieren der christlichen und deutschen Cultur geworden. Daß die Cistercienser in der einen wie in der anderen Richtung so lange Zeit vollkräftig und immer mit gleich günstigem Erfolge zu wirken im Stande waren, daß ihrem Orden nicht ein so schnelles Sinken bestimmt war wie dem der Prämonstratenser, war eine Folge nicht sowohl dieser praktischen Thätigkeit, mit der immer eine Steigerung des Ansehens für den so großen Nutzen stiftenden Orden verbunden war, als vielmehr ein Ergebniß der straffen und strengen Organisation, welche die von Citeaux ausgegangene Genossenschaft auch, als sie über alle Welt zerstreut war, zusammenhielt und in geistiger Einheit und Geschlossenheit bewahrte. Auch hierin steht der Cistercienserorden in einem bemerkenswerthen Gegensatze zu dem der Prämonstratenser: unter dem Einflusse der bischöflichen Gewalt, der er sich dienstbar gemacht, verlor der letztere bald seine Einheit und damit die Möglichkeit ferneren erfolgreichen Wirkens; von der bischöflichen Gewalt frühzeitig eximirt, innerlich streng gegliedert, so daß dem Mutterkloster Citeaux die zuerst gegründeten Töchterklöster ebenso streng untergeordnet waren wie diesen wiederum die von ihnen ausgegangenen späteren Stiftungen, war der Cistercienserorden gewissermaßen monarchisch regiert, centralisirt, und es konnte so in ihm der in Citeaux selbst lebende und lange Zeit in unverfälschter Reinheit erhaltene

Geist alle Glieder gleichmäßig durchdringen und zu einheitlichem Wirken anleiten.

Aus dem Tochterkloster Citeaux's Morimau waren durch Erzbischof Friedrich von Cöln 1122 die ersten Cistercienser nach Deutschland berufen und in dem Kloster Altencampen bei Geldern angesiedelt worden. Altencampener Mönche hielten im Januar 1129 ihren Einzug in das von der Gräfin Adelheid von Klettenberg gestiftete Kloster zu Walkenried: dasselbe gehört zu denjenigen Cistercienserniederlassungen, deren Verdienst, da das Land ringsum schon deutsch und christlich war, allein auf dem wirthschaftlichen Gebiete zu suchen ist. Denn Walkenried lag in einem engen, von hohen Kalkbergen eingeschlossenen Waldthal, das von der es durchströmenden Wiede zum größten Theile in einen Sumpf verwandelt war und deshalb für ungesund galt: eben solche Orte suchten ja aber die Cistercienser, an solchen konnten sie ihren Ordenspflichten am meisten genügen. Unter ganz ähnlichen Umständen wurde 1130 in den nördlichen Ausläufen des Thüringer Waldes zu Volkerode (bei Mühlhausen) ein Cistercienserkloster gestiftet und entstand um dieselbe Zeit ein drittes zu Amelungsborn; etwas später, angeblich 1134, ließ sich der Orden in einer sumpfigen Waldlandschaft bei Helmstädt nieder und gründete das Kloster Marienthal. Die absonderliche Neigung der Cistercienser für möglichst unwirthliche Gegenden tritt namentlich klar hervor bei der Stiftung von Loccum, das auf Grund einer Schenkung des Grafen Wilbrand von Hallermund 1163 gegründet wurde in der Gegend von Minden, zwischen dem Steinhuder Meer und der Weser in einer Einöde voller Schrecken, die erst von allerhand räuberischem Gesindel gesäubert werden mußte.

Die Gründung Loccums aber steht in jenen Jahren ziemlich vereinzelt. Länger als zwanzig Jahre nämlich gerieth die anfangs so schnell und sicher fortschreitende Entwickelung des Cistercienserordens in Deutschland so gut wie ganz in Stillstand. Die allgemeinen Verhältnisse der Kirche waren daran Schuld: die Niederlage, welche in dem kläglichen Ausgange des zweiten Kreuzzuges die bisher herrschende Hierarchie traf und die am schwersten natürlich auf den Urheber der unglücklichen Unternehmung, Bernhard von Clairvaux, lastete, versetzte auch dem Ansehen der Cistercienser einen empfindlichen Schlag. Nicht lange danach kam in Kaiser Friedrich I. ein entschiedener Gegner aller hierarchischen Bestrebungen auf den deutschen Thron; der Streit desselben mit Alexander III. führte zu einem langjährigen, das ganze kirchliche Leben Deutschlands zerstörenden Schisma. Daß die Cistercienser in demselben sich entschieden auf die Seite des Papstes schlugen, war ebenso natürlich, wie daß Friedrich I. sie in Folge dessen mit harter Verfolgung traf und zeitweise sogar aus Deutsch-

land zu fliehen und in Frankreich Schutz zu suchen zwang. Erst mit dem Jahre 1169 tritt für die hart bedrängten Cistercienser eine Besserung der Lage ein, da die Aebte Alexander von Citeaux und Pontius von Clairvaux den ersten die Möglichkeit einer Versöhnung erweisenden Vermittelungsversuch zwischen Papst und Kaiser machten: seitdem ist der Orden von dem Kaiser nicht mehr verfolgt und bedrückt und gewann nun die Freiheit der Entwickelung wieder.

In den folgenden Jahrzehnten dringen die Cistercienser zuerst in das Wendenland ein und eröffnen sich damit einen Schauplatz der umfassendsten und weit über das enge Gebiet des Ordens und der wirthschaftlichen Cultur hinausreichenden Thätigkeit: jetzt erst wurde der Orden wahrhaft mit hineingezogen in die historische Arbeit der deutschen Nation. Die Reihe dieser Stiftungen eröffneten 1171 Doberan und 1172 Dargun; zwischen 1170 und 1173, aus welchem letzteren Jahre die erste Bestätigungsurkunde durch Herzog Bogislav I. datirt, entstand in Pommern Colberg am westlichen Ufer der Plöne zwischen dem Dammschen und dem Maduesee; unter den sechs später im Besitze dieses Klosters befindlichen Dörfern findet sich eins, das als „Dorf der Deutschen" bezeichnet wird, was darauf hinweist, daß dorthin auch deutsche Colonisten gezogen worden sind. Dieses Kloster, in welchem der Cistercienserconvent im Februar 1175 seinen Einzug hielt, ist der Ausgangspunkt geworden für ein weiteres Vordringen des Ordens in die Landschaften Ostpommerns oder Pommerellens. Schon 1175 schenkte Herzog Jambor I. von Pommerellen den Mönchen von Colberg sieben Dörfer nordwestlich von seiner Hauptstadt Danzig: bald begannen dieselben dort in einem waldreichen Thale, das sich freundlich gegen das Meer hin öffnet, ein Kloster zu bauen, welches im wesentlichen schon im Frühjahr 1178 vollendet war, aber erst 1186 von einem Cistercienserconvente bezogen worden, das berühmteste der pommerellischen Klöster, Oliva. Welche außerordentlich hohe Bedeutung gerade dieses Kloster erlangt und welche glänzenden Verdienste es sich um die Christianisirung und Germanisirung Pommerellens und eines großen Theils von Westpreußen erworben hat, ist ja bekannt: Jahrhunderte lang blieb es der Mittelpunkt des geistigen und wirthschaftlichen Culturlebens in jenen östlichen Grenzmarken. Denn gerade diese gewissermaßen auf einem weit vorgeschobenen Posten stehenden Cistercienser wurden durch die eigenthümlichen Verhältnisse der Landschaft, in welcher sie sich niedergelassen hatten, ganz unwillkürlich dazu gebracht, die strengen Vorschriften ihrer Ordensregel umzuwandeln und nach einer Seite in durchaus löblicher Weise zu lockern. Eigentlich seelsorgerische Thätigkeit, die Vornahme kirchlicher Handlungen, die nicht unmittelbar mit ihrer Klostergemeinschaft zusammenhingen, also auch das Predigen und die

Thätigkeit der Mission waren, wie wir sahen, den Cisterciensern eigentlich untersagt: gerade auf diese Thätigkeit aber wurden dieselben doch mit Nachdruck hingewiesen, wenn sie mit ihren Ansiedelungen in noch heidnische Gebiete eindrangen, denn in solchen Fällen konnten sie in ihrer praktischen Wirksamkeit und auf dem von ihnen mit Vorliebe angebauten Felde wirthschaftlicher Cultur doch niemals auf sichere Fortschritte und bleibende Erfolge rechnen, wenn sie nicht ihre Umgebung für das Christenthum gewonnen hatten. Eben in der Zeit nun erreicht der Orden seine höchste Blüthe und wird zu einer förmlichen Macht in der Kirche, wo er sich an die Spitze der Christianisirungsbestrebungen in dem Wendenlande stellte: es geschah das, als die Prämonstratenser bereits zu sinken begonnen hatten und die allgemeinen politischen Verhältnisse unter Kaiser Friedrich II. die weltlichen Kräfte des Reiches mehr zu Unternehmungen in die Ferne zogen und dort in schweren Kämpfen aufrieben. Die Cistercienser waren es, welche im zweiten und dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts die Herrschaft des Kreuzes in Livland begründeten: der zweite livländische Bischof Berthold hatte dem Kloster Loccum angehört; sein Nachfolger Bischof Albrecht bediente sich bei seiner in großem Maßstabe und planmäßig betriebenen Missionirung Livlands der Cisterciensermönche als der brauchbarsten Gehülfen, und die Bekehrungsgeschichte jener Ostseeprovinz weist uns eine ganze Reihe von Cisterciensern auf, die als Heidenbekehrer den Vergleich mit keinem der berühmtesten Glaubensapostel zu scheuen brauchen.

Auch in Preußen das Bekehrungswerk ernstlich in Angriff genommen zu haben, ist das Verdienst des zur Missionsthätigkeit seiner ursprünglichen Anlage nach so wenig berufenen Cistercienserordens. Einige dieser Glieder desselben waren zu Anfang des 13. Jahrhunderts in die Hände der heidnischen Preußen gefallen; dieselben zu befreien wagte sich Gotfried, der Abt des deutschen Cistercienserklosters Lekno in Polen, in das verrufene Land, fand eine überraschend wohlwollende Aufnahme und beschloß in Folge derselben dort die Bekehrungsversuche, die seit dem Märtyrertode Adalberts von Prag geruht hatten, wieder aufzunehmen. Von Papst Innocenz III. dazu autorisirt und durch freundlichen Zuspruch und reiche Gunstbeweise zu seinem Werke bestärkt, ging Gotfried 1207 mit einem Mönche seines Klosters, Namens Philipp, nach Meißen, augenscheinlich nicht um dort selbst dauernd als Missionar zu wirken, was schon mit seiner Stellung als Abt von Lekno nicht recht vereinbar gewesen wäre, sondern um die nöthigen organisatorischen Maßregeln durchzuführen, damit das von ihm entworfene Werk auch ohne ihn durch von ihm herangezogene Gehülfen in seinem Geiste weitergeführt werde. Unter diesen Umständen aber mußte der Blick Gotfrieds natürlich zunächst auf das seinem Orden

angehörige Kloster Oliva gelenkt werden, welches durch seine Lage schon berufen erschien der Ausgangs- und Stützpunkt der Mission in Preußen zu werden: dort fand Gotfried denn auch den Mann, welcher dem schwierigen Werke, das es zu fördern galt, in jeder Hinsicht gewachsen war, den Mönch Christian, welcher der Apostel der Preußen wurde und so dem Ruhmeskranze seines Ordens ein neues, unvergänglich grünendes Blatt hinzufügte. In einem höchst wesentlichen Punkte aber unterscheidet sich die Missionsthätigkeit der Cistercienser in Preußen von ihrer Wirksamkeit in derselben Richtung in anderen Ländern: von polnischen Landestheilen ausgehend, unter polnischer Fürsten Schutzhoheit geübt, war die Cisterciensermission in Preußen keine deutsche, sondern eine polnische, und nicht mit Unrecht mag man darauf hinweisend die Ansicht geltend machen, daß die Wirksamkeit der Cistercienser, wäre es ihr vergönnt gewesen das Begonnene zu Ende zu führen, Preußen wenn nicht geradezu polonisirt, so doch den schon gierig lauernden polnischen Fürsten, die das streitbare Volk mit den Waffen niederzuwerfen zu schwach und zu feige waren, zu künftiger Polonisirung überliefert haben würde, daß es daher als eine für Preußen und Deutschland gleich glückliche und segensreiche Fügung anzusehen sei, daß die Cistercienser durch den deutschen Orden verdrängt wurden, der zwar aus weniger selbstlosen, mehr eigennützigen Motiven handelte, aber das Land entschieden germanisirte.

Die pommerschen und preußischen Cistercienserklöster haben uns gleich bis an die äußersten Grenzen des von dem Orden im Laufe des 13. Jahrhunderts ausgefüllten Wirkungskreises geführt. Die besonderen Verhältnisse, unter denen die so weit nach Osten vorgeschobenen Niederlassungen des Ordens die demselben obliegenden Pflichten zu erfüllen hatten, erklären die eigenthümliche und von der ursprünglichen Grundlage so durchaus abweichende Entwickelung des Ordens in jenen Gebieten. Aber auch wo er nicht so von jedem Zusammenhange gelöst war, sondern unter gewöhnlichen Verhältnissen fortwirkte, änderte der Orden doch im Laufe der Zeit seinen Charakter in auffallender Weise. Die Scheu vor der Berührung mit der Welt tritt allmählich zurück: denn der Zwang der Verhältnisse machte einen näheren und an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten sehr lebhaften Verkehr mit der Welt und ein sehr genaues Eingehen auf die Interessen derselben nothwendig. Schrieb die Ordensregel zwar vor, daß alle Bedürfnisse des Klosters in diesem und von seinen Insassen selbst befriedigt werden sollten, so war es auf die Dauer doch nicht zu vermeiden, daß man gewisse den Mönchen nöthige Artikel auch einkaufte. Der glänzende Aufschwung, den namentlich Ackerbau und Viehzucht auf den Gütern der Cistercienserklöster nahmen, lieferte diesen gewisse Produkte im Ueberfluß:

das eine wie das andere wies hin auf Handel und Verkehr. So mußten denn die Ordenssatzungen nach dieser Seite hin an ihrer Rigorosität etwas nachlassen und bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts finden wir verschiedene Generalcapitel mit derartigen Reformen beschäftigt. War erst ein Schritt gethan, so folgten die anderen bald nach: der früher streng verpönte Besuch der Märkte mußte freigegeben werden. Um so strenger allerdings wurde darauf gesehen, daß die Mönche, für die der Handel nur ein unvermeidliches Uebel sein sollte, nicht dem Gewinne nachgingen und sich durch eine Art kaufmännischer Speculation zu bereichern suchten: eine ganze Anzahl von Erlassen der Generalcapitel betreffen gerade diesen Punkt. Wir haben keinen Grund daran zu zweifeln, daß diese Vorschriften auch befolgt worden sind, können vielmehr annehmen, daß auch in diesem Zweig ihrer reichen wirthschaftlichen Thätigkeit die Cisterciensermönche mehr zum Vortheil ihrer Umgebung als zu ihrem eigenen Nutzen gewirkt haben.

„Unter dem Krummstab ist gut wohnen" — mit so viel Recht hat das kaum jemand sagen können, als die Ansiedler auf den Besitzungen der Cistercienserklöster: wo die uns erhaltenen Urkunden reichhaltig genug sind, um einen genaueren Einblick in das Detail zu eröffnen, da finden wir gerade in den von Cisterciensern bewirthschafteten Gebieten ein blühendes Leben und die vortrefflichste wirthschaftliche Ordnung. Solche geschaffen zu haben ist aber gerade für jene frühen Jahrhunderte ein hohes Verdienst, auch in Rücksicht auf die Entwicklung der Sittlichkeit: ein Volk, das erst in den Anfängen der Cultur steht, schätzt den Werth der Arbeit noch nicht richtig; es ihn schätzen zu lehren, wird aber immer nur derjenige im Stande sein, der selbst wahrhaft arbeitet und der so an sich selbst den Segen der Arbeit Anderen vor Augen stellen kann.

Läßt schon diese Betrachtung das Verdienst der Cistercienser um die Cultur Deutschlands höher erscheinen, als man es nach dem bisher Entwickelten vielleicht anzuschlagen geneigt war, so wird dasselbe noch bedeutend gehoben werden durch die Erinnerung an das, was derselbe Orden nach einer anderen Seite hin, durch Hebung des weiblichen Geschlechts für die Cultur und die Entwicklung nationaler Sitte gethan hat. Seit dem zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts beginnt die Gründung zahlreicher Nonnenklöster nach der Regel von Citeaux, deren in einzelnen Districten mehr als Mönchsklöster desselben Ordens vorhanden waren. Wenn die Vermehrung der Klöster und der Nonnenklöster insbesondere in unseren Tagen mit Recht als Symptom einer besonderen Krankheit oder doch einer krankhaften Erregung angesehen wird, so hat dieselbe für jene Zeiten gerade die entgegengesetzte Bedeutung; denn wenn auch fast allzu prägnant und mißverständlich ausgedrückt, richtig ist doch die Behauptung, daß die

sociale Frage, soweit sie das weibliche Geschlecht angehe, im Mittelalter durch die Klöster gelöst worden sei. Haben demnach die Cistercienser-nonnenklöster für die Cultur des Landes, für die Christianisirung und Germanisirung angrenzender Wendengebiete nichts geleistet, so darf man ihren Werth doch nicht gering anschlagen; so unscheinbar ihre Thätigkeit in Vergleich mit der der Mönchsklöster der Cistercienser sein mag, auch sie haben ihren Antheil an der Erziehung unseres Volkes zu einer edleren Sitte und größerer Reinheit und Tiefe des Gemüthes.

Hans Prutz.

Der Preußische Spessart*).

Eine geographisch-topographisch-statistische Skizze.

(Schluß.)

Die Häuser selbst sind nur klein, schlecht und unansehnlich und verrathen vielfach die Armuth ihrer Bewohner. Lehm- und Luftbachsteine machen das vorherrschende Baumaterial aus. Ueber den niedern Wänden liegen die schwarzgrauen Schindeldächer. Am Altspessart und im Lohrgrund mangeln den Häusern größtentheils auch die Kamine, und der Rauch dringt da durch alle Ritzen und Fugen und verleiht dem Ganzen, besonders des Morgens und Abends, wo die Nestchen in einer förmlichen Rauchwolke eingehüllt sind, einen düstern Anstrich. Mit Lehm überzogenes Fachwerk findet an einigen Orten selbst beim Kirchenbau Anwendung. Mit dem Aeußeren der Hütte stimmt auch das Innere derselben überein. Das bessere Haus hat neben der niedrigen, schmutzigen, kümmerlich eingerichteten Wohnstube höchstens noch ein elendes Kämmerlein aufzuweisen. Die Stallung befindet sich im Unterbau. In den schlechtern Häusern, welche die Mehrzahl bilden, begnügen sich nicht selten Mensch und Vieh mit ein und demselben Raume. Oft wohnen drei und mehr Familien in einer solchen Hütte beisammen. Der mehrfach gefirstete Hof gehört im Spessart zu den Seltenheiten.

Im Südwesten, an der Aschaff und Kahl, kommen größere geschlossene Dörfer vor, auch kündigt die äußere Erscheinung der Häuser größere Behäbigkeit an. Im Maingrund vollends findet man freundliche Ortschaften im Schatten von Obsthainen und bekränzt von Weinbergen.

---

*) Siehe Januarheft 1872.

Nirgends aber im ganzen Spessart trägt das Bauernhaus mehr den Stempel der Solidität, der Ordnung und Reinlichkeit als das der Bewohner jener Hochplatte zwischen Main und Haßloch. Doch auch das Innere der Wohnung ist wohnlicher und sauberer als anderwärts, obwohl das Hausgeräth sich nur auf das Allernothwendigste beschränkt. Ein großer Tisch aus Eichenholz in der Ecke der Stube, der Thür gegenüber, eine um die Wand herumlaufende hölzerne Bank, einige dergleichen Stühle, ein Schrank, vielleicht noch ein gepolsterter Großvaterstuhl neben dem eisernen Ofen in der getäfelten Stube machen das ganze Mobiliar aus. Von Bilderschmuck findet sich nichts, höchstens der „christliche Haussegen" nebst der „zwölf Stunden Gedächtniß" an der Stubenthür. Selbst das zweischläferige Himmelbett sowie das sonst übliche Prunkgemach fehlen.

Die Bevölkerung des gesammten Spessarts in dem Raum von 32 □Meilen beläuft nach der Zählung von 1865 und 1867 sich auf 196,197, wovon auf Bayern 123,708, auf Preußen 72,489 Seelen kommen. Zum preußischen Spessart zählen nur die Kreise Gelnhausen mit 40,732 Seelen und Schlüchtern mit 31,757 Seelen. Von ersterem müssen freilich die Amtsgerichte Birstein, Meerholz und Wächtersbach, die schon dem Vogelsberg angehören, größtentheils ausgeschlossen werden, von letzterem das Amtsgericht Schwarzenfels, dessen Südwestspitze nur dem Spessart angehört. Die bayerische Bevölkerung ist mit wenig Ausnahmen (s. oben) katholisch, die preußische gemischt, nämlich katholisch, evangelisch, reformirt neben einer nicht unbedeutenden Zahl von Juden (im Kreis Gelnhausen 1119).

Landwirthschaft. Unterfranken, zu welchem der größte Theil des Spessarts gehört, zerfällt in landwirthschaftlicher Beziehung in drei Abstufungen: warm, mäßig und rauh. In der ersten Stufe gedeiht Wein, in der zweiten Getreide und Obst, während die dritte Stufe den Obstbau verbietet und den Anbau von Winterfrüchten unsicher macht. Zu den fruchtbarsten Strichen zählen die Höhen links des Biebergrundes, das Kinzigthal bis zum Main hinab und die Höhen des „Freigerichts". Im Hochspessart gedeiht nur noch ein dünnes körnerarmes Sommerkorn, Hafer und Buchweizen. Das Wintergetreide muß hier durch Einfuhr herbeigeschafft werden. Doch kommen in Bilbach und Letgenbrunn noch Flachs, Hanf, Erbsen und Rüben fort. Der Boden ist vorwiegend Gebirgsboden, das Verwitterungsprodukt des Buntsandsteins, außer diesem noch Gneiß und Glimmerschiefer, aus welchen leichtere Bodenarten entstehen. An Getreidearten erzeugt dieser Boden Korn (im untern Kinzigthal 16fältig), Weizen, Gerste, Buchweizen, dieser an manchen Orten (Rothenbuch) in großer Ausdehnung; Kartoffeln in großer Menge, im Spessart von Be-

deutung, Oelfrüchte, Flachs. Handelspflanzen giebt es im Gebirg keine. Eigenthümlich sind dem Spessart die sog. „Wildfelder", die man im Orber Reissig, im Joßgrund und an der Sinn antrifft. Es sind dies öde, mit Besenpfriemen bewachsene, mit Hafer, Kartoffeln und Haidekorn bebaute Flächen, welche oft mehr als 1000 Morgen einnehmen, Staatseigenthum und den Bewohnern abgabenfrei seit Jahrhunderten zur Benutzung überlassen sind.

Die Wiesen im Spessart sind häufig sumpfig. Es giebt daselbst aber Kunstwiesenbau (Hang- und Brückenbau), welcher schon im vorigen Jahrhundert eingeführt wurde. Sonst sind dem Spessarter Bauern bis auf die neueste Zeit die Regeln der guten Be- und Entwässerung fremd. Die Weiden sind nicht von großer Bedeutung. Treffliche Wiesen durch ein gutes Bewässerungssystem zu Lohrhaupten (Amtsger. Bieber).

Der Weinbau ist im Preußischen nur im untern Kinzigthal zu finden (Bernbach, Neuses). Obst im Kinzigthal (Saalmünster, Somborn), Hopfen kann im Spessart nicht wohl gebaut werden.

Der Viehstand besteht in Rindvieh, Schafen, Ziegen, Schweinen und Geflügel (Gänsen und Hühnern), dazu noch Bienen. Die Pferdezucht ist wie in ganz Unterfranken, von keiner Bedeutung, der Hochspessart eignet sich ohnedies nicht dazu. Anders ist dies bei dem Rindvieh, auf dessen Zucht ein großes Gewicht gelegt und zwar durch die guten Wiesen und Weiden befördert wird. Das Rindvieh ist einfarbig und dem fränkischen verwandt; doch hat es etwas mehr runde Formen als das Rhönvieh und nicht selten weiße Blässen. Gutes Vieh wird in Gelnhausen gezüchtet, das ein bedeutendes Gewicht erlangt, die Kühe sind gute Milcherinnen. Dem Hochspessart zum Nachtheil ist, daß sich der Viehhandel ausschließlich in den Händen der Juden befindet. In Alsberg (Kr. Schlüchtern), wo ein strenges Klima herrscht und in trockenen Jahren auf eine Ernte nicht zu rechnen ist, war in den früheren Jahren bei der ausgedehnten guten Waldweide die Viehzucht in einem vortrefflichen Zustande. Zur Streu verwendet man meistens Laub, für dessen Benutzung in den feudalen Zeiten eine Abgabe, der „Laubhafer" erhoben wurde. Die Zugochsen gehen in die älteren Provinzen Preußens, den Verkehr vermitteln die zahlreichen Viehmärkte.

Von der Schafzucht ist nicht viel zu sagen. Große Schäfereien zu Burgjoß und Meerjoß. Im Joßgrund bestehen dieselben in sog. „Schmiergut."

Bezüglich der Schweinezucht, so ist im Spessart das gewöhnliche fränkische Landschwein in 2 Arten, beide weiß, verbreitet. Die vortrefflichen Eichen- und Buchenwaldungen nebst den zum Theil noch bestehen-

den Hutgerechtigkeiten leisten überhaupt der Schweinezucht großen Vorschub. Der Vorspessart sendet dem Hochspessart die mageren Schweine, und dieser bringt sie zur Mastung. Die Buchecken in den Gemeindewaldungen sind den Ortsnachbarn unentgeltlich überlassen, in den Staatswaldungen verpachtet. In guten Mastjahren ist der Verkauf der Schweine nicht unbedeutend. Schweinezucht u. A. in Letgenbrunn.

Gänse werden allenthalben angetroffen, wo es an Wasser und Schlamm nicht mangelt.

Die Bienenzucht hatte in den letzten Jahren abgenommen, weil das Bienenfutter von Jahr zu Jahr mißlicher wird. Im Hochspessart finden die Bienen durch die Menge des Haidekrautes noch reichliche Nahrung. Die Bienenzucht ist fast nur noch eine Nebenbeschäftigung der Pfarrer und Lehrer. Die Joßgründer waren als eifrige Bienenwirthe bekannt.

Wald und Jagd. Auf dem mit gutem Humus vermischten thonigen Sandboden von röthlicher Farbe gedeihen herrliche Bäume. Große Strecken desselben sind mit 170—200jährigen Buchen bestanden, zwischen welchen 2—300jährige Eichen stehen, die eine Schafthöhe von 80—100′ haben. Ein Morgen dieses Bestandes wurde zu 120 Klftr. berechnet. Manche Buchenbestände mit 95—120jährigen Stämmen schätzt man auf 80—90 Klftr. Die Mittelstärke 230jähriger Eichen ist 240 Centimeter im Umfang bei 5′ über dem Boden. Unter diesen gab es früher 400jährige Stämme, die 350 Cent. im Umfang hatten. Im Rothenbuchener Revier (Bayern), das 10,000 Morgen umfaßt, wurden jährlich 1000 Stämme gefällt. Die Buchen sind meistens gleichschaftig; der Boden mit Laub bedeckt, läßt keine krautartige Pflanze aufkommen. Die Eichen haben einen schlanken Wuchs und gewähren gleich jenen einen schönen Anblick. In diesen herrlichen Buchen- und Eichenwaldungen besteht denn auch der Reichthum des Spessarts. Früher bestanden die Waldungen meistens aus Eichen; nachdem aber die alten Stämme nach und nach abgestorben waren, breiteten sich die Buchen mehr und mehr aus, jene verdrängend.

Der Menge nach herrscht die Rothbuche vor. Die Traubeneiche ist nur vereinzelt und horstweise eingemengt. Reine Bestände von Eichen sind selten. An den äußersten Säumen sind später durch Culturen Nadelhölzer (meistens Föhren) geschaffen worden. An einigen Lagen giebt es auch Rothtannen; an den höchsten Stellen Lärchen, die sich mit einem trockenen magern Boden begnügen. Die Birke, in reinen Beständen herrschend, ist im Spessart nicht heimisch; sie kommt dagegen häufig an den angrenzenden Waldungen, im Sinngrund vor, wo sie in Verbindung mit der Rothbuche auftritt. Auf der Eselshöhe ist sie mehr strauch- als

baumartig. Die Hälfte der Bayerischen Waldungen ist Staatswaldung. Der jährliche durchschnittliche Zuwachs wird zu 43 Klafter für den Morgen angenommen. Hie und da giebt es freilich auch Stellen, die fast nur von Haidekraut und dem dem Spessart besonders kennzeichnenden Ginster (Ginesta pilasa) bedeckt sind.

Jagd. In den alten Zeiten scheint der Spessart, das Theatrum der Hälfte aller Deutschen Räuberromane, nur der Jagd halber da gewesen zu sein. Den vorzüglichsten Wildstand hatten die Reviere der Mainzer- und Löwensteiner Forste; die vormaligen kurhessischen adeligen und Gemeindewaldungen erfreuten sich auch eines guten Wildstandes. Noch heute leben in den Erinnerungen der alten Spessarter Bauern und Jäger die großen und glänzenden Jagden, welche die jagdlustigen Kurfürsten Joh. Friedr. Carl von Ostein und Emmerich Joseph von Breitenbach jährlich hielten. Die späteren geistlichen Fürsten waren dem edlen Waidwerk weniger hold; einige derselben beschränkten dies Vergnügen nicht wenig. Diese Forste waren durch Holzplanken zu einem Wildpark vereinigt, dessen Umfang 10 Stunden betrug. Bei manchen Hegen war der Eintritt von Unbefugten bei schwerer Strafe verboten; kein Sultan konnte die Zugänge zu seinem Serail eifersüchtiger bewachen als die Oberjägermeister des Spessarts jene Stellen. Denn damals stand das Leben eines Keilers al pari mit dem Leben eines Unterthanen, die man ebenso despotisch behandelte wie der Dei von Algier oder Tripolis seine Sclaven. Von diesem Wildpark besteht nur noch der fürstlich Löwenstein-Westheimische Antheil. Hauptwildarten des Spessarts waren und sind noch theilweise der Hirsch und das Wildschwein; es mangelte aber auch nicht an Wölfen und Bären. Noch im Jahr 1823 erhob die kgl. bayer. Domäne zu Aschaffenburg von allen Schäfereibesitzern eine ständige Abgabe, die „Wildhämmel", eine Vergütung, die der Staat für den Schutz der Heerden in Anspruch nahm. Die besten Reviere waren Rothenbuch, Lohrerstraß, Bischbrunn, Krausenbach und Altersbach, wo sich auch das Schwarzwild in beträchtlicher Menge aufhielt. Außer den genannten Wildarten giebt es im Spessart Rehwild, Dachse, Füchse, Marder, Iltise, Flußottern und Hasen, der gemeine Hase und Berghase, Kaninchen und Siebenschläfer. Unter den Vögelarten befinden sich der graue Geier, rothe Milan, Busard, Habicht, Falken und Eulen; ferner der Auerhahn, das Birkhuhn, der Kibitz, die Schnepfe, Sturmmöve, der schwarze Storch und 15 Entenarten. Von Fischen giebt es Karpfen (in den Weihern), Barben, Aale, Aalraupen, Barsche und treffliche Lachsforellen. Der Reichthum an Fischen hat jedoch in jüngster Zeit abgenommen in Folge der Vernachlässigung der Teiche wie auch

durch die von den Floßhaken verursachte Beunruhigung dieser Kaltblutigen.

Industrie, Handel und Gewerbe. Von der Industrie ist im Spessart nicht viel zu berichten. Vorherrschend sind Holzarbeiten. Man verfertigt Faßdauben aus Eichenholz, die nach den Rheingegenden ausgeführt werden. Die Preise derselben richten sich nach dem Bedarf, d. h. nach der Aussicht auf eine reiche oder geringe Weinernte. Bretter und Dielen werden auf Böcken geschnitten; es giebt nur wenig Schneidemühlen. Das Verfertigen von Dachschindeln ist im Abnehmen begriffen; desgleichen auch der Verbrauch von Latten und Zaunartikeln. Weingartpfähle, von Buchenheistern sind stets begehrt. Alles übrige Holz wird zu Brennholz und zum Kohlen verwendet. Zu letzterem nimmt man Buchenholz. Das Reißig wird gewöhnlich nicht, wie anderwärts geschieht, in Wellen gebunden, weil es dort kein Handelsartikel ist. Aus dem Orber Reissig, 7560 Morgen an Fläche und Eigenthum der Stadt Orb, kommen jährlich 400,000 Wellen, die zum Salzsieden gebraucht werden. Der Spessarter kauft nur dann Holz, wenn es an Leseholz mangelt. Früher waren die Holzpreise fabelhaft niedrig. Beim Regierungsantritt des Großherzogs von Frankfurt kostete der Stecken 4schuhiges, 5′ hohes Buchenholz 3 fl. rhn., später 5—7 fl. rhn. Im Jahre 1789 wurden 16,000 Stecken Brennholz ausgeführt.

Das Bauholz (Holländer Holz) wurde ehedem so zu sagen verschleudert und verschwendet. Der Handel mit demselben war nur in wenigen Händen, meistens Holzhändler aus Frankfurt a. M. und aus den rheinischen Städten; sie machten auch die Preise. Man theilt das Holländer Holz in Langholz und in Stück- oder gespaltenes Holz, und ersteres wieder in Bäume, 32′ l., 16″ br. und halbe Bäume, 26′ l., 18″ br. Bäume von 30′ Länge und 16″ Dicke werden Ruthen genannt; kürzere Stämme heißen Klötze. Auf einen ganzen Baum rechnet man 2 halbe Bäume und 3 Klötze. Von dieser Eintheilung ist man neuerer Zeit abgegangen. Stämme von vorzüglicher Stärke und Reinheit des Holzes nimmt man zu Wellbäumen der Windmühlen; sie müssen 36′ l. und 30″ dick sein. Ueberschnittene Bäume, unter dem Namen Einläufige, werden zum Haus- und Scheuerbau verwandt. Starker Holzhandel nebst Flösserei zu Meerjoß und Lohrhaupten.

Der Holztransport zum Main geschieht bei schwerem Holz per Axe, wobei die Wagen eine besondere Einrichtung haben müssen. Dort werden die großen Holländerflösse gebaut und bis nach Holland gefahren. Die Böden zu diesen Flössen sind aus Tannenholz, die Stämme werden durch starke Buchenstangen zusammengehalten. Der stärkste Holztransport

aus den Revieren Rothenbach, Rohrbrunn, Lohrerstraß, Erlenfurt und Thorhaus (Bayern). Das Brennholz wird entweder zu Wagen an den Main gefahren oder dahin geflößt. Das zum Flössen bestimmte Holz wird aus den Hiebdistrikten bis an die Einwurfsplätze gefahren oder auf Schnee- und Schmierbahnen dahin geschlittet. Die Flösserei findet im Herbste und im Frühling bei der Schneeschmelze statt; der Flößhaken ist das einzige Instrument, dessen man sich dabei bedient. Verlust am gesunden Holz 1—1½%.

Holzfuhrwerk zu Orb, wo auch einige Holzarbeiten vorkommen. Papiermühlen giebt es in Steinau und eine Papierfabrik zu Orb. Eine Dampfmühle in Schlüchtern, Töpferei in Steinau und Meerjoß; Bierbrauereien in Schlüchtern und Saalmünster.

Bergbau und Hüttenwesen. Salinen. In Biebergrund wurde früher auch auf Silber und Kupfer gebaut und zwar in 5 Hütten und 9 Hammerwerken (Bieber, Oberauf, Neubau, Fischbach, Rommershaus, Holzhausen, Lippoldsburg und Veikslieeg). Es werden daselbst jährlich 49—50,000 Centner Roh- und Gußeisen und 10,000 Centner Stabeisen verarbeitet. Im 14. Jahrh. ward im Huttischen Grunde auf Eisen gebaut. Kobalt ward im Jahr 1842 900—1000 Centner zu Schmalte im Blaufarbenwerk Schwarzenfels verarbeitet. Bergbau auf Eisen wird ferner in Orb betrieben. Im Jahre 1849/50 wurden aus 3 Gruben 9405 Centner, aus einer andern Grube mit Hochofen 28,792 Centner Stabeisen und Walzeisen (in dem Eisenhammer zu Oberndorf) verarbeitet. Daneben lieferten 2 Gruben 1800 Centner. Thon und Letten und 2 andere 5800 Centner. Schwerspath, Braunsteingruben und Spuren von Schachten zu Hailer. In früheren Zeiten daselbst Gold-, Silber- und Kupferwerke, aus dessen Erzen Graf Wolfgang Ernst I. Ducaten, Thaler und Gulden prägen ließ.

In Orb besteht eine Saline mit einem besuchten Soolbad. Soolquellen in Hausen bei Saalmünster. Die Saline in Orb lieferte in den letzten Jahren in 8 Pfannen 40,500 Centner Kochsalz und 1227 Centner Viehsalz, was einen Werth von 228,825 fl. rhein. repräsentirt. Die Saline beschäftigt 60 Menschen; durch den äußeren Betrieb im ganzen 300 Personen.

Sandsteingruben in Meerholz, Gelnhausen und Hüttengesäß, Basaltbrüche bei Orb und Lettgenbrunn, am Münsterberg und an der Teufelskante bei Saalmünster. Eine Cementfabrik zu Altenmittlau, Pfeiffenthon in Niedermittlau und Torfstechereien in Meerholz.

Sage und Geschichte. Von den Sagen ist im Spessart die geschichtliche Sage am weitesten verbreitet. Sie dreht sich meistens um

Karl d. Gr., der mit seinen Getreuen einmal auf der Fahrt den Main herauf nach Aschaffenburg gekommen und im Goggenberg (bei Gmünden), an einem Tische sitzend, eingeschlossen sein soll. Dann treten mancherlei Sagen auf aus den Zeiten des Faustrechts, in welchen ein Dietz von Schaumberg eine große Rolle spielt. Eine spätere Epoche gehört dem 30jährigen Kriege an. In diesem ist der Held meist Gustav Adolph, hier der „Schwedenkönig" genannt. Mit dem 17. Jahrhundert entkleidet sich die geschichtliche Sage ihres poetischen Gewandes. Die Legende hat, wie in ganz Unterfranken im heil. Kilian, dem Frankenapostel, ihren Mittelpunkt gefunden. In der Mythe steht in erster Reihe Wuotan, welchem nach heidnischer Verehrung der Specht zugesellt war; er heißt in ganz Süddeutschland der „Gießvogel". Eine Menge von Ortschaften im Spessart verdanken ihren Namen Bäumen, die bei den alten heidnischen Deutschen in hoher Verehrung standen. So Rothenbuch, Hain, Birkenhainer Straße ꝛc. Das wüthende Heer braust vorzugsweise über den Wald, und läßt sich der wilde Jäger da blicken, dann giebt es ein gutes Jahr. An den Donar erinnert das Werfen des todten Mannes in den Main um Faulenbach und Stadtprozelten am Sonntag nach Mitfasten, der durch einen Strohmann dargestellt wird, wobei die Knaben singen:

„Haje, todter Mo
Hat e verrissene Hose o."

Auch Hexen und Truden spielen eine Rolle im Spessart, und finden sich noch Reste von dem Culte der Frigga, die hier unter dem Namen „Frau Holla" vorkommt. An den Cult der Freia gemahnt das Johannisfeuer in Stadtprozelten und Loki, der Gott des gebrannten irdischen Feuers, tritt in der Gestalt des feurigen Mannes auf. Sehr reich ist auch jene Sage, welche an die Nornen und an den Dienst des Hel erinnern. Riesen und Zwerge (Wichteln), besonders letztere treten im Joßgrunde sehr häufig auf, und die Spuksage hat ein unbegrenztes Gebiet.

Ueber die Gestaltung der politischen Verhältnisse des Spessarts in den frühesten Zeiten herrscht ziemliche Ungewißheit. Daß ihn die Römer kannten, ist gewiß. Sie benutzten ihn seiner natürlichen Lage nach als Vormauer für Abtheilungen ihrer Legionen, die sie vom Rhein hersandten, um die Germanen zu beobachten und abzuhalten. Der Ort Römershag im Sinngrund soll einer allgemeinen Sage nach Namen und Ursprung ihnen zu verdanken haben. Unter der Herrschaft der fränkischen Könige wird der Spessart nicht genannt. Dahl erhebt ihn zwar zu einem „Königsforst"; erwiesen aber ist dies nicht. Die Königsforste befanden

sich stets in der Nähe der jeweiligen Besitzungen dieser Herrscher, wie z. B. die Salzburg bei Neustadt a/S., wo heute noch der ausgedehnte Kammer- und Salzforst wenigstens dem Namen nach besteht; ein solcher ist der Spessart nie gewesen. Daß er aber unbestrittenes Eigenthum der deutschen Könige war, und später gleich andern Waldungen als Schankung an Kirchen, Stifter, Klöster und Dynastien überging, scheint gewiß zu sein.

Im 10. Jahrhundert ward der Spessart vom Herzog Otto von Bayern zur Dotation des Collegiatstiftes Aschaffenburg bestimmt und kam wohl zu selbiger Zeit unter die Oberherrlichkeit des Erzbisthums von Mainz. Doch nur der Wald scheint bei dem Stift geblieben zu sein. Auch die Abtei Neustadt (am Main) hatte einen Antheil davon, desgleichen die Bischöfe von Fulda und Eichstädt. Die mächtigsten kleinen Herren waren aber die Grafen von Rieneck, deren Besitzungen an die Grafen von Hanau-Münzenberg übergingen; auch Glieder der reichsunmittelbaren Ritterschaft hatten kleine Strecken davon inne. Wesentliche Veränderungen in diese Verhältnisse brachten die Verträge von Lüneville (1801) und Paris (1806). Nachdem der kurerzlerische Staat, welchem das Fürstenthum Aschaffenburg einverleibt, in einen Primitialstaat verwandelt wurde, erhielt das Haus Löwenstein-Wertheim mehrere Besitzungen des ehemaligen Hochstiftes Würzburg. Nach dem Abschluß des Rheinbundes und Zerschlagung des „deutschen Reichs" wurden auch die kleineren Gebiete des Spessarts mediatisirt. Im Jahre 1813 fiel das Großherzogthum Würzburg wieder an Bayern zurück, und im Jahre 1816 auch das Fürstenthum Aschaffenburg nebst den früheren fuldaischen Aemtern Weihers, Brückenau und Hammelburg. Mit den röhnischen Aemtern Hilders und Weihers kam nebst dem hessischen Spessart 1866 auch das bayerische Landgericht Orb an Preußen.

Der Joßgrund. Zu oberst, in einem flachen Hochthale, ziemlich kahl, liegt das Kirchdorf Lettgenbrunn (1344'), $1\frac{1}{2}$ Stunde westlich davon an der Villbacher Höhe, der Weiler Villbach (1402'). Am 14. Oktober 1634 wurde dieser früher bedeutende Ort mit Lettgenbrunn zugleich von den Schweden gänzlich zerstört und blieb bis zum Jahre 1665 verödet. Erst im Jahre 1683 entstand der jetzige, an Wassermangel leidende arme Ort. Von Lettgenbrunn stand nur noch die Kirche und zwei Wohnhäuser. Durch die Orte ging die ehemalige sehr belebte „Weinstraße", wodurch ihnen viel Verdienst zugeführt wurde, indem die Fuhrleute hier zu übernachten pflegten. Beträchtliche Weinladungen werden auf dieser von Thüringen nach dem Rhein hin führenden Straße befördert.

Zwischen Villbach und Lettgenbrunn, auf der Hochebene, von wildem Eichen- und Buchengestrüpp umgeben, der Beilstein (1588'), ein Basalt-

felsen mit schöner Fernsicht. Auf demselben stand vor Alters eine Burg (Raubritterburg), die im 14. Jahrhundert im Kurmainzischen Besitz und an Dietz von Thüngen und Adolph von Nassau verpfändet war. In dem Streite zwischen Diether von Isenburg und Adolph von Nassau wurde sie zerstört. Letzterer nannte sich im 17. Jahrhundert „Herr von Beilstein".

Da, wo die Jossa aus enger Schlucht in eine sanfte Wiesenaue tritt, liegt in einer Thalbucht Burgjoß. Daselbst ein altes graues, von Wald und Graben umgebenes Schloß, mit Thürmen und Zinnen geschmückt, welches von den Herren von Hutten erbaut wurde. Als aber der frühere Glanz des altberühmten Hauses zu verlöschen begann, in Folge dessen es den größten Theil seiner Burgen verlor, kam das Schloß im Laufe der Zeit an Kurmainz, ward später Jagdschloß, dann Sitz eines Kurmainzischen Justiz- und Cameralamtes und ist jetzt Wohnung eines Revierförsters.

Unterhalb Burgjoß die beiden Dörfer Mernes und Marjoß; am Ausgange des Thales Jossa. Marjoß mit einer 7000 Morgen großen Gemeindewaldung wurde im Jahre 1634 gleichfalls von den Schweden geplündert, erst 1665 konnte wieder Gottesdienst in der Kirche gehalten werden.

In den früheren Zeiten wurden in der Jossa sehr häufig Perlenmuscheln (Mya Margaritifera) gefunden, auf welche man großen Werth gelegt zu haben scheint. Ein Beamter in Burgjoß ward aus dem Grunde seiner Stelle entsetzt, weil er in dem Bache Perlenmuscheln gefischt hatte, aus welchem er seiner Frau einen Halsschmuck wollte machen lassen.

Der Lohrgrund ist nun in seinen oberen Theilen preußisch. In diesen Thalspalten die Orte Lohrhaupten, Kämpferbrunn und Flörsbach. Ersterer, der bedeutendste derselben mit einer Gemarkung von 8000 Casseler Acker, war einst Sitz des Gerichtsortes Lohrhaupten. Er wurde im 12. und 13. Jahrhundert von den Dienstleuten der Grafen von Rieneck gegründet. In der Gegend altdeutsche und römische Alterthümer.

Die Bieber. Zu den bedeutendsten Orten des Grundes zählt der Amtsgerichtssitz und Marktflecken Bieber in einem engen Thale am linken Ufer des Baches und an der Straße von Lohr nach Gelnhausen. Es soll einst daselbst ein Schloß gestanden haben, auch von einem großen Heerlager auf der „Lagerwiese" berichtet die Sage, welches man auf einen Kampf zwischen den Deutschen und den Römern bezieht. Auf dem „Happer Küppel", einem isolirten Bergkegel, findet man Mauerreste eines römischen Castrums, welches in der Linie des „Pfahlgrabens" liegt und an der alten Birkenheimer Straße vorüberführt. Jener merkwürdige Erdwall zog sich vom Taunus herüber gegen die Kinzig und den Spessart;

Drusus soll denselben zum Zweck der Unterjochung Deutschlands haben aufwerfen lassen. $1\frac{1}{2}$ Stunde südöstlich von Bieber liegt der Burgberg mit einer Wallfahrtskapelle und einer Bergruine. Einer Sage zufolge wird diese für römischen Ursprungs gehalten. Auch bei Lanzingen (ehemals Lanzengesäß) werden dergleichen Reste angetroffen.

An der Orb und Kassel, umgeben von einem Kranze grüner Berge, liegt das freundliche Städtchen Orb mit Saline und Soolbad, bis zum Jahre 1866 Sitz eines bayerischen Landgerichts.

Die Stadt kam im Jahre 1064 durch Schankung Kaiser Heinrichs IV. an das Erzstift Mainz. In der auf der höchsten Stelle liegenden „Burg" hausten die Ritter von Fischborn und von Milchling, deren Güter 1584 an die von Fechenbach, 1651 an Kurmainz übergingen. Andere adlige Familien, unter ihnen die von Langenn, hatten ihren Sitz oberhalb der Stadt, an der Kassel. Den Ansiedelungen dieser Geschlechter verdankt Orb seine Entstehung. Am 29. August 1634 wurde die Stadt von den Schweden geplündert. Dieser Plünderung folgte im nächsten Jahre die Pest, welche die Bewohner bis auf 10 Familien hinraffte. Ihre vorzüglichsten Privilegien erhielt die Stadt vom Erzbischof Diether von Isenburg, der ihnen u. A. den Verkauf des Salzes gestattete.

In der Nähe von Orb Spuren von einer römischen Heerstraße nach Thüringen hin. An dieser Stelle stand ein römisches Castrum.

Die Kinzig. Das anmuthige, von den Vorbergen des Vogelsbergs und des Spessarts umrandete, an 11 Stunden lange Kinzigthal wurde schon von Lotichius besungen. Am Eingang desselben, an der Leipzig-Frankfurterstraße und der Bebra-Hanauer Bahn, an dem Zusammenfluß von 4 Thälern, liegt die alte Kreisstadt Schlüchtern. Dieselbe ward der Sage nach von einigen Benediktinern gegründet, die hier ein Kloster, dem heiligen Laurentius gewidmet, bauten. Der Name: „Monasterium Solitarii", welchen das Kloster führte, ging später, sich in Schlüchtern verwandelnd, auf die Stadt über. Von Karl dem Großen wurde Schlüchtern dem Bisthum Würzburg unterworfen. Im 12. Jahrhundert gehörten zum Kloster mehr denn 20 Kirchen. Der Glanz desselben, dessen älteste Schutzherren die Grafen von Rieneck und die Dynasten von Trimberg waren, erlosch aber schon im 13. Jahrhundert wieder. Die Reformation machte dem Kloster ein Ende. Abt Lotichius (Lotz) schuf es 1543 zu einer gelehrten Schule um. Am 29. Juni 1646 wurde die Stadt von den Kaiserlichen geplündert. Bei dem Rückzuge der Franzosen nach der Schlacht bei Leipzig litt sie unsäglich. Es lagen damals 50—60,000 Mann in der Stadt und ihrer Umgebung; Napoleon I. übernachtete hier im Kloster am 28. Oktober 1813.

Unweit Schlüchtern eine krystallklare Quelle, die von Lotichius den Namen eines cicilianischen Flusses, „Acis“ erhielt. Lotichius wurde in dem nahen Niederzell am 2. Januar 1521 geboren. In Padua erhielt er die Doctorwürde und starb in Heidelberg als Professor, nachdem er in Bologna Gift erhalten hatte.

In dem Amtsgerichtsstädtchen Steinau, welches thalabwärts folgt, erblickten die Gebrüder Grimm das Licht der Welt. Daselbst ein 1724 erbautes, in einem edeln Styl gehaltenes Schloß. Früher Dorf, wurde der Ort vom Kaiser 1290 zur Stadt erhoben.

Weiter abwärts im Thale folgt Saalmünster. Die Stadt, ehemals im Besitz der Abtei Fulda und im 14. Jahrhundert an die Herren von Hutten verpfändet, soll ihren Namen Salzquellen verdanken, die in ihrer Nähe liegen. Zu ihrem Schutze erbaute sie das naheliegende Schloß Stolzenberg. In Folge der Verbindung, in welche die von Hutten mit Franz von Sickingen verflochten waren, wurde Saalmünster von den hessischen Truppen genommen. Die Reformation fand hier bald Eingang, wurde aber ebensobald wieder verdrängt. Als Luther sich auf dem Rückweg vom Wormser Reichstag befand, nahm er auf Stolzenberg Herberge. Der Ofen, an welchem er sich wärmte, steht im Refectorium des Franziskanerconvents zu Saalmünster.

Nach $2^1/_2$ Stunde wird Wirtheim, an der Einmündung der Bieber in die Kinzig erreicht. Daselbst der bekannte Engpaß, gebildet durch die Vorberge des Vogelsberges und des Spessarts, ein in strategischer Hinsicht wichtiger Punkt, der schon von den Römern gekannt und gewürdigt war. Ein benachbarter Distrikt heißt der „Römerspiegel“, ein roher, riesenmäßiger Steinwall mit Graben, der für eine Grenzwehr der Römer gehalten wird. Es finden sich hier überhaupt vielfache Spuren römischer Cultur.

Noch 2 Stunden weiter abwärts und wir stehen in einem weiten offenen Thale, am Fuße des beträchtlichen Dietrichsbergs, am linken Ufer der Kinzig, in Gelnhausen, der alten Kaiserstadt mit der Burg, der „Pfalz“ auf einer Insel der Kinzig von Kaiser Friedrich II. 1170 im byzantinischen Style erbaut, eine trauernde Ruine. Mitten in der Stadt erhebt sich die Pfarrkirche mit ihren 3 schiefstehenden hohen pyramidenförmigen Thüren, ein wahres Meisterstück der Architektur. Viele Bauten aus alter Zeit liegen in Trümmer; auch die Kapelle der Gräfin Gela, der angeblichen Geliebten des Kaisers Rothbart, welcher die Stadt ihren Namen verdanken soll, steht nicht mehr. Noch vor wenigen Jahren zeigte man einen Baum, die „Königseiche“, in deren Schatten der Kaiser oft geruht, auch eine Quelle, aus der er sich gelabt. Spätere

Kaiser weilten gern in der Stadt, so Heinrich VI. und VII., Kaiser Ludwig und Karl V. Nach Heinrich Kurz ist Gelnhausen der Geburtsort von Johann Christoph von Grimmelshausen, dem Verfasser des Simplicissimus.

G. Spieß.

Die Veröffentlichungen der deutschen Geschichtsvereine zur preußischen Geschichte und Landeskunde.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams. Herausgegeben von **L. Schneider.** 15. Lieferung (3. des 5. Bandes), Potsdam 1872. 4. — [Enthält die ausführlichen Register zum 1—5. Bande, die Protokolle der 94—96. Versammlung (Mai—August 1871) und folgende Vorträge:]

S. 265—270. CXCIV. L. Schneider, Potsdamer Ramm- und Faule-See-Angelegenheiten. [Humoristische Darstellung der Arbeiten, mittelst deren der Grund für die Häuser des Wilhelmsplatzes befestigt wurde.]

S. 271—274. CXCV. L. Schneider, Bischof Stephan von Brandenburg's Bestätigung einer Dotation für die Pfarrkirche zu Potsdam im Jahre 1452. [Abdruck, Uebersetzung und Erläuterung der betreffenden Urkunde.]

S. 275—291. CXCVI. Wagener, Eine Calcanten-Streitigkeit. [Aktenmäßiger Verlauf eines Streites, den der reformirte Prediger der Heiligengeistkirche mit dem Magistrat über 33 Thaler Bälge- und Glockentreterlohn in fast ununterbrochener Folge vom Jahre 1775—1783 geführt hat.]

S. 292—304. CXCVII. Was der „Genius der Zeit" über die 1798 in Potsdam abgehaltenen Herbst-Manöver gesagt. [Abdruck aus dem Jahrgange 1799 der genannten Zeitschrift.]

S. 305—350. CXCVIII. A. Bethge, Der Bornstedter Kirchhof. [Geschichte und Beschreibung der Kirche und des Kirchhofs, nach den seit 1593 vorhandenen Kirchenbüchern und anderen amtlichen Quellen; nebst einem Verzeichniß der zu Bornstedt begrabenen Personen und biographischen Notizen über die bedeutenderen unter denselben.]

Druck von G. Hornberg in Berlin, Wilhelmstr. 21.

S. 531—534. Steffenhagen, Zu dem Thorner Formelbuche und dem Formelbuche Arnolds von Protzan.

S. 535—540. Gerhard, Bartensteiner Schul-Ordnung von 1621.

S. 541—553. W. v. Ketrzynski, Stanislaus Gorzki, Canonicus von Plock und Krakau, und seine Werke. — [St. G., geboren 1489, † 1572, hat außer einigen selbständigen Arbeiten eine reiche Sammlung von Urkunden aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hinterlassen, die nicht nur für die polnische, sondern auch für die preußische Geschichte eine ergiebige Quelle bilden, bis jetzt jedoch nur zum Theil unter dem Titel Tomiciana abgedruckt sind.]

S. 561—563. C. H. Braune, General v. Werder. — [Es wird nachgewiesen, daß der Sieger von Montbeliard am 12. September 1808 auf dem Vorwerke Schloßberg bei Norlitten, wo damals sein Vater als Major mit einem Theile des Wagenfeldschen Kürassier-Regiments (jetzt Nr. 1) cantonnirte, geboren ist.]

17. **Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie zu Salzwedel.** Abtheilung für Geschichte. Herausgeg. von **Th. F. Zechlin.** Magdeb. 1871. 8.

S. 1—113. L. Götze, Geschichte der Burg Tangermünde. — [An der wichtigsten und bequemsten Ueberfahrtsstelle über die Elbe unterhalb Magdeburg erscheint seit dem Jahre 1009 die Burg Tangermünde, wahrscheinlich eine der Anlagen, mit denen König Heinrich I. die Ostgrenze Deutschlands und seines Herzogthums Sachsen deckte. Gestutzt auf die sorgfältigste Lokaluntersuchung und Quellenforschung verfolgt der Verf. die Geschicke der Burg, von welcher aus fast alle Landesherren der Mark einen Theil ihrer Regierungsthätigkeit übten, in der Markgraf Waldemar 1311 seine Hochzeit feierte, die 1346 zum ersten Male einen Hohenzollern, den Burggrafen Johann II. von Nürnberg, Großvater unseres Friedrich I., in Stellvertretung des Markgrafen Ludwig als Regenten sah, im Jahre 1350 den falschen Waldemar aufnahm und dann wieder ein vielbesuchter Sitz des letzten Wittelbachers wurde. Es folgt die glänzende Zeit von 1373—1378, die Jahre, in welchen Tangermünde die bevorzugte Residenz Kaiser Karls IV. war. Vielfach verweilten die ersten Hohenzollern in dem neuen Kaiserschloß, es ward die Geburtsstätte Friedrichs II. und Albrecht Achills und fing erst seit Johann Cicero an, hinter Berlin und Köln zurückzutreten. Die Burg aber blieb der Sitz der markgräflichen Kammer, des Hofgerichts, des Landeshauptmanns der Altmark und der Vorort des Voigteibezirks Tangermünde. Am 1. Juli 1631 wurde die Burg von den Schweden erobert und war bis zum 11. das Hauptquartier Gustav Adolfs, sie ging dann aus einer Hand in die andere, bis im Dezember 1640 das Kaiserschloß Karls IV. von den Schweden auf ruchlose Weise in Asche gelegt ward. Aus den Trümmern ließ Kurfürst Friedrich III. das gegenwärtige Amtshaus erstehen, in welchem Friedrich Wilhelm I. auf seinen Reisen nach Hannover, mitunter auch der Kronprinz Friedrich abstieg; hier verweilte die Königin Luise am 16. Oktober 1806 und am 18. König Friedrich Wilhelm III. Zum Königreich Westfalen gehörig, wurde das Amt von Schill 1809 in Contribution gesetzt, im Mai 1813 zeigte sich Lützows wilde verwegene Jagd und im August desselben Jahres verschwand der letzte Franzose. Neben der Geschichtserzählung giebt der Verf. genaue Orts- und Baubeschreibungen, eine Untersuchung über den Namen Tangermünde, über das von Karl IV.

auf der Burg errichtete Johannis-Collegiatstift, über das Zubehör der Burg: die Schloßfreiheit, das Hühnerdorf und das Wendendorf Kalbau, über den Wirkungskreis des Amtes, namentlich die Elbzollgerechtigkeit u. s. w.]

S. 114—171. G. A. v. Mülverstadt, Die zwischen den Jahren 1600 und 1800 erloschenen Adelsgeschlechter der Altmark. Nebst Nachrichten über Grundbesitz, Wappen u. s. w. — [Seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts bis zum Jahre 1565 waren bereits gegen 100 altmärkische Adelsgeschlechter ausgestorben, von 1565 bis 1600 vermehrte ihre Anzahl sich durch neuerworbenen Besitz, trotz des inzwischen wiederum erfolgten Abgangs, von 65 auf 73; von diesen 73 Familien erloschen bis zum Jahre 1800 nicht weniger als 36, von denen 32 dem ältesten Adel der Altmark angehört hatten.]

S. 172—176. G. A. v. Mülverstadt, Wie lange gab es in der Altmark Heiden? — [Verf. legt eine Urkunde vom Jahre 1341 so aus, daß sie ein vereinzeltes Vorkommen wendischen Heidenthums in der Altmark noch um die Mitte des 14. Jahrhunderts beweist.]

S. 177—183. G. A. v. Mülverstadt, Zur Untersuchung des wendischen Volksstammes in der Altmark. — [Verf. stellt 41 zugleich altmärkisch-wendische und preußisch-litthauische Ortsnamen zusammen als Material zur Beantwortung der Frage, ob zwischen dem Wendenvolke und den Urbewohnern Preußens eine Stammesgemeinschaft nachzuweisen sei.]

S. 183 ff. Götze, Das älteste Stadtsiegel von Tangermünde. Mit Abbildung.

Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg u. s. w. 6. Jahrgang. 1871. 4. Heft. Herausgeg. vom Vorstande des **Magdeburger Geschichts-Vereins.** Magdeb. 1871. 8.

S. 459—490. v. Arnstedt, Bemerkungen zu Dr. Holstein, Burggrafen von Magdeburg.

S. 490—515. Eine alte Magdeburgische Kirchen-Ordnung vom Jahre 1400 ca. Ins Deutsche übertragen und erläutert von F. Dameil.

S. 516—523 und S. 603 f. G. A. v. Mülverstedt, Das älteste Innungs-Privilegium der Tuchmacher zu Burg vom Jahre 1299. — [Verf. erkennt in dieser Urkunde einen neuen Beweis dafür, daß die der Stadt Burg eigenthümliche Tuchmacherei nicht durch die niederländischen Kolonisten des 12. Jahrhunderts, die überall nur als Landbebauer erscheinen, daselbst eingeführt worden ist. Beiläufig wird festgestellt, daß die Wahl des Erzbischofs Burchard II. in der Zeit zwischen 22. Januar und 5. Februar 1296 erfolgt ist.]

S. 524—534. L. Götze, Beiträge zur ältesten Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. I. Die Drucker des 15. Jahrhunderts. Schluß.

S. 535—541. A. Engeln, Beiträge zur Geschichte der Stadtkirche in Egeln.

S. 542—566. G. A. v. Mülverstedt, Wer durfte im Dom zu Magdeburg im Mittelalter begraben werden? — [Verf. antwortet: Im Dome selbst gewiß keine Laien; hier erscheinen die Grabstätten des Kaisers Otto und seiner Gemahlin Editha als leicht erklärliche Ausnahmen. Im Kreuzgange u. s. w. dagegen waren gewiß zahlreiche Laiengräber, da z. B. die Ministerialen des Domes, wie aus einer Urkunde von 1443 hervorgeht, nicht sowohl das Recht, wie vielmehr die Verpflichtung hatten, ihre Grabstätte beim Dome zu nehmen; eine Verpflichtung, die als einer der allerletzten Reste des alten Ministerialverhältnisses sich bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts erhalten zu haben scheint.]

S. 567—572. G. A. v. M., Die erste städtische „höhere" Mädchenschule in Magdeburg — [wurde 1572 aus einem Theile der Einkünfte des 1561 aufgehobenen Marien-Magdalenen-Klosters errichtet.]

S. 573—597. G. A. v. Mülverstedt, Mittelalterliche Siegel aus dem Erzstift Magdeburg. 8. Tafel: 1. Heinrich, Probst zu Mildensee und zu S. S. Petri und Pauli in der Neustadt bei Magdeburg 1221. 2. Ludwig, Domherr zu Magdeburg 1221. 3. Johann von Ba b), Dombechant zu Magdeburg 1444. 4. Richard von Zerbst, Truchseß des Erzstifts Magdeburg 1274. 5. Landgericht vor der Burg zu Egeln. 6. 7. 8. Die Dörfer Etgersleben, Atzendorf und Alten-Weddingen. 9. Ebeling Beventen. — Abbildungen und Commentar.

S. 598—602. G. A. v. M., Bau-Reliquien des ehemaligen Prämonstratenser-Klosters Gottesgnade bei Calbe. Mit 2 Tafeln Abbildungen. — [Sandsteinsculpturen, jüngst als Bausteine im Schleusenkanal gefunden, theils allegorische, theils historische Figuren darstellend und, aus den Kunstformen zu schließen, mindestens 750 Jahre alt.

S. 603—610. Miscellen.

S. 620—626. K. Janicke, [Nekrolog des 1791 zu Möckern geborenen, 1871 zu Magdeburg als Domgymnasial-Director emer. gest. vaterländischen Geschichtsforschers] F. Wiggert.

Vierteljahrs-Hefte des Deutschen Reichs-Anzeigers und Königl. Preußischen Staats-Anzeigers. 4. Jahrg. 4. Heft. Okt. Nov. Dez. 1871. Berl. 4. [Dieselben enthalten, außer einer Anzahl von Aufsätzen allgemeineren Inhalts, die folgenden auf Preußen insbesondere bezüglichen Arbeiten]: Das Eiserne Kreuz. Das Grab des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg [in der Predigerklosterkirche zu Frankfurt a. M.] Drei Gräber fränkischer [1412 in der Schlacht auf dem Kremmer Damm gefallener] Ritter in der Klosterkirche zu Berlin. Zum 150jährigen Jubiläum der preußischen Husaren. Der Blumenthal [im märkischen Kreise Oberbarnim] und seine [in alten Bauresten bestehenden] Alterthümer. Die Burg Tangermünde. Zur Geschichte der Stadt Stendal. Jomsburg, Julin, Vineta, die untergegangenen Städte der Ostseeküste. Hausinschriften in Hannover. Der niederrheinische Verein für öffentliche Gesundheitspflege. Die Ausführung des Reichsgesetzes über den Unterstützungswohnsitz im preußischen Staate. Aus den Motiven zu dem Entwurfe eines Gesetzes über den Eigenthumserwerb und die dingliche Belastung der Grundstücke, Bergwerke und selbständigen Gerechtigkeiten. Die Organisation der kommunalen Selbstverwaltung in den preußischen Provinzen. Zur Geschichte der [im Jahre 1821 von Beuth organisirten] Königl. Gewerbe-Akademie in Berlin. Zur Statistik von Berlin 1869 und 1870. Der Bergwerksbetrieb in dem preußischen Staate im Jahre 1870. Die Mineralindustrie in Oberschlesien. Verkehr der zu der preußischen Rhederei gehörigen Seeschiffe im Jahre 1870. Aktiengesellschaften in Preußen. Die Moore, ihre Entstehung und ihre Kultur. Die Melioration der Hochmoore im mittleren Emsgebiet. Die Staßfurter Salzindustrie. Allgemeine Bücherkunde des brandenburgisch-preußischen Staates. Sagen der Mark Brandenburg. Die Hanserezesse. Das provisorische Gebäude des deutschen Reichstages zu Berlin. Der Bahnhof der Berlin-Lehrter Eisenbahn. Die Ausstellung des Vereins der Berliner Künstler. Die Gemälde-Ausstellung der Verbindung für historische Kunst. Die Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen. Töpferwerke der Londoner Weltausstellung im Schlosse Monbijou. Die Königl. Oper während des Zeit-

raums von Anfang April bis Ende September 1871. Das Königl. Schauspiel vom 1. März 1871 bis zum Beginn der Ferien. Geschichte der Wallenstein-Trilogie auf der Berliner Hofbühne. C. J. Bergius [geb. zu Berlin 1804, † zu Berlin als Regierungsrath a. D. und Professor 1871]. M. E. A. Naumann [geb. zu Dresden 1799, † zu Bonn als Geh. Medicinalrath und Professor 1871].

Archiv des Vereins für Geschichte und Alterthümer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln zu Stade. Herausgeg. von **E. Schlüter, C. H. Plaß und W. Gude.** 4. 1871. Stade 1871. 8.

S. 1—247. W. H. Jobelmann und W. Wittpenning, Geschichte der Stadt Stade. Forts. B. Spezialgeschichte. III. Nutzbare Berechtigungen und Anstalten. IV. Innere Verfassung und Rechtsgeschichte. V. Das Verhältniß der Stadt zum Staate. VI. Der städtische Haushalt. VII. Die Gewerbe. Handel und Schiffahrt u. s. w. Mit 2 Plänen der Stadt von 1712 und von 1775.

S. 248—258. Stanislaus Lescinsky in Pommern 1709—1711. — [Nachweis der Hofhaltungskosten für den aus Polen vertriebenen und in Stettin lebenden König, die auf Befehl Karls XII. zur Hälfte von Schwedisch-Pommern, zur andern Hälfte vom Herzogthum Bremen aufgebracht werden mußten.]

S. 259—262. E. Schlüter, Die letzte Nonne in Neukloster [† 1705] und ihr Pater.

S. 262 f. W. H. Jobelmann, Hexenprocesse im Bremenschen [noch in den Jahren 1654, 1677.]

S. 263—279. W. H. Jobelmann, Urkunden, den Caland in der Stadt Stade betreffend [1447—1564].

S. 280—283. W. H. Jobelmann, Ein Landzwinger 1550. — [Beispiele arger Rechtspflege.]

S. 283 f. Wittpenning, Ueber die Fähre zur Lühe.

S. 284 f. Wittpenning, Jesuiten in Zeven [1619].

S. 286—336. Zeidler, Die Börde Lamstedt.

S. 337—384. Müller, Bericht über Alterthümer im Hannoverschen. Ausgrabungen und Beiträge zur Statistik vorchristlicher Denkmäler.

S. 385—390. W. Wittpenning, Mittheilungen zum älteren Criminalrechte.

S. 391—393. Bahr- oder Grundruhrrecht. — [Nach Analogie des Strandrechtes verfiel dem Landesherrn auch was auf festem Lande durch Verunglücken den Boden berührte (z. B. die Ladung eines auf der Landstraße zerbrochenen Wagens) oder was ein solches Verunglücken herbeiführte (z. B. die Mühle, in der ein Mensch gerädert wurde). Seit dem 13. Jahrhundert wird dieses Recht allmählich beseitigt; doch finden sich Beispiele, daß es ausgeübt oder doch in Anspruch genommen wurde, noch aus den Jahren 1671 und 1711.]

S. 393—397. W. Wittpenning, Auszüge aus den im Stader Landdrostei-Archiv befindlichen Zevener Klosterregistern 1616.

S. 397—399. W. H. Jobelmann, Befugnisse des Beichtvaters der Familie Zesterfleth. [Urkunde von] 1470.

S. 399 f. Hochnothpeinliches Halsgericht in der Stadt Buxtehude. [Form des Verfahrens.]

S. 401—414. Brönnenberg, Kurze Geschichte des Brunshäuser Zolls. [Der Stader oder Brunshäuser Zoll wurde, nachdem fast alle Staaten ihn 1861 abgelöst, im Jahre 1865 ganz aufgehoben.]

S. 415—426. E. Schlüter, Nachrichten über den politisch-literarischen Nachlaß des ehemaligen Königl. Schwedischen Kanzlers in den Herzogthümern Bremen und Verden, Esais von Pufendorf. [Nachdem E. v. P. 1689 gestorben war, reclamirte die schwedische Regierung 1702 seine hinterlassenen Papiere; da dieselben ein reiches Material zur allgemeinen Geschichte der Jahre 1665—1674 enthielten, wurden vor der Absendung nach Stockholm Abschriften für das Stader Archiv angefertigt. Von diesen jetzt zu Hannover beruhenden Schriftstücken wird eine summarische Inhaltsangabe mitgetheilt.]

S. 426—432. J. Kelp, [verfaßt um 1700] Reformatio Ramelsloensis a gentilismo et Papismo.

Neues Lausitzisches Magazin. Im Auftrage der **Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften** herausgeg. von **E. E. Struve.** 48 Bd. 2. (Doppel) Heft. Görlitz 1871. 8.

S. 193—210. G. Weck, Mathilde [von Sachsen], Gemahlin [des deutschen Königs] Heinrich I.

S. 210—221. Bronisch, Die Herren von Knoch [ausgestorben 1802]. Ein Stück Familienchronik aus dem Kreise der Rittergutsbesitzer in der Lausitz.

S. 222—246. Die Raths-Ordnung in Görlitz vom Jahre 1489, wie sie Barthol. Scultetus in seinem Registro Consulum etc. eingetragen.

S. 265 f. A. Malberg, Der [1865 gemachte] Brakteatenfund bei Wernersdorf, Kreis Bolkenhain.

S. 310 f. C. R. Schumann, Ueber die beiden nicht mehr vorhandenen Dörfer Alt-Prierow und Gehmlitz bei Golßen, Kreis Luckau.

S. 332—362. Ender, Die Ortsnamen in der görlitzischen Haide und Umgegend. [Die etymologische Forschung des Verf. ergiebt, daß vor der germanischen Bevölkerung hier eine polnisch-slavische, vor dieser aber lange Zeit hindurch und in großer Anzahl eine keltische seßhaft gewesen ist.]

Rübezahl. Der **Schlesischen Provinzialblätter** 75. Jahrg. Herausgegeben von **Th. Oelsner.** Breslau 1871. 8.

9. Heft. Sept.

S. 437—442. R. Haupt, J. Rücker, Jüttner, Rostalski, Ulf. und Bf., Volksthümliches und Mundartliches.

S. 442—446. Th. Bach, A. Prenzel [geb. zu Neuhammer 1822, † als Lehrer zu Breslau 1870. Nekrolog.]

S. 447 f. Matzner, Die schlesische Bienenzucht in früheren Jahrhunderten.

S. 458—462. Rzl., In das Riesengebirge. 5. Johannisbad mit 2 Abbildungen.

S. 462 f. Altes und Neues von und für Schlesien u. s. w.

10. Heft. Okt.

S. 486—488. Saponicus, Seifen-Titrirung von 28 Wässern zu Reichenbach i. Schl.

S. 489—494. Die Lokalpolizeiverwaltung auf dem Lande. Bericht der Breslauer Regierung an den O.-Präs. v. Merckel vom 17. Jan. 1845. Mitgetheilt von C. J. Bergius.

S. 497—499. Beyersdorff, Ueber Slavisches im Deutschen. — Forts. im 11. Heft S. 559—561 und im 12. Heft S. 606 f.

S. 499—508. Carlott, Löwenberg. Eine Silhouette. Mit 6 Abbild.

S. 508—514. Th. Oelsner, Zwei schlesische Landwirthe: W. Janke, geb. 1826 zu Cöslin, † 1869 zu Breslau, und J. G. Elsner, geb. 1784 zu Gottesberg, † 1869 zu Breslau.

S. 514 ff. Altes und Neues u. s. w.

11. Heft. Nov.

S. 544 f. Rathewerichbin. Zu den schlesischen Höhenbestimmungen.

S. 545—551. Die Errichtung einer Privatbank für Schlesien. Bericht der Breslauer Regierung an den O.-Präs. v. Merckel vom 18. Apr. 1845. Mitgeth. von C. J. Bergius.

S. 555—557. Holtey, Ueber den Namen „Holtei". [Der Dichter K. v. H. zeigt, daß seine Familie ursprünglich in Westfalen angesessen gewesen, von dort nach Liefland und Kurland, endlich nach Schlesien übergesiedelt ist.]

S. 557—559. Knoblich, Der Abbruch der alten [1598 erbauten] Michaeliskirche in Breslau. Mit Abbild.

S. 562 f. Urkunde des Rathes zu Kanth von 1589 [resp. 1532], den Rath und das Burglehn zu Reichenbach betreffend. Mitgeth. von Uberle.

S. 563—570. R. Kärger, Bilder aus dem Schulleben Breslaus im 16. Jahrhundert.

S. 570 f. Altes und Neues u. s. w.

12. Heft. Dez.

S. 597—604. Th. Bach, W. Hilse [geb. zu Langenbielau 1820, † als Lehrer zu Breslau 1871. Nekrolog].

S. 604 f. v. Winkler, Die Tatarenschanze bei Gühräu. Mit Abbild.

S. 607—609. T., Die Begräbnißkirche St. Corporis Christi zu Bolkenhain [Aufforderung zur Restauration derselben.]

S. 609 f. Die Seehandlung. Bericht der Regierung zu Breslau an den Minister des Innern vom 3. Juli 1845, Beschwerden über die Königl. Seehandlung betreffend. Mitgeth. von C. J. Bergius.

S. 610—617. Th. Oelsner, 25 Jahre Präsident der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur" [Beschreibung der betreffenden, dem Geh. Med. Rathe Prof. Dr. Göppert am 8. Dez. 1871 zu Breslau bereiteten Festfeier.]

S. 619 ff. Altes und Neues u. s. w.

Altpreußische Monatsschrift u. s. w. Herausgeg. von **R. Reicke** und **E. Wichert.** Königsb. i. Pr. 1871. 8.

7. Heft. Okt. Nov.

S. 577—605. H. Zeißberg, Ueber eine Handschrift zur älteren Geschichte Preußens und Livlands. [Die Handschrift aus dem 15. Jahrhundert, jüngst aufgefunden zu Lemberg, enthält 1) die in den Script. rer. Pruss. I. 649 abgedruckte ältere Chronik von Oliva, 2) eine annalistische Compilation, im Hauptinhalte dem Canonicus Sambiensis entsprechend, und 3) Aufzeichnungen über die Zehnten des Klosters Oliva. Nr. 2 und 3 erscheinen hier zum ersten Male gedruckt, von Nr. 1 nur die Varianten und Zusätze.]

S. 606—615. C. Lübecke, Ueber die Gründung und alte Befestigung des Schlosses und der Altstadt Königsberg. Mit Nachträgen von R. Bergau. Nebst einer autographirten Zeichnung [des gegenwärtig noch erhaltenen „Gelben Thurmes"].

S. 616—632. J. Bender, Preußen und Deutsche. [Festrede, etymologischen Inhalts.]

S. 633—642. E. Strehlke, Urkunden Herzog Mestwins II. [von Ostpommern] aus dem Gräflich Krockowschen Familienarchive zu Krockow [zwei bisher nicht veröffentlichte aus den Jahren 1288 und 1292 sind hier abgedruckt.]

S. 648 f. H. Pöhlmann, Ergänzung zu der Bartensteiner Schulordnung von 1621.

S. 655—658. S—n., Handschriftliche Funde aus Königsberg, Urkunden-Funde und Briefe.

8. Heft. Nov. Dez.

S. 673—700. G. H. F. Nesselmann, Forschungen auf dem Gebiete der preußischen Sprache. 3. Beitrag.

S. 701—718 f. A. Rogge, Beiträge zu einer Geschichte des Heiligenbeiler Kreises. Fortsetzung von „Das Amt Balga" VIII.

S. 735 f. A. Rogge, Statistische Nachweisung der litthauischen Bevölkerung in der Provinz Preußen. [In den 74 Kirchspielen der Provinz, in welchen noch Litthauer wohnen, beträgt die Anzahl derselben 139,450 neben 403,464 Deutschen.]

S. 737 f. O. Ungewitter, Chr. Schwartzen Musae teutonicae. [Chr. Schw. zu Memel ließ 1706 als zweiten Theil zu seinen geistlichen Liedern weltliche Lieder und Liebesgedichte drucken, die er trotz ihres sehr unsaubern Inhalts dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm dediciren durfte.]

S. 739—746. Alterthumsfunde.

Altpreußische Monatsschrift u. s. w. Herausgeg. von **R. Reicke** und **E. Wichert.** Königsb. 1872. 8.

1. Heft. Jan. Febr.

S. 1—17. K. Lohmeyer, Ist Preußen das Bernsteinland der Alten gewesen? [Verf. schließt sich der Meinung an, daß die Phönicier weder auf dem See- noch auf dem Landwege mit Preußen je in Verbindung getreten seien, daß Preußen vielmehr erst im Beginn der römischen Kaiserzeit den Alten bekannt geworden.]

S. 18—40. M. Perlbach, Ueber die Ergebnisse der Lemberger Handschrift für die ältere Chronik von Oliva. [Vgl. S. 374.]

S. 41—49. Beitrag zur Geschichte der Rechtspflege vor 300 Jahren. Gerichts- und Prozeßordnung der Stadt Schöneck in Westpreußen aus dem Jahre 1572, aus einer Handschrift mitgetheilt von G. Rahts.

S. 50—64. H. Eckerdt, Die kleinen Städte in Polnisch-Preußen und die Städtetage des vorigen Jahrhunderts. Nach handschriftlichen Quellen. [Es wird nachgewiesen, wie seit der Polonisirung Westpreußens die kleinen Städte ihrer Rechte beraubt und durch die Uebergriffe des Adels geschädigt wurden, wie man versuchte, durch gemeinschaftliches Handeln die Gesetze zur Geltung zu bringen, wie aber alle Bemühungen der Städte an den heillosen Zuständen der polnischen Verwaltung, sowie an der eigenen Mittellosigkeit und Uneinigkeit scheiterten.]

S. 86 f. O. Ungewitter, Das Stammbuch des Königsberger Hoforganisten J. v. Kranen. [Dasselbe enthält u. A. die Handschriften und Wahlsprüche der drei jüngeren Töchter des Herzogs Albrecht Friedrich in Preußen 1604.]

Neujahrs-Blatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt am Main für das Jahr 1871. Frankf. a. M. 1871. 54 Seiten. 4. Nebentitel: **O. Cornill,** Jacob Heller und Albrecht Dürer. Ein Beitrag zur Sitten- und Kunstgeschichte des alten Frankfurt a. M. um 1500. [Verf. giebt Beschreibung und Geschichte der Herstellung zweier Meisterwerke, welche der Frankfurter Patricier J. Heller im Jahre 1509 stiftete, der Dürerschen Altartafel in der Dominikaner-Kirche und der

von einem unbekannten Bildhauer gearbeiteten großen Crucifixus-Gruppe (von dieser auch die Photographie) auf dem Domkirchhofe.]

Oertliche Beschreibung der Stadt Frankfurt am Main von **J. G. Battonn.** Aus dessen Nachlasse herausgeg. von dem **Vereine für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M.** durch **L. H. Euler.** 6. Heft. Die Beschreibung des übrigen Theils der Neustadt enthaltend. Frankf. a. M. 1871. 308 Seiten. 8.

Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumkunde in Frankfurt am Main. 4. Bd. N. 2. Frankfurt a. M. 1871. 8.

S. 304—396. Miscellen. [Unter diesen hervorzuheben:]

S. 308 f. Verzeichniß der [18] Frankfurter, welche [in den Jahren 1474 bis 1525] in Erfurt studirten.

S. 309—314. F. Scharff, Die Goldgrube im Taunus [Aufgrabungsbericht.]

S. 329—332. W. Stricker, Ein Brand im mittelalterlichen Frankfurt [1447.]

S. 333—339. W. Stricker, Der große Christenbrand zu Frankfurt a. M. 1719 im Lichte der Culturgeschichte [Notizen über Luxusgesetze und deren Befolgung.]

S. 353—377. A. H. E. v. Oven, Die Kriegsleistungen der Stadt Frankfurt a. M. in den französischen Invasionskriegen von 1792—1813. [Der Theil derselben, welcher noch zu ermitteln ist, betrug über 11,700,000 Gulden, ungerechnet die Einquartierungskosten, directe Requisitionen ꝛc. Einquartiert waren allein in den Jahren 1806—1812 nach Verpflegstagen gerechnet über 3 Millionen Mann und fast 427,000 Pferde. In welcher Weise die damals 40,000 Einwohner zählende Stadt die Mittel zur Tragung solcher Lasten aufbrachte, wird im Einzelnen nachgewiesen.]

Jahrbücher und Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, herausgeg. von **G. C. F. Lisch** und **W. G. Beyer.** 36. Jahrg. Schwerin 1871. 8.

S. 107—110. W. Freih. v. Hammerstein, Wahrscheinliche Lage des von Karl d. Gr. genannten Handelsortes Schezla. [Es werden Gründe für die Annahme beigebracht, daß Schezla an dem Elbübergange bei Darchau, Provinz Hannover, zu suchen sei.]

S. 116—120. v. Quast, Nachtrag zu Strehlke über Doberan und Neu-Doberan (Pelplin).

[Der Abschnitt „Jahrbücher für Alterthumskunde“ enthält u. A. Berichte über folgende Funde]

S. 138—140. Die Krone von Sylt.

S. 144 f. Alterthümer von Caldus bei Culm.

32. Bericht der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer. Kiel 1872. 4.

S. 1—7. H. Handelmann, Vorgeschichtliche Steindenkmäler in Schleswig-Holstein. Mit 5 lithogr. Tafeln.

Druck von G. Hornberg in Berlin, Wilhelmstr. 21.

Des Freiherrn Christian Friedrich v. Stockmar Mittheilungen zur preußischen Geschichte.

Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich v. Stockmar. Zusammengestellt von Ernst Freiherr v. Stockmar. Braunschweig 1872.

Christian Friedrich Stockmar war geboren zu Coburg am 22. August 1787. Er widmete sich der Heilkunde und zog im Januar 1814 als Oberarzt der Herzoglich Sächsischen Kontingente mit den Heeren der gegen Napoleon I. verbündeten Mächte nach Frankreich. Im Jahre 1815 nahm er als Regimentsarzt wiederum an dem Feldzug Theil und bekleidete, zurückgekehrt, das Amt eines Stadt- und Landphysikus in Coburg. Während der Feldzüge hatte Stockmar die Aufmerksamkeit des Prinzen Leopold von Coburg auf sich gelenkt. Als dessen Vermählung mit der Prinzessin Charlotte von England entschieden war, bot er Stockmar die Stelle seines Leibarztes an. Von nun an blieb Stockmar der Freund des Prinzen, wurde bald sein Privatsecretär und vertrauter Rathgeber. So stand er ihm zur Seite bei dem Tode seiner Gemahlin, der Prinzessin Charlotte, bei den Verhandlungen um die Annahme des griechischen und belgischen Thrones, wie bei den Verhandlungen um die Herstellung Belgiens als selbstständigen Staates. Als die Prinzessin Victoria von England großjährig wurde, sandte König Leopold seiner Nichte, die im Alter von 18 Jahren wenige Wochen später einen der mächtigsten Throne der Welt einnahm, den innig vertrauten Freund als Rathgeber. Durch eine unvergleichliche Verbindung von Welt- und Staatsklugheit, von persönlichem Tact und beispielloser Freiheit von Befangenheit und jedem leidenschaftlich individuellen Eingreifen, bei gleichwohl antheilvoll beherrschendem Ueberblick der Verhältnisse gelang es ihm, die schwierige Stellung eines jungen weltunkundigen Mädchens als Staatsoberhaupt zwischen den stolzen und eifersüchtigen Häuptern der englischen Aristokratie und der mißtrauisch erregbaren Meinung des englischen Volkes in die rechte Bahn

thümlichen Rolle zurück, für die ihn die Natur gebildet und das Schicksal bestimmt zu haben schien.

Jetzt, beinahe 10 Jahre nach Stockmars Tode, hat in dem oben angeführten Werke der Sohn die Denkwürdigkeiten herausgegeben. Es sind keine fortlaufenden Memoiren, keine ausgeführte Selbstbiographie. Es sind Aufzeichnungen über die Mehrzahl der wichtigen politischen Begebenheiten, denen Stockmar als Zeuge und Theilnehmer beiwohnte, oder von denen er genaue Kunde erlangte. So ist denn der Stoff des Buches nach den einzelnen Begebenheiten geordnet. Jeder solchen schickt der Herausgeber eine klare Zusammenfassung ihrer bedingenden Umstände und ihres Verlaufes voraus. Alsdann werden die schriftlichen Aeußerungen Stockmars aus dessen Nachlaß und mündliche aus der Erinnerung des Herausgebers angeschlossen.

Der Zweck unserer Zeitschrift erlaubt nicht, auf die Gesammtheit der überall merkwürdigen und zuweilen die überraschendsten Aufschlüsse gebenden Mittheilungen einzugehen. Wir haben hier nur hervorzuheben, was die preußische und die preußisch-deutsche Geschichte angeht.

Die auf Preußen bezüglichen Mittheilungen beginnen mit dem Jahr 1841. Nach der am 9. November des erwähnten Jahres erfolgten Geburt des Prinzen von Wales lenkte Stockmar für die Pathenwahl den Entschluß des englischen Königspaares auf den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Die Taufe wurde auf den 25. Januar 1842 festgesetzt und man weiß, daß Friedrich Wilhelm IV. der Einladung folgte, daß der preußische Besuch am englischen Königshof durch die Königin Victoria und den Prinz Gemahl in den folgenden Jahren erwidert wurde. Der Bann war gebrochen, welcher dem Hofe zu Berlin einen persönlichen Verkehr nur mit der russischen und selten mit der österreichischen Kaiserfamilie unter den Regentenhäusern der Großmächte gestattet hatte. Die absolutistischen Höfe der Großstaaten allein waren gewohnt, nach dem Sturz des ersten Napoleon persönlich zusammen zu halten und in persönlich vertraulichem Verkehr zu stehen. Hatte nun auch der Königsbesuch in London keineswegs eine Annäherung der preußischen an die englische Politik oder umgekehrt zur Folge, so standen sich doch die Regentenhäuser der constitutionellen und der absoluten Staaten nicht mehr unnahbar gegenüber, wie Gentz nach der Julirevolution gemeint hatte, die beiden politischen Systeme würden sich gegenüberstehen, wenn auch friedlich, doch als gesonderte Welten, wie in früheren Jahrhunderten das katholische und protestantische System. Drei Jahre nach dem König von Preußen erschien der Kaiser Nicolaus in London, und zwischen dem preußischen und englischen Königshof ist aus dem Keime der ersten Begegnung von 1841

ein nahverwandtschaftliches Verhältniß erwachsen. Man fühlt sich seltsam angeweht, wenn man in Stockmars Denkwürdigkeiten die Bedenken findet, welche sein Vorschlag, dem König von Preußen die Pathenstelle anzutragen, überwinden mußte. Der König selbst glaubte den Rath Metternichs einholen zu müssen, welcher eine ausweichende Antwort gab. Aber er ließ durch seinen Gesandten in Berlin gegen die Annahme der Einladung manövriren. Dasselbe geschah von Seiten des russischen und sogar des französischen Gesandten. Der Letztere verlangte, der König solle, wenn er England besuche, wenigstens durch Frankreich gehen und eine Begegnung mit Louis Philipp und dessen Familie haben. Man sieht, daß Louis Philipp fürchtete, als die einzige ausgeschlossene Familie aus dem Verkehr der großen Regentenhäuser mit seinem Haus zu erscheinen. Sein Wunsch wurde indeß nicht erfüllt. Merkwürdig aber, daß auch in der coburgischen Familie Bedenken laut wurden, als ob ein freundschaftliches Verhältniß Preußens mit dem englischen Hof die dynastischen Interessen des sächsischen Hauses gefährden könne. Man fühlt sich um drei Menschenalter zurückversetzt, wenn man das Alles liest, während der Vorgang doch nur drei Jahrzehnde zurückliegt. Der weitblickende vorurtheilsfreie Urheber sah die Zweckmäßigkeit seines Vorschlages durch die guten Keime bestätigt, die aus ihm aufgingen. Er hat damit dem wahren Interesse des deutschen wie des englischen Staates gedient. Ein komisches Beispiel, was bei neuen Dingen der beschränkte Blick alltäglicher Menschen, die sich nur im Gewohnten einigermaßen zurechtfinden, für Gespenster erzeugt, liefern Varnhagens Aeußerungen über den preußischen Königsbesuch in England im ersten Band seiner Tagebücher.

Die zweite Mittheilung dieser Art, wenn wir uns an die Chronologie halten, bezieht sich auf die im Frühjahr 1847 zwischen Rußland und Oesterreich, d. h. also zwischen Kaiser Nicolaus und Fürst Metternich gegen Preußen abgeschlossene Convention. Gerüchtweise hatte längst verlautet daß, als Friedrich Wilhelm IV. durch alle Abmahnungen Metternichs und des russischen Kaisers, denen sich selbst Lord Aberdeen seiner Zeit angeschlossen haben soll, sich nicht zurückhalten ließ, endlich das Patent von 3. Februar 1847 zu erlassen, zwischen den beiden nunmehr alleinigen Trägern des osteuropäischen Absolutismus Verabredungen getroffen worden seien um der Rolle Schranken zu setzen, welche für Preußen aus der Annahme des constitutionellen Systems in Verbindung mit seiner in Deutschland bereits durch den Zollverein errungenen Stellung etwa erwachsen könnte. Der einzige Forscher, der über diese Gerüchte, soviel ich weiß, Urkundliches beizubringen gesucht hat, ist Adolph Schmidt in seinem Buch „Zeitgenössische Geschichten“. Auf Grund schweizerischer Gesandtschafts-

berichte erzählt er, es sei im Jahre 1845 der Plan einer Vermählung des Erzherzogs Stephan mit der Großfürstin Olga in Aussicht genommen worden, lediglich zu dem Zweck, die Höfe von Wien und Petersburg durch eine Familienverbindung mindestens in dem Grade einander vertraut und geneigt zu machen, als das Familienband zwischen dem preußischen und russischen Hof eine ähnliche Wirkung bewährt hatte. Es soll übrigens nicht Metternich gewesen sein, der diesen Plan aufgebracht, er soll sich sogar zuerst dagegen gesträubt haben. Jedenfalls aber wäre nach Schmidts Mittheilungen der Ursprung des Planes auf österreichischer Seite zu suchen. Langjährige und aufmerksame Zeitungsleser erinnern sich vielleicht, daß damals die freilich unverbürgte Mittheilung von diesem Vermählungsplan auch durch die Zeitungen ging. Als Grund des Scheiterns wurde die Unmöglichkeit für eine Großfürstin angegeben, zur römisch-katholischen Kirche überzutreten, und die zweite Unmöglichkeit, daß in die Familie Seiner apostolischen Majestät ein Mitglied nicht-römischen Glaubens aufgenommen werde. Schmidt berichtet weiter, Metternich habe im Begriff gestanden, in Folge des preußischen Februarpatents seinerseits in eine liberale Bahn einzulenken, deren Hindernisse er nicht überwinden konnte, ehe ihn die Ereignisse von 1848 ereilten. Von einer russisch-österreichischen Convention zur Einschränkung der für Preußen aus der eingeschlagenen Bahn etwa erwachsenden Vortheile oder auch einer in Folgen des Betretens jener etwa zu befürchtenden Gährung weiß Schmidt Nichts. Stockmars Mittheilung stützt sich auf Aeußerungen des Herrn v. Hummelauer, der in den vierziger Jahren Rath im auswärtigen Ministerium zu Wien und mit Stockmar genau bekannt war, welcher seinerseits, wie der Herausgeber bemerkt, den erfahrenen und unterrichteten Mann sehr schätzte. Wir finden in den Denkwürdigkeiten einen Brief Stockmars vom 19. Februar 1849 mitgetheilt, worin folgende Aeußerungen vorkommen: „Gestern Abend hörten wir daß Graf Colloredo von Olmütz mit dem Auftrag hierher komme, den Wunsch auszusprechen, Palmerston möge auf die Ausführung der englisch-französischen Mediation (in Italien) verzichten. Ist dem so, so ist dies wohl ein deutliches Zeichen, daß sich die österreichische Politik durchaus auf die im Frühjahr 1847 mit Rußland geschlossene Convention stützt. Es ist kein Zweifel, daß diese Convention abgeschlossen wurde, als alle von Petersburg und Wien in Berlin angewandten Mittel den König von Preußen nicht abhielten, den ersten vereinigten Landtag zu berufen. Die vorausgegangenen Ereignisse in Galizien, die gemeinsame Vernichtung der Republik Krakau hatte bereits zu jener Zeit Oesterreich so abhängig von Rußland gemacht, daß Hummelauer mir 1846 sagte: „Gott sei Dank, daß Rußland uns jetzt mehr als früher influencirt, denn

ohne Rußland gäbe es jetzt schon keinen österreichischen Staat mehr." Leider habe ich bis jetzt nicht erfahren können, was jene Convention enthält. Hier (in London) weiß man es auch nicht. Daß sie jedoch wirklich existirt, weiß ich aus guter Quelle. Unter solchen Umständen ist zu erwarten, daß Oesterreichs Politik in Italien und Deutschland eine russische Färbung tragen werde."

Die Vermuthung liegt nahe, daß Metternich im Frühjahr 1847 von Rußland eine Art Garantie der Stellung Oesterreichs in Italien und Deutschland erbeten und erlangt hat. Daneben könnte immer noch Metternichs Absicht bestanden haben, bis zu einem gewissen Grade in liberalen Gewährungen mit Preußen Schritt zu halten. Auf dem Boden des Februarpatents mußte dies selbst für das damalige Oesterreich möglich erscheinen, und auf diesem Boden haben sich nach Schmidt die verspäteten Reformpläne Metternichs bewegt. Das Benehmen des Kaisers Nicolaus zur Zeit der Warschauer Conferenzen im Jahre 1850 kann nur dazu dienen, die Stockmar-Hummelauersche Mittheilung von der 1847 gegen Preußen geschlossenen Convention wahrscheinlicher zu machen. Für die deutsche Betrachtung aber liegt in dieser Thatsache ein Beweis, daß Kaiser Nicolaus seine intimen verwandschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zum preußischen Hof, wie auch bei anderen Gelegenheiten, dem tendenziös absolutistischen Interesse seiner Politik nachsetzte. Er vergaß die orientalische Rivalität von Seiten Oesterreichs, die zwar seit Jahren eingeschlafen, aber doch in der dauernden Natur der Verhältnisse begründet war, er setzte das Machtinteresse seines Reiches aus den Augen, um nicht das Schreckliche eines auf gemäßigt liberalen Grundlagen durch Preußen constituirten Deutschlands zu erleben. Es bedurfte der Haltung Oesterreichs im orientalischen Krieg von 1854, um dem Kaiser die Augen zu öffnen über die unveränderliche Natur der Machttendenzen, die bestimmten politischen Körpern einwohnen. Man sieht ferner, daß ohne die französische Februarrevolution Preußen bei consequentem Einschlagen einer liberalen Bahn, wie gemäßigt immer die Zugeständnisse hätten bleiben mögen, eine schwierige und selbst gefährliche Situation der europäischen Politik nicht hätte vermeiden können. Wer will sagen, auf welche Seite das Louis Philippistische Frankreich getreten wäre? —

In den Denkwürdigkeiten finden sich mehrfache Aeußerungen Stockmars, dem zufolge er der Haltung Preußens bei und nach dem polnischen Aufstand von 1846, namentlich bei der Einverleibung Krakaus, neben vielen anderen vorbereitenden und mitwirkenden Ursachen einen entscheidenden Antheil beimißt an der Art, wie es den Folgen der französischen Februarrevolution unterlag. Es ist höchlich zu bedauern, daß die Begrün-

dung dieser Aeußerungen, die er in einem an den König von Preußen gelangten Gutachten niedergelegt hat, in Stockmars Papieren nicht mehr vorgefunden worden. Aus den vorhandenen Aeußerungen geht hervor, daß Stockmar positive Vorschläge gemacht hat, wie Preußen 1846 handeln sollte. So wie die Situation damals war, so wie die Bande einer langjährigen Abhängigkeit von Oesterreich und Rußland einmal gezogen waren, können dies nur Vorschläge einer sehr kühnen, selbstständigen und dabei umsichtig berechneten Politik gewesen sein. Stockmar verlangte, Preußen solle dem System des continentalen Absolutismus vor dem als unfehlbar vorausgesehenen Zusammenbruch desselben sich zuerst auf dem Gebiet der äußeren Politik entziehen. Gewiß das Zeichen eines echten Staatsmannes.

Als die Bewegung des Frühjahrs 1848 die Constituirung eines deutschen Gesammtstaates auf die europäische Tagesordnung gesetzt hatte widmete Stockmar dieser Aufgabe den lebhaftesten Antheil und zwar keineswegs nur als mitfühlender Betrachter, sondern als bedeutungsvoller Rathgeber der betheiligten Kreise.

Wenn einst eine kritisch-wissenschaftliche Geschichte der Bestrebungen wird geschrieben werden, welche zur Wiederherstellung des deutschen Staates geführt haben, so wird die Frage eine ernsthafte Untersuchung verdienen, wann und wo die Gedanken zuerst entsprungen sind, auf deren Erfassen die Möglichkeit dieser Wiederherstellung beruhte. Der Gedanke, daß Preußen das zerrissene deutsche Gemeinwesen allein zu einem ernsthaften Staat wieder zusammenfassen könne, mußte sich dem eindringenden wie dem oberflächlichen Urtheil zu verschiedenen Zeiten gleichsam durch den Augenschein aufdrängen und hat dies nachweislich gethan. Unter den Gedanken, welche die Wiederherstellung Deutschlands bedingten, war jedoch der negativ kritische diesmal ausnahmsweise der schwerer zu erfassende. Das preußische Kaiserthum taucht schon bei frühen Gelegenheiten mehrfach auf. Aber noch Stein und Wilhelm v. Humboldt hätten den für einen Phantasten erklärt, der ein Deutschland ohne Oesterreich für eine ernsthafte Möglichkeit gehalten hätte. So lange aber Oesterreich als untrennbar von Deutschland galt, konnte auch das preußische Kaiserthum und damit überhaupt die Wiedererhebung des deutschen Volks zu den Institutionen und zu dem Range einer politischen Nation nicht als eine ernsthafte Möglichkeit erscheinen. Diesen skeptischen Standpunkt behauptet Wilhelm v. Humboldt und macht aus der Noth eine Tugend, indem er es für ein Uebel hält, wenn die Deutschen eine Nation im politischen

Sinne würden. Hegel hatte über die Verfassungslosigkeit Deutschlands den Ausspruch gethan, daß der Zustand der Barbarei darin bestehe, wenn eine Menge ein Volk sei, ohne ein Staat zu sein. Stein hatte merkwürdigerweise von einem österreichischen Kaiserthum die Herstellung des deutschen Staates in Aussicht genommen, nachdem Oesterreich seine Unfähigkeit zur Lösung dieser Aufgabe vom 13. bis zum 19. Jahrhundert bewährt hatte. Steins allererster Gedanke für die Reconstruction Deutschlands war freilich die Theilung desselben zwischen Preußen und Oesterreich auf Grundlage der Mainlinie gewesen. Dieser Gedanke, den, mit der Modification, daß südlich vom Main Frankreich herrsche, Napoleon I. einst erfand und hinwarf, um Preußen hinzuhalten, bis ihm der Angriff auf dasselbe gelegen war, hat grade bei Stein etwas höchst Befremdendes. Man kann sich den Eingang der Mainlinie in Steins Kopf nur daraus erklären, daß er ein preußisches Deutschland als selbstständig isolirten Staatskörper sich weder denken konnte noch wollte. Die Theilung auf Grundlage der Mainlinie war ihm also nur eine zweckmäßige Form des Dualismus, eine Form, zwei Staaten, ohne grade ihre Grenzen zu vermischen, dadurch aneinander zu ketten, daß die gezogene Grenze keine Trennung bildete, weder in Bezug auf Industrie und Handel, noch in Bezug auf die allgemeine Cultur, noch in Bezug auf die Nationalität, noch endlich in Bezug auf die Bodengestaltung. Eben weil die Mainlinie, wie dies Fürst Bismarck später ausgedrückt hat, höchstens das Gitter in einem Bach sein kann, mochte sie Stein für dienlich halten, die Einflußgebiete von Preußen und Oesterreich äußerlich abzugrenzen und dadurch schädliche Rivalitäten abzuschneiden, während der durch das Gitter hindurchgehende Strom der gemeinsamen Interessen die beiden Centren verhindert haben würde, ihre Action jemals zu trennen. Jedes der Centren würde indeß von dem naturgemäßen Streben beherrscht worden sein, sich das andere Centrum entweder zu unterwerfen oder von ihm zu emancipiren, d. h. den Dualismus aufzuheben durch einen übergreifenden Monarchismus, oder durch eine wahre Separation. In beiden Fällen mußte die Mainlinie überschritten werden, von Süden nach Norden oder umgekehrt. Der Dualismus, wo er auch versucht werden möge, bleibt eine künstliche Form, der das Bestreben innewohnt, zur Einheit zurückzuführen, oder zur völligen Trennung weiter zu führen. Stein mußte den Gedanken der Mainlinie bald aufgeben, da er sah, daß Oesterreich und England-Hannover um keinen Preis zu einer solchen Construction zu bewegen waren. Alsdann ergriff er die Idee des österreichischen Kaiserthumes, der sich indeß Hardenberg und Humboldt aus allen Kräften widersetzten und auch Stein auf eine Zeit lang davon zurückbrachten.

Im März 1814 entwarf Stein zu Chaumont den Plan einer Directorialverfassung. Auf dem Wiener Congreß jedoch kehrte Stein zu der Idee des österreichischen Kaiserthums zurück, nachdem die möglichen Modalitäten der Directorialverfassung verworfen waren. Metternich war diesmal, oder stellte sich bereit das Kaiserthum für Oesterreich anzunehmen, aber es waren Hardenberg nnd Humboldt, die sich das Verdienst erwarben, diesen Plan zu vereiteln, der übrigens von keiner Seite mit Energie und Zutrauen erfaßt worden.

Der Gedanke, daß Oesterreichs Ausschluß die Bedingung des deutschen Staates sei, der übrigens von der Nordsee bis zu den Alpen reichen muß, ist mit besonderer Helligkeit und Stärke dem General Friedrich v. Gagern aufgegangen, wie dessen Nachlaß beweist. Durch Friedrich v. Gagern, der im April 1848 durch Meuchelmord fiel, ist dieser Gedanke auf Heinrich v. Gagern und dessen Freunde übergegangen, die in der Paulskirche den Gedanken durchzukämpfen versuchten und in der Reichsverfassung der deutschen Nationalversammlung ihn zwar nicht zum deutlichen Ausdruck brachten, aber doch zur Voraussetzung dieser Verfassung machten. Derselbe Gedanke ist in Stockmars Haupt völlig unabhängig von jedem anderen Einfluß, wie die Umstände zu beweisen scheinen, mit völliger Klarheit aufgegangen und von ihm bereits im März 1848 brieflich ausgesprochen und im Mai nicht für den Gagernschen Kreis, sondern für die Oeffentlichkeit, soviel wir wissen zum ersten Male in jener Zeit, geltend gemacht worden. Der Herausgeber der Denkwürdigkeiten berichtet, Stockmars Ansicht über die deutschen Dinge, dahin gehend, daß der Dualismus von Preußen und Oesterreich in der Leitung dieser Dinge vor Allem aufzuheben sei, hätte schon seit den Jahren 1814 und 1815 in den Hauptpunkten festgestanden. Es sei ihm schon seit diesen Jahren klar gewesen, daß Oesterreich Deutschland nie regiert, sondern nur für seine undeutschen Zwecke ausgebeutet habe und daß dies nie anders sein werde, noch sein könne, weil Oesterreichs Schwerpunkt zu sehr außer Deutschland liege, so daß unter Oesterreichs Obherrschaft das eigenthümliche Leben Deutschlands nie zu seinem Recht kommen könne.

Am 18. März 1848 schreibt Stockmar von Coburg, als die Nachrichten der Wiener und Berliner Revolution dahin noch nicht gedrungen waren, Folgendes: „Heute noch würde ich eine Constituirung sämmtlicher constitutionellen Staaten Deutschlands in einen Bundesstaat unter dem Vorsitz des Königs von Preußen als Kaiser für möglich halten. In diesem Bundesstaat kann vor der Hand Oesterreich gar keine Stelle finden, später vielleicht können die deutschen Provinzen Oesterreichs in diesen Bundesstaat eintreten, nicht aber unter einem Kaiser von Oesterreich wie

jetzt, sondern unter einem Erzherzog von Oesterreich, der allerdings zugleich Monarch des heutigen österreichischen Gesammtstaats sein und bleiben mag."

Am 27. Mai 1848 veröffentlichte Stockmar in Form einer Correspondenz aus Frankfurt vom 24. Mai in der Heidelberger deutschen Zeitung einen vollständigen Plan zur Reconstruction Deutschlands, den er nach der Bemerkung des Herausgebers seiner Denkwürdigkeiten bereits im April formulirt hatte. In diesem Plan ist in Bezug auf Oesterreich entwickelt, es sei Oesterreich die Alternative zu stellen, entweder mit seinen bisher zum deutschen Bunde gehörigen Landen unter einem Erzherzog oder mehreren als Könige von Böhmen u. s. w. dem Reiche als mittelbares Reichsland beizutreten — d. h. so, daß der oder die Fürsten der österreichischen Reichslande sich dem König von Preußen als deutschem Kaiser unterordnen — oder aber: außer dem Verbande zu bleiben. Stockmar erklärt in dem jetzt besprochenen Aufsatz die letztere Eventualität zwar für beklagenswerth und nimmt an, die Macht der Verhältnisse werde die deutschen Provinzen Oesterreichs früher oder später doch zu Deutschland zurückführen. Dabei ist jedoch zu bedenken, daß der Gedanke einer ewigen staatlichen Trennung der deutschen Theile der österreichischen Monarchie von dem übrigen Deutschland damals der öffentlichen Meinung unerträglich geschienen hätte. Es war schon ein großes Verdienst, rücksichtslos darauf zu bringen, daß Deutschland unter Preußen sich zunächst ohne Oesterreich constituire, daß der Bauriß des deutschen Staates, wie Stockmar sich ein ander Mal ausdrückt, maßgebend gemacht werde für den österreichischen Bauriß und nicht umgekehrt. Den Deutsch-Oesterreichern soll ihr Platz offen bleiben, aber sie sollen gezwungen werden, Oesterreich entweder pluralistisch zu constituiren und Deutsch-Oesterreich dadurch unterwerfungsfähig unter eine deutsche Monarchie zu machen, deren Thron nicht der Kaiser von Oesterreich einnimmt, oder aber Oesterreich centralistisch zu constituiren und auf die Theilnahme am deutschen Staatswesen zu verzichten. „Wehe uns, fügt er hinzu, wenn wir durch eine falsche Ansicht verführt, das unklare und undeutsch fermentirende österreichische Element jetzt in uns aufnehmen wollten." So schrieb er am 8. Mai 1848 an Bunsen und am 17. Mai übersandte er seinen Plan dem König von Preußen mit einem Schreiben, in dem folgende Worte vorkommen: „Eure Majestät sind sofort der einzige Hort des Vaterlandes geworden und dessen Rettung hängt vorzugsweise von der Einsicht, der Kraft, dem Muthe und der Hingebung des preußischen Volkes ab. Auf solche Ueberzeugung wage ich es, das anliegende Blatt Eurer Majestät zu Füßen zu legen, mit der unterthänigsten Bitte, dessen Inhalt Höchstselbst zu prüfen und weiter prüfen lassen zu wollen. Auf Allerhöchste Erlaubniß hierzu bin

ich vorbereitet, auf jede mir darüber gestellt werdende Frage Antwort zu geben, auch hoffe ich auf voraussichtliche Einwürfe überlegte Gründe anführen zu können." —

Stockmar war nicht nur der Erste, der mit erleuchtetem Muth an den entscheidensten Stellen, am preußischen Thron und bei dem Frankfurter Parlament, auf den formell als vorläufig gefaßten, aber durch die alleinige Rücksichtnahme auf Deutschlands Lebensinteresse auch als definitiv anzunehmenden Ausschluß Oesterreichs drang — mit einem Muth und einer Erleuchtung, die wir noch weit mehr bewundern müssen, ward er auch der erste staatsmännische Unitarier. An Stoßseufzern nach einer staatlich durchgeführten Einheit Deutschlands hat es früher und später nicht gefehlt. Bei Stockmar bedeutete das Bekenntniß zu dem Gedanken zugleich das Zeigen des Weges. Und er hat den Weg als ein echter Staatsmann gezeigt, mit genialem Blick fand er ein einfaches, sogleich praktisch ausführbares Mittel, das jede Gewaltsamkeit vermeidet und doch das Ziel in sichere Aussicht stellt. Er theilte das Reichsgebiet in mittelbares und unmittelbares Reichsland, das unmittelbare Reichsland sollte vorbehaltlich seiner Vermehrung zunächst durch die früheren Stammlande des Kaisers, d. h. durch den preußischen Staat gebildet werden. Im ganzen Reiche übt der Kaiser durch Reichsministerium und Reichsparlament die der Centralgewalt zugewiesenen Befugnisse. Was die nach Abzug dieser Befugnisse übrig bleibenden Funktionen der Staatsgewalt anlangt, so werden dieselben im unmittelbaren Reichsland vom Kaiser durch Reichsministerium und Reichsparlament, im mittelbaren Reichsland von den betreffenden Regierungen und Repräsentativkörpern ausgeübt.

Es ist das Wesen eines genialen Gedankens, daß er wahr bleibt so lange die Verhältnisse dauern, auf die er gerichtet worden. Im deutschen Reich ist ein unmittelbares Reichsland bereits errichtet, und der größte Fortschritt, den die deutsche Reichsentwickelung nach Innen machen kann, wird darin bestehen, daß der preußische Staat zum unmittelbaren Reichsland erklärt wird. Darin liegt so wenig eine Gefahr für den preußischen Staatsorganismus, daß die bildungsfähigen unter den nichtpreußischen Mitgliedern des Reichstages, wenn derselbe als preußisches Parlament fungirt, nur um so preußischer, nur um so unitarischer, nur um so centralistischer werden gesinnt werden. Der König von Preußen aber wird dem Reichstag gegenüber, wenn derselbe den preußischen Staatsorganismus in dem einen oder dem andern Falle nicht zu behandeln verstehen sollte, stärker sein als gegenüber seinem jetzigen Herrenhaus und Abgeordnetenhaus, welche an egoistischen und radikalen Elementen die durch keine Beschäftigung mit dem preußischen Staat zu bilden sind, mehr

enthalten, als jemals der Reichstag enthalten wird, auch unter den Mitgliedern aus den nichtpreußischen Theilen des Reiches.

Wenn der Herausgeber gegen die Correctheit der Terminologie, mittelbares und unmittelbares Reichsland insofern Bedenken äußert, als das alte Reich unmittelbares Reichsland in Stockmars Sinne nicht gekannt hat, so wäre es leicht, die Ausdrücke „Kaiserliches und Fürstliches Reichsland" an die Stelle zu setzen. Auf dem Boden der jetzigen Reichsverfassung aber wäre der functionelle Unterschied so zu bezeichnen: die Gesetzgebungsfactoren für das Reich sind: Bundesrath und Reichstag; für die nicht gemeinsamen Angelegenheiten im Kaiserlichen Reichsland: Kaiser und Reichstag; im fürstlichen, bezüglich freistädtischen Reichsland: der betreffende Fürst, bezüglich Senat, und die particulare Repräsentation.

Wenn in den hinterlassenen Schriften von G. G. Gervinus der Verfasser an mehreren Stellen, die im Jahre 1870 niedergeschrieben worden, behauptet, im Jahre 1848 sei das Häuflein der Unitaristen mit keinem bewaffneten Auge zu entdecken gewesen, selbst ein unitarisch Gesinnter hätte für den Einheitsstaat zu reden nicht gewagt, so hat er mit der durchgehenden Vergeßlichkeit, die diese Schriften zu einem Krankheitsproduct stempelt, vergessen, was er in seiner eigenen Zeitung veröffentlicht und mit seinen eigenen Ausführungen begleitet hat. In der Beilage zu No. 148 der von Gervinus herausgegebenen deutschen Zeitung, wo Stockmars Plan der deutschen Verfassung veröffentlicht ist, beginnt der Einsender mit folgenden Worten: „Die Zeit drängt zur Begründung einer Einheit Deutschlands. Die natürlichste Form dieser Einheit wäre der einfache Staat in einer ganz Deutschland umfassenden constitutionellen Monarchie. Der Schöpfung eines solchen einheitlichen Staates treten jedoch Hindernisse in den Weg. Um nach dem Möglichen zu greifen, soll hier ein Weg gezeigt werden, welcher sofort zu einem nicht geringen Grade einheitlichen Staatslebens führt, dabei eine naturgemäße Entwickelung zum völlig einheitlichen Staate offen hält und dieselbe dem Willen der Zukunft überläßt."

Stockmar sagt, daß die von ihm vorgeschlagene Einrichtung den auf eine angebliche Stammesverschiedenheit sich stützenden Forderungen eines individuellen Lebens einzelner Staaten soweit als möglich, d. h. bis zu dem Punkte Rechnung trage, über welchen hinaus man nicht nachgeben kann, wenn man nicht die Einheit aufgeben will. In dem bereits erwähnten Brief vom 8. Mai an Bunsen sagt er: „Organische Grundbestimmungen müßten dafür sorgen, daß unter gewissen Voraussetzungen aus den mittelbaren Reichslanden unmittelbare werden. Der Dänenkönig hat seine

deutschen Lande verwirkt, daher werden sie gleich den unmittelbaren Reichslanden einverleibt."

In einem untergeordneten Punkte, eigentlich nur in einer beiläufigen Bemerkung, ist Stockmars Verfassungsgedanke durch die nachherige Entwickelung widerlegt worden. Er wollte den Sitz der Reichsregierung nach Frankfurt verlegen und hoffte das specifische, d. h. das auch nicht durch die von ihm auszuübende Herrschaft bildungsfähige Preußenthum würde von Frankfurt aus am besten zu brechen sein. Das war allerdings ein Irrthum, der aber vielleicht nur durch unbewußte Accommodation an den damals übermächtigen, durch schreiende Thatsachen auf eine Zeit lang befestigten Vorstellungskreis entstanden ist. In Berlin gab es damals nur grassen Radikalismus oder bornirten Partikularismus, nirgend politische Haltung und Einsicht.

Wenn man aus den Denkwürdigkeiten ersieht, welchen allseitigen Wiederspruch auch bei den nächsten Gesinnungsverwandten der Gedanke Stockmars fand, welche Verworrenheit, welches unpraktische Theoretisiren, welche mühselig spielerischen Einfälle ihm überall entgegentraten, so wird man recht inne, daß er zu jenen überlegenen Menschen gehörte, bei deren Antreffen man aufathmet und froh ist, wenn man in jeder Epoche, in jedem Kreis von Begebenheiten einem einzigen begegnet, um zu glauben, daß die Wahrheit wenigstens in einem einzigen Sterne fortleuchtet, dessen Licht auf das Gesetz der Dinge fällt.

Zeigt uns dieses Licht denn heute den Einheitsstaat als das Ziel, auf das mit Entschlossenheit hinzuarbeiten unsere Pflicht ist? Wir haben die Autorität eines der edelsten und erleuchtetsten deutschen Männer dafür. Es wird gut sein, grade im Lichte dieser Autorität die Frage einmal offen zu besprechen.

Die territoriale Zerrissenheit des deutschen Volkes und Landes, wie sie innerhalb des neuen Reiches, wenn auch in ihren schädlichen Folgen beschränkt, noch fortdauert, ist nichts weniger als eine organische Gliederung. Sie ist das Werk des Zufalls, der unter dem Verfall der nationalen Einheit sein Spiel trieb, angestoßen von innerem Egoismus und fremder Uebermacht auf deutschem Boden. Das freilich ist kein Zufall, daß die Eintheilung Deutschlands zum Spiel des Zufalls wurde; aber darum hat der Zufall doch nur das Zufällige geschaffen. Zufallsstaaten muß man die deutschen Territorialbildungen sämmtlich mit Ausnahme der preußischen nennen, in Betracht ihrer heterogenen Zusammensetzung nach Landschaften und Bevölkerungselementen, welche beide wohl innerhalb des deutschen Staates, aber nicht in diesen territorialen Fetzen des deutschen Bodens eine Grundlage des organischen Zusammenschlusses und

organischer Selbstständigkeit unter dem nationalen Ganzen finden können. Und dennoch dürfen wir nichts thun, die lebendigen Reste unserer nationalen Zerrissenheit mit den willkürlichen Schranken, die sie im Reiche noch aufrichten, zu entfernen — so lange die Träger derselben sich keines Vergehens gegen die Reichseinheit schuldig machen, soweit dieselbe nunmehr errungen ist und verfassungsmäßig besteht. Weder die einzelnen Menschen, noch die Völker sind berechtigt, jeden Mangel ihres Lebens gewaltsam abzustellen, blos weil er ihnen unbequem ist oder selbst hinderlich in der vollen Entfaltung ihres Lebens. Nur soweit das Leben selbst auf dem Spiel steht, die Ehre und jede Möglichkeit des Gedeihens, tritt der Instinct der Selbsterhaltung bei den Völkern unbedingt, bei den einzelnen Menschen auch dann noch unter gewissen Schranken in sein Recht. Die Reste nationaler Zerrissenheit haben wir anzusehen als Denkmal und Nachwirkung unserer nationalen Sünde. Wir sollen uns glücklich preisen, daß wir die Wirkung derselben soweit rückgängig gemacht und eingeschränkt haben, daß sie uns nicht mehr lebensgefährlich ist. Den übrig bleibenden Mangel sollen wir ertragen, so lange er nicht wieder eine gefährliche Gestalt annimmt. — Wenn Regierung und Volk dieses oder jenes Territorialstaates zu der Ueberzeugung gelangen, daß es besser sei, die particulare Existenz aufzugeben, so darf ihnen dies nicht erschwert werden. Aber keinerlei Druck und Zwang soll auf irgend einen Territorialstaat geübt werden, ihn zur Aufgebung der particularen Existenz zu vermögen. Nur von der Erkenntniß, daß keine Gesetzgebung frommen kann, als die durch Kaiser und Reich, sollte Preußen sich durchdrungen zeigen und das mächtige Beispiel der Beseitigung particularer Gesetzgebung auf dem Boden der größten Territorialbildung durch deren Erklärung zum Kaiserlichen Reichsland geben. Die fürstliche Territorialität ihrerseits kann trotz zufälliger Grenzen bei rechter Weisheit der Regierungen wetteifernd reichen Segen in der Verwaltung entfalten, auch wenn die fortbestehende Particulargesetzgebung vom Reich noch mehr eingeschränkt wird.

So würden wir also empfehlen, daß nach Herrn Windthorsts Ausdruck die Reichsfürsten durch Ausdehnung der Reichsgesetzgebung sich zu erblichen Oberpräsidenten machen oder machen lassen. — Wir würden das Stigma des Herrn Windhorst nicht scheuen. Aber sein Ausdruck ist ungenau. Oberpräsidenten verwalten nach der Vorschrift ihres Ministers oder ihres Fürsten. Die deutschen Reichsfürsten, soweit sie auf dem Gebiet der Verwaltung nicht selbständig bleiben, haben zu verwalten nach den Reichsgesetzen, an deren Schaffung sie Theil nehmen, und nach den Maßgaben des Bundesrathes, den sie, die Fürsten, bilden. Es war ein kühner und glücklicher Ausdruck, den der Fürst Bismarck am 19. April 1871 im Reichstag gebrauchte. Er

sagte ungefähr: „der Bundesrath hat eine große Zukunft, indem er zum ersten Male den Versuch macht, den Bundesstaat in seiner höchsten Spitze sich als republikanisches Collegium einigen zu lassen, ohne die Wohlthaten der monarchischen Gewalt dem Einzelstaat zu nehmen. Denn die Souveränetät des Reiches ruht nicht beim Kaiser, sondern bei der Gesammtheit der verbündeten Regierungen."

Nun komme man uns nicht mit der höheren Natur des Bundesstaates, wie der verworrene Bunsen schon am 17. Mai 1848 an Stockmar schrieb: „der Bundesstaat ist über dem Einheitsstaat." Für jeden ernsten klaren Kopf ist Folgendes selbstverständlich und unwidersprechlich. Der Bundesstaat ist gar nichts als ein Phantasma schwacher Geister. In der Logik und folglich in der Wirklichkeit giebt es nur zweierlei: Staatenbund oder Einheitstaat. Das deutsche Reich ist im Princip ein Einheitstaat: denn der Träger der Souveränetät kann in jedem Fall einen einheitlichen Willen bilden, weil er, obwohl collegialisch zusammengesetzt, nach dem Majoritätsprincip entscheidet. Ein Staatenbund ist da, wo Einstimmigkeit der Bundesglieder nöthig ist, wo kein einziges Glied gegen seinen Willen der Gesammtheit folgen muß. Der deutsche Reichswille aber, dargestellt in Bundesrath und Reichstag, zu denen in einigen Fällen der Kaiser als selbstständiger Factor hinzutritt, bindet die Gesammtheit und hat nach Innen keine Schranken, als die er sich selbst aufrichtet. Der Reichswille ist competent, die Reichsverfassung zu ändern und die durchgeführte Staatseinheit zu beschließen. Wenn wir dies aus den angeführten Gründen weder rathen noch wünschen, so thun wir es nicht aus der Annahme mangelnder Rechtscompetenz, sondern aus der Ueberzeugung, daß die politische Weisheit gebietet, von der unbestreitbaren Competenz jenen Gebrauch nur im Nothfall zur Abwehr von Verrath und Nationalgefahr zu machen.

Das Veto der 14 Stimmen im Bundesrath bei Verfassungsänderungen hebt unsere vorstehenden Sätze nicht auf. Die meisten Verfassungen schreiben für Aenderungen des Grundgesetzes größere Majoritäten vor, als die einfache.

Das deutsche Reich ist trotz seiner republikanisch gearteten Souveränetät nichts weniger, als eine Föderation. Wenn das deutsche Parlamentshaus der Vollendung entgegengeführt sein wird, sollte es an den eindrucksvollsten Stellen vor Allem zwei Denksprüche erhalten: den des Fürsten Bismarck „ich habe nie etwas Anderes gerathen, als uns auf die eigene Kraft zu verlassen;" und den Stockmars, den er am 30. Juni 1848 in einen Brief niederlegte: „eine Föderation bringt ein so großes Volk um alle Kraft, Größe, Selbständigkeit und Ehre." Die erscheinende Vielartigkeit der deutschen Souveränetät ist nur noch ein vom Reichswillen abhängiges Gesetz

der innern Function, keine unaufhebbare Schranke der innern Souveränetät.

Nach der Märzbewegung hatten die meisten deutschen Staaten die Posten der Bundestagsgesandten mit anderen Persönlichkeiten besetzt. Die coburgische Regierung berief Stockmar, der die Stelle bis zu der nach am 29. Juni 1848 vollzogenen Wahl des Reichsverwesers erfolgenden Selbstauflösung des Bundestags bekleidete. Er wirkte, wie wir gesehen haben, während dieser Zeit durch seine Persönlichkeit und seinen Ruf fast nach allen einflußreichen Seiten hin. Aber die Function des Bundestagsgesandten kam ihm dafür nicht zu statten, und er wirkte nichts im Bundestag, weil der Bundestag selbst nichts mehr zu wirken vermochte. Nur in der letzten Bundestagssitzung, in welcher der Beschluß gefaßt wurde, dem Reichsverweser die Befugnisse des Bundestags formell zu übergeben, nahm Stockmar, nachdem der erwähnte Beschluß einstimmig angenommen worden, zur äußersten Ueberraschung sämmtlicher Gesandten folgendermaßen das Wort: „Es sei jetzt nach Auflösung des Bundestages die Zeit gekommen, wo die Particularregierungen, insbesondere die kleinen, sich als unmöglich und überflüssig erkennen und selbst zu Gunsten eines großen Ganzen aufgeben müßten — dies sei ein letzter patriotischer Act, mit dem allein sie würdig schließen könnten.“ Der Herausgeber der Denkwürdigkeiten ist überzeugt, daß bei diesen ihm zuverlässig überlieferten Worten Stockmar Preußens und seines deutschen Berufes besonders erwähnt habe. Es gab also damals in Deutschland einen Unitarier, dessen Muth und Gewicht ein Heer aufwog. Bei dem Stand des allgemeinen Bewußtseins war allerdings nicht möglich, daß eine solche Ueberzeugung augenblicklich wirken konnte. Aber das Nothwendige muß erkannt und bekannt werden noch ehe der Tag der Ernte gekommen ist, auf daß der Samen aufgehe. Es wäre sehr unhistorisch zu behaupten, daß 1848 noch keine Unitarier vorhanden gewesen, auch wenn es nur den einen Stockmar gegeben hätte, der sein Licht wahrlich nicht unter den Scheffel gestellt hat.

Während Stockmar noch den Posten eines Bundestagsgesandten bekleidete, unternahm er im Anfang Juni 1848 eine kurze Reise nach Berlin. Ihm war von Anfang klar gewesen, worauf es methodisch ankam, wenn die Bewegung des Jahres 1848 einen für Deutschland gedeihlichen Ausgang nehmen sollte. Darauf nämlich, daß Preußen und Frankfurt sich verständigten, wovon die Folge gewesen wäre, daß Preußen Frankfurt führte. Die Voraussetzung des Einverständnisses aber war wiederum, daß Preußen einen Plan der Aufrichtung Deutschlands annahm und zu verfolgen sich vorsetzte, der die Patrioten Frankfurts zu seiner Unterstützung und Durchfechtung in der Nationalversammlung vereinigen konnte. Dies

wollte Stockmar erreichen und wandte sich in Berlin sogleich an die entscheidende Stelle. Er erbat sich eine Unterredung von dem König, der Stockmars Brief vom 17. Mai noch nicht beantwortet hatte, welche am 8. Juni stattfand. Nach derselben hatte Stockmar die Ueberzeugung, daß der König eine Aufrichtung Deutschlands in dem Sinne, der allein frommen konnte, zu erstreben niemals den Willen haben werde. Stockmar unternahm keinen Versuch mehr, auf den König zu wirken. Aus der Ferne unterstützte er die Versuche Anderer, aber ohne sich über den Erfolg Illusionen zu machen.

An demselben Tage, an welchem Stockmar den König zuerst über die deutschen Angelegenheiten sprach, stellte in der preußischen Nationalversammlung zu Berlin der Abgeordnete Berends den Antrag auf Anerkennung der Revolution und auf Danksagung für die Märzkämpfer. Am folgenden Tage schrieb der König an Stockmar und fragte ihn, ob das Ministerium (Camphausen, Schwerin, Auerswald, Heinrich v. Arnim) der Motion Berends gegenüber zurücktreten oder die Geschäfte fortführen solle, und ob im letzteren Fall gerathen sei, die Nationalversammlung aufzulösen oder zu vertagen. Der König spricht sich seinerseits dafür aus — der Brief ist in den Denkwürdigkeiten mitgetheilt — die Versammlung aufzulösen und den vereinigten Landtag wieder zu berufen.

Am 9. Juni war über die Motion Berends in der Nationalversammlung mit einer motivirten Tagesordnung hinweggegangen worden. In Folge dessen hatten die Massen den Minister Heinrich v. Arnim und mehrere Abgeordnete beim Verlassen des Sitzungssaales thätlich mißhandelt. Am 10. Juni fuhr Stockmar zum König nach Charlottenburg, bei dem nicht mehr das Verhalten gegen den beseitigten Antrag Berends, sondern gegen die Nationalversammlung überhaupt jetzt im Vordergrund der Erwägung stand. Die Unterredung des Königs mit Stockmar ist nach der eigenhändigen Aufzeichnung des letzteren in den Denkwürdigkeiten mitgetheilt. Den König beschäftigte immer noch die Frage, ob die Versammlung aufzulösen sei. Stockmar verneinte, daß ein solcher Entschluß jetzt schon geboten oder auch nur rathsam sei. Statt dessen empfahl er die militärische Besetzung Berlins. Der König schützte gegen eine solche Maßregel die Unentschlossenheit seiner damaligen Minister vor. Es ist aber aus dem von Stockmar aufgezeichneten Gespräch die hochinteressante Thatsache ganz deutlich herauszulesen, daß der König nur Eines wollte: den Bruch mit der Nationalversammlung, um mittelst einer ganz andern Repräsentation zu einer ihm zusagenden Verfassung zu gelangen. Was er um keinen Preis wollte, war, seinerseits dazu beizutragen, daß die Versammlung sich mäßige, und folglich um so eher eine Verfassung im Sinne der Zeitbewegung zu Stande bringe, die

abzulehnen der König rechtfertigende Gründe nur schwer gefunden hätte. Alle Schritte, die auf diesen Weg führen konnten, lehnte er darum ab, ohne den Grund namhaft zu machen, der ihn selbst innerlich bestimmte. So hatte auch Stockmars zweite Unterredung mit dem König keine practische Folge. Stockmar begab sich unverzüglich nach Frankfurt zurück.

Als hier die provisorische Reichsgewalt errichtet worden, wurde Stockmar im Juli das auswärtige Ministerium angeboten. Stockmar lehnte ab: wie er sich brieflich äußert, im Gefühl seiner Jahre und seiner schwachen Gesundheit. Den entscheidenden Grund aber dürfen wir in Stockmars Erkenntniß suchen, daß ein guter Ausgang nur möglich war, wenn in Berlin die rechte Einsicht und der rechte Entschluß erwachten. Für beider Erweckung konnte Stockmar als Reichsminister in Frankfurt nichts thun.

Ende Juli war im Werke, Bunsen, den persönlichen Freund des Königs Friedrich Wilhelm, zum auswärtigen Minister der provisorischen Centralgewalt und Stockmar zum Ministerpräsidenten derselben zu machen. Stockmar bezeigte jetzt weit mehr Neigung. Das ist vollkommen verständlich. Denn Bunsens Persönlichkeit bot eine Aussicht, die Grundbedingung des deutschen Verfassungswerkes, das Einverständniß zwischen Berlin und Frankfurt herbeizuführen. Der Plan scheiterte daran, weil die patriotische Partei in Frankfurt von Preußen forderte, dasselbe solle seine auswärtigen Angelegenheiten und sein Heer unter die Regierung in Frankfurt stellen. Dafür sollte es aber die Reichsministerien des Krieges, des Auswärtigen und des Präsidiums seinerseits in Frankfurt besetzen.

Der Plan war vortrefflich. Er bedeutete nichts Anderes, als die Uebertragung der Centralgewalt schon jetzt an Preußen. Denn wer war Inhaber dieser Gewalt? der den Titel führte, oder der die entscheidenden Ministerien besetzte?

In dem damaligen Berlin war nirgend der rechte Entschluß zu finden. Selbst der schwache Sanguiniker Bunsen widerstrebte mit unglaublich faden Redensarten. Der stets klar sehende Stockmar war für den Plan. Dieser Plan hätte Frankfurt und Berlin vereinigt, das radikale Berlin in moralisch wirksamer Weise gebrochen, und bald das patriotische Frankfurt, d. h. die moralische Kraft des damaligen Deutschland, nach Berlin verlegt. Wir haben ja einige zwanzig Jahr später durch den Aufwand einer beispiellosen Staats- und Kriegskunst Alles erreicht, was die besten Patrioten im Jahre 1848 für Deutschland wollten. Aber wer der Ansicht Lessings ist — und wer wäre es nicht, der über die höchsten Fragen der Menschheit zu denken im Stande ist — daß im Leben der Menschheit Nichts insuliret, dem wird sich jedesmal das Herz umwenden bei dem Gedanken an die 20 Jahre, die im Leben der deutschen Nation muthwillig verderbt worden sind.

In den schweren Momenten der Frankfurter Versammlung, die seit dem September herankamen, bewährte Stockmar ohne Ausnahme sein treffendes Urtheil. Er rieth, den schleswig-holsteinischen Handel fallen zu lassen und nur die Hauptsache im Auge zu behalten. Ende September reiste Stockmar abermals nach Berlin, mit weniger Hoffnung, aber zu demselben Zweck, der ihn schon im Juni dahin geführt hatte. Stockmar fand die Dinge unverändert, und verließ daher Berlin ohne den König gesehen zu haben. Im November ging Stockmar nach England. Von London schrieb er am 3. December einen Brief an Heinrich v. Gagern, der alle Motive zu dem Programm entwickelt, mit welchem Heinrich v. Gagern bald darauf hervortrat, und das unter dem Namen des Gagernschen Programms der Leitstern aller deutschen Politiker geblieben, die diesen Namen verdienen, bis es nach dem Abfall seines nominellen Urhebers durch Bismarck zur That geworden: in vollkommnerer Weise noch als Gagern es gefaßt.

In diesem Brief, den ebenfalls die Denkwürdigkeiten enthalten, bereitet Stockmar sich und seinen Adressaten darauf vor, daß Preußen der ihm durch die deutsche Verfassung zu übertragenden Rolle zunächst fehlen werde. Er sagt: „dann sehe ich die letzte Hülfe nur noch in dem entschlossenen Handeln des Frankfurter Parlaments. Dieses gehe dann ohne allen Zeitverlust und weitere Verhandlungen mit Preußen in eigener Machtvollkommenheit vor und decretire, unbekümmert wie es gegenwärtig in Berlin und Wien stehe, die Stellung Preußens im neuen deutschen Bunde, wie es dieselbe zum Wohl des Ganzen für zweckmäßig halten mag."

Was Stockmar forderte, ist geschehen. Ein moralisches Martyrium vieler trefflichen Patrioten ist die Folge gewesen. Aber das Martyrium hat den Erduldern den köstlichen Lohn gegeben: den Keim der Aufrichtung des Vaterlandes gezeitigt zu haben, dessen beinah verwelkende Knospe freilich von einem jener Wunderthäter, wie sie Gott zur gelegenen Stunde den Völkern sendet, befreiet und aufgeschlossen werden mußte. — Stockmars productive Thätigkeit für die Aufrichtung seines Vaterlandes äußerte sich auch in einer vollständigen Instruction, die er für den von Frankfurt nach Wien zu sendenden Bevollmächtigten entwarf, der den Stockmar-Gagernschen Plan in Wien zur Annahme bringen sollte. Auch Englands Gewinnung für den Plan beschäftigte ihn angelegentlich, und er suchte über die dortige abgeneigte Haltung der Regierung und des Publikums seine deutschen Freunde und das deutsche Publikum zu beruhigen.

Am 14. Februar 1849 beschwor Heinrich v. Gagern Stockmar, zu seiner Unterstützung nach Frankfurt zu kommen. Im December 1848 hatte Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin Bunsen berufen, welcher als der Urheber der preußischen Circularnote vom 23. Januar 1849 anzusehen ist.

Gagern hoffte, auf Grundlage dieser Note zu dem ersehnten Verständniß mit Preußen zu gelangen. Im Februar war Bunsen nach Frankfurt gegangen und hatte wiederum dazu gerathen, in diesem kritischen Zeitpunkt das Reichsministerium des Auswärtigen Stockmar anzubieten. Im zweiten Theil von Bunsens Leben wird erzählt, daß Bunsen, am 11. Februar nach Berlin zurückgekehrt, sofort mit dem König über die weitere Verfolgung der durch die Circularnote vom 23. Januar eingeschlagenen Bahn schriftlich verhandelte. Der König schrieb an Bunsen wie a. a. O. wörtlich mitgetheilt ist: „er werde nichts von dem Allen thun, der Weg, den man eingeschlagen, sei ein Unrecht gegen Oesterreich, er wolle mit dem Fortführen einer so abscheulichen Politik nichts zu thun haben, sondern überlasse sie dem Ministerium; aber komme die persönliche Frage, dann werde er als Hohenzoller antworten, um als ehrlicher Mann und Fürst zu leben und zu sterben." Nunmehr gab auch Bunsen die Hoffnung auf und verließ Berlin. In 2 bis 3 Monaten war der Bruch mit Frankfurt vollzogen. Es war nur traurig, daß anstatt der sofortigen Rückkehr zum Bundestag die gefährliche Comödie der Unionsversuche unternommen wurde. Dem König konnte es mit einem Plane nicht ernst sein, der im Grundgedanken genau derselbe war, wie der in Frankfurt verfolgte, welchen der König abscheulich genannt hatte. Aber es fand sich ein Gläubiger, der da wähnte, der König werde einen Plan ernstlich verfolgen, den er offenbar nur duldete, um die Wogen der Bewegung bis zum unschädlichen Niveau herabsinken zu lassen.

Stockmar war in das zur Vereinbarung der Unionsverfassung im Februar 1850 nach Erfurt berufene Parlament durch seine Vaterstadt Coburg gewählt worden und war dem Rufe gefolgt. Als die Stimmung des Parlaments dahin ging, die vorgelegte Verfassung en bloc anzunehmen, gab sich Radowitz zu der Erklärung her, die en bloc-Annahme der Verfassung würde das Zustandekommen des Bundesstaates ernstlich gefährden; man wünsche Modificationen angenommen, diese vermöge er jedoch nicht zu präcisiren, es bleibe der Versammlung überlassen, sie vorzuschlagen.

Man forderte also die Versammlung gradezu auf, die kostbare Zeit zu verderben und den Regierungen Vorwände zur Vereitelung auch dieses deutschen Verfassungsplanes in die Hände zu liefern. Daß Radowitz sich zum Werkzeug, wir wollen das Unglaubliche hinzusetzen, zum betrogenen Werkzeug einer solchen Politik machen konnte, stellt ihn in das Licht eines unmännlichen Phantasten. Die Erfurter Versammlung beschloß, die Verfassungsvorlage en bloc anzunehmen und gleichwohl Abänderungen in Form bloßer Rathschläge hinzuzufügen. Stockmar widerrieth das Letztere, als mit der Würde der Versammlung nicht vereinbar. Er hatte Recht, wie

immer. Indeß standen die Dinge damals so, daß der kluge Rath grade so viel vermochte, wie der thörichte. Der Ausgang ist bekannt, an dem das Parlament nichts geändert hätte, und wenn es die Summe aller Weisheit besessen.

Aus dem Anfang des Jahres 1850 erhalten wir von Stockmar zwei interessante Mittheilungen. Zuerst eine Aeußerung des Kaisers Nicolaus, daß er die deutsche Einheit für ein sinnloses Ziel halte, dessen Verfolgung ihn zwinge, eine große Militärmacht in Bereitschaft zu halten. Der Kaiser sprach sich mehrfach in diesem Sinn aus, namentlich auch gegen den französischen General Lamoricière, welcher dabei einen grenzenlosen Haß gegen Preußen an den Tag legte. Der Kaiser fürchtete, wie man sieht, das Emporkommen freier Institutionen in Deutschland, gegen welche er Preußen und Oesterreich in der alten Reactionspolitik geeinigt wünschte. Aber noch weit mehr fürchtete er eine Steigerung der nationalen Macht Deutschlands.

Die zweite Mittheilung giebt eine merkwürdige Aufklärung über die Mission, mit welcher Louis Napoleon, damals Präsident der französischen Republik, im Januar 1850 seinen Vertrauten Persigni nach Berlin sandte. Stockmar berichtet eine Aeußerung, welche die Großherzogin Stephanie von Baden zu einem seiner Freunde gethan. Darnach hat diese Fürstin die Abdication der Fürsten von Hohenzollern zu Gunsten der Krone Preußen bewirkt. Sie hat ferner ihrem Vetter, dem Prinzen Louis Napoleon, die Allianz mit Preußen angerathen und zu dem Zweck die Mission Persigni angeregt. Die Mission mußte freilich unter allen Umständen scheitern, auch wenn die Bedingung ihres Erfolges auf französischer Seite nicht in deutschen Abtretungen an Frankreich gelegen hätte. Sie mußte an der Persönlichkeit Friedrich Wilhelm IV. scheitern, der mit keiner Macht der Erde, am wenigsten aber mit Frankreich, sich verbündet hätte, um gegen den Willen Oesterreichs und Rußlands etwas in Deutschland zu erreichen.

Im Februar 1851 schwebte die Frage über den Gesammteintritt Oesterreichs in den deutschen Bund. Fürst Schwarzenberg hatte seit dem Frühling des Jahres 1850 darüber mit dem Kaiser Nicolaus verhandelt, der Anfangs von dem Plan nichts hören wollte und deshalb bei den ersten Conferenzen in Warschau im Mai 1850 den Fürsten sehr kühl empfing. Der Fürst wußte indeß den Kaiser zu gewinnen, namentlich durch die Zusicherung, Rußland in der Rolle des Protektors deutscher Kleinfürsten nicht zu stören, und am 24. Juni 1850 versprach Rußland durch eine merkwürdige Depesche, wie sie Stockmar nennt, sich dem österreichischen Project nicht zu widersetzen. Desto ernstlicher widersprachen Frankreich und England. Nachdem Rußland diese auf gemeinschaftlichen Widerspruch dringen-

den Mächte eine Zeit lang durch das Vorgeben zu täuschen gesucht, die Frage sei noch unentschieden und Rußland selbst habe sich über seine Haltung zu derselben noch nicht gebunden, erklärte es im December den Westmächten: Rußland habe Oesterreich seine Zustimmung gegeben, die Angelegenheit sei eine innere deutsche, welche die deutschen Staaten untereinander ordnen könnten. Unter dem 12. Januar 1851 richtete Fürst Schwarzenberg eine Depesche an den österreichischen Gesandten in Paris, Herrn v. Hübner, worin er die französische Regierung zu beruhigen sucht. Außerdem beruft er sich auf den Artikel 6 der Wiener Schlußacte, welcher bestimmt, die Aufnahme neuer Mitglieder in den Bund könne durch den einhelligen Beschluß der Bundesglieder stattfinden. Frankreich wies diese Ausführungen unter dem 31. Januar energisch zurück. Dies und die weitere Haltung der Westmächte, bei welcher Frankreich soweit ging, im April 1851 zu Petersburg den Frieden für gefährdet zu erklären, bewog endlich den russischen Kaiser zu dem Rath an Schwarzenberg, auf seinen Plan für jetzt nicht zu bestehen. Die Zeitungsleser der damaligen Jahre erinnern sich der officiösen Erklärungen: der wiederhergestellte Bundestag habe, das Recht Deutschland wahrend, nach dem am 15. Mai 1851 erfolgten Schluß der dresdener Conferenzen den Einspruch des Auslandes gegen den österreichischen Gesammteintritt zurückgewiesen, weil der Einspruch eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Deutschlands enthalten habe. Der Gesammteintritt sei lediglich durch den eigenen Willen des Bundes für jetzt nicht beschlossen worden. So lautete die officiöse Sprache bei der Abwendung eines Ereignisses, die in der That dem Ausland allein zu verdanken war.

Die letzte Mittheilung Stockmars über preußische und deutsche Dinge bezieht sich auf die Frage der Jahre 1853 und 1854, ob Preußen an dem Kriege der Westmächte gegen Rußland oder wenigstens an der dem Kriege vorausgehenden drohenden Haltung der Westmächte theilnehmen sollte, um Rußland zum Verzicht auf seine Suprematie im Ländergebiet der Pforte zu nöthigen. Stockmar sah die Frage vom europäischen Standpunkt und war darum für Preußens Eintreten gegen Rußland. Seiner staatsmännischen Stellung und seinem ganzen Character mußte eine Auffassung fern liegen, die in der gegenseitigen Schwächung Rußlands und der Westmächte, sowie auch Oesterreichs den Vortheil Preußens erblickte. Und doch fand diese Auffassung damals einzelne Vertreter in der deutschen Presse und im Rath der preußischen Regierung. Und sie hat sich diesmal bewährt, entgegen der Ansicht des weitblickenden Patrioten und Staatsmannes.

Hiermit schließen die merkwürdigen Mittheilungen Stockmars, soweit sie Preußen und Deutschland angehen. Der Mann selbst aber stellt sich nach seinem Character, nach der Art seines Wirkens, nach dem Einfluß, den

er auf die europäischen und insonderheit auch auf die preußischen und deutschen Dinge geübt, als eine so außerordentliche Erscheinung dar, deren Beurtheilung auch dem Verständniß der preußischen Geschichte nicht fremd ist, daß wir uns auch an dieser Stelle zu dem Versuch einer Characteristik seiner Persönlichkeit berechtigt glauben, dessen Ausführung einer späteren Veranlassung anheimgestellt ist.

Constantin Rößler.

Neuere Forschungen zur preußischen Geschichte.

Correspondance entre le comte Johan Hartvig Ernst Bernstorff et le duc de Choiseul 1758—1766. (Aux frais de la fondation de Hjelmstjerne-Rosenkrone.) Copenhague 1871.

Die europäische Diplomatie des vorigen Jahrhunderts zeigt ganz dasselbe unruhige Hin- und Herschwanken, welches alle Zustände des öffentlichen und intellectuellen Lebens jener Zeit charakterisirt. Kaum jemals wurden Unterhandlungen mit größerer Feinheit und Schlauheit geführt, sah man die künstlich geschlungenen Fäden diplomatischer Gewebe mit größerer Geschicklichkeit und Gewandtheit lösen und wieder verknüpfen, um Ziele zu verfolgen, welche den eben erst geplanten schroff entgegenstanden. Dabei trug die Diplomatie in höherem Maaße als in irgend einer Epoche unseres Jahrhunderts ein persönliches Gepräge. Das sicherste und nothwendigste Mittel für die leitenden Staatsmänner, die Ereignisse zu übersehen, zu berechnen, zu beherrschen, war, den Charakter und die Eigenthümlichkeit der Souveräne oder derjenigen Persönlichkeiten in ihrer Umgebung, von denen der Anstoß zu aller politischen Bewegung ausging, möglichst genau zu kennen. In dieser Hinsicht befand sich Graf Johann Hartwig Ernst v. Bernstorff in der günstigsten Lage, als er 1751 an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten Dänemarks sich berufen sah. Durch Herkunft und Geburt — er war am 13. Mai 1712 zu Hannover geboren, in demselben Jahre mit Friedrich dem Großen — dem hannöverschen und mecklenburgischen Adel nahe stehend, besaß er auch in anderen deutschen Staaten: in Baden, Würtemberg, Hessen, Sachsen vielfache Anknüpfungspunkte und persönliche Verbindungen, welche er theils während seiner Studienzeit auf deutschen Universitäten, theils später durch seine mannigfachen Missionen gewonnen. Nicht minder hatte er an anderen Höfen Europas: zu Stockholm, London, dem Haag, St. Petersburg persönliche Bekanntschaften unter Männern von Rang und Einfluß. Von der größten Wichtigkeit waren für ihn die 7 Jahre 1744—1750, welche er in Frankreich zugebracht, dessen Diplomaten ja bis auf die jüngste Zeit hinab in dem, wenn auch nicht immer verdienten Rufe standen, die gewiegtesten Europas zu sein. Während jenes Aufenthaltes in Paris und Versailles war es, wo er zu dem Grafen v. Stainville, dem späteren Herzog v. Choiseul, in nähere, freundschaftliche Beziehungen trat.

Nicht mit Unrecht hält der Herausgeber der vorliegenden Correspondenz dafür, daß Choiseul als Staatsmann in der Regel zu niedrig taxirt wird, indem man ihn lediglich nach den Erfolgen seines Ministeriums beurtheilt, ohne zu erwägen, wie

groß die Schwierigkeiten waren, die er zu bekämpfen hatte und für deren Vorhandensein er billigerweise nicht verantwortlich gemacht werden darf. Eine Art von Größe in seinen politischen Anschauungen, Umsicht und Gewandtheit lassen sich ihm nicht absprechen. Bernstorff konnte ihn in sofern unparteiischer und gerechter beurtheilen wie die Nachwelt, als er ihn nach den Eigenschaften schätzte, die er im persönlichen Umgang an ihm gefunden und nach der Stellung, welche er unter seinen Zeitgenossen einnahm. Darnach stellte er ihn ziemlich hoch und hielt auch später noch, als das Glück Choiseul verlassen hatte und Frankreich sich von Dänemark entfernte, den Rücktritt des Herzogs von den Geschäften für Frankreich nachtheilig.

Bernstorff selbst war ohne Zweifel einer der bedeutendsten Staatsmänner, welche Dänemark gehabt hat. Seiner Klugheit verdankte sein Adoptivvaterland die Ausgleichung der Mishelligkeiten mit Rußland wegen Holstein-Gottorp, sowie die Einverleibung Plöns. Er stand bei Friedrich V. und auch bei dessen Nachfolger Christian VII. in hohem Ansehen, bis 1770 dem neuen Günstling Struensee gelang ihn aus seiner Stellung zu verdrängen. Friedrich der Große achtete ihn hoch und nennt ihn „das Orakel von Dänemark". Aus dem Gesagten schon läßt sich ermessen, daß der Briefwechsel Bernstorffs und Choiseuls, des dänischen und des französischen Ministers während der Zeit des 7jährigen Krieges für uns nicht ohne Interesse ist: Der Ideenaustausch der leitenden Staatsmänner zweier bei den Ereignissen in hohem Grade interessirten Mächte, von denen der eine, Choiseul, entschieden feindselig, der andere, Bernstorff, mit neutralem Wohlwollen auf die Machtentfaltung des deutschen Staates hinblickt.

Die Correspondenz (47 Briefe) beginnt mit einem Schreiben Bernstorffs an Choiseul vom 29. November 1758, worin der Graf dem Herzog zur Uebernahme seines Ministeriums gratulirt und die Hoffnungen ausspricht, welche er für Dänemark daran knüpfe; sie schließt mit Bernstorffs Schreiben vom 24. Mai 1766, nachdem Choiseul ihm am 15. April dieses Jahres unverblümt und offen erklärt hatte, daß Frankreich auf die Bundesgenossenschaft mit Dänemark, welches durch seine Wünsche und Hoffnungen sich zu England und Rußland hingezogen fühle, nicht weiter rechne. Trotz aller gegenseitigen Versicherungen von attachement tendre, fidèle et inébranlable, von vénération sincère hatte eine eigentliche Freundschaft zwischen beiden Männern nicht bestanden; wie denn Freundschaft und Diplomatie einander ausschließen; ihre Verbindung war nur eine äußerliche, eine vorübergehende gewesen, bei welcher jeder von beiden den Vortheil seines Staates gesucht, aber die Unterstützung, die Willfährigkeit nicht gefunden, die er erwartete. Als Bernstorff im Jahre 1768 Paris wiedersah, wurden die Beziehungen zu Choiseul von ihm nicht wieder erneuert.

Der Schwerpunkt des Briefwechsels für uns liegt in den Briefen des Jahres 1759 und 1760, in welchen sich die Eindrücke, Stimmungen und Anschauungen der Correspondirenden über die Lage der kriegführenden Mächte rückhaltlos ausgesprochen finden. Aus dem Jahre 1762 ist nur ein einziger Brief Bernstorffs vom 8. Mai, der sich auf das Verhältniß Dänemarks zu dem Zaren Peter III. und die von Frankreich an Dänemark zu zahlenden Subsidien bezieht; ebenso sind die 3 Briefe des Jahres 1763 ohne alle Bedeutung für den 7jährigen Krieg und die preußisch-deutschen Verhältnisse. Die Frage war durch das Schwert Friedrichs endgültig entschieden.

Aber die Briefe für jene Jahre, in denen das Kriegsglück schwankt und das Ende des Krieges noch in ungewisser Ferne steht, sind nicht ohne Bedeutung.

Die von Choiseul entwickelten Ideen zeugen mannigfach von scharfem Verstande und richtiger Schätzung der militärischen und politischen Situation. Er ist keines-

wegs von der französischen Nationaleitelkeit völlig geblendet und täuscht sich nicht über die mißliche Lage, in welche er Frankreich gerathen sieht; er sucht nicht die Niederlagen zu beschönigen oder zu bemänteln, weil er die Ursachen kennt, die sie herbeigeführt, aber er weiß auch, daß einzelne Schicksalsschläge sein Land nicht vernichten können, daß es sich wieder erheben wird. J'ai une si grande idée de la puissance française que quoiqu'elle soit plus capable qu'une autre d'essuyer des revers, je suis persuadé que dirigée par un homme fort avec du courage et de la patience et surtout point de vue d'agrandissement elle se relèvera toujours de ses pertes (p. 45). Einen komischen Eindruck macht es, wenn er, einer der liederlichsten Franzosen seiner Zeit (was viel sagen will) nicht blos die Politik sondern auch die **Moral** Friedrichs des Großen mit sittlicher Entrüstung verurtheilt und diesen Monarchen für Bernstorff und den König von Dänemark als abschreckendes Beispiel hinstellt (p. 88).

Die Diplomatie Bernstorffs ist selbstverständlich eine specifisch dänische aber auch scandinavische. Er erblickt das Heil des Nordens in einer engeren Vereinigung der 3 Kronen verbunden mit der Anlehnung an Frankreich, eine Idee, welche in seiner Zeit so natürlich wie verzeihlich war, deren Verfolgung aber heut zu Tage den scandinavischen Reichen, besonders Dänemark, verhängnißvoll werden könnte.

Aber die französischen Sympathien Bernstorffs, die in der That ganz und gar nicht so groß waren als er sie darzustellen sucht, verleiten ihn nicht dazu, die Interessen Dänemarks durch offene Parteinahme für Frankreich zu schädigen. Er war viel zu einsichtig um zu verkennen, daß nur eine neutrale Stellung, ein ruhiges Zuwarten jenen Interessen entspräche. Vergeblich bleiben deshalb die Anstrengungen Choiseuls ihn zu bewegen Dänemark dem Beispiel Schwedens nachfolgen zu lassen. Seine Politik ist keine antipreußische. Er fürchtet zwar für sein Dänemark ein Ueberwiegen der aufstrebenden preußischen Macht, aber ein gesunder politischer Instinkt sagt ihm, daß der russische Coloß ein weit gefährlicherer Feind sein wird. Jamais, au moins depuis bien de siècles, schreibt er am 18. December 1759 (p. 116), l'Europe n'a été en proie à une guerre plus affreuse. Quelle qu'en soit l'issue tout est à craindre — la nouvelle monarchie prussienne est fort à redouter, en vain voudrais-je vous dissimuler mes sentimens à cet égard, mais l'anéantissement de la maison de Brandenbourg ne l'est guère moins, et ce serait un grand malheur de voir passer le royaume de Prusse de ses mains entre celles de la Russie.

Seine Urtheile über den Charakter und die wahrscheinliche Dauer des Krieges sowie über die Natur der preußischen Monarchie, die er in demselben Briefe vom 18. December 1759 ausspricht, sind treffend uud verständig; sie zeigen, daß er die Größe Friedrichs zu würdigen weiß.

Le roi d'Angleterre voudra gagner, celui de Prusse ne pas perdre parce que, s'il ne perdait pas, il aurait tout gagné. Si le premier ne se trouve pas gêné par la fougue de son peuple et la nécessité où le ministère Anglais se voit souvent de contenter cette fougue, il y aura moyen de s'arranger avec lui parce que l'Amérique est assez vaste et fournit assez de ressources pour pouvoir satisfaire à des prétentions, pourvu qu'elles ne soient pas trop déraisonnables, mais il n'en est pas de même du roi de Prusse dont la grandeur ou l'abaissement font l'unique objet de la guerre d'Allemagne. C'est là, comme vous le savez si bien, ce qui rend cette querelle si cruelle, si animée et si difficile à accommoder. Elle s'est allumée non pour un intérêt médiocre

ou passager, pour quelques petites provinces ou places de plus ou de moins, mais pour l'existence de la nouvelle monarchie que le roi de Prusse a élevée avec un art et une promptitude, qui ont surpris une partie de l'Europe et trompé l'autre — elle s'est formée parce qu'il s'est agi de décider, si cette nouvelle monarchie, composée de différentes pièces qui n'ont pas encore toute la liaison, ni toute l'étendue qui leur sont nécessaires, mais qui est toute militaire et qui a encore toute la vigueur, toute l'agilité et toute la cupidité de corps jeunes et maigres, subsisterait et si l'empire aurait deux chefs et sa partie septentrionale un prince, qui ayant fait de ses états un camp et de son peuple une armée se verrait pourvu qu'on lui laisse le loisir d'arrondir et d'affermir son établissement, l'arbitre des grandes affaires de l'Europe et le poids de la balance entre les puissances.

Aber nicht die Bewunderung, die er Friedrich zollt oder die von seinen Gegnern ihm Schuld gegebene Hinneigung zu Preußen, sondern eben die wohlbegründete Ueberzeugung, daß es für das europäische Gleichgewicht, vor allem für die nordischen Mächte vortheilhaft und nothwendig sei in Preußen ein Gegenwicht gegen Rußland zu haben und zu erhalten, hält ihn von allen Preußen gegenüber compromittirenden Schritten zurück und bestimmt ihn zu dem Wunsche, daß Friedrich nicht völlig unterliegen möge. Schon die Erwerbung des herzoglichen Preußens durch Rußland wäre ein Unglück (p. 116, 129, 138, 142).

Für diese Ansichten sucht er, wiewohl vergeblich, auch Choiseul zu gewinnen, indem er wie dem Herzog so der französischen Nation, als der Schiedsrichterin Europas den gebührenden Weihrauch streut. Toute extrémité est un mal et comment espérer de l'éviter dans une querelle dans laquelle les puissances combattantes cherchent la destruction l'une de l'autre? La France seule paraît destinée et capable de le modérer. Ses intérêts sont ceux de l'Europe. — Il n'y a point de rôle plus glorieux dans l'humanité — etc.

Ohne Zweifel der wichtigste Brief für uns ist der vom 23. April 1760 (p. 137 ff.), worin Bernstorff mit vollkommener Offenheit gleichsam sein Progromm, das Programm der Grundsätze, welche die dänische Politik zu befolgen hat, aufstellt, ein Schriftstück, welches ganz geeignet ist uns die Einsicht und den Patriotismus des dänischen Staatsmannes im besten Lichte zu zeigen.

Da eine vollständige Wiedergabe sich verbietet, wollen wir nur die Hauptgedanken fixiren.

Das Streben Dänemarks muß vor allen Diugen dahin gerichtet sein, den Großfürsten zu bewegen auf seinen Antheil am Herzogthum Holstein und seine Ansprüche auf Schleswig Verzicht zu leisten, aber nur deshalb, damit Rußland sich nicht in die inneren Angelegenheiten Dänemarks einmischen könne. Um diesen Preis würde Bernstorff sogar mit der von Rußland zu machenden Erwerbung Preußens, des herzoglichen Preußens, welches, wie man nicht vergessen darf, damals von den Russen vorübergehend occupirt war (worauf Bernstorff aber zu viel Gewicht legt), sich befreunden können. Allein nicht bloß die Gewinnung des dem Großfürsten zustehenden Theiles von Holstein und die dieserhalb mit Rußland obwaltenden Differenzen beeinflussen seine Politik: er schaut in die Zukunft und ahnt eine ungeheure Gefahr, welche einst dem civilisirten Europa von Seiten Rußlands kommen wird. Rußland gegenüber haben Deutschland und Dänemark dasselbe Interesse. Gerade nach dieser Richtung sind seine Gedanken merkwürdig.

Depuis que la Russie s'est fait connaître aux nations policées de l'Europe, elle est l'objet de la terreur de toutes celles dont elle s'approche, et il n'y a point de pouvoir dont on aime moins dépendre que du sien. — L'Allemagne septentrionale et le Danemark n'étaient libres et tranquilles que par la vaste distance qui les séparait de cet empire redoutable. Nous ne calmions nos inquiétudes qu'en mesurant avec plaisir l'étendue des pays et des mers que ce peuple nombreux avait à traverser avant que de venir jusqu'à nous; nous espérions que l'intérêt général de l'Europe réunirait toujours toutes les puissances à la retenir dans ses limites et à n'animer ni son génie ni sa politique ni sa capacité militaire ni sa cupidité, mais que nous reste-t-il aujourd'hui de toutes ces espérances momentanées?

Bernstorff selbst mußte sich noch davon überzeugen, daß Dänemark von der eigensüchtigen Freundschaft Frankreichs auf die Dauer nichts zu hoffen habe, ebenso wenig wie Frankreichs Sympathien den Polen zum Nutzen gereichten und ihren Untergang abwenden konnten. Und darüber dürfte wohl heute bei allem einsichtigeren Politikern in Dänemark nur eine Meinung bestehen: Die Hinneigung zu Frankreich hat Dänemark nur Unglück gebracht, und bei der gänzlich veränderten Weltlage, in einer Zeit, wo der Entwickelungsproceß der Völker Europas so weit vorgeschritten ist, daß nur große und volkreiche Staaten noch wirkliche Macht besitzen, würde auch die einst für den Norden so wichtig gehaltene und darum so sehnlich wieder herbeigewünschte Union der scandinavischen Reiche, d. h. die Vereinigung des kleinen Dänemark mit dem menschenleeren Schweden und Norwegen kein beträchtliches Gewicht in die Wagschale der Macht zu werfen vermögend sein. Nur in der Anlehnung an das Land, auf welches die Natur seiner Lage und Weltstellung es hinweist, in der aufrichtigen Bundesgenossenschaft mit Deutschland, beruht Dänemarks Heil und Zukunft.

Die vorliegende Correspondenz ist auf Kosten der Hjelmstjerne-Rosenkronschen Stiftung im antideutschen, französischen Sinne herausgegeben; cum grano salis gelesen kann ihre Wirkung nur die entgegengesetzte sein als die Herausgeber beabsichtigt.

Bestandene Versuchungen in der preußischen Geschichte. Festrede, am 22. März 1872 in der Universitätsaula zu Greifswald gehalten von B. Erdmannsdörffer.

Nach einem Hinblick auf die bewegte Jugendzeit des Kaisers, den Fall der friedericianischen Monarchie, die Jahre der Wiedergeburt und die Befreiungskriege, nach einer Erinnerung an das Jahr 1848 „voll der edelsten Antriebe und voll der schwersten Irrthümer auf beiden Seiten", auf welches, wie mit Recht betont wird, wir erst jetzt mit derjenigen Unbefangenheit und leidenschaftslosen Ruhe zurückzuschauen anfangen, die ein völliges historisches Verständniß bedingt, wendet sich der Verfasser zur Beantwortung der Frage, warum unter den zahlreichen fürstlichen Geschlechtern, deren auf- und niedergehende Geschicke einen so wesentlichen Theil unserer deutschen Nationalgeschichte bilden, gerade dem Geschlechte der Hohenzollern das höchste Geschick zu Theil geworden sei. Und da bietet sich der Betrachtung von selbst als einer der wesentlichsten Grundzüge der preußischen Staats- und Regentengeschichte die weise Maßhaltung in der Verwendung der vorhandenen Kräfte, das maßvolle Zurückhalten vor fruchtloser Kraftverschwendung und die kluge wie glückliche Vermeidung aller aufreibenden, von dem natürlichen Wege ablenkenden Wagnisse und Bestrebungen.

Wie andere reichsfürstliche Häuser ist ja auch das Haus der Hohenzollern mannigfachen, eigenthümlichen Versuchungen ausgesetzt gewesen, aus den Bahnen seiner natürlichen und ererbten Verhältnisse herauszutreten, um größere Geschicke auf anderen Wegen zu finden.

Auswärtige Kronen winkten verlockend auch ihm und mehr als einmal die deutsche Kaiserkrone.

War es doch ein Lieblingsplan Gustav Adolfs, seine Tochter Christine mit dem damaligen Kurprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg zu vermählen, der dann als Erbe des Hauses Wasa die Idee des großscandinavischen Reiches, wie sie der Seele des Schwedenkönigs vorschwebte, verwirklichen sollte. Auch nach dem Tode des schwedischen Eroberers tauchte dies Vermählungsproject von Neuem auf. Aber der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm brach endlich im Bewußtsein seines Werthes mit raschem Entschlusse die schon längere Zeit sich hinziehenden Verhandlungen ab.

Noch näher lag für ihn der Gedanke, um die polnische Krone sich zu bewerben, wozu mehrmals die dringende Aufforderung an ihn erging — er würde sie ohne den Preis eines Religionswechsels, den das sächsische Fürstenhaus dafür bezahlte, haben erlangen können — aber niemals hat er dieser Versuchung gegenüber auch nur einen Augenblick geschwankt.

Seinem Sohne Friedrich, dem ersten Könige Preußens, der im Sinne und Geiste des Vaters und in Voraussicht der noch zu lösenden größeren Aufgaben, der ererbten Macht durch Annahme des Königlichen Titels höhere Bedeutung verlieh, eröffnete sich wenigstens von fern die glänzende Aussicht, die reichen und mächtigen niederländischen Provinzen in den Kreis des brandenburgischen Herrschaftsgebietes hineinzuziehen und so diese alten burgundisch-niederdeutschen Reichslande, die wesentlich durch die Schuld habsburgischer Kaiser aus dem politischen und geistigen Zusammenhang mit dem Leben ihres Volkes hinausgedrängt worden, durch eine solche politisch-dynastische Verbindung mit dem gemeinsamen Vaterlande wieder zu vereinigen. Zum Glück für Preußen, also auch für Deutschland wurden diese Wünsche vereitelt. Ihre Realisirung würde die Kräfte des jungen preußischen Königthums in der umfassendsten Weise in Anspruch genommen, wenn nicht ganz absorbirt haben, die deutschen Aufgaben im Reich wären unvermeidlich in zweite Reihe getreten.

Nicht anders läßt sich urtheilen über die Succession in England nach dem Aussterben der Oranier, wenn wirklich, was jedoch uns zweifelhaft erscheint, Wilhelm III. in seinen letzten Jahren ernstlich daran gedacht haben sollte, die Thronfolge des Hauses Hannover dadurch zu vereiteln, daß er den Konprinzen von Preußen, den späteren König Friedrich Wilhelm I., zu seinem Nachfolger machte.

Nicht minder verlockend und gefährlich war die Versuchung, die auf den Bahnen des deutschen Reichsfürstenthums sich vorfand: das Streben nach dem Kaiserthum.

Aber auch hier zeigt sich wieder die kluge Enthaltsamkeit der Hohenzollern und die ihnen inne wohnende richtige Schätzung ihrer Kräfte. „Ein glücklicher Instinkt von Geschlecht zu Geschlecht vererbt berührt sich hierbei oft ununterscheidbar mit den Entschließungen überlegten Wollens.“ Die brandenburgisch-preußischen Fürsten haben es nie unternommen, das gefährliche Spiel des Kaiserthums mit ungenügenden Kräften zu spielen. Diese erste Thatsache, daß die Hohenzollern zu keiner Zeit durch das Trugbild einer auf auswärtige Herrschaft gerichteten Größe abgelenkt sind von den heimischen Aufgaben ihres deutschen Fürstenberufs, gehört unstreitig zu den wohlbefestigtesten Gründen für das historische Recht dieses Hauses auf die Führerschaft der deutschen Nation.

Schon der Begründer der Macht der Hohenzollern in Brandenburg Friedrich I.

war eine Zeit lang von Kaiser Sigismund zu seinem Nachfolger bestimmt und nach Sigismunds Tode lag die Möglichkeit nahe, für Friedrich selbst oder für einen seiner Söhne die Kaiserkrone zu gewinnen.

Aber sowohl seine als später die Bemühungen Joachims I. blieben fruchtlos; sie wurden auch nicht so eifrig betrieben, wie es zum Erfolge nothwendig gewesen wäre.

Der große Kurfürst wirkte kräftig für die Wahl des Habsburgers Leopold. Wie nahe schien es aber nicht nach dem Aussterben der Habsburger Friedrich dem Großen zu liegen, sein Haus mit den kaiserlichen Ehren zu schmücken? Und doch hat er nie diesem Gedanken ernstlich Raum gegeben.

Mit Recht bemerkt Erdmannsdörfer: „Erst unser Jahrhundert hat die Kaiseridee so zu sagen säcularisirt."

Wir müssen hinzufügen: Erst in unsern Tagen durch das Geschlecht der Hohenzollern durch König Wilhelm ist die Kaiseridee auf ihren wahren Werth zurückgeführt worden. Was die bonapartistische Carricatur zweimal nicht vermocht, die Lösung des Kaiserthums von der Verbindung mit dem kirchlichen Universalstaat, ist nun vollbracht, das mittelalterliche Kaiserthum ist nun aufgegangen in die Idee des nationalen Erbkönigthums.

Kaiser Franz I. Zur Geschichte seiner Regierung und seiner Zeit. Nach Originalmittheilungen und ungedruckten Quellen von Dr. Hermann Meynert. Wien 1872. (Alfred Hölder, Beck'sche Universitätsbuchhandlung.)

Ihrem Titel nach ließe die vorliegende Schrift auch für die preußische Geschichte Ausbeute erwarten. Die nähere Durchsicht zeigt indeß, daß nach dem Plan des Verfassers nur österreichische Verhältnisse Berücksichtigung finden sollten. Nach der im 1. Capitel gegebenen Lebens- und Charakterskizze des Kaisers Franz werden in den übrigen 26 Capiteln lediglich speciell österreichische Angelegenheiten und Fragen behandelt, für die eine Fülle werthvoller Nachrichten mitgetheilt wird. Nur beiläufig geschieht einige Male der Stellung zu Preußen Erwähnung. Bei Gelegenheit der Pillnitzer Convention ist folgender Zug Friedrich Wilhelm II. hervorgehoben, p. 17. „Für den Erzherzog Franz, welcher seinen kaiserlichen Vater zu dieser Zusammenkunft begleitete, hatte sie noch ein besonderes Interesse. Als nämlich die Monarchen sich wieder trennten, nahm der König von Preußen die Hand seines Kronprinzen Friedrich Wilhelm III., legte sie in die Hand des Erzherzogs Franz und sagte: Meine Herren, Sie haben gesehen, wie herzlich die Väter sich liebten. Fahren Sie einst auch nach unserm Tode fort so gute Freunde zu sein."

„Und in der That (fährt der Verfasser fort), dies edle Fürstenwort ist in Erfüllung gegangen. Alle gelegentlichen Irrungen, welche die Politik später bisweilen mit sich brachte, haben das damals geschlossene persönliche Freundschaftsbündniß zwischen Franz I. und Friedrich Wilhelm III. nicht antasten können, und in den wirklich entscheidenden Momenten fanden sie sich dann zu der gemeinschaftlichen großen Aufgabe eintrachtvoll zusammen."

Eine andere auf Preußen mit bezügliche Aeußerung lautet:

„Preußen und Rußland betrachtete der Kaiser Franz im ganzen Verlaufe seiner Regierung und seines Lebens als seine natürlichen und beständigen Verbündeten. Man hat bisweilen darthun wollen, daß das Wiener Cabinet damals inmitten der

genannten beiden Mächte zeitweise eine Schaukelpolitik getrieben habe. Möglich daß einzelne österreichische Staatsmänner hin und wieder diesen Schein auf sich geladen haben, allein der Kaiser hat sich selbst von einem bloßen Scheine dieser Art frei erhalten."

Allgemeine Bücherkunde des Brandenburgisch-Preußischen Staates. Bearbeitet in der Redaction des Deutschen Reichs-Anzeigers und Königlich Preußischen Staats-Anzeigers. Berlin 1871. Druck und Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Obwohl die Wendung: durch dies Buch wird einem längst gefühlten Bedürfniß abgeholfen, sich nicht durch Neuheit empfiehlt, so können wir nicht umhin sie bei diesem Werke als durchaus am Platze anzuwenden. Jetzt, nachdem die Arbeit vorliegt, begreift man kaum, wie ein für jeden, der sich mit preußischer Geschichte eingehender beschäftigt, so wichtiges Hülfsmittel nicht bereits vor Jahren erschienen ist.

Nur wer die Schwierigkeiten, die bei der Redaction eines solchen Sammelwerkes zu überwinden sind, und in specie die Art und Weise der Entstehung des hier besprochenen kennt, vermag den auf die Arbeit verwendeten treuen Fleiß und die bewiesene Umsicht genügend zu würdigen.

„Im Jahre 1867 (so wird Eingangs von der Redaction selbst mitgetheilt) erschien als Beiheft des Staats-Anzeigers eine „Literatur über das Finanzwesen des Preußischen Staates." Im Jahre 1869 wurde eine „Literatur über die norddeutsche Sage" und eine „Bibliographie über die Dialekte von Nord- und Mitteldeutschland" veröffentlicht. Die vielseitige Zustimmung und Theilnahme, welche diese Publicationen in literarischen Kreisen fanden, gab die Veranlassung, auf der betretenen Bahn weiter fortzuschreiten und die Zusammenstellung einer Literatur über den Preußischen Staat und seine Geschichte um so mehr zu versuchen, als bis jetzt eine solche Bibliographie noch nicht vorhanden ist. Dieselbe ist bestimmt, allen denjenigen, welche sich mit dem Studium der Preußischen Geschichte beschäftigen, das Material und die Nachweise der vorhandenen Vorarbeiten zu geben und auf diese Weise den Standpunkt zu fixiren, auf welchen die geschichtlichen Forschungen bisher gelangt sind. Bei Abfassung dieser Literatur lag es übrigens nicht in der Absicht, sämmtliche die Preußische Geschichte betreffende Quellen und Hülfsmittel zusammenzustellen, sondern nur eine Auswahl der besseren hierher gehörigen Schriften zu geben."

Die lebhafte Theilnahme, welche wir der in Rede stehenden Schrift zuwenden, wird es erklärlich machen, daß wir mit einigen nicht sowohl Ausstellungen als vielmehr Desiderien oder Vorschlägen nicht zurückhalten wollen, die für jedenfalls bald erforderliche neue Auflagen zu berücksichtigen sein möchten.

1) Daß in die Bibliographie einzelne Schriften aufgenommen sind, welche eigentlich nicht dahin gehören oder die man ohne Schmerz missen würde, während manche andere, die man zu finden erwarten darf, fehlen, kann ihr deshalb nicht zum Vorwurf gereichen, weil es sich bei einem ersten Versuche dieser Art von selbst versteht und weil ausdrücklich betont wird, es habe gar nicht in der Absicht gelegen, sämmtliche Quellen und Hülfsmittel, sondern nur eine Auswahl der besseren zusammenzustellen. „Besser" indeß ist ein willkürlicher Begriff, und es bedarf kaum der Erwähnung, daß doch die Vollständigkeit anzustreben sein wird. Sie annähernd zu erreichen, dazu kann wesentlich das Princip der Anlage und die Disposition des Stoffes beitragen.

2) Wir verkennen nicht die Motive, weßhalb die Anordnung, welche Dahlmann in seiner Quellenkunde der deutschen Geschichte befolgt hat, für die allgemeine Bücherkunde zu Grunde gelegt worden ist. Allein dies Gewand dünkt uns für die Einkleidung gerade der preußischen Geschichte nicht ganz passend. Wird jedoch die vorliegende Eintheilung beibehalten so ist ein unumgängliches Erforderniß, bei Nr. III. „Neuere Bearbeitungen" eine Unterabtheilung anzubringen, welche die Specialgeschichte (Monographien) der brandenburgisch-preußischen Fürsten und Fürstinnen in sich begreift. Der 3. Hauptabschnitt würde also dann lauten:

III. Neuere Bearbeitungen.

1) Allgemeines und Einleitendes,
2) Darstellungen der Geschichte Preußens überhaupt,
3) Darstellungen der Geschichte der brandenburgisch-preußischen Fürsten und Fürstinnen,
4) Specialgeschichte der einzelnen Provinzen und Landschaften.

Eine entsprechende Rubrik: Quellen zur Geschichte der einzelnen Fürsten wäre bei der 2. Hauptabtheilung „Quellen" anzusetzen.

Zu einer Bücherkunde Preußens oder auch nur des brandenburgisch-preußischen Staates gehört in erster Linie die Literatur der Geschichte der brandenburgisch-preußischen Fürsten, und bei dem vorgeschlagenen Modus wird man dann in bequemster Weise diejenigen Schriften zusammengefaßt haben und mit einem Blick übersehen können, welche jetzt entweder ganz fehlen oder zu deren Auffindung man Pläne aufstellen und förmliche Entdeckungsreisen in dem Buche machen muß.

3) Die Titel der einzelnen Schriften und die Namen der Verfasser werden zweckmäßig **durch fetten Druck** hervorgehoben und sämmtlich lexiconartig nach vorn an den vorderen Rand der Seiten gesetzt. Noch deutlicher müssen die Ueberschriften der Abtheilungen hervortreten.

4) Das unbequeme Quartformat ist aufzugeben und dafür handliche Octavform anzunehmen.

5) Dürfte es sich auch empfehlen, daß etwas besseres Papier zu einem Werke angewandt würde, welches für die vaterländische Geschichtsforschung entschieden von Bedeutung ist und dessen Herstellung so große Mühe erfordert hat.

Kl.

Briefe des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau.

Aus dem herzoglichen Staatsarchiv zu Dessau mitgetheilt durch A. von Witzleben.

IV.

(Vergl. Jahrgang 1871 dieser Zeitschrift die Hefte vom Juni, Juli, August und October.)

Potsdam, den 13. März 1727.

Von Polentz habe Nachricht. Es ist ein Courir nach Paris, einer nach Holland geschicket, da muß er die Antwort abwarten; indessen ist England zufrieden, aber der französische Ambassadeur, der will nicht stimmen. Darauf kommt Alles an. Stimmen die Franzosen nicht, so haben wir im Niedersächsischen Kreis gewiß Krieg und ich mit dem besten Gewissen vor Gott agiren kann, da ich Alles angewandt, Friede zu erhalten, sie nicht gewollt, ergo ich vor Gott und der Welt eine rechte Sache habe, also ficht sich 1000mal besser. In Kurzem wird sich Alles zeigen, indessen ist keine Zeit verloren, sobald die Hannoveraner, Hessen fertig sein, werde allemal fertig sein, noch wohl eher. In Kurzem werde mehr Nachricht haben wegen Frieden oder Krieg, der ich stets ꝛc.

Potsdam, den 28. März 1727.

Euer Liebden angenehmes Schreiben habe wohl erhalten. Polentz ist angekommen, hat nichts Positives mitgebracht, ich erwarte Antwort vom Kaiser, alsdann werde E. L. ersuchen nach Berlin zu kommen, da wir alsdann Alles wohl überlegen werden, was vor Mesures zu nehmen; indessen ist noch nichts versäumet. Vor Stralsund (1715) kamen wir noch zeitig genug und wir lange bei Stettin stunden und dieses in Feindes Land war, aber jetzo wenn wir campiren, ich in mein Land campire, und dieses gehet nicht an als 10 Tage, da müssen wir schon außer Land sein und unsere Pferde an fremde Zäune binden, sonsten ist nichts gut. Indessen geben die Kaiserlichen gute Worte, aber die machen die Suppe nicht fett, die anderen geben desgleichen, indessen reite auf meinen Rappen und traue sie alle beide nicht, indessen werde nicht leiden, daß der Kaiser Hannover über den Haufen schmeißet. Wo das ganze Reich den Krieg nicht deklariret, alsdann werde nicht helfen, aber wo der Kaiser vor seinen Kopf es thun will, werde alles daran setzen was ich habe, nicht aus Liebe vor Hannover, aber das wenn ein Reichsstand über den Haufen ist, die Reihe an mir auch kommet, also stehen die Sachen.

Ich vermeine aus Preußen 6 Bataillone und 15 Schwadronen kommen zu lassen, also die Garnisons wohl besetzet sein, mit 6 Bat. und die Uebercompletten und 20 Schwadronen die die der Polen in ordre halten, also werde hier 80 Schwadronen und 48 Bataillone haben, also zu den ich stoße, die Ueberwage halten kann; Sie sin so gut und schreiben Sie mir Ihre Sentiments. Ich formire bei Prinz Georg[1]), Glaubitz jedem Regiment zwei Compagnien à 220 von Uebercomplette, also ich 8 gute Bat. und 3 kleine Bat. in Wesel haben werde, den 1. Mai alles da sein soll. Was Wallenrodt sie Ihn gesaget, freut mir, wenn nur der Herr Wallenrodt mit den Gelde sich nicht verkavalliret, denn ich nicht Louis quatorze bin, und nicht nicht Gold machen kann. E. L. würden gut thun, weil der Prinz so nahe ist, bei ihn zu gehen und mit ihn sprechen, und Ihn natürlich sagen, warum sie nicht wollen mit mir Freundschaft halten, sie sollten bedenken, wenn sie jetzo wollten cordiale Freundschaft mit mir machen, ich fertig dazu wäre, und es zu der Wohlfahrt des Römischen Reichs besten erfordert. E. L. haben Verstand genug, da werden sie sehen und hören, wo die Leute hinaus wollen; also wollen sie Freundschaft machen, sehr gut, wollen sie nicht, alsdann man sie recht und besser kennen lernet. Was E. L. dann sprechen werden, das werde ich desavouiren (?), der ich stets ꝛc.

P. S. Wo nichts dazwischen kommet, werde Dienstag die Probe jagen, meine Hunde sind ziemlich in Odem, meine neuen Englischen Hunde sein so wie die vorigen, ein schöner Buby ist dabei, mehr Buby hat er nicht kriegen können, die Pferde sein besser als die letzten, und sehen kasch aus, aber Kroppen sehr. Ich habe an Prinz Leopold geschrieben, er soll einen vernünftigen Officier ins Hannöverische incognito schicken, zu hören, was da passiret. Prinz Gustav soll sich auch informiren vom Wolffenbüttelschen, E. L. werden so gut sein ihn instruiren, danach sie die Officiere instruiren können, der ich bin ꝛc.

[1]) von Hessen-Kassel.

Potsdam, den 4. April 1727.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten. Ich bin auf ein Tag in Berlin gewesen, Ordnung wegen Preußen zu machen. Ich schicke Görne, Tihle (Thiele ?) hin. Es ist da Alles so desperat und miserable, daß ich nicht weiß anders zu sagen, als daß Gott ein Fluch über das Land geschickt habe. Itzo bekomme ich nichts, au contraire ich muß Geld hinsenden. Wenn ich mein Tage das Land nicht hätte gehat, so wäre ich reicher und alle meine Sachen ständen besser als itzo, denn Preußen ruiniret mir total, das frißt mir auf.

Es ist miserable Wetter, daß ich noch nicht habe jagen können. Dieses Wetter ist die letzte Oelung vor Preußen. Wo es nur möglich ist, will ich vor Ostern noch jagen, in dem harten Wetter kommen Hunde und Pferde außer Athem.

Ich bin ganz verdrießlich: der Gen. Marwitz ist sehr krank an eine alte v....... Art. Er leidet wie ein Best, sie schneiden ihn und sengen und brennen ihn. Wo er durchkommt ist ein Wunder.

Daß sie den Kronprinzen so artig finden, wundert; Er hat sich gegen alle Leute sehr caché gehalten.

Von die Public-Affaires ist Alles im vorigen Stande. Die Hannoveraner können nicht marschiren, haben keine Zelte und Equipage, auch haben sie noch keine Ordre. Der ich stets 2c.

Potsdam, den 14. April 1727.

E. L. 2c. Der Oberjägermeister hat mir Rapport gethan. Ich glaube aber daß der Kanal breit genug ist, denn er viel breiter als der neue Graben und der sehr breit genug ist. Er hat die Arbeit sehr avancirt befunden. Dieses und noch viel mehr habe E. L. zu danken.

Wegen Krieg und Frieden scheinet es in die Welt, als wenn der Kaiser und die Anderen chipoliren, ob sie reüssiren werden, weiß nicht. Viele glauben contrair, Viele Friede. Die Zeit wirdt's bald determiniren. Der ich stets 2c.

P. S. Mein Sohn ist krank an die gelbe Fieber (Gelbsucht), Marwitz hoffe außer Gefahr.

Potsdam, den 19. April 1727.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und mit großer Freude ersehen, daß sie dieses Jahr bei Ihr Regiment glücklich gewesen. Ich kann es leider bei meins nicht sagen, da ich von meiner Kompagnie 4 Mann aus dem 1. Gliede und 2 aus dem 1. Zuge verloren. Ich habe etliche schöne Rekruten wieder bekommen, aber der Schaden ist nicht ersetzet — — —

In der Welt siehet es wunderlich aus. Die Minister Rottembourg[1]), Dubourgay[2]), Keppel[3]) sind bei Ilgen gewesen en corps und haben im Namen Ihrer Herrn declariret, daß sie kein Krieg haben wollten und niemals Ihre Intention gewesen wäre, in Deutschland Kriegsunruhen anzufangen, derowegen sie mir beklariren ließen, daß sie mit dem Kaiser in tractaten ständen und (es) in Kurzem zum Kongres kommen würde. Die Präliminar-Punkte sein, daß er[4]) die Compagnie von Ostende auf 10 Jahr niederlege. Das Alles soll nach der Badenschen, Utrechtschen, Münsterschen Quadrupelalliance zur Basis und Fundament genommen werden. Ob der Kaiser dies annehmen wird, muß die Zeit lehren. Viele sin, die glauben, Viele nicht. Ich glaube, daß sie dieses Jahr gern wollen passiren lassen, weil sie alle beide Partheien noch nicht im Stande sin. Aber ob es de bonne foi ist.

Ich habe gestern gejaget. Der Hirsch hat 3 Stunden und eine halbe gelaufen. Die Hunde haben admirabel gejagt und haben die change so gehalten[5]), daß ich selber gesehen, daß sie haben unsern Hirsch unter ein Rudel von 6 Hirsch und etlichen Thieren ausgemachet (herausgefunden) und hatten die frischen Hirsche en vue, aber sie ließen die Hirsche Hirsche gehen (sein) und nahmen ihr Gefährt auf. Sie machten es recht vernünftig ganz langsam und schnüffelten bis „Schadilge" anschlug, da gings los und lief nach $1^1/_2$ Stunde.

Es gehet stark, da meine Hunde in sehr gutem Stande sin. Sie waren aber gestern so müde, daß sie nicht wollten aufstehen. Ich habe mit 81 Hunden gejaget, davon haben 7 beim Tod gefehlet, aber etliche 20 sin lahm, hoffe daß die meisten wieder mit jagen können. Es war ein Wetter, wie im Dezember.

Ich überschicke E. L. ein Reglement von die Reuter und Dragoner, der ich stets ꝛc.

[1]) französischer Gesandte. [2]) englischer Gesandte. [3]) holländischer Gesandte. [4]) der Kaiser. [5]) die richtige Fährte halten.

Potsdam, den 27. April 1727.

Daß E. L. in Halle gewesen und Alles in guter Ordnung gefunden, freuet mir.

Was Friede, Krieg (anbetrifft), stehet in Kurzem zu erwarten, ob England die Propositionen des Kaisers annimmt. Ich glaube, daß der Kaiser noch nicht im Stande ist und sie chipoliren wollen, dieses Jahr zu gewinnen, alsdann sie zukommendes Jahr lauter sprechen werden, da, wenn es zum Kongres kommt, ich nicht glauben kann, daß er bestehen wird, also ich von der Meinung bin, daß wir in nach Sommer oder zukommenden Jahre indutablement Krieg haben, der ich stets ꝛc. — P. S. Mit die Bergische Sache ist mehr apparence, als noch nicht gewesen, daß es gut gehen wird.

Potsdam, den 6. Mai 1727.

Görne schreibet mir, daß in Preußen sehr miserabel ist. Das Land hat wunderbarliche Fatalitäten. Wo Gott dieses Jahr nicht gut giebet, so ist die Pest unfehlbar zukommenden Winter. Gott bewahr's. Bis Dato gebe, was ich habe, Geld, Brod die Menschen zu erhalten. Aber wo zukommendes Jahr ich Krieg bekomme, es nicht möglich ist. Enfin man muß sich auf Gott verlassen, indessen werde ich meine Haushaltung sehr restringuiren, nicht in bredouille zu kommen zu kommen. Der liebe Gott hat mir so wunderlich aus so viel schlimme Sachen geholfen, er wird mir weiter helfen, da verlasse mir auf. Will er nicht, ich meritire es nicht besser.

Potsdam, den 14. Juli 1727.

... Was Preußen anbelanget, ist nicht unsere Schuld, aber wir dirigiren und unser Herr Gott muß sein Segen geben. Wenn er das nicht geben will, ist nicht unsere Schuld. Daß es mir nahe gehet, in die 14 Jahr nichts gemacht zu haben und alle meine Mühe, Sorge, Fleiß und Geld Alles umsonst ist, daß wenn ich gedenke, daß wenn ich es hätte in Pommern und hiesige Länder angewendet und Güter gekaufet und meine Domainen so öconomisiren lassen wie in Preußen, was zu verbessern wäre, ich sehr weit gekommen wäre und meine Revenue sehr wohl stände und die große Summe Geldes in diese Länder cultivirte, gewiß ein sehr großer Vortheil wäre. Itzo das Geld und Zeit verspillert und nicht mehr geworfen, gehet mir nahe. Wenn die 14 Jahre

wieder zurück hätte! à la bonne heure! aber diese sin fort, ohne etwas zu thun. Wenn ich es veroperiret und Redouten-Komödie gemacht hätte, so wüßte man doch, wovor; aber ich habe nichts als chagrin und Sorgen. Gehet das Geld aus zu zahlen, ergo ich mich sehr prostituiret habe vor die Welt und ich vor fremde Leute nicht gern höre von Preußen sprechen, denn ich mich schäme. Gott hat mir bewahret, sonst hätte ich müssen närrisch werden vor Schimpf und moquerie vor die ganze Welt. Aber Gott hat mir bewahret, der mir weiter bewahren wird. Enfin ich mache in meine Affaires eine andere Disposition. Den Wind streiche ich aus und gehe auf das Solide mit Gottes Hülfe. So werde mir doch wieder herauße helfen, daß die Maschine nicht über den Haufen gehe, aber Adieu Verbesserung! Das Bischen, was ich zu leben habe, will in Stille leben und vor die weltlichen Sachen mir so wenig meliren, als meine Schuldigkeit und Ehre es leiden wird.

Daß E. L. die Magdeburger Fortifikation in gutem Stande gefunden, freuet mir. E. L. werden mir schicken wegen der 28,000 Thaler in wie viel Zeit die Fortifikation damit wird können bestritten werden.

Der Graf Wurmbrandt ist heute nach Magdeburg gereiset.

Der Oberst Jetz ist hier, der saget, daß Lottem seine Haushaltung miserabel, daß er nicht so viel Kredit, von Anclam (?) nach Berlin zu reisen und besaufet sich täglich, den chagrin sich zu passiren. Da bewahre Gott ein' davor.

Wusterhausen, den 10. September 1727.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten. Ich habe jetzt 3 mal gejaget und ist gut gegangen absonderlich vergangenen Montag, da ich mein Tage nicht habe die Jagd so gut gehen sehen und ein Hirsch von 5 Kop, 12 Ender, stark gefangen. Er hat 3 Stunde weniger ein Viertel gelaufen. Ich habe durch alle changen gejaget und ist kein Hourvari[1]) gewesen. Ich habe angeleget, es war kaum Tag und war kühle. Die Hunde haben so frisch gejaget, als ich es hier noch keinmal gesehen. Wie es aber gegen 7 Uhr kam, wurde es so horribel heiß, da waren die Hunde so stille und standen, ohne das Maul offen zu machen.

Die weil die Haushaltung von Gen. Maj. Lotten Infanterie nicht bestehen konnte und das Regiment auseinander gehen wird, habe nicht anders gekonnt, als auf gewisse Condition an Oberst Tiehle (Thile?) zu kommandiren. Herr Sydow hat es nicht annehmen wollen und mit so eine Art, daß ich es nicht pardonniren kann, doch als Christ von Herzen, aber bei meinem Leben soll er sein Tage kein Regiment bekommen. Ich habe mir sehr gewundert, ich glaube aber, der Mensch ist sein Verstand beraubt und werth daß man ihn au petite maison bringet. Linghover (?) habe die Kadetten zu kommandiren gegeben. Er wird auch nicht alt dabei werden.

Morgen jage ich Hühner, die sind dieses Jahr sehr viele, daran ich mich sehr delectire mit Schießen, der ich stets rc.

[1]) Hourvari Zuruf, wenn die Hunde die Fährte verloren haben.

Wusterhausen, den 10. Januar 1728.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und bin sie sehr obligieret vor den excellenten Schafkäse. Ich habe ihn nicht besser gegessen. — — —

Ich gehe Dienstag nach Dresdner Hof, da werde ich so viel Neues wissen. Ich freue mir, in eine andere Welt zu kommen, weil ich kurios bin und nach mein Penchant die ganze Welt durchreisete. Der Kurfürst[1]) ist krank. Man meinet, daß er echapiren wird. Ich habe die Sache an Katsch geschickt.

[1]) von der Pfalz.

Potsdam, den 13. Februar 1728.

Gestern Abend bin wieder gekommen[1]), ich habe ihren Brief bekommen, es thut mir recht Leid um Prinz Gustav, denn ich fürchte vor seine Genesung. Leider muß ich berichten, daß ich in mein Regiment auch schlimme Kranke habe, und die medici sagen, daß es von der ungesunden Luft komme; Gott bewahre. Weiter muß ich sie kurz berichten, daß erstlich ich den König[2]) robust von Leibe gefunden, der Fuß aber sehr schlecht, wo er sich nicht in Acht nehmet, kann es in Kurzem gethan sein. Indessen hat er alles in der Welt gethan seine Affection vor mir zu beweisen, es ist par dieu guter, braver Herr und versichere Sie, daß er an allem Schlimmen mit mir kein Schuld hat, aber die Apostels die thun Alles. Der Prinz ist ein lieber Herr, mündlich will mehr sagen, ich habe ihn recht kennen lernen und weiß alles. Was die Magnificence anlanget, ist bei mein Vater Lappalie gewesen. Die 3 Regimenter: Kurprinz gut, Weißenfels gut, sehr gut, Pflug sehr miserable schlecht, die ordre ist gut. Von Cavallerie habe Commandos gesehen, die finde sehr propre in Mondur und Reiten gut und ist gut. Viele artige Officiere, die aber sehr bas gehalten werden, denn sie mit die Lakaien paradiren und nichts ästimiret werden, ich habe aber ihre Fähnrichs in alle Occasione, wo ich nur habe gekonnt, distinguiret. Was die Plaisirs sein, ist die Sau-Jagd extra schön en ordre, plaisirlich gewesen. Ich habe auch was gesehen wegen den Sau-Garten, das ich werde bei mir machen lassen. Fasanen habe auch geschossen, das ist was unerhöret, ich kann sie versichern, daß ich in 3 Stunden mehr als 9000 gesehen, ich bin aber ganz persuadiret daß sehr, sehr viel mehr ist. Was das Karneval und Weltgetümmel ist, habe alles gesehen daß ich davon sprechen kann, aber kein gusto gefunden. Ich bin wiedergekommen als hingegangen. Gott hat mir bewahrt, an Verführung fehlet nicht, das lasse ich mündlich zu sprechen. Das Zeughaus ist gut fourniret aber das ist bei mir 1000 Mal besser. Was das grüne Gewölbe ist, cela éblouit, meinen Vater seine Juweelen ist nichts dagegen, en fin es meritiret, daß ich alles gesehen, eine Idee war dortige Lande und Leute zu bekommen, denn ich mir mehr verlasse auf das ich sehe und höre als von anderen. Ich bin persuadiret daß ein Kurfürst von Sachsen 60,000 Sakramenter[3]) halten kann; was die Gebäude, Meubles ist extra magnifique. Silber glaube, daß ich mehr habe; doch gewiß kann nicht assuriren. Königstein meritiret wegen

der Situation, daß man 100 Meilen weit reiset, zu sehen. Die Orangerie seien 400 große Bäume, die so fein daß ich Sie positivement assurire wie die Linden bei der Markgräfin, und etliche 20 die noch stärker sein und höher, da sind noch 900 Stück schöne große, auch kleine darunter, aber keine so schlecht wie Charlottenburger alle; die meisten Bäume haben Früchte, das machet einen schönen effect, en fin ich kann nicht Alles exprimiren, was ich für curieuse Sachen und magnificence nicht allein beim Könige aber bei allen Ministers (gesehen). In den Feld-Marschall sein Haus habe logiret, weil des Wackerbarth sein abbrannte; ist ein Schloß, anders kann ich es nicht beschreiben, die Meubles königlich, Equipage, Tafel à proportion. Das ist nicht zu begreifen, ich glaube kein Goldmacherei, aber, wo möglich ist, Gold zu machen, so machet es der König, wenn ich Sie mündlich sehen werde, habe ein Jahr zu erzählen, und Chronica scandalosa und meine aventuren aber ich bin vor Gott rein. A dieu ich habe zu viel zu thun, grüßen Sie den Prinz Gustav, der ich stets E. L. Freund 2c.

P. S. Der König[4]) und Kronprinz kommen im Mai nach Berlin.

[1]) von Dresden. [2]) August den Starken. [3]) Soldaten. [4]) von Polen.

Potsdam, den 8. März 1728.

Dieweil die Zeit herankommet, daß der König in Polen herkommet, also werden E. L. so gut sein, hierher zu kommen.

Weil E. L. mein Regiment sehen wollen, also werde es den 22. zusammen haben. Wollen sie es aber vorherr sehen, so sin sie so gut und kommen den 21. dieses her.

E. L. werden aber nicht übel nehmen, da ich sie darum ersuche, daß ich sie nicht auf den Schloß logiren kann, da ich kein Platz habe, es thut mir sehr leid, aber ich kann es nicht ändern. Bringen sie von Ihren Söhnen einen mit.

Mein Sohn geht herum wie ein Schatten, ißet nichts; Ich halte ihn caput, wo er sich in Kurzen nicht ändert, da ich so viel Exempel habe. Der ich stets 2c.

P. S. Der Tod von Flemming wird viel Neues hervorbringen.

Berlin, den 9. März 1728.

E. L. 2c. Ich werde nicht mankiren, sie bei Zeiten zu schreiben, wenn es Zeit sein wird her zu kommen.

Daß Staudach sich so vergangen, wundert mir sehr und ist höchst strafbar gegen das Reglement, kein Unteroffizier mit dem Stock zu schlagen noch, wenn ein Soldat schon im Arrest ist, zu prügeln. Ich habe die Acte an Katsch gegeben und werde Kriegsrecht halten lassen, da ein Feldwebel nächst ein Offizier zu halten und die ambition sich ganz unter die Unteroffiziere vergehen würde, wenn sie so tractiret werden.

Hier ist nichts Neues, als daß ich Alles regulieret habe auf die Ankunft des Königs[1]). Es wird mir doch 25,000 Thlr. kosten, es soll aber heißen 100,000 Thlr.

Daß der arme Winterfeldt todt ist, gehet mir sehr nahe, so ein braven General und Offizier zu verlieren. Waldow hat das Regiment. Wer hätte geglaubt, daß Dohna so bald sterben sollte, enfin, da müßen wir Alle hin. Gelücklich, der wohlfähret und schon da ist beim Herrn Jesus, denn es dort beßer als hier ist. Der ich stets ꝛc.

[1]) von Polen.

Potsdam, den 23. April 1728.

E. L. angenehmes Schreiben mit einem frischen Elblachs habe wohl erhalten. Ich habe Sie nicht können eher beantworten, mein ältester Sohn ist sehr krank und wie eine Zehrung. Sie können sich einbilden, wie mir zu Muthe dazu ist.

Ich will bis Montag abwarten, wo es nicht beßer wird ein consilium aller Doctors halten, denn sie nicht sagen können, wo es ihm sitzet und er so mager als ein Schatten wird, doch nicht hustet. Also Gott sei anbefohlen, dem müßen wir uns alle unterwerfen. Aber indessen gehet es sehr hart. Da ich soll itzo von die Früchte genießen, da er anfanget, raisonnabel zu werden und muß (ihn) in seiner Blüthe einbüßen. Enfin ist es Gottes Wille, der machet Alles recht. Er hat es gegeben, er kann es nehmen auch wiedergeben. Sein Wille geschehe im Himmel als auf Erden. Meine beste consolation ist, wir müssen alle dahin, also einer früher, der andere spät. Da ist kein Kraut vorgewachsen. Ich wünsche E. L. von Herzen, daß dir der liebe Gott möge vor allem Unglück und solchen chagrin bewahren. Wenn die Kinder gesund sind, dann weiß man nicht, daß man sie lieb hat.

Ich bin vor 8 Tagen in Berlin gewesen und habe das Borck'sche Regiment sehen herein marschiren; es ist ein schön Regiment, aber wie die Berliner und Magdeburger ist es nicht, doch nicht viel Unterschied sowie die Preußische Regimenter ꝛc.

Potsdam, den 12. Mai 1728.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und freuet mir, daß E. L. haben (sind mit) Ihr Regiment content gewesen. Was den Hauptmann Staubach anbelanget, weil E. L. sich vor ihn intercediren, soll er pardonnirt sein, ich hoffe, daß er sich wird beßern und Ihm zur Warnung dienet.

Mein ältester Sohn ist beßer, er thut seinen Dienst, aber ich finde ihn doch nicht recht, denn er nichts essen kann und so mager, als sie sich was imaginiren können.

Hier ist nichts Neues, als daß beim Regiment noch Alles gut ist und dieses Jahr ein sehr großer Abgang gewesen, aber ich glaube, daß Alles recht

gut ersetzet ist und hoffe, daß es bestehen wird, aber viele viele blaßen Gesichter und Maladen, die nicht Ihre Kräfte wieder haben.

Ich hoffe E. L. als den 21. dieses hier wohl zu sprechen. Ich habe sie Logirt bei Knesebeck, das ist das beste Haus. Es thut mir leid, daß ich sie nicht auf den Schloße logire, da der König und der Königliche Prinz dorten logiren und da werden E. L. die Politesse vor die Dames haben, da Gräfin Orsinska (?) daß die auch auf dem Schloße logire, der ich stets ꝛc.

Wusterhausen, den 10. September 1728.

Es freuet mir, daß E. L. von Ihre Dresdensche Reise zufrieden sin. Ich bin sie sehr obligieret, daß sie mir Ihre exercice geschicket. Bei der Infanterie ist nicht Alles zu verwerfen und daß der König noch so verpicht ist, freuet mir und absonderlich, daß er nun siehet, was Flemming Ihm vor falsche Idees von uns gegeben hat. Der König ist ein rechtschaffener Herr und alle Mishelligkeiten die unter uns gewachsen sind, das bin ich itzo so vollkommen persuadieret, daß er da keine Schuld hat und Flemming der Urheber gewesen ist.

Gott gebe nur, daß Ihm die Kur wohl anschlage und sich menagire.

Ich hoffe das Gelück zu haben, sie in Desso weiter zu sprechen, der ich stets ꝛc.

Potsdam, den 19. November 1728.

E. L. haben meinen Sohn so schön beschenket. Ich wünsche, daß er eine occasion finde, daß er sich Ihre estime meritiret mache. Ich habe Ihm befohlen, daß er sie soll berichten, wie meine Jagd gehet.

Daß E. L. sich noch nicht beßern, sein sie versichert, daß es mir recht nahe gehet. Folgen sie und brauchen was und zwingen sie sich mit kräftige dünnen Suppen sich anzugewöhnen, daß die Hitze aus dem Leibe kommet, denn es von echauffement kommet und da hilft nichts als warme Suppen, beßer als alle Medizine. Ich spreche aus Erfahrung und dann klistiren alle Abend. Ich sollte wohl pariren, daß sie in 8 Tage völlig restituiret sin, wo sie das thun. Frage sie aber alle Doctores, so werden sie mit mir übereinkommen.

Mein Sohn jaget heute Damhirsch. Die Equipage ist noch nicht im Stande, da seine Jäger auf geliehenen ausrangirten Jagdpferden reiten. Der ich stets ꝛc.

Berlin, den 24. November 1728.

Ich bin gestern Abend hierher gekommen, da ich gleich in Erfahrung gekommen, daß E. L. Gesundheit nicht recht ist, das mir so viel chagriniret, als es nicht exprimiren kann.

Sie gebrauchen nichts, das gehet wahrlich nicht an. E. L. sie haben mir ·et von meiner zarten Jugend an viel Liebe, Sie haben's auch öfters

mündlich gesaget, also haben sie noch Liebe und égard vor mir, so bitte ich sie um Gotteswillen brauchen Sie . . . . . . und Dr. Eller. Welchen sie wollen, der soll Sonnabend da sein. Das sein die habilste. Wollen sie nicht, so lassen sie Hofmann kommen und brauchen sie recht ordentlich. Der liebe Gott wird sie helfen. Ich bitte sie, ich kann nicht genug exprimiren, wie sensibel ich bin, wenn ich denke, daß sie stürben, so ein guten Freund und braven Herrn zu verlieren.

Ist sonsten, wo ich mit dienen kann und in allen Stücken, haben Sie was auf das Herze, thun sie mir zu wissen, ich bin parat.

Sie werden so gut sein und schicken mir Keut (?) wieder. Er soll vor die beide Doctores, sagen sie es Ihm, denn er ordre hat, alsdann die relais Pferde zu bestellen.

Ich bitte noch einmahl, brauchen sie und thun, was die Doctores sagen mit eßen und trinken. Gott gebe sein Segen dazu, ich werde fleißig vor sie beten, der ich bis in mein Tod E. L. beständiger Freund sein und bleiben werde ꝛc.

Potsdam, den 26. Februar 1729.

E. L. Schreiben habe wohl erhalten, da ich sehr obligiret bin, daß sie an mich armen elenden Menschen gedenken. Ich bin etwas beßer, dieweil ich diese Nacht zum erstenmal eine Stunde geschlafen, denn ich in 12 Tage nichts als grausame Schmerzen gehabt. Gott bewahre sie davor in aller Gnade. Gott hat mir so weit bewahret, daß er mir den Kop nicht hat umgehen lassen. Bevor ich es wieder bekommen sollte, so mache der liebe liebe Gott ein Ende mit mir, denn Sterben ist sanft aber dieses Leiden unerträglich aber viehisch ist, denn ich glaube, wenig Leute haben es so kruellement als ich, da ich sehr vollblütig also mein Fieber hitzig dabei ist.

Ich wünsche itzo nichts mehr in der Welt, als in auswärtigem Lande, weit von meinem Lande einen hübschen einsamen Ort auszusuchen, wo ich in der Stille leben kann, denn ich in dieser Welt nichts nutze bin und mir über Alles ärgere, alsdann ich ein philosophisch Leben führen will, der ich stets ꝛc.

Potsdam, den 27. Februar 1729.

Ich bin gestern Abend wieder hier gekommen. In Dresden habe mich viel Mühe gegeben wegen Ihrer Haide[1]). Das schlimmste ist dieses, daß Haymb die Landsachen hat und ein Erzfranzose ist; aber mein unmaßgeblicher Rath ist, nehmen sie es an à bon conte und wenn die Revue ist, so können sie selber mit dem König sprechen, denn es seine Schuld nicht ist, denn er glaubet, daß Alles abgethan ist.

Ich habe das Rutowskische Regiment gesehen. Das 2. Bataillon ist beßer als Mosel aber nicht so wie Laugardier. Das 1. Bat. ist schön. Sie haben viel große Kerls aber wieder auch sehr kleine. Ich halte die mittelsten Glieder

größer als Glasenap aber das 4. von Rutowski ist kleiner, die Ordre noch nicht, wie es sin sollte.

Der König siehet so wohl aus, als wie ich vor 20 Jahr gesehn, dick und fett.

Die Standarten werden mit die linke Hand geführet. Ich bin über das Campement gefahren. Es ist ein vortrefflicher Platz, der ich stets 2c.

P. S. Ich werde sie[2]) morgen mein Ultimatum übersenden, denn ich heute an Milius gesandt und es in 4 Wochen nicht in Richtigkeit ist, der Tanz angehet. Dieses mit soliditet und mit dem Kaiser aus Sachsen de concert. Dieses weiß kein Mensch von unsere Leute, also bitte zu verschweigen. Mit Gott Alles wird gut gehen.

[1]) Der Fürst wollte die Salegaster Haide gegen den sächsischen Gräfenhainischen Forst, wo vorzügliche Hirschjagd war, vertauschen und war deshalb schon seit Jahren mit Sachsen in Unterhandlungen getreten. Ein Erfolg wurde nicht erzielt.

[2]) Den Hannoveranern.

Potsdam, den 11. März 1729.

E. L. nehmen doch nicht übel, daß ich sie die 3 Briefe (nicht?) beantwort habe. Ich bin so sehr miserable gewesen, daß ich nicht habe selber ein Brief machen (können). Itzo gehe 3 Tag an Stock und die großen Schmerzen haben mir ganz Gottlob verlassen. In den Knieen bin sehr schwach, daß ich nicht vom Stuhl allein aufstehen kann auch nicht wieder niedersetzen. Der Feldscher vertröstet mir aber, daß mit der Zeit Alles wird wiederkommen. Gott weiß es am Besten, denn ich keine große Opinion von mir habe und ich ein invalider Kerl geworden (?) bin. Der lange schlimme Winter thut mir auch viel Schaden, das sagen sie mir. Ob sie es mir weiß machen, daß weiß ich nicht, da ich alle Geduld und Hoffnung verloren habe — — —

Potsdam, den 31. März 1729.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und danke E. L. daß Sie Part an mein Zustand nehmen. Zu Pferde bin ich so gut, als ich gewesen bin, aber mit einer Treppe muß auf- und absitzen. Zu Fuß bin sehr schlecht, weil mit Permis meine Füße noch geschwollen und in den Knieen sehr schwach bin. — — — Bei mein Sohn habe Oberst-Leutnant Rochow und Leut. Kaiserling gesetzet. Der eine ist serieux, der andere alerter, alle beide Verstand.

Daß der Prinz Gustav[1]) noch da bleibet, halte vor nöthig, seine Sache auszumachen.

Daß der arme Wachholz wieder schlecht ist, thuet mir von Herzen leid. Wollen sie so gut sein und Ihn grüßen zu lassen und daß es mir sehr leid thut. Das Beste ist, man muß sterben. Wohl dem, der da am ersten stirbet

und bei Gott kommet, (er) ist am glücklichsten, denn auf dieser Welt lauter Nichts ist und Thorheit, der ich rc.

[1]) Er war Ende December nach Dresden gereist, wahrscheinlich um dort den Tausch von Salegast mit der Gräfenhainischen Haide ins Werk zu setzen.

Potsdam, den 13. April 1729.

— — — Zu Pferde reite so gut, als ich es gethan, aber die Infanterie ist miserabel. Ich bin in den Knieen nichts mehr nutze, aber zu Pferde kann ich Alles thun.

Krächer habe ich nach Halberstadt geschicket, das dortige Regiment Revue zu passiren. Ist das erste, damit es bei meiner Zeit geschehen ist.

Will's Gott, soll es mir hinfüro nicht mehr so gehen, wie mit das Kalksteinsche Regiment und ich gewiß Ihn beßer auf die Hände passen werde. Ich werde genöthigt werden, erster Tage das Regiment zu vergeben, denn wenn der Schäfer nichts nutze ist, die Schaafe reudig werden; (wenn) der Schaafknecht gut ist hilfet wohl, aber bei einer Heerde da muß ein Schäfer sein.

Hier ist nichts Neues. Ob Krieg oder Frieden wird, weiß Gott, der ich stets rc.

P. S. Das Kalksteinsche Regiment komt Sonnabend in Berlin an. Ich werde es sehen.

Berlin, den 9. Juli 1729.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und ersehen, daß sie mit Sebach[1]) gesprochen, davor ich sie obligieret bin. Ich will mein judicum suspendiren, bis ich sie gesprochen habe. Hoffe sie zu sehen zu Machnow, da sie werden ins Ministrator sein Haus ein Nachtlager vorlieb nehmen. Der Markgraf Albert kommt nicht. Nach Wesel werde nicht gehen, da ich weiß nicht dahin zu kommen, weil der König von England gekommen und ich Ihm evitiren will und ich Hannover ganz nahe passiren muß, wenn ich durchs Hildesheimsche gehe und er sich dorten aufhalten könnte. Also ich vor rathsamer halte, es zu evitiren. Wenn E. L. aber ein Weg wüßten, der weit von Hannoverschen Landen wäre, so wäre es noch eine Sache, der ich stets rc.

[1]) Oberst von Sebach hatte irgend eine Erfindung gemacht, welche der Fürst prüfen sollte.

Potsdam, den 28. Juli 1729.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und bin E. L. sehr obligiret, daß sie mir die Regimenter Alter und Montur auffetzen und malen lassen. Ich werde mein Regiment malen lassen und an Ihnen senden.

Die Antwort ist gekommen von Hannover. Sie wollen die Leute wiedergeben, ich verbleibe aber, daß ich alles erstlich in den Stande gesetzet haben will, als es vorher gewesen ist. Thun sie es nicht, ich es vor eine ruptur es halten würde. Der Brief gehet weg, sobald der König von Hannover

zurückekommet, denn ich satisfaction haben will oder ich mich selber nehmen werde und werde mein Kopf folgen und es (dar) auf ankommen lassen, denn er hat mich gesattelt, er soll auch reiten. Ich hoffe sie bald wiederzusehen, alsdann serieusi Disposition gemachet werden muß. Wenn die Antwort kommet: „abgeschlagen" so vermeine ich, daß das Leopoldische und Lottensche Regiment ein oder zwei Quartiere der Lüneburger an unserer Grenze aufheben sollen und daß das Leopoldische Regiment nach Magdeburg marschire, das Lottensche auf diesseits der Elbe. Werde sehen, rechtschaffen sie zu logiren und da zugleich alle Regimenter nach Magdeburg ziehn, da müßen alsdann die Hannoveraner gute Worte geben oder recht böse werden. Geben sie gute Worte alsdann Pace, werden sie böse, in Gottes Namen. Mit 42 Bataillonen und 75 Eskadrons sie auf dem Halse marschire und suche, mich mit sie zu engagiren und Ihre Plätze wegnehmen und sich in Hannover logiren und sich herstellen und wo möglich ein Bataillone 20 und ein 50 Eskadrons den Winter zu rüsten und zukommend Frühjahr die Armee zu formiren, wo der Feind stehet und ihn wieder aufsuchen, bis er Friede macht und Bußhand giebet, der ich stets ꝛc.

Potsdam, den 6. August 1729.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und muß sie berichten, daß der Brief abgegangen. Ich werde die Antwort haben zukommenden Mittwoch. Lassen sie meine Leute nicht los, so werde marschiren, es mag daraus werden, was es will.

(Für) das Project, daß E. L. haben gemacht, bin ich sehr obligiret. Sie werden so gut sein und es mitbringen, wenn sie herkommen. Was Minden anbelanget, womit kann ich es besetzen?, da Wesel muß ja mit 10 Bataillonen besetzt werden, da ist ja nichts übrig. Die Truppen, die ich hier habe, nichts missen kann, da von 42 Bat. und 65 Esk. nichts abgehen kann.

Massow (und) Posadoffski sind wiedergekommen. Wegen aller Details werde mündlich sagen, aber das ist gewiß und assuriret Massow, daß ihre Armee stark sein wird: 21 Hannöv. Bat., 13 Hessensche, 4 Wolffenbüttelsche, also 38 Bataillone und Eskadrons 52 à 152 Gemeine. Also kann ich unmöglich mit Minden besetzen und die Weser nicht breit ist, mit meine Pontons überall passiren kann, Minden auch ein miserabler Ort ist, da nichts darin ist, als 100 Ctr. Pulver, glaube daß die eisernen Kanonen, die dorten stehen nicht mal losgehen können[1]), die Kompagnien in Teklenburg und Minden wollte nach Lippstadt senden. Die Preußen müßen zum allerwenigsten 5 Wochen haben bis an die Elbe. Ich hoffe bald Zeitung zu schreiben von Krieg oder Frieden. Massow glaubt, sie werden es darauf ankommen lassen und es sousteniren. Der ich stets bin ꝛc.

P. S. Wie wird's mit meiner Kavallerie werden, die unberitten sin. Sein ins Hildesheimische wohl Pferde zu bekommen, wie die Dragoner Pferde?

[1]) Der König ließ später die Festungswerke von Minden sehr verbessern.

Wusterhausen, den 30. September 1729.

E. L. Wohlsein habe sehr gerne vernommen, und daß sie sich mit der Jagd divertiren. Ich habe zweimal gejaget, alle beidemal gefangen — — (Jagd und Hunde) — — Das Reiten gehet gut, das Gehen nicht vom besten. Ich finde aber, daß wenn ich von die beiden Jagden nach Hause fahre und ich ein Fußsack nehme, ich nicht so lahm bin, als wenn ich kein gebrauche. Man muß sich forthumpeln, so gut als man kann, leiderlich die guten Zeiten sind vorbei, der ich stets ꝛc.

Wusterhausen, den 30. November 1729.

Ich muß E. L. berichten, daß ich habe vorgestern meiner letzten Jagd zu Wusterhausen obgeleget mit großen Plaisir, da dieses Jahr Hunde und Jägers recht ihre Sache gethan haben. Wie es in Potsdam zugehen wird, wird die Zeit lehren. Ich habe aber das Vertrauen sehr gut, denn meine Hunde nicht mehr à vue jagen, sondern die Nasen gebrauchen. Hirsch und Wildpret sehen sie nicht an und behalten ihre (Spur?), Fuchs, Hasen estimiren sie nicht und wenn man sie zuschreiet, so stehen sie gleich. Ich bin sehr content. Ich habe auch 1453 Hühner geschossen und etliche Schweine gehetzet. Ich gehe morgen nach Frankfurt und bleibe ein Tag aus. Ich habe da bauen lassen und weil die Messe ist, will ich sehen, der ich stets ꝛc.

Potsdam, den 22. December 1729.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und daraus ersehen, daß E. L. Offiziers alle mit wollen[1]). Sein sie so gut und suchen ein Stücker 5 aus, die sie finden, die es Ihnen was helfen kann, was zu sehen. Der Prinz Moritz — das verstehet sich von selber — das er mitgehet.

Die beide Kompagnien leichte Dragoner setze egal, jede zu eine Eskadron. Die Offiziers habe schon. Ein Oberoffizier ist noch vakant. Haben sie ein Junker, der nicht wächset und tüchtig ist, soll er Fähnrich werden. Ich behalte den Platz auf, bis ich Antwort bekomme. Haben sie ein, so schicken sie mir.

Daß sie soviel Kranke haben, thut mir leid und wünsche von Herzen daß es möge bald beßer werden und der arme Wachholz.

Mein Wachholz heirathet die Frölen Geist, sie hat schöne Mittel.

Was der Kaiser thun wird, da paßet die ganze Welt auf. Ich glaube, daß sie in Wien selber noch nicht wissen, wie sie dran sein, denn der Prinz (Eugen) ist ganz und gar nicht recht wohl, den Guido (Stahremberg) hat der Schlag gerühret. Es ist eine große Confusion in der Welt. Ich glaube, wer im Stande ist, der kann mit guter Geduld Alles abwarten, was arriviren soll.

[1]) Es ist hier wohl von dem Besuch des sächsischen Lagers bei Mühlheim die Rede.

Potsdam, den 6. März 1730.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl empfangen und daraus gesehen, daß Moser bezahlet hat, da ich E. L. höchste obligiret bin. Hierbei kommen die Punkte wegen Braunschweig und unter die Hand wird Alles preparirt. Hier kommet die Marschroute der Regimenter. Ich kann alles den 24. Mai bei Magdeburg haben und hoffe, in Kurzen Ihnen weiter zu berichten, was passiret, denn mit den Kaiser nicht weiß, so wie es mir vorkommet, ob er losschlagen will oder accomodiren; aber in Zeit von 4 Wochen Alles sich wird developiren. Die Holländer formiren zu Moguer (?) Heide 10 à 12 (m) Mann, die da campiren sollen. Ich habe an dortige Regimenter befohlen, auf Ihrer Hut zu sein und daß sie die Beurlaubten einziehen in die Bataillons, der ich stets &c.

Potsdam, den 13. März 1730.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten. Wollen sie mir ein ander Project einsenden, aber Fourage und Quartier ist dar nicht dabei. Die Bauern will ich absolut nicht legen (belegen), als da ist kein Platz übrig und alle Städte bequartiret ist (sind). Den Oberst du Moulin (?) schicke sie, er wird morgen weggehen.

Schenke kann itzo nicht missen, denn ich meine Hunde in Athem setze, daß ich 4mal jagen kann, mich recht in Fatigue zu setzen, da diesen Winter ich nicht viel zu thun.

Die Kaiserlichen haben sicher 10,000 M., die Sachsen 20,000 M. Brod und Fourage muß (ich) zahlen, da wird schon alle Anstalten gemacht. Die Sachsen muß aber noch Geld vor Equipage, Ihre Artillerie zu bespannen geben. Alles ist veranstaltet.

Daß sie Polten (Prinz Leopold) wollen nach Goslar senden, sehr gut; indessen wollen sie (die Hannoveraner) ein Retranchement machen und machen große Magazine. Mein Sentiment ist, daß die Armee die stärkste ist, die schwächere sich nach die reguliren muß und die starke sich nach die schwächere nicht zu richten habe, also daß (weil) sie (die Hannoveraner) zu Gifhorn[1]) die Passage barrikadiren, ist nicht nöthig, daß wir darauf zukommen nach meinen Dünken, wir müßen durch Hildesheim und gerade nach Hannover, alsdann werden sie Gifhorn, Göttingen verlassen und setzen sich bei Hannover, alsdann der Rücken frei ist, da Braunschweig nichts ist, wo nicht 10,000 M. darin liegen, und wenn auch 2000 M. darin liegen, können sie nicht mehr als 500 M. detachiren, unsere vivres difficil zu machen und unsere Fourage. Wenn (zur Bedeckung) 1200 M. mitgegeben werden, werden sie nichts ausrichten dürfen. Sin sie so gut und sagen mir Ihr Sentiment.

Ich hoffe nun bald zu wissen, ob Krieg oder Frieden ist, der ich stets &c.

[1]) Stadt in Hannover am Einfluß der Ise in die Aller.

Potsdam, den 23. März 1730.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und bin E. L. obligieret, daß sie du Moulin, Oberst (?) Basse abgefertigt haben. Ich zweifle nicht, daß wo es losgehet sehr nothwendig ist.

Was die Sachsen anbetrifft, werden wir bekommen 20 Bat., 35 Eskadr. Von die Kaiserlichen 10,000 M. Ich werde aber Seckendorff pressiren, daß er mir das Detail gebe.

Was wegen der Berger-Schanze[1]) anbelanget, bin sehr wohl zufrieden, wie ich den Riß sehe.

Ich kann vermöge der Declaration, die Milius gethan, nicht marschiren lassen; wofern ich aber sehe, daß die Leute amüsiren wollen, werden die Preußen losrücken, denn ich glaube, daß der Krieg fast inevitabel ist, da sie nicht nachgeben werden, sonstens sie es längstens gethan. Die Arbiters werden nicht sprechen, da der König in England verliert, da will Wolffenbüttel nicht daran, also temperament. 's ist unmöglich als daß wir uns nicht bei die Ohren kriegen und dieses ist indubitabel, glaube ich.

Ich schlafe ruhig, ich habe eine gerechte Sache, es gehe, wie es wolle. Mit Gott, es wird gut gehen, der ich stets ꝛc.

[1]) in Magdeburg.

Potsdam, den 30. März 1730.

Ich muß E. L. sagen, daß gestern an Dubourgay Kurier gekommen, der die Zeitungen aus England mitgebracht, daß sie eingegangen . . . (?), die Leute, die sie haben wollen, werden examinirt und (sofern) sie Recht dazu haben, bekommen sie (sie) wieder. Meine Arrestanten werden gleich losgelassen. Dubourgay kommet heute her, da soll Alles abgemacht werden. Die guten Herrn hätten das können vor sehr langer Zeit, noch im Julio voriges Jahr gethan (haben), wäre beßer grace gewesen. Enfin es ist mir gewiß egal, ob es Krieg oder Frieden ist, denn Alles war fertig und disponirt und Alles, Gott sei Dank, was dazu Mitteln gehört (und alle Mittel, die dazu gehören).

Kommet zu einer anderen Zeit wieder was, wer weiß, wie ich da im Stande bin?

Der Major Hautcharmoy bleibt bei Ihr Regiment aber ich habe (ihn) zum Gen. Quartir-Leut. gemachet mit einer Pension und die Amtshauptmannschaft Angerburg. E. L. werden es ihm sagen lassen.

Daß Bosse nicht hat durchkommen (können), ist wohl das Wetter schuld; indessen wäre es gut gewesen. Ich glaube daß Ihre[1]) Disposition sehr schlecht wär gewesen, da ich E. L. es vor etlichen Jahren gesaget, daß dorten ein Kopf fehlet, sonstens an die Gelder fehlet nichts.

Was der neue Engländer[2]) mit sich bringen wird, wird die Zeit lehren.

Daß E. L. befohlen, daß das Pulver wieder nach der Thurmschanze gebracht werde, ist sehr gut. Hoffe, da nun das Wetter gut werde, die Arbeit gut wird von Statten gehen, der ich stets ꝛc.

[1]) der Hannoveraner. [2]) Hotham.

Potsdam, den 1. April 1730.

E. L. Schreiben habe wohl erhalten. Das sie mir schreiben von Prinz Dietrich[1]), werden sie mir nicht übelnehmen, da ich so viel alte Obersten habe, die der so viel Campagne gethan und enfin, ein Regiment ist die Braut, darum man tanzet und die Lust in Dienst vergehet.

Aber E. L. sin versichert, daß der Prinz ganz und gar nicht soll vergessen sein. Es sin so viel alte, ich glaube nicht, daß Gersdorff lange machet. Es werden leider Regimenter genug vacant, da ich alte brave Offiziers habe, die aber (nach) menschlichen Ansehen nicht lange leben können. Junge sterben auch, der ich stets ꝛc.

[1]) Der dritte Sohn des Fürsten Leopold, geb. 1702, war 1722 Oberst geworden und commandirte seit 1721 das Regiment seines Vaters. Er erhielt noch in diesem Jahre, 1730, ein Infanterie-Regiment und zwar das von dem Prinzen Georg von Hessen-Cassel, welches in Bielefeld und Herford garnisonirte.

Druckfehlerberichtigung.

Im Juliheft Seite 420, Zeile 15 von oben und ebenso Zeile 23 von oben ist zu lesen: Colbatz anstatt Colberg.

Druck von G. Hornberg in Berlin, Wilhelmstr. 21.

Die Besitzergreifung von Westpreußen.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert hatte der deutsche Orden zu beiden Seiten der unteren Weichsel ein wohlgeordnetes und mächtiges Staatswesen gegründet. Die heidnischen Preußen und Letten waren Christen und Deutsche geworden, aus zahlreichen deutschen Einwanderern war ein ansehnlicher Herrenstand, ein freier und wohlhabender Bauernstand, ein rühriges Bürgerthum erwachsen. Der Verbindung Polens mit Litthauen unterlag die Macht dieses weitgebietenden Staats, wie vordem die Zusammenfassung der Stämme der Lechen zum Königreich Polen das Vordringen der deutschen Colonisation über die Oder hinaus gehemmt hatte. Die schwere Niederlage, die der Orden im Jahre 1410 bei Tannenberg erlitt, hätte er wohl überwinden und wieder gut machen können. Aber dem Adel des Landes und den Städten war die harte Herrschaft des Ordens lästig; kurzsichtig und verrätherisch traten sie auf die Seite der Polen. Nach schweren Kämpfen sah der Orden sich im Jahre 1466 gezwungen, im Frieden von Thorn Ermeland, die Gebiete von Kulm und Marienburg im Osten der Weichsel, ganz Pomerellen im Westen der Weichsel d. h. die größere Hälfte seines Gebiets dem polnischen Reiche abzutreten und den Ueberrest als Lehen von Polen zu empfangen. Die Ohnmacht des deutschen Reiches sah so schweren Einbußen im Osten, wie denen im Westen, ohne Versuch der Hülfe und Abwendung zu. Jener Ueberrest des Ordenslandes blieb polnisches Lehen, auch nachdem der Hochmeister Albrecht von Brandenburg mit demselben zum Protestantismus übergetreten war. Vergebens weigerte er die Lehnshuldigung, ließ er es auf die Entscheidung der Waffen ankommen. Im Vertrage von Krakau 1525 erreichte er nur, das Ordensland als erbliches Herzogthum für seinen und seiner Brüder männlichen Stamm zu Lehen zu empfangen.

Nachdem die langen und blutigen Wirren und Kämpfe, die die katholische Reaction gegen die religiöse Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts

über Europa und vor Allem über Deutschland gebracht, vorübergegangen waren, erhob sich im Süden Deutschlands, vornehmlich durch die glänzenden Siege, die Prinz Eugen über die Osmanen erfocht, durch die Gewinnung Ungarns, die Macht Oesterreichs, während in Norddeutschland Kurfürst Friedrich Wilhelm den Grund der brandenburgisch-preußischen Staatsmacht legte. Dem Beispiele der westlichen Nachbarn Polens folgte Rußland. Peters blutige und energische Reformen schufen das moskowitische Reich um und gaben demselben ungeahnte Beweglichkeit und Stärke. Die Republik Polen schlug den entgegengesetzten Weg ein. Mit dem Siege, den die katholische Reaction in Polen gegen Ende des sechzehnten, im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts gewann und befestigte, hielt der Zerfall der Staatsmacht gleichen Schritt. Die Wucht des zahlreichen Bauernadels absorbirte die legislative Gewalt der Krone; in der Verwaltung verfügten die Magnaten, denen die großen Kronämter zufielen, nach Belieben; die Anarchie wurde das Regierungssystem des Landes. Die Anarchie im Innern war die Ohnmacht nach Außen. Polens Geschicke wurden von seinen Nachbarn abhängig. Ein ohnmächtiges Staatswesen durfte nicht darauf rechnen, mitten zwischen starken Mächten intakt zu bleiben, am wenigsten die Gebiete zu behaupten, die es diesen einst entrissen hatte. Dem Erben des Ordenslandes, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, war es gelungen, den Lehnsverband des Herzogthums Preußen mit der Krone Polen zu sprengen, indem er zuerst mit Schweden gegen Polen, sodann mit Polen gegen Schweden ging, aber die Verträge von Welau (1657) und Oliva (1660) bestimmten, daß das Herzogthum nach dem Aussterben des Hohenzollernschen Mannsstammes an Polen zurückfalle. Die ansehnlichen Herrschaften Lauenburg, Bütow und Draheim, Stadt und Gebiet von Elbing waren von dem großen Kurfürsten 1657 und 1668 von der Republik erworben worden, theils zu Lehen, theils pfandweise. Friedrich I. hatte die Stadt Elbing zurückgestellt. Mit Erstattung der Pfandsummen fiel auch das Gebiet und Draheim an die Republik zurück. Die Herrschaft Polens über Pomerellen trennte jenes Fragment von Ostpreußen, das Friederich I. zum Königreich erhoben hatte, von dem Kerne der Monarchie. Nach August des Starken Thronbesteigung in Polen sah sich Preußen im Westen und Osten von gegnerischen Staaten umgeben, während zugleich unter dieser und der folgenden Regierung Augusts III. in Polen die Agitation der Jesuiten die Bedrückung der Akatholiken d. h. der Protestanten im Westen, der Bekenner der griechischen Kirche im Osten, durch die Constitutionen der Reichstage von 1717, 1733 und 1736 auf den Höhepunkt trieb, und das Blutbad zu Thorn (1724) zeigte, daß es für diese auch bei den höchsten Instanzen des Reichs gegen den Fanatismus des polnischen Volkes und die

Verfolgungssucht der Jesuiten keinerlei Schutz gab. Friedrich II. hatte kaum einen eifrigeren Gegner als König August III. von Polen; kein anderer Fürst hatte durch seine Verbindungen in Versailles, Wien und Petersburg so viel zur Bildung der europäischen Coalition, deren Ziel die Theilung Preußens war, beigetragen wie dieser. Als der Krieg dann zum Ausbruch kam, blieb die Republik Polen neutral und gewährte König August sichere Zuflucht; und während die Isolirung Ostpreußens (damals ein Gebiet von 500,000 Einwohnern) eine wirksame Vertheidigung desselben gegen die Russen unmöglich machte, marschirten diese trotz der Neutralität der Republik in jeder Richtung durch Polen, nahmen hier ihre Winterquartiere, legten Magazine an, wo es ihnen gut schien, und sicherten dieselben durch Garnisonen, warben polnische Magnaten Freicorps gegen Preußen und machten Streifzüge nach Schlesien und in die Neumark.

Nach den Friedensschlüssen von Paris und Hubertsburg erneuerte Oesterreich den Allianztractat mit Frankreich, den es am 1. Mai 1756 zu Versailles geschlossen hatte. Durch den erneuten Familienpact fest mit Spanien verbunden, behauptete Frankreich trotz der großen Verluste, die ihm der Krieg gebracht, ein überwiegendes Ansehen in Südeuropa, während Oesterreich, durch das Bündniß mit Frankreich in Flandern und Italien sicher, im Stande war, seine gesammte Kraft gegen Preußen zu wenden. Mit England zerfallen, welches Preußen durch seinen Sonderfrieden mit Frankreich preisgegeben hatte, fand sich Friedrich II. nach dem Kriege noch isolirter als während desselben. Da näherte sich Rußland. Er ergriff die Hand, die ihm geboten wurde.

Katharina's Thron stand in den ersten Jahren ihrer Regierung nicht ganz sicher. Sie war dem russischen Volke fremd, man befürchtete Auflehnungen der Großen, Emeuten der Garden. Die Verwaltung war unter der schlaffen Regierung der Kaiserin Elisabeth in die größte Unordnung gerathen und die Finanzen völlig erschöpft. „Rußland war im Innern zerrissen und ohne jede politische Verbindung nach Außen", so schildert ein russisches Actenstück die Lage[1]). Dazu kam, daß sich die Parteien des Hofes lebhaft um die Richtung der Politik, welche die Kaiserin einzuschlagen habe, bekämpften. Bestucheff vertrat das politische System, welches unter Anna nnd Elisabeth gegolten, das der Allianz mit Oesterreich; trotz des lebhaften Unwillens, der am Wiener Hofe gegen Rußland herrschte — es war hier die Meinung, daß Rußlands „Abfall" von der Allianz die großen Anstrengungen Oesterreichs und Frankreichs gegen Friedrich um den Erfolg gebracht hätte — wurden seine Bemühungen von Wien aus

[1]) Instruction für Graf Romanzoff bei Smitt, Frédéric II etc. I, 83.

unter der Hand eifrigst unterstützt. Panin, dem die Kaiserin verpflichtet war und dessen Einsicht sie Vertrauen schenkte, war anderer Ansicht. Er meinte, daß Rußland in dem Bündniß mit Oesterreich keinen Vortheil gefunden, daß es im Verhältniß der Unterordnung gegen Oesterreich gewesen, daß Rußland in demselben die Rolle des Hundes am Seil zugefallen sei, den Oesterreich losgelassen, wenn es Krieg führen wollte[1]). Er hielt eine Verbindung mit Preußen für rathsamer.

In der That hatten Preußen und Rußland gleiche Interessen gegen Polen und Schweden. Auf dieser Basis waren Preußen und Rußland seit den Anfängen Peters I. in Verbindung getreten, hatte Preußen schließlich am Kriege Rußlands gegen Karl XII. Theil genommen, waren die Verträge zwischen Preußen und Rußland von 1718, 1719 und 1730 über gemeinsames Verfahren in den polnischen Angelegenheiten geschlossen worden. Bereits hatte man im Jahre 1732 einen weiteren Vertrag in dieser Richtung vereinbart, als Kaiserin Anna zum österreichischen Systeme überging, um mit Oesterreich gegen Preußen August III. zum Könige von Polen zu machen. Seitdem war diese Richtung dann von der russischen Politik dreißig Jahre hindurch festgehalten worden; sie hatte ihren schärfsten Ausdruck in dem Vertrage von 1757, im siebenjährigen Kriege gefunden.

Indem Panin von dieser Richtung völlig abzugehen rieth, war er zugleich von der Ueberzeugung geleitet, daß die Kaiserin zur Befestigung ihrer Herrschaft Erfolge nach Außen hin bedürfe, daß diese, ohne dem russischen Volke große Anstrengungen aufzulegen, erreicht werden müßten, daß Erfolge in Genugthuung der Empfindungen, die in Rußland die allgemeinsten und lebendigsten waren, der Kaiserin am meisten zu Gute kommen würden. Naturgemäß richtete sich sein Blick zunächst auf Polen. Rußland hatte hier während des siebenjährigen Krieges fast unumschränkt geboten, noch standen seine Besatzungen in Graudenz und anderen Orten. Rußlands Gewicht in Europa verlor, wenn diese Stellung in Polen aufgegeben wurde; es mußte in dem Maße wachsen, als es seinen Einfluß in Polen zu verstärken vermochte. Auf den Einfluß in Polen verzichten, hieß den Zuständen dieser Republik gegenüber nichts Anderes, als Polen einer anderen Macht überlassen. August III. hatte in Wien seinen vornehmsten Stützpunkt gesucht. Polen Oesterreichs Einfluß überlassen, hieß aber bei der engen Verbindung Oesterreichs und Frankreichs zugleich Frankreichs Einfluß in Polen stärken. Dazu kam, daß die Dissidenten griechischen

[1]) Berichte des Grafen Solms vom 15. April und 19. Juni 1764; Geh. Staatsarchiv.

Glaubens den Schutz der Kaiserin dringend erbaten [1]). Verstärkte man die russisch Gesinnten unter den polnischen Magnaten durch die Ergebenheit und Dankbarkeit der griechischen Geistlichen in Polen, der großen Zahl der Bekenuer dieser Religion, so mußte man eine Partei gewinnen, die fest an Rußland gebunden die Republik in Rußlands Sinn zu leiten im Stande wäre. Und konnte Katharina größeren Dank des russischen Volks erwarten, konnte sie sich rascher und entschiedener nationalisiren, mit ihrem Volke identificiren, als indem sie die Sache der griechischen Kirche zu der ihrigen machte? Wollte und mußte sie sich aber der Dissidenten in Polen ernsthaft annehmen, sollte die exclusive Herrschaft des Katholicismus in Polen gebrochen werden, so war schon damit allein die Allianz mit dem steif katholischen Oesterreich ausgeschlossen, die Allianz mit Preußen gegeben, dessen Glaubensgenossen im Westen Polens denselben Druck erfuhren, wie die Bekenner der griechischen Kirche im Osten Polens.

So stellte Panin der russischen Politik als erstes Ziel die Erwerbung der indirecten, aber wohlgesicherten Herrschaft über Polen. Den inneren Zuständen, der Regierungsform des Landes sollte dann so weit aufgeholfen werden, daß Rußland aus den Kräften Polens einigen Vortheil für seine auswärtigen Verhältnisse zu ziehen vermöge; Polen war nach Panins Anschauung geeignet, die Lücke auszufüllen, die mit dem Aufgeben der österreichischen Allianz im Süden gegen die Pforte für Rußland entstand [2]). Ein systematischer und etwas doctrinärer Kopf gedachte Panin, auf die Allianz mit Preußen und die Vasallenschaft Polens gestützt, dem südeuropäischen Staatensystem, der Allianz Oesterreichs mit Frankreich und Spanien, eine nordische Allianz gegenüber zu stellen, die den Einfluß Frankreichs in Polen und Schweden aufhübe, den gesammten Norden seinen besonderen und ausschließlichen Interessen zurückgäbe. Zu diesem Behufe sollten Dänemark und England der preußisch-russischen Allianz beitreten.

Katharina hatte den Frieden, den Peter III. am 5. Mai 1762 mit Preußen geschlossen, aufrecht erhalten, das gleich darauf vereinbarte und von Friedrich am 8. Juni 1762 vollzogene Bündniß nicht ratificirt. Oesterreichs Anträge auf Erneuerung der Allianz wurden abgelehnt, dagegen sprach Katharina dem Könige den Wunsch nach baldiger Herstellung des allgemeinen Friedens aus, ermahnte ihn die Hand dazu zu bieten (28. Oct. 1762). Im Beginn des Jahres 1763 gewann Panins Meinung am Hofe allmählich die Oberhand, er sprach dem Vertreter des Königs, dem Grafen Solms, davon, daß in Betracht der dauernden gemeinsamen Interessen

[1]) Ssolowjoff, Geschichte des Falles von Polen; Uebersetz. S. 13. 32.

[2]) Verhandlungen über die große nordische Allianz; Geh. Staatsarchiv.

Preußens und Rußlands in Polen eine Allianz zwischen Rußland und Preußen nach Herstellung des Friedens erwünscht sein würde[1]). Bei den Verhandlungen zu Hubertsburg gab Katharina die Neigung zu erkennen, sich an denselben zu betheiligen; Panin rieth, die Grafschaft Glatz, auf deren Abtretung Oesterreich zu beharren schien, zu opfern und Sachsen eine Entschädigung zu gewähren[2]). Der König ging auf diese Rathschläge nicht ein. Zugleich hatte die Kaiserin dem Könige Eröffnungen für den Fall der Erledigung des polnischen Thrones machen lassen; König August III. war erkrankt; es hieß, daß sächsische Truppen nach Polen gezogen werden sollten, um die Wahl des Kurprinzen zu sichern. Mit der Mittheilung vom Abschlusse des Friedens verband Friedrich die Versicherung, daß er jedem Kandidaten, den Rußland vorschlüge, mit Ausnahme der Mitglieder des österreichischen Hauses im Voraus zustimme: nach seiner Meinung würde die Wahl eines Piasten den Interessen beider Höfe am zuträglichsten sein (15. Februar 1763). Katharina antwortete am 4. März: „Da Eure Majestät findet, daß es zum Frieden beitragen heißt, wenn man den Ideen folgt, die Fürst Dolgoruki Ihnen meiner Seits mitgetheilt hat, und da Sie mir sagen, daß Ihnen jeder Kandidat von meiner Seite recht sein würde mit Ausschluß der österreichischen Prinzen, so stimme ich dem unter der Voraussetzung zu, daß Eure Majestät jeden von Frankreich unterstützten Kandidaten ausschließt. Auch mir ist ein Piast willkommen. Hierüber wünsche ich eine Vereinbarung und, wie ich bereits vorgeschlagen habe, eine Declaration, daß keine sächsischen Truppen nach Polen durch Preußen marschiren dürfen. Im Falle der Thronerledigung werde ich Alles thun, dieses Project durchzuführen, welches nach Ihrem Wunsche, um Intriguen der übrigen Mächte zu verhindern, geheim bleiben wird"[3]). Der König erklärte am 5. April sein Einverständniß und wies darauf hin, daß die gegenseitigen Interessen eine intimere Verbindung verlangten; Katharina dankte für die freundschaftliche Art, in der der König dem zugestimmt, was sie für Polen vorgeschlagen habe; die intimere Verbindung zwischen Rußland und Preußen existire bereits, obwohl die gewöhnlichen Formalitäten nicht angewendet seien. Für die polnischen Angelegenheiten verlasse sie sich auf das Wort des Königs (26. April). Nachdrücklich und offen unterstützte sie die Opposition gegen König August in Polen, die Czartoryski, Poniatowski, Oginsky u. A. Nachdem sie den König von Preußen

[1]) Solms Bericht vom 9. Januar 1763; Geh. Staatsarchiv.

[2]) Katharina wollte den Prinzen Karl von Sachsen aus Kurland entfernen, um Biron hier wieder einzusetzen.

[3]) Geh. Staatsarchiv.

am 9. Juli ersucht hatte, ihr nunmehr den Entwurf einer Allianz zwischen Preußen und Rußland zugehen zu lassen, schrieb sie ihrem Vertreter in Warschau: „Ich sehe, daß unsere Freunde zu einer Conföderation bereit sind, aber ich sehe nicht ein, wozu eine Conföderation bei Lebzeiten des Königs von Polen führen soll. Ich sage Ihnen die reine Wahrheit, meine Koffer sind leer und werden leer bleiben, bis ich die Finanzen in Ordnung gebracht habe, was in einer Minute nicht geschehen kann. Meine Truppen können in diesem Jahre nicht ausrücken, darum empfehle ich Ihnen, unsere Freunde zurückzuhalten. Die Hauptsache ist, daß sie ohne vorgängige Verabredung mit mir nicht zu den Waffen greifen" (14. Juli). Und am 26. Juli setzte sie hinzu: „Ich befahl Ihnen in meinem letzten Schreiben, unsere Freunde von unnützen Conföderationen zurückzuhalten, aber zugleich geben Sie ihnen die positivsten Versicherungen, daß wir sie unterstützen werden in Allem, was verständig ist, unterstützen bis zum Tode des Königs, nach welchem wir ohne Zweifel zu ihrem Vortheile handeln werden."

Bevor der Vertrag mit Preußen zum Abschluß gelangte, starb König August III. am 6. October 1763. Friedrich schrieb der Kaiserin, sie möge dem sächsischen Hofe erklären, auf die Wahl des Kurfürsten zum Könige von Polen nicht eingehen zu können, ihre Partei in Polen verstärken und für den Fall der Bildung einer Gegenpartei den Czartoryski's befehlen, den Schutz Rußlands zu erbitten (11. October). Katharina hatte ebenfalls gleich nach Empfang dieser Kunde an Friedrich geschrieben: „Bei der Nachricht vom Tode des Königs von Polen wende ich mich an Eure Majestät. Ließen wir jetzt einen Sachsen zu, so würde der Thron in diesem Hause erblich werden. Da über die Wahl eines Piasten Uebereinstimmung besteht, so schlage ich ohne Umschweife Eurer Majestät unter den Piasten einen vor, welcher mehr als die übrigen Eurer Majestät und mir sich verpflichtet fühlen wird für das, was wir für ihn thun. Es ist, wenn Eure Majestät damit einverstanden ist, der litthauische Stoljnik Stanislaus Poniatowski. Die Truppenbewegungen an den Grenzen Litthauens werden Sie nicht in Erstaunen setzen; unsere Minister in Warschau und Constantinopel müssen in Uebereinstimmung handeln" (17. October). Und als nun das Schreiben des Königs vom 11. October einging, erwiderte die Kaiserin: sie sei dem Rathe des Königs zuvorgekommen und habe dem Kurfürsten und der Kurfürstin von Sachsen in jenem Sinne geschrieben. Der Allianzvertrag zwischen Preußen und Rußland werde nächstens zum Abschlusse kommen; das Gegenproject (zum preußischen Entwurfe) sei vor acht Tagen von Petersburg abgegangen. Sie schloß mit der erneuten Aufforderung an den König, den Sachsen den Durchmarsch nach Polen nicht zu gestatten.

Es kam dem Könige vor Allem darauf an, daß die Besetzung des polnischen Throns nicht zum Kriege führe, daß er nicht in neue Wirren und Kämpfe gezogen werde. Er beharrte darauf, nur einen Defensivtractat mit Rußland zu schließen, ermahnte in Petersburg unaufhörlich zu gemäßigtem Auftreten, wies die Aufforderung Panins ab, auch preußische Truppen in Polen einrücken zu lassen, ja er wollte sich nicht einmal dazu verstehen, Truppen innerhalb Preußens an der polnischen Grenze zusammenzuziehen. „Vor meinem Staate und vor der Nachwelt würde ich mich verantwortlich machen, schreibt der König an Solms am 27. December, wenn ich mich leichtsinnig um Rußlands Willen in den Krieg stürzte." Mit der Last eines Krieges stehe selbst die Thronerlangung eines Sachsen in Polen außer Verhältniß. Panin möge nicht blos auf Polen, sondern auch auf Europa, auf Oesterreich und Frankreich sehen. Wenn wir marschiren ließen, würden die Oesterreicher auch marschiren. Rußland sei stark genug, in Polen durchzusetzen, was es wolle, wenn Preußen einverstanden sei und Oesterreich dadurch zurückgehalten werde. Auch drohende Erklärungen seien verfrüht, je milder Rußland auftrete, um so ungestörter und gewisser werde es zum Ziel kommen[1]). Panin beharrte auf dem Wunsche, daß der König wenigstens an seiner Grenze militärische Demonstrationen mache; die Oesterreicher hätten ebenfalls Truppen an ihrer Grenze zusammengezogen; komme es zum Kriege, so werde Preußen nicht leer ausgehen[2]). Katharina selbst schrieb dem Könige: sie werde, wenn sie nicht gezwungen würde, den Weg der Thathandlung (voies de fait) nicht betreten, aber Demonstrationen an den Grenzen machen, das heiße doch nur, sich des natürlichen Vortheils der Nachbarschaft bedienen (19. Jan. 1764). Der König erklärte, er würde im Nothfall höchstens ein paar Husaren-Regimenter an die Grenze rücken lassen (10. Februar).

Endlich kam es zum Abschluß des Allianzvertrages, den theils Panins Langsamkeit in den Geschäften, theils Bestucheffs und der österreichischen Partei Gegenwirkungen lange genug verzögert hatten (11. April 1764). Auf Solms Bericht (31. März), daß er nunmehr zeichnen könne, bemerkte der König: Recht! In Polen wird's ruhig gehen, aber Gott verhüte eine neue Revolution in Petersburg; Frankreich, Oesterreich und Sachsen arbeiten daran (16. April); und gleich darauf bemerkte er Solms noch einmal: Jeder Kandidat ist mir recht, mit Ausnahme eines Oesterreichers; welcher Piast gewählt wird, ist mir gleichgültig. Nur Rußland hat ein directes Interesse und den Vortheil von seinem Kandidaten, den es durch-

---

[1]) Weisung vom 10. Februar 1764.

[2]) Solms Berichte vom 30. December 1763 und 24. und 31. Januar 1764.

bringt, ein Vortheil, den ich ihm auf die Gefahr hin, von Oesterreich und Frankreich angefallen zu werden, verschaffe[1]).

Nach Maßgabe der früheren Verträge zwischen Preußen und Rußland verpflichtete diese Allianz zu gemeinsamem Handeln in Polen, zur Lenkung der Wahl auf Stanislaus Poniatowski; Preußen machte sich zu diesem Behufe verbindlich, den Sachsen den Durchmarsch nicht zu gestatten und nöthigenfalls eine Demonstration an der Grenze zu machen. Die Bestimmung des Vertrages von 1762 über die Aufrechthaltung der polnischen Constitution, wie die über die Fürsorge für die Dissidenten wurde, letztere in wenig verstärkter Fassung, aufgenommen. Wenn nach dem Vertrage von 1762 vorerst eine stärkere Unterdrückung als die vorhandene nicht zugelassen werden sollte, so wollte man nach dem neuen Vertrage „starke und freundschaftliche Vorstellungen thun, damit sie in ihre früheren Rechte, Privilegien, Freiheiten und Prärogativen wieder eingesetzt würden, sowohl in kirchlichen als in bürgerlichen Dingen. Wäre es nicht möglich, dies sogleich zu erlangen, werden sich die Vertrag schließenden Theile begnügen, zu bewirken, daß die gedachten Personen wenigstens gegen die Ungerechtigkeiten und die Bedrückung geschützt werden, unter welchen sie gegenwärtig seufzen." Das Wahlrecht der polnischen Nation sollte auch in Zukunft mit allen Mitteln aufrecht erhalten und wenn nöthig mit Gewalt der Waffen der Umsturz der Constitution und der Grundgesetze Polens verhindert werden. Endlich verbanden sich Preußen und Rußland, dem Einfluß Frankreichs in Schweden entgegenzuarbeiten und gemeinsam dahin zu wirken, daß die Verfassung von 1720 in Schweden in Kraft bleibe. Die contrahirenden Theile garantiren sich ihre gegenwärtigen Besitzungen und unterstützen sich gegen jeden Angriff Dritter durch ein Hülfscorps von 12,000 Mann oder durch Zahlung jährlicher Subsidien. Würde die Wahl des Königs oder dieser selbst nach seiner Einsetzung durch den Einmarsch des Truppencorps einer dritten Macht in Polen bedroht, so wird der König von Preußen 20,000 Mann in Polen einrücken lassen, und diese werden hier gemeinschaftlich mit den russischen Truppen operiren. Die Dauer dieses Bündnisses war auf acht Jahre bestimmt.

Die Vortheile lagen wesentlich auf der Seite Rußlands. Ueber das entscheidende Motiv, das den König zum Abschluß bewegt, sagt er: „Die Engländer hatten uns durch ihren Separatfrieden verlassen und mit uns gebrochen, man mußte sich nach Hubertsburg einige Jahre eines soliden Friedens verschaffen, um die zu Grunde gerichteten Provinzen wieder-

[1]) Weisung an Solms vom 19. April 1764, vgl. die Weisungen vom 10. Februar und 15. März 1764; Geh. Staatsarchiv.

herzustellen. Diesen Vortheil bot uns die Allianz mit Rußland" [1]). Wenn Rußland nach Außen hin sicherer stand, im Innern war dessen Lage desto unsicherer. Graf Solms, dem der König nicht ohne Grund vorwarf, die russischen Dinge in zu günstigem Lichte zu sehen, berichtet drei Wochen nach Abschluß des Vertrages (4. Mai 1764): Die Dauer der Herrschaft Katharinas kann man jetzt nach menschlichem Maße auf vier bis sechs Jahre für gesichert betrachten. Dann sei der Großfürst volljährig, und von der Haltung, die er dann annehme, werde viel abhangen [2]).

Ohne erhebliche Schwierigkeiten erfolgte die Wahl des Stanislaus. Der Erschöpfung seiner Finanzen gegenüber begnügte sich Oesterreich, die sächsische Kandidatur in Petersburg zu befürworten und die Zurückziehung der russischen Truppen zu verlangen, auf daß Rußland den Polen, sowie Oesterreich selbst, Frankreich, der Pforte und Schweden den Beweis gebe, daß es eine Theilung Polens nicht beabsichtige [3]); in Berlin über das Vorgehen Preußens und Rußlands Beschwerde zu führen, Zusicherung des Nichteinrückens in Polen zu fordern, die verweigert wurde, und in Gemeinschaft mit Frankreich und Sachsen die antirussische Partei in Polen unter der Hand zu unterstützen [4]). Dieser Partei, welche Karl Radziwill, Branizki und Potozki führten, entzog der plötzliche Tod des Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen den Kandidaten, der Aussicht auf Erfolg hatte; der Kurprinz war minderjährig. Um sich vor Rußland zu retten, beschloß ein ansehnlicher Theil dieser Partei sich Preußen in die Arme zu werfen; Mokranowsky eilte nach Berlin, dem Prinzen Heinrich die Krone anzubieten. Dies Anerbieten wurde sehr bestimmt zurückgewiesen (Mai 1764). Bereits hatten die Czartoryski's den Schutz Rußlands angerufen; von den 30,000 Mann, die Katharina an der Grenze Litthauens vereinigt, waren schon im März 1764 10,000 Mann in Polen eingerückt. Radziwill und Branizki flohen vor ihnen; unter dem Drucke dieses Corps und unter Beihülfe von anderthalb Millionen Rubeln wurde Stanislaus am 7. September 1764 zum König gewählt. Beim Empfang dieser Nachricht schrieb Katharina dem Könige: die Wahl sei ruhig und einstimmig erfolgt, sie habe ihm diesen Erfolg zu danken. Friedrich hatte sie auf die Anstrengungen aufmerksam gemacht, welche Oesterreich und Frankreich in Petersburg selbst machten, ihr Vertrauen zu Panin zu untergraben. Sie fügte in dieser Beziehung hinzu: weder die Eifersucht der einen, noch der Groll

1) Friedrich an Heinrich 9. Februar 1770; Geh. Staatsarchiv.

2) Geh. Staatsarchiv.

3) Solms Berichte vom 6. December 1763, 20. Januar und 17. Februar 1764; Geh. Staatsarchiv.

4) Weisungen des Königs vom 14. April und 21. Mai 1764; Geh. Staatsarchiv.

der anderen Macht würde sie von ihrem Wege abbringen; sie sei mit Panin sehr zufrieden[1]) (17. September). Diesem selbst schrieb sie: „Ich gratulire zum König, den wir gemacht haben. Dies Ereigniß hat mein Vertrauen zu Ihnen um so mehr gesteigert, als ich sehe, wie fehlerlos alle von Ihnen getroffenen Maßregeln waren“[2]).

Dieser Erfolg war wohl geeignet, den Thron der Kaiserin etwas fester zu stellen, und Panin schickte sich sofort an, aus demselben weitere Früchte zu ziehen. Der griechische Bischof von Mohilew hatte noch vor dem Tode König Augusts III. der Kaiserin eine Klageschrift über die grausamen Bedrückungen eingereicht, welche seine Glaubensgenossen zu erdulden hätten; und Katharina hierauf im Juli 1763 ihrem Gesandten in Warschau, Kaiserlingk, geschrieben: „Ich vertraue die Rechtgläubigen in Polen Ihrem Schutze an. Theilen Sie mir mit, was zur Hebung meines Ansehens, meiner Partei erforderlich ist; ich werde nichts vernachlässigen, was dazu dienen kann“[3]). Nach dem Ableben Augusts, im December 1763, wandten sich die Dissidenten auch nach Berlin um Schutz und Hülfe[4]); im März des folgenden Jahres traf eine Deputation der Dissidenten in Petersburg ein[5]), und nachdem Solms am 3. April nach Berlin berichtet, daß Kaiserlingk zu Gunsten der Dissidenten instruirt worden sei, erwiderte ihm der König, daß auch sein Vertreter in Warschau (Benoit) angewiesen werden würde, für die Dissidenten zu sprechen, jedoch nicht zu stark; es würde unklug sein, den Klerus zu reizen. Wiederholt äußerte Panin dem Grafen Solms in den nächsten Monaten den Wunsch, daß Preußen und Rußland eine gemeinsame Erklärung für die Dissidenten abgeben, gemeinsame Schritte zu deren Gunsten thun möchten[6]). Der König hielt Maßregeln dieser Art zwar im Augenblicke für nicht recht opportun, gestattete Solms jedoch endlich, eine Erklärung mit Panin zu vereinbaren, welche dem Wahlreichstage übergeben werden sollte. Sie wurde am 11. Juli 1764 festgestellt. Auf diese Gemeinschaft gestützt, instruirte Panin wenige Wochen nach der Wahl des Stanislaus, am 13. October, den Nachfolger Kaiserlingks in Warschau, den Fürsten Repnin, daß von seinem Urtheile und seinem Einverständniß mit dem preußischen Gesandten die rechtzeitige und wirksame Anwendung der Mittel abhange, die, wenn es sich durchaus unmöglich zeigen sollte, den Dissidenten alles ihnen Geraubte zurückzu-

1) Geh. Staatsarchiv.
2) Ssolowjoff a. a. O. S. 22.
3) Ssolowjoff a. a. O. S. 14.
4) Weisung des Königs an Solms vom 27. December 1763; Geh. Staatsarchiv.
5) Solms Bericht vom 27. März 1764 ebendaselbst.
6) Solms Berichte vom 19. Juni und 3. Juli 1764.

gewinnen, diesen wenigstens, was irgend wichtig und für ihren Nutzen bedeutsam sei, wiedergäben. „Wie sehr der Vortheil und die Ehre unseres Vaterlandes und besonders der persönliche Ruhm Ihrer kaiserlichen Majestät bei der gerechten Zufriedenstellung der Dissidenten interessirt sind, bedarf keiner Ausführung. Für den äußersten Fall geben Sie zu verstehen, daß Ihre kaiserliche Majestät, wenn ihrer Intercession in einer so gerechten Sache Seitens der Republik so geringe Achtung erwiesen würde, sich genöthigt sehen könnte, ihren Truppen, welche bis jetzt mit so bedeutenden Unkosten zum ausschließlichen Vortheil und Dienst der Republik gebraucht wurden, anzuweisen, weiterhin auf deren Gebiet zu verweilen. Es wird nöthig sein, daß Ew. Durchlaucht Rede und That in Einklang bringen und demgemäß für das weitere Verweilen unserer Truppen in Polen Anstalten treffen, um durch Einschüchterung zu erreichen, was auf gütlichem Wege nicht erlangt werden kann. Ich denke nicht, daß es möglich ist, den Dissidenten auf ein Mal Alles zurückzugewinnen; es ist genug, wenn sie in einige Rechte und Privilegien wieder eingesetzt werden und vor neuen Verfolgungen vollkommen geschützt sind; bei Fortdauer der Bedrückungen könnten sie zu nicht wiederherzustellendem Schaden unserer Staatsinteressen vollkommen ausgetilgt werden“ [1]). Stanislaus versuchte die Frage der Dissidenten zurückzustellen, sie abhängig zu machen von den politischen Reformen, die er mit seinen Oheimen, den Czartoryski's, beabsichtigte, der Aufhebung des liberum veto zunächst auf den Landtagen der Woiwodschaften. „Sie wollen, schrieb er am 15. November der Kaiserin, daß der Bund zwischen Polen und ihrem Staate noch fester und vortheilhafter für beide Völker werde als früher, daß jeder Bürger Polens, die Dissidenten miteingeschlossen, Sie liebe und sich Ihnen verpflichtet fühle. Ihre Majestät interessiren sich lebhaft für die Dissidenten, aber ihre Sache wie jede andere erheischt mehr Ordnung auf den Reichstagen, und diese kann nicht erreicht werden ohne Reform unserer Landtage“ [2]). Es sollte dann auch die stehende Armee um 10,000 Mann vermehrt werden. Panin schien den beabsichtigten Reformen nicht abgeneigt. Sie sollten auf dem bevorstehenden Krönungsreichstage zur Berathung gelangen. Jede Aenderung der polnischen Verfassung lief dem Vertrage vom 11. April entgegen. Der König machte Katharina auf die Wichtigkeit aufmerksam, welche die Absicht, das liberum veto durch das Mehrheitsvotum zu ersetzen, für alle Nachbarn Polens habe. Von Stanislaus sei nichts zu fürchten. Aber in der Zukunft könne Polen in Folge dieser Reform ein den Nachbarn ge-

[1]) Ssolowjoff a. a. O. S. 24. 29 ff.

[2]) Solms Berichte vom 18. September, 30. October, 9. November und 13. December 1764.

fährlicher Staat werden, während Katharina, wenn sie die alten Grundgesetze, die sie garantirt habe, aufrecht erhalte, immer Mittel haben werde, Aenderungen zu treffen, wenn sie solche für nothwendig halte. Um die Polen zu verhindern, sich ihrem ersten Enthusiasmus zu überlassen, werde es das Beste sein, die russischen Truppen bis zum Schlusse des Reichstages in Polen zu lassen (30. October 1764[1]). Katharina wies den König Stanislaus an, sich der beabsichtigten Reformen auf dem Krönungsreichstage zu enthalten[2]), die Dissidentenfrage auf demselben zur Sprache zu bringen. „Nie in meinem Leben, schreibt er der Kaiserin, hatte ich etwas mit größerer Mühe erreicht, als die Genehmigung des Reichstags, mit Ihnen bezüglich der von Ihnen gewünschten Gegenstände in Unterhandlung treten zu können. Gegen die Ansicht meiner sämmtlichen Rathgeber erhob ich die Dissidentenfrage, weil es Ihr Wunsch war. Fast hätten sie den Primas in meiner Gegenwart getödtet." Er hatte kaum von den Forderungen der Dissidenten zu sprechen begonnen, als ihn das wildeste Geschrei des Unwillens zum Schweigen nöthigte. Man mußte die Frage fallen lassen[3]). Dem Könige von Preußen meldete Katharina, daß der Krönungsreichstag nicht, wie er besorgt, zur Berathung über das liberum veto gelangt sei. „Ich hätte gewünscht, daß unsere Absichten für die Dissidenten auf diesem Reichstage mehr Erfolg gehabt hätten. Wir werden weitere Schwierigkeiten finden, dieselben durchzuführen. Aber unsere Vereinigung beruht auf dem gemeinsamen und dauernden Interesse unserer Monarchien, und ich bin sehr zufrieden ein System angenommen zu haben, welches die politische Unabhängigkeit des Nordens vor den Mächten sicher stellt, deren Interesse es ist, diesen Theil Europas in Zwiespalt zu halten" (5. Mai 1765.

„Rußland, so bemerkt ein russischer Geschichtsschreiber, konnte dem russischen Volke seinen Beistand nicht verweigern, Katharina mußte den Dissidenten helfen. Es handelte sich nicht blos um Gleichstellung der Rechte zwischen den Griechisch-Gläubigen und den Katholiken; es handelte sich zugleich um 150 Kirchen, welche den Ersteren entrissen waren"[4]). Panin schrieb dem Grafen Repnin: „Wir können und wollen die polnischen Angelegenheiten nicht als definitiv geordnet ansehen, so lange die Lage der dortigen Dissidenten nicht in gerechter Weise verbessert ist, und sollte dies selbst eine bewaffnete Negotiation erfordern." Auf dem nächsten or-

[1]) Vgl. Finkenstein und Hertzberg an den König 4. und 26. October 1764; Geh. Staatsarchiv.

[2]) Solms Bericht vom 20. November 1764.

[3]) Solms Bericht vom 4. Januar 1765.

[4]) Ssolowjoff a. a. O. S. 25.

dentlichen Reichstage, der im October 1766 zusammentrat, sollte die Sache zum Austrage gebracht werden. Obwohl Friedrich ununterbrochen und sehr nachdrücklich zur Mäßigung gerathen und insbesondere darauf gedrungen hatte, bei der religiösen Freiheit und bürgerlichen Gleichstellung der Dissidenten stehen zu bleiben, die politischen Rechte der Vertretung und den Zugang zu den Staatsämtern für dieselben aber nicht zu beanspruchen, da diese Forderung, an sich schwer zu begründen, den größten Widerstand hervorrufen und nur mit Gewalt auf die Gefahr kriegerischer Verwickelungen hin durchgeführt werden könne, beharrte Panin auf der vollen Gleichberechtigung. Der englische Gesandte berichtet seinem Hofe aus Petersburg: „In sechs Wochen eröffnet Rußland seinen Feldzug in Warschau. Panin sagt mir: er wolle lieber 50,000 Mann opfern und Alles über den Haufen werfen, als seine Pläne dort mißlingen sehen“ (5. August 1766[1]). Repnin wurde angewiesen, die vollständige Gleichberechtigung der Dissidenten, ihre Wählbarkeit in den Reichstag, die Zugänglichkeit aller Staatsämter für sie durchzusetzen. Die russischen Truppen in Polen erhielten Verstärkungen, an der russisch-polnischen Grenze wurde ein weiteres Corps zusammengezogen. Am 6. September 1766 erwiderte Repnin dem Grafen Panin: „Die ertheilten Befehle sind entsetzlich, und die Haare stehen mir in der That zu Berge, wenn ich daran denke, denn ich habe nicht die geringste Hoffnung anders als einzig durch Gewalt den Willen der allergnädigsten Monarchin bezüglich der bürgerlichen Privilegien der Dissidenten durchzuführen.“ Er stellte jene Forderung beim Könige; es sei Rußlands letztes Wort, würde auf dem bevorstehenden Reichstage nicht Alles durchgeführt, so ständen 40,000 Mann an der Grenze zum Einrücken bereit. Stanislaus entwickelte die Unmöglichkeit, die Nation dafür zu stimmen, und schrieb seinem Gesandten in Petersburg, dem Grafen Rzewuski: „Die letzten Repnin ertheilten Befehle, die Dissidenten *selbst in die Gesetzgebung* einzuführen, sind ein wahrer Donnerschlag für das Land und für mich persönlich. Wenn es nach menschlicher Weise möglich ist, so stellen Sie der Kaiserin vor, daß die Krone, die sie mir verschafft hat, für mich zum Gewande des Nessus werden wird; es wird mich verzehren, und mein Ende wird entsetzlich sein. Mir steht bevor, mich entweder von der Freundschaft der Kaiserin loszusagen oder zum Landesverräther zu werden. Wenn Rußland die Dissidenten durchaus in die Gesetzgebung einführen will, so werden sie, und wenn ihre Zahl auch nicht mehr als zehn oder zwölf beträgt, gesetzlich existirende Häupter einer Partei sein, die in dem polnischen Staate und in der polnischen Regierung nur

[1]) Raumer, Beiträge 2, 47.

Feinde sehen und beständig gegen dieselben auswärts um Hülfe nachsuchen wird" [1]). Panin hielt es bei dem starken Widerstand, den seine Forderungen hiernach begegnen würden, für angemessen, Einiges zu mildern. Er ermächtigte Repnin unter dem 15. September 1766, auf die Zugänglichkeit zu den Stellen des militärischen Oberbefehls, wie zu denen der Senatoren für die Dissidenten zu verzichten, wenn ihnen dagegen die Wählbarkeit für den Reichstag, für die Gerichtshöfe, für das Amt der städtischen Starosten mit der Maßgabe zugestanden werde, daß in gewissen Palatinaten neben zwei Katholiken stets ein Dissident als dritter gewählt werden müßte. Das Ultimatum sei die unbeschränkte Zugänglichkeit der städtischen Aemter mit unbeschränkter Freiheit der Religionsübung in allen das Kirchenthum betreffenden Punkten. „Geht der Reichstag auf gar nichts ein, so haben Sie die Dissidenten, von denen Sie eine so große Anzahl als irgend möglich um sich in Warschau versammeln werden, zu bestimmen, den Reichstag zu verlassen, eine Conföderation zu bilden und durch diese formell unsern Schutz und Beistand nachzusuchen. Sie können von dieser extremen Ressource, da sie unsre letzte und feste Resolution ist, confidentiell Mittheilung machen, damit die Polen wissen und überzeugt sind, daß wir es nicht zulassen werden, die Sache nach ihrem einseitigen Verlangen zu beseitigen, sondern daß wir dieselbe eher bis zum Aeußersten treiben werden." Repnin erwiderte am 24. September: „Es ist nicht die geringste Hoffnung vorhanden, ohne Anwendung von Gewalt zu reüssiren. (Der König und die Czartoryskis hatten ihm sofort erklärt, daß sie zwar für die Duldung der Dissidenten einzutreten bereit und Rußland gegenüber verpflichtet seien, nicht aber für deren Zulassung in die Richterstellen und deren Wählbarkeit in den Reichstag.) So bleibt denn nichts weiter übrig, als sich auf die Gewalt allein zu verlassen, denn nicht ein Theil des Reichstages wird der Sache entgegen sein, sondern alle Kopf für Kopf, da außer der gesammten Geistlichkeit und ihrer Influenz der König, die Fürsten Czartoryski und ihr Anhang sich den Gegnern anschließen. Ich habe Soltikoff (er befehligte die an der Grenze Litthauens versammelten Truppen) heut durch Kurier den Befehl zugeschickt, die Besitzungen des Bischofs von Wilna und des Bischofs von Krakau zu besetzen und die Truppen von ihnen verpflegen zu lassen, denn es kann mit der Dissidentenfrage nicht schlimmer werden, als es bereits ist, und vielleicht macht dies Verfahren einige Impression" [2]). Ein außerhalb des Kampfes stehender Beobachter, der Gesandte Englands in Warschau, berichtete: Die Gemüther der Polen sind

---

[1]) Ssolowjoff a. a. O. S. 43. 44. Vgl. Solms Bericht vom 21. October 1766.
[2]) Ssolowjoff a. a. O. S. 31. 32. 45.

erregt durch die Frage der Dissidenten. Der vernünftige und leitende Theil der Nation ist bereit, ihnen völlige Religionsfreiheit, aber keine Theilnahme an Regierung und Gericht zuzugestehen. Die Bischöfe stehen an der Spitze des Widerstandes (der Nuntius des Papstes that, was er vermochte, sie in diesem zu bestärken). Die Russen haben 30 bis 40,000 Mann bereit. Frankreich und Oesterreich ermuthigen zum Widerstande gegen die Forderungen Rußlands; die Folgen lassen sich nicht absehen[1]) (24. September und 31. October 1766).

Der Reichstag trat am 6. October zusammen. Die Einführung des Votums der Mehrheit in allen Fragen, welche die Steuern und die Armee beträfen, kam zur Verhandlung. In Gemeinschaft mit Benoit, dem Gesandten Friedrichs, stellte sich Repnin dieser Aenderung der Verfassung durch eine Declaration entgegen (11. November). Der Bischof von Krakau Kajetan Soltyk und der Bischof von Kiew Zaluski stellten den Antrag, daß den Dissidenten, nachdem sie gewagt, den Schutz fremder Mächte anzurufen, ihre früheren Privilegien nicht wieder eingeräumt, daß alle, welche es in Zukunft wagen würden, die Hülfe fremder Mächte in Anspruch zu nehmen, für Verräther des Vaterlandes erklärt werden sollten. Mit Mühe dämpfte König Stanislaus den Ruf „So sei es, so sei es" und erlangte, daß der Antrag nicht sofort zum Beschluß erhoben wurde. Am 21. November benachrichtigte der Großkanzler Zamoisky die Versammlung, daß er von dem russischen und dem preußischen Botschafter zwei Erklärungen über die Beschränkung des liberum veto und die Dissidentensache erhalten habe, dieselben sollten dem Reichstage vorgelegt und über die letztere unverzüglich verhandelt werden. Tags darauf wurde die Einführung des Mehrheitsvotums in den Steuer- und Militärfragen abgelehnt, und am 24. November beschloß der Reichstag einstimmig, daß die bestehenden, die Dissidenten betreffenden Gesetze in Kraft bleiben sollten[2]). „Das ist die Antwort, so berichtet der russische Gesandte in Warschau, welche Rußland, Preußen, England und Schweden auf ihre wichtigen Erklärungen erhalten"[3]). England und Schweden hatten sich der Intercession zu Gunsten der Dissidenten angeschlossen. Am 30. November wurde der Reichstag geschlossen. Repnin schreibt: Ich bin mit der stricten Mitwirkung sowohl des Königs als der Czartoryski bei Ablehnung des Mehrheitsvotums vollkommen zufrieden. Ich muß der Wahrheit gemäß berichten, daß der Erfolg in der Dissidentenangelegenheit weder in der Macht des Königs, noch in der der Czartoryskis steht. Der beste Beweis dafür ist die Ver-

[1]) Raumer, Beiträge 2, 51. 70—73.

[2]) Benoits Bericht vom 26. November 1766.

[3]) Raumer, Beiträge 2, 78.

nichtung des Mehrheitsvotums. Unbestreitbar war ihnen dies theurer und nöthiger, aber den Abgrund, der sich vor ihnen öffnet, gewahrend, machen sie selbst rückgängig, was ihnen das Theuerste ist, und so hätten sie auch die Dissidentenangelegenheit zu Stande gebracht, wenn es ihnen möglich gewesen wäre.

Trotz dieser Unmöglichkeit beharrte Panin auf seinem Wege. Repnin trieb die Dissidenten, wie er angewiesen war, zur Bildung einer Conföderation. Die Aufopferung, die der König und die Czartoryski bewiesen hatten, hinderten Panin nicht, ihre Gegner, die Führer der antirussischen Partei durch Repnin einladen zu lassen, dieser Conföderation beizutreten: „wirkten sie für Rußland in der Dissidentenfrage, so würde ihnen die Oberhand über die Czartoryski, die Verfügung über die Amtsstellen zufallen[1]).“ Im März des Jahres 1767 war die Conföderation der Dissidenten gebildet, die Conföderation der „Malcontenten“, d. h. der bisherigen Gegner Rußlands, trat ihr unter Führung Radziwills zur Seite; beide Conföderationen wurden dann zur Generalconföderation von Radom vereinigt.

König Friedrich war mit dem Verfahren Rußlands in Polen keineswegs einverstanden. Er hielt es für ungerechtfertigt und unklug und verhehlte dies nicht. Die Motive durchschaute er vollkommen: es handle sich nicht um die religiöse Frage, es handle sich um dauernde Aufrichtung der russischen Herrschaft in Polen[2]). Mit noch anderem Auge sah man in Wien auf die Stellung und die Maßregeln Rußlands in Polen, und wenn die Eiferer in Polen behaupteten, es sei auf die Vernichtung des Katholicismus in Polen abgesehen, so fühlte man sich, wie wenig in Wien diese Meinung getheilt wurde, doch auch durch die Gleichheit des religiösen Interesses veranlaßt, Rußland entgegenzutreten. „Wir können, so sagte Maria Theresia dem englischen Gesandten am Beginn des Jahres 1767, nicht mit gekreuzten Armen dasitzen und zusehen, wie ein Fürst (Stanislaus), mit dem wir in Freundschaft leben, muthwillig unterdrückt wird, nur weil er nicht Alles that oder thun konnte, was man von ihm verlangte[3]).“ So vollständig hatten sich die Dinge gewendet. Den König, den Rußland gegen Oesterreich vor drei Jahren eingesetzt, bereitete sich Oesterreich gegenwärtig gegen Rußland zu schützen. Die Rüstungen hatten bereits begonnen, in Mähren und Ungarn wurden im Januar und Februar 1767 die Truppen vereinigt. Friedrich II. war durch sein Bündniß mit Rußland verpflichtet, diesem gegen den Angriff einer dritten Macht die vertragsmäßige Hülfe zu leisten und den König Stanislaus in Polen auf-

[1]) Ssolowjoff a. a. O. S. 47. 49.

[2]) Weisung an Solms vom 12. Februar 1767; Geh. Staatsarchiv.

[3]) Raumer, Beiträge 2, 83.

recht zu halten; die gewaltsame Durchführung der Absichten Rußlands für die Dissidenten in Polen zu unterstützen, war er nicht gehalten; nur zu Vorstellungen und Declarationen zu Gunsten derselben hatte er sich verbunden, und diese waren gegeben worden, so oft Rußland solche verlangt hatte. Angesichts der Rüstungen Oesterreichs brachte Panin die Ausdehnung des Vertrages auch auf den Fall einer Intervention Oesterreichs zu Gunsten der katholischen Partei in Polen in Anregung. Der König mußte sich sagen, daß die Ablehnung dieses Antrags das Aufgeben der russischen Allianz sei. Dazu mochte er sich um so weniger entschließen, als die zwischen England und Frankreich bestehenden Spannungen in naher Zukunft zu einem Kriege im Westen führen konnten, dessen Ausbruch isolirt zu erwarten ihm nicht räthlich schien. Die Betrachtung, daß Oesterreich es nicht zum Kriege treiben werde, wenn es ihn mit Rußland fest vereinigt sähe, daß der Krieg auf diesem Wege vermieden werden könne, entschied den König. Ende Januar erklärte er sich zum Abschluß einer neuen Convention bereit[1]). Sie wurde am 23. April unterzeichnet: nachdem Rußland es auf sich allein genommen, die Rechte der Dissidenten in Polen mit bewaffneter Macht aufrecht zu halten, wird sich der König begnügen, die vereinbarte Erklärung zu Gunsten der Dissidenten durch seinen und den Vertreter Rußlands in Warschau übergeben und durch starke und freundschaftliche Erklärungen unterstützen zu lassen. Rücken jedoch österreichische Truppen in Polen ein und greifen diese die dort befindlichen russischen Truppen thatsächlich an, so erklärt sich der König von Preußen für diesen Fall bereit, eine Diversion in die österreichischen Staaten zu machen. Für die Kosten, welche dieser Krieg verursachen würde, verspricht die Kaiserin dem Könige eine angemessene Entschädigung.

Vor dem festen Einverständniß Preußens und Rußlands trat Oesterreich zurück. Maria Theresia erklärte dem preußischen Gesandten, daß sie trotz der dringenden Bitten, welche die Bischöfe Polens an sie gerichtet hätten, sich der Sache der römischen Kirche anzunehmen, von jeder Einmischung Abstand nehme, die zu Conflicten mit Rußland führen könne[2]). Panin hatte freie Bahn in Polen.

Die allgemeine Auflösung, welche die Conföderation von Radom herbeiführte, bewog Stanislaus mit Repnin trotz der offenen Begünstigung, welche dieser den Gegnern des Königs angedeihen ließ, in Verbindung zu treten und die Punkte mit ihm festzustellen, welche dem nächsten Reichstage vorzuschlagen und möglicher Weise durchzuführen sein würden. Sta-

[1]) Weisung an Solms vom 26. Januar 1767; Geh. Staatsarchiv.

[2]) Weisung des Königs an Solms vom 2. Juni 1767.

nislaus hielt für unumgänglich, daß klar gestellt werde, daß die den Dissidenten zu gewährenden Rechte den Katholicismus selbst nicht gefährdeten. Demnach müßten, wenn auf Rußlands Verlangen der griechische Bischof von Weißrußland im Senate Sitz erhalte, auch zwei Bischöfe der Unirten in demselben Platz nehmen. Bestimmt sei auszusprechen, daß der König von Polen katholischen Glaubens sein müsse und die katholische Religion die herrschende in Polen bleibe; daß die Strafbestimmungen gegen den Austritt aus der katholischen Kirche nicht aufgehoben würden, da andernfalls die, welche behaupteten, daß es auf die Untergrabung des Katholicismus abgesehen sei, im ganzen Lande Glauben finden würden; daß die Zahl der Dissidenten im Senat und im Reichstage genau bestimmt werde, endlich daß die vier griechischen Eparchien, welche zur unirten Kirche übergegangen seien, in ihrer gegenwärtigen Lage belassen würden. Selbst diese Vorschläge genügten dem Eifer Panins nicht. „Wenn auch, schrieb er dem Fürsten Repnin am 14. August 1767, die Aufnahme von zwei unirten Bischöfen in den Senat mit der Hauptregel (den anderen Confessionen nicht zum Nachtheile des Katholicismus Vorschub zu leisten) übereinstimmt, so würde dieselbe doch einen Schatten auf den Ruhm ihrer kaiserlichen Majestät werfen können. Könnte es nicht der Welt scheinen, als seien die unirten Bischöfe in der Absicht, die Kaiserin zu ärgern, aufgenommen worden, während im Gegentheil die Lage der Dinge erheischt, daß alle ihre Wünsche ausgeführt werden." Die Strafbestimmungen für den Austritt aus der katholischen Kirche müßten gleichfalls beseitigt werden: „um die Lauterkeit unserer Absichten aufrecht zu erhalten, die unseren eigenen Glauben betreffen", da der Uebertritt von der Union zur griechischen Kirche in Polen noch unlängst gestattet gewesen sei. Weder der Senat noch der Reichstag dürften Sitzungen halten, wenn die festgestellte Zahl der dissidentischen Mitglieder nicht vorhanden oder nicht anwesend sei. Von den vier Eparchien wie von den Unirten überhaupt sei auf dem Reichstage wie in dem künftigen Vertrage zu schweigen: „da eine derartige Sekte weder dem einen, noch dem anderen Glauben direct verbunden gelten kann." Repnin erwiderte am 17. September mit vollstem Rechte, daß dem Eintritt der unirten Bischöfe in den Senat widersprechen, nicht Gleichstellung der Confessionen sondern Vorrechte für die griechische Kirche verlangen heiße. Erhielten die Rechtgläubigen (d. h. die griechische Confession) mehr Rechte, so würden die Unirten zum Uebertritt gereizt. „Heißt das nicht die Ausbreitung unseres Glaubens in Aussicht nehmen? Es ist wahr, daß nach dem Gesetze von 1635 der Uebertritt von der Union zur griechischen Kirche und umgekehrt gestattet war, aber der Katholiken geschieht in demselben nirgend Erwähnung, und die strengsten Gesetze

verbieten den Abfall vom katholischen Glauben. Wie sollen wir den Fanatismus und den Wahnwitz hier beschwichtigen, welche sich einbilden, daß wir eine andere Confession einführen wollen, wenn wir nicht gestatten, diese Gesetze zu erneuern?" Der Reichstag trete zusammen, auch wenn in Folge der Sprengung von Woiwodschaftsversammlungen die Landboten derselben fehlen; wenn nun diese oder jene Versammlung, welche einen dissidentischen Landboten zu wählen hat, breche, solle dann der Reichstag in Folge der Abwesenheit dissidentischer Landboten nicht zusammentreten dürfen, während er trotz des Nichterscheinens katholischer Abgeordneter zusammentrete? Gewiß könne eine feste Zahl von Dissidenten in den Senat aufgenommen werden, aber durch die Abwesenheit eines derselben in Folge von Krankheit oder aus einem anderen Grunde dürften doch die Sitzungen nicht unmöglich gemacht werden.

Die oben erwähnte Deputation der Dissidenten, welche im Frühjahr 1764 Katharina's Schutz erbeten, hatte die Zugänglichkeit aller Aemter und Functionen für die Dissidenten verlangt. Jetzt baten diese selbst inständigst, sie nicht in bestimmter Zahl an der Regierung Theil nehmen zu lassen. Es fehlte ihnen an für die höheren Aemter geeigneten Männern. Die Senatoren mußten adliger Herkunft sein; der Bischof von Weißrußland, den Panin im Senate sehen wollte, war unadligen Geschlechts. Repnin mußte Panin ersuchen, Nachforschungen anstellen zu lassen, ob sich nicht in Kleinrußland Mönche von polnischer Abkunft befänden, die mit adliger Geburt die für die Senatorenwürde erforderlichen Eigenschaften verbänden (2. October 1767[1]).

Der Reichstag trat am 5. October zusammen. Warschau war von russischen Truppen umgeben. Repnin forderte die volle Gleichberechtigung der Dissidenten und die Garantie derselben wie die der Grundgesetze der Republik Polen für Rußland. Der Nuntius des Papstes trat offen an die Spitze der Opposition. Namens des Papstes forderte er auf, nicht zuzugeben, daß Delegirte Seitens des Reichstages ernannt würden, mit dem russischen Gesandten zu unterhandeln; der Untergang des Glaubens werde die unausbleibliche Folge sein. In der Nacht vom 13. zum 14. October ließ Repnin die Bischöfe von Krakau und Kiew, Soltyk und Zaluski, durch Oberst Igelström, den Palatin von Krakau, Rzewuski, und dessen Sohn, den Starosten von Dolin, durch Oberstlieutenant Stackelberg verhaften. Sie wurden zunächst nach Wilna, später nach Kaluga abgeführt. Der Reichstag wich und erwählte am 21. October die Delegation. Mit der Einschüchterung gedachte Repnin genau ebenso wie dies von Stanis-

[1]) Ssolowjoff a. a. O. S. 63 ff.

laus auf dem vorigen Reichstage beabsichtigt worden war, die Concession einer politischen Reform zu verbinden, welche von allen Verständigen ersehnt, die Annahme der Forderungen Rußlands erleichtern sollte. Es handelte sich zunächst um Errichtung eines beständigen Rathes, welcher in der Zwischenzeit von einem Reichstage zum anderen diesen vertreten sollte. Der König von Preußen mißbilligte das heftige Vorgehen Rußlands für die Dissidenten, die Forderung der Garantie der Verfassung, die Verhaftungen, die Repnin vorgenommen[1]), aber er blieb fest dabei, jeder Aenderung der polnischen Constitution in Gemäßheit des Vertrages vom 11. April 1764 zu widersprechen[2]). In einem ausführlichen Berichte an Panin hob Repnin hervor, daß wenn man Polen auch nur die geringste Consistenz geben wolle, „um dasselbe bisweilen gegen die Türken gebrauchen zu können", gewisse Reformen unerläßlich seien. Er kam auf den Vorschlag des Königs Stanislaus auf dem vorigen Reichstage zurück: das liberum veto für alle Angelegenheiten der Rechtspflege, der Finanz- und Militärverwaltung durch den Mehrheitsbeschluß zu ersetzen. Die Kaiserin bemerkte auf diesen Bericht: „Warum nicht unseren Nachbarn gestatten, sich einer gewissen, uns indifferenten Ordnung zu erfreuen, die außerdem uns bisweilen zum Nutzen gereichen kann[3])?" Repnin wurde ermächtigt, zuzugestehen, daß die Reichstage in Zukunft in den ersten drei Wochen nur finanzielle Fragen berathen und diese durch Stimmenmehrheit entschieden werden sollten.

Die Stellung Preußens und Rußlands zu diesen Reformen war eine total verschiedene. Rußland war durch das Bündniß mit Preußen zur Herrschaft über Polen gelangt; es hatte ein augenfälliges Interesse daran, das beherrschte Land zu seinem Vortheil zu verwerthen, die Kräfte desselben so weit zu organisiren, daß diese für Rußland wirksam werden konnten, ohne seine Herrschaft daselbst zu gefährden. Man konnte den König souverain machen, wenn man sicher war, daß er gehorchte[4]). Die

[1]) Weisung vom 24. October 1767. Als Finkenstein dem Könige vorstellte, daß es unmöglich sei, den Russen auf ihren Wegen in Polen weiter zu folgen, erwiderte Friedrich: „Wären sie mit Oesterreich verbunden, müßten wir auch dulden, was sie in Polen thäten (31. October 1767)", und der Vertreter Englands in Petersburg berichtet am 15. November 1767: „Die Nothwendigkeit, welche aus der Verbindung Oesterreichs mit Frankreich hervorgeht, zwingt den König von Preußen, mit Rußland zu gehen"; Raumer a. a. O. 2, 135.

[2]) Weisungen des Königs an Solms vom 4. August und 14. September 1767, 6. Januar und 12. Februar 1768.

[3]) Bericht vom 23. December 1767 bei Ssolowjoff a. a. O. S. 72 ff.

[4]) „D'après mon opinion il faudrait raffermir les dissidents et donner au Roi quelque force afin qu'il pût mettre sur un bon pied le peu de troupes que

Kaiserin selbst sagte dem König: sie verhehle nicht, daß es ihr wichtig sei, Polen für sich zu haben, um das zu ergänzen, was sie durch die Trennung von Oesterreich der Pforte gegenüber verloren habe[1]). Friedrich herrschte nicht in Polen, die Sorge, Rußland die größtmöglichen Vortheile aus der Herrschaft über Polen zu verschaffen, lag ihm nicht ob. Sein Bündniß mit Rußland war auf acht Jahre geschlossen. Danach konnte Rußland Polen ebenso gegen Preußen gebrauchen wollen wie gegen die Pforte. Oder aber Polen entzog sich der russischen Herrschaft aus eigener Kraft, durch Hülfe Oesterreichs, Frankreichs oder der Pforte, durch die Gunst einer europäischen Conjunctur. War es dann zu verantworten, diesen Staat, der stets feindselig gegen Preußen gewesen war und feindselig bleiben mußte, der seine Pfandschaften einlösen, an den Ostpreußen zurückfallen sollte, stärker gemacht zu haben[2])?

---

la Pologne possède pour en pouvoir plus tard tirer du secours au besoin. Un état devient tout à fait inutile, si on ne lui accorde pas une certaine réparation de ses forces, pour qu'il devienne un allié utile", sagte Saldern, der Freund und rechte Arm Panins, dem Könige am 24. Mai 1766.

[1]) Geh. Staatsarchiv.

[2]) Herr von Smitt, welcher Friedrich von Schmidt heißt und ein deutscher Beamter im Dienste Rußlands war, hat in seinem französisch geschriebenen, somit für Frankreich und Polen berechnetem Buche „Frédéric II Catherine et le partage de la Pologne" den Beweis zu erbringen unternommen: „daß König Friedrich der erste Urheber alles dessen sei, was an Bedrückung oder Beklagenswerthem Polen zugestoßen sei, daß er auf geschickte Weise bald durch Ueberredung und Schmeichelei, bald durch Anstachelung der Leidenschaften oder des Eigennutzes Rußland für seine Absichten und geheimen Wünsche gewonnen habe (p. 105)." Da Herrn v. Schmidt das kaiserliche Archiv zu Moskau offen stand, durfte man erwarten, daß er seinen Beweis durch Schriftstücke führen würde, die von der russischen Regierung ausgegangen sind. Dies ist keineswegs der Fall. Mit Ausnahme von zwei oder drei für seinen Zweck unerheblichen russischen Actenstücken theilt er aus dem Archive zu Moskau nur preußische Acten mit, die der russischen Regierung meist nur vertraulich communicirt worden sind. Der Text genügt, die falschen Schlüsse, welche Herr v. Schmidt aus diesen Acten, deren Datum er zum Theil nicht einmal kennt, zu ziehen sich bemüht hat, vollständig zu widerlegen. Zur Vervollständigung dieser Widerlegung will ich noch einige Punkte berühren. Es heißt doch den eminenten Verstand und die große Thatkraft Katharina's tief unterschätzen, wenn man dieser Fürstin die Rolle eines Werkzeugs in der Hand Friedrichs II. zutheilt, und es heißt den Gipfel des Widersinns ersteigen, wenn man behauptet und zu demonstriren versucht, daß Friedrich noch im siebenjährigen Kriege, und nach Elisabeths Tode kaum aufathmend, den Gedanken der Theilung Polens gefaßt und den ersten Grund zu derselben in dem Vertrage mit Peter III. (8. Juni 1762) gelegt habe (p. 75—80). Und welches war dieser Grundstein? Herr v. Schmidt antwortet: der Artikel über die zukünftige Wahl eines Piasten in Polen, verbunden mit der Aufrechthaltung der polnischen Verfassung, insbesondere aber der Artikel über die Dissidenten. Diesen Artikel schmuggelte der König dann auch in den Vertrag vom 11. April 1764

Inzwischen hatte die Delegation des Reichstages am 19. November 1767 beschlossen: „alle Dissidenten von Adel werden dem katholischen Adel in allen staatsbürgerlichen Rechten gleichgestellt. Die Ehe zwischen Katholiken und Dissidenten ist gestattet, die Söhne folgen dem Bekenntniß des Vaters, die Töchter dem der Mutter, sofern der Ehevertrag nicht anders bestimmt. Alle kirchlichen Streitigkeiten zwischen Katholiken und Dissidenten

---

ein und wußte Katharina, „der die Angelegenheit der Dissidenten kaum bekannt war", durch diesen und zwei Memoires seines Gesandten in diese Angelegenheit zu verwickeln. Sobald dies in ausreichendem Maße geschehen war, zog er sich heraus und ließ Katharina darin sitzen (p. 115—127). Es trifft sich unglücklich für Herrn v. Schmidt, daß Czar Alexei bereits im Jahre 1653 von Polen gefordert hatte, die Bekenner des griechischen Glaubens bei ihren Rechten und Freiheiten zu belassen, daß der Friede von Oliva vom Jahre 1660 Art. 3 für polnisch Preußen das freie Exercitium der evangelischen und katholischen Religion, wie solches vor dem Kriege bestanden, bestimmte, daß Katharina, wie im Texte bemerkt, dieselben schon vor dem Vertrage vom 11. April 1764 unter den Schutz Kayserlingks gestellt hatte, daß jene Artikel in dem Vertrage vom 8. Juni 1762 über die Aufrechthaltung der polnischen Verfassung und die Dissidenten einfach aus den alten Verträgen Rußlands mit Preußen von 1718, 1729 und 1730 übernommen sind. Insbesondere ist der articulus separatus zu Gunsten der Dissidenten aus dem Vertrage vom 30. September 1730 wörtlich in den Vertrag vom 8. Juni 1762 übernommen mit dem einzigen Unterschiede, daß es in jenem heißt: „die Dissidenten sollen in dem Stande conservirt werden, worin sie sich desfalls vor jetzo befinden"; in diesem „desfalls bis jetzt befinden". Die Note des Grafen Solms, welche von Schmidt p. 117 abdrucken läßt, ist auf den wiederholten Wunsch des Grafen Panin und nicht im April 1764, wie Herr v. Schmidt will, übergeben worden. Sie geht der Declaration vom 11. Juli 1764, die im Text erwähnt ist, unmittelbar voraus (3. Juli 1764). Das zweite „Memoire" aber, welches von Schmidt p. 118 ff. als eine preußische Acte abdrucken läßt, ist vielmehr die Vorstellung, welche die Deputation der Dissidenten der Kaiserin im März 1764 übergeben hat. Die Weigerung des Königs, welche Herr v. Schmidt p. 126. 127 veröffentlicht, Truppen gegen die Dissidenten in Polen einrücken zu lassen, hätte er durch funfzig ähnliche vermehren können. Nur daß sie nicht für, sondern gegen ihn beweisen. War der König, wie Herr v. Schmidt will, so eifrig Polen zu theilen, so mußte er baldmöglichst einrücken. Ebenso zeugen eine Reihe von vor dem Beginn des Conflicts erlassenen Weisungen des Königs (vgl. die im Text angeführte vom 19. April 1764), wie hunderte, die während desselben erlassen wurden, daß er Rußland constant zur Mäßigung in dieser Sache gerathen hat; er mußte aber die Unruhen vermehren, wenn er den ihm unterstellten Zweck verfolgte. Daß Herr v. Schmidt auf Friedrichs Standpunkt der Aufrechthaltung der polnischen Verfassung für seinen Zweck das größte Gewicht legen muß, versteht sich. Ueber den Unterschied des preußischen und russischen Standpunkts und aus welchen Gründen und in wie beschränktem Umfange der russische vom preußischen in dieser Beziehung abwich, ist das Nöthige oben bemerkt. Die Gründe des nachmaligen Widerstandes, wie der Verfasser will, des Zögerns, wie wir sagen, Rußlands, schließlich zur Theilung zu schreiten, hat Herr v. Schmidt im Anhang p. 45. 50 richtig angegeben, damit aber auch den König, freilich ohne es zu wissen und zu wollen, vollständig gerechtfertigt.

werden durch gemischte, zur Hälfte aus Katholiken, zur Hälfte aus Dissidenten besetzte Gerichte entschieden. Die Dissidenten dürfen neue Kirchen und Schulen bauen und anlegen, haben eigene Consistorien und berufen eigene Synoden." Am 4. Februar 1768 konnte der zustimmende Beschluß des Reichstags nebst der Redaction der Grundgesetze und Constitutionen des Königreichs, wie die Delegation solche festgestellt und der Reichstag genehmigt hatte, nach Petersburg gesendet werden. Am 24. Februar vollzog Katharina den Vertrag, welcher diese Grundgesetze Polens unter die Garantie Rußlands stellte; am 27. Februar wurde der Reichstag geschlossen. Der König von Preußen hatte die Uebernahme der Garantie abgelehnt[1]).

Katharina war am Ziel, das griechische Bekenntniß stand dem katholischen in Polen gleich, der Reichstag und der Senat, die höchsten wie die niedrigsten Staatsämter, alle Stellen im Heere, Rath und Gericht waren den Dissidenten offen; mit dem von Rußland ernannten König mußten sie Polen im Fahrwasser der russischen Politik halten, und die Acte der Garantie verbürgte, daß in Polen für alle Zukunft nichts ohne Genehmigung Rußlands geschehen konnte. Polen war unterworfen. „Für uns ist nun die Zeit der Ruhe gekommen, mögen andere handeln", sagte Panin dem Grafen Solms[2]).

Aber die polnische Frage schien nur beendigt. Zwei Tage nach dem Schlusse des Reichstags erhoben Krasinski und Pulawski zu Bar in Podolien die Fahne und proclamirten die Conföderation für Glauben und Freiheit, Roschewski folgte in Lublin, Joachim Potozki in Galizien. Krasinski's Bruder, Bischof von Kaminiec, eilte nach Wien, Dresden, Versailles, um Hülfe für das unterjochte Polen zu erbitten, andere suchten in Constantinopel Beistand. Gehorsam ersuchte der Senat mittelst Beschlusses vom 27. März Katharina, als Bürgin von Freiheit, Gesetz und Recht der Polen, ihre in Polen stehenden Truppen zur Niederwerfung des Aufstandes zu verwenden. Sie zersprengten die Banden der Conföderirten, aber sie konnten des Aufstandes nicht Herr werden; er verbreitete sich im April und Mai über ganz Polen. „Noch mehr als die Gleichberechtigung der Dissidenten, so hatte Benoit schon im Februar nach Berlin berichtet, empört die Polen die Garantie der Verfassung. Sie fürchten, daß sie eine Provinz von Rußland geworden sind. Sie würden sich fremder Herrschaft fügen, aber Rußland spricht stets von ihren Freiheiten und Rechten und tyrannisirt sie; das ist ihnen unerträglich[3])." Er sah vollkommen richtig.

[1]) Weisung vom 2. März 1768; Geh. Staatsarchiv.

[2]) Solms Bericht vom 17. Februar 1769; Geh. Staatsarchiv.

[3]) Benoits Berichte vom 1. Februar und 10. September 1768. Vgl. den Bericht des Grafen Solms vom 22. November 1768.

König Stanislaus und die Czartoryski drangen in Repnin, in den Bestimmungen über die Dissidenten Aenderung zu treffen, die Garantie fallen zu lassen. „Ich weiß es selbst, antwortete Repnin, daß die Unruhen aufhören würden, wenn wir von diesen zwei Punkten ablassen, aber die Ruhe wäre theurer bezahlt, als sie werth ist." Als der König wiederholte, daß Polen nicht anders zur Ruhe gelangen könne, als dadurch, daß den Dissidenten die Cultusfreiheit bleibe, die Theilnahme am Gericht und der Legislation ihnen jedoch wieder entzogen würde und die Garantie der Verfassung wegfiele, antwortete Repnin: „die Arznei ist schlimmer als die Krankheit." Stanislaus hob hervor, daß wenn die Kaiserin nicht von der Garantie und theilweise in der Dissidentensache zurückträte, er zwar ihr Freund, aber in vollständiger Wirkungs- und Existenzlosigkeit bleiben werde. Repnin erwiderte: „Die Kaiserin könne von ihren Rechten nicht abgehen und ihre Würde nicht compromittiren[1])."

Friedrich II. war diese neue Verwickelung höchst unerwünscht. Er hatte mit Bestimmtheit darauf gerechnet, daß die russischen Truppen nach dem Schlusse des Reichstags Polen verlassen würden; jetzt blieben sie nicht nur, auch die Einmischung anderer Mächte stand zu besorgen. Die Pforte sah längst mit Unwillen und Besorgniß für ihre Herrschaft in der Moldau und Wallachei auf die russischen Truppen in Polen. Gelang es den Conföderirten, den Bemühungen Frankreichs, das diese unter der Hand unterstützte, die Pforte zur Schilderhebung zu bringen, so mischten sich voraussichtlich auch Oesterreich und Frankreich ein. Der König war bemüht, es dahin nicht kommen zu lassen. Rußland, so lauten seine Weisungen in jenen Monaten, habe sich diese Verlegenheiten selbst zuzuschreiben, jetzt müsse es Polen pacificiren, gleichviel auf welche Weise, durch die Waffen oder durch Nachgeben. Bei Bekämpfung des Aufstandes dürften jedoch die Russen der Pforte in keiner Weise zu nahe treten und sie zum Kriege reizen[2]). Das Gegentheil geschah. In den ersten Tagen des Juli verfolgte Obrist Weißmann einen Trupp flüchtiger Conföderirten über die Grenze Podoliens nach Balta, griff sie wie die türkische Besatzung hier an und brannte den Ort nieder. Der König rieth dringend, der Pforte volle Satisfaction zu geben und Podolien für neutrales Gebiet zu erklären; man würde sich die Türken unzweifelhaft auf den Hals ziehen Falls die russischen Truppen nicht aus Podolien zurückgingen[3]). „Wenn die russischen Truppen nur der Grenze nicht zu nahe kämen, schrieb er der Kaiserin selbst noch am 27. September, werde die Pforte trotz Allem

1) Ssolowjoff a. a. O. S. 89. 91. 94.
2) Weisungen an Benoit vom 20. März bis 6. Juli 1768.
3) Weisungen an Solms und Benoit vom 17. August 1768.

der Niederwerfung der Conföderirten wohl ruhig zusehen; aber diese zu erreichen, bedürfe es einer stärkeren Armee in Polen. Panin begehrte diese Verstärkung von Friedrich. Er lehnte dieselbe wiederholt und bestimmt unter Berufung auf den Vertrag vom 11. April 1764 ab[1]). Rußland möge sich mit den Conföderirten zu verständigen suchen, wenn es allein sie nicht niederwerfen könne.

Die Entscheidung in Constantinopel war bereits gefallen. Die Kunde von dem Ereigniß von Balta hatte hier empört. Trotzdem würden Frankreichs Bemühungen, obwohl sie nun hierauf hin mit verstärkten Mitteln betrieben wurden, bei dem Divan kaum durchgedrungen sein. Eine Volksbewegung in der Hauptstadt kam ihnen zu Hülfe. Am 6. October wurde der Gesandte Rußlands Obreskoff in die sieben Thürme geworfen; am 30. October erfolgte die förmliche Kriegserklärung: Rußland sei wider die bestehenden Verträge (den Pruther Frieden) in die polnischen Angelegenheiten eingetreten, habe mit offener Gewalt seine Willkür geltend gemacht, die Verfassung Polens geändert und durch die Garantie dieser Neuerungen seine Macht über Polen auch für die Zukunft befestigt, endlich die oft ertheilte Zusage, seine Truppen aus Polen zurückzuziehen, nicht erfüllt.

Die Ausdehnung und Schärfe, welche Rußland seinen Forderungen für die Dissidenten gegeben, die Gewaltsamkeit, mit welcher es deren Durchführung und die Gewähr seiner Herrschaft in Polen verfolgt, hatten zum auswärtigen Kriege geführt. Von der Abwehr gegen die Osmanen in Anspruch genommen, waren die Russen ersichtlich noch viel weniger als zuvor im Stande, die Conföderirten zu bezwingen. Der leitende Minister Frankreichs, Choiseul, unterstützte diese durch Geld und Führer, drängte, nachdem er sein Ziel in Constantinopel erreicht, in Wien, die günstige Gelegenheit gegen Rußland nicht vorübergehen zu lassen, und machte die größten Anstrengungen, auch Schweden zum Kriege gegen Rußland zu bringen. Während so das Kriegsfeuer den gesammten Osten zu ergreifen drohte, waren gleichzeitig im Westen die Spannungen zwischen England und Frankreich durch die Intervention dieser Macht in dem Kampfe der Genuesen gegen Korsika dem Ausbruch eines Krieges nahe gekommen.

Der diplomatische Verkehr zwischen Preußen und Frankreich war seit dem siebenjährigen Kriege noch immer nicht hergestellt. Unvermuthet wurden französischer Seits die Absendung eines Botschafters nach Berlin und der Abschluß eines Handelsvertrages in Aussicht gestellt. „Choiseul, schreibt der König seinem Bruder Heinrich, zeigt uns den Himmel offen, und ich rechne darauf an seinem angeblichen Paradiese Theil zu nehmen, ohne mich

[1]) 30. October, 4. und 6. November 1768.

mit den Anderen zu veruneinigen, da diese Gegenstände der Vereinigung fähig sind[1])." Und zwei Monate später: Choiseul hat uns die schönsten Anerbietungen für unseren Handel gemacht, du wirst über die Details erstaunen (man hatte fallen lassen, daß Frankreich nicht widersprechen würde, wenn sich der König der Hafenplätze Danzig und Hamburg bemächtige). Korsika ist der Grund dieses plötzlichen Wechsels. Er fürchtet den Krieg mit den Engländern, er fürchtet, daß ich mit England und Rußland gegen ihn gehen könne, und hofft durch seine Anerbietungen mich neutral zu halten. Ich denke nicht daran, mich um die Zänkereien Englands und Frankreichs zu bekümmern (28. September 1768[2]). Als dann der Bruch der Pforte mit Rußland erfolgte, war es klar, daß Choiseul nicht bloß den Kriegsfall im Westen im Auge gehabt, daß er darauf ausgehe, Preußen überhaupt von Rußland abzuziehen, und nicht bloß England Frankreich gegenüber sondern auch Rußland der Pforte gegenüber zu isoliren bestrebt sei[3]). Unmittelbar darauf näherte sich auch Oesterreich dem Könige. Kaunitz empfand es tief, daß Oesterreich in Folge des preußisch-russischen Bündnisses von der Besetzung des polnischen Throns, von allem Antheil an den polnischen Dingen ausgeschlossen war; durch eine Intervention zu Gunsten des König Stanislaus Preußen und Rußland zu trennen, hatte er, wie wir sahen, im Frühjahr 1767 vergeblich versucht. Allein weiter gegen Preußen und Rußland vorzugehen, während der Bundesgenosse Frankreich durch den Krieg mit England in Anspruch genommen werden konnte, schien unräthlich. Sollte es unerreichbar sein, Preußen von Rußland zu trennen und zu Oesterreich herüberzuziehen, wenn man Preußen die Möglichkeit zeigte, mit Oesterreich eine mittlere Stellung in den polnischen Dingen einzunehmen, die Rußland mäßigte? Ging der König nur auf diese Unterhandlung ein, so mußte sich schon dadurch sein Verhältniß zu Rußland lockern. Dazu kam die Aussicht auf den Krieg im Westen. Man kannte in Wien die Schritte, die Choiseul zur Annäherung an Preußen gethan hatte. Kaunitz Entschluß stand fest, sich für Frankreich nicht in den Krieg zu stürzen; wenn aber Friedrich für England Partei ergriff? Hierüber konnte man nur durch eine vertrauliche Verhandlung mit Preußen Aufschluß gewinnen. Daß der König geneigt sein müsse, auf Verhandlungen mit Oesterreich einzugehen, glaubte Kaunitz mit Sicherheit vorauszusehen. Er deducirte sich dies selbst und anderen daraus, daß die Ehe des Prinzen von Preußen kinderlos sei; der König könne die weibliche

[1]) Oeuvres de Frédéric 26, 311.

[2]) Geh. Staatsarchiv. Ueber Kaunitz Stellung zu dieser Annäherung Frankreichs an Preußen vgl. Beer, die Zusammenkünfte Joseph II. und Friedrich II. S. 20 Anm.

[3]) Der König an Finkenstein 27. October 1768; Geh. Staatsarchiv.

Erbfolge in seinen Staaten ohne Oesterreich und das Reich nicht aufrichten. „Alles bestätigt mich mehr und mehr in der Idee, so schreibt Kaunitz am 28. August dem Kaiser Joseph, daß der König von Preußen keinen Krieg mehr mit uns will, daß er wohl einsieht, von England nicht viel Vortheil ziehen zu können, daß er im Grunde seiner Seele des Bündnisses mit Rußland müde ist, daß er mit Oesterreich lieber als mit irgend einem Anderen in Verbindung träte, wenn er sich überzeugen könnte, daß Oesterreich Schlesien für immer zu vergessen vermöchte." Dies Mißtrauen zu zerstören, gäbe es nur ein Mittel: die persönliche Zusammenkunft des Kaisers mit dem Könige. Dadurch werde ein Vertrauen hergestellt werden, welches nicht allein moralische Bürgschaft für die Fortdauer des allgemeinen Friedens gewähren, sondern auch Mittel ergeben würde, für die Zukunft Oesterreich Vortheile vorzubereiten und zu sichern, sofort aber Oesterreichs Gewicht Frankreich gegenüber verstärken und damit dessen Rücksichten gegen Oesterreich vermehren würde. Als die Nachricht von dem Bruche der Pforte mit Rußland einlief, setzte Kaunitz hinzu, daß dies Ereigniß die Zusammenkunft nur noch wünschenswerther mache. Der König müsse fühlen „welche Folgen der Krieg haben könne, zwischen zwei Mächten, deren einer er verbündet, deren anderer wir benachbart wären, wenn man diesen Folgen nicht durch ein freundschaftliches Abkommen vorbeuge." Oesterreich werde an diesem Kriege nicht Theil nehmen, wenn der König seinerseits demselben fern bleibe. „Ich glaube nicht, daß er sich mit der Pforte überwerfen will, jedenfalls wird uns dieser Vorschlag klar auf den Grund seiner Absichten sehen lassen und man dadurch in den Stand gesetzt werden, die erforderlichen Maßregeln wenigstens mit geringerer Gefahr als im Zustande der Ungewißheit zu ergreifen[1])."

Der Gesandte Oesterreichs in Berlin, Nugent, wurde instruirt, die Neutralisirung Deutschlands für Kriegsfälle zwischen fremden Mächten in Anregung zu bringen, hervorzuheben, daß es zu diesem Abkommen keines Vertrags, dessen Abschluß die Verbindung mit Frankreich, die Kaunitz festzuhalten gedachte, gefährdet hätte, sondern nur des Wortes der Souveraine bedürfen würde, endlich dem Könige den Wunsch des Kaisers nach einer persönlichen Zusammenkunft zu eröffnen.

Die Neutralität Deutschlands, zu deren Erhaltung sich der König im Januar 1756 gegenüber dem damaligen Kriege Englands und Frankreichs mit England verbunden, hatte das Bündniß Oesterreichs und Frankreichs

[1]) Beer a. a. O. S. 15—21. 59 ff. Daß die Mittheilungen Beers aus dem Wiener Haus- und Staatsarchiv über die bereits im Juni 1766 zwischen Joseph und Friedrich beabsichtigte Zusammenkunft mit den betreffenden Schriftstücken des Geh. Staatsarchivs nicht stimmen, glaube ich doch nicht unbemerkt lassen zu sollen.

zum Abschluß gebracht und den siebenjährigen Krieg herbeigeführt. Für den jetzt zu erwartenden Krieg zwischen Frankreich und England machte Oesterreich selbst dem Könige den Vorschlag, dieselbe Verpflichtung einzugehen. Nugent entledigte sich dieses Auftrags in einer Audienz, die ihm der König zu Potsdam am 15. November gewährte. Auf die Zusammenkunft ging der König auf der Stelle ein und ersuchte, Zeit und Ort dafür zu bestimmen; er freue sich der friedlichen Gesinnungen der Kaiserin; Oesterreich und Preußen hätten genug Krieg geführt. Was liege daran, ob sich die Engländer und Franzosen in Kanada, die Franzosen mit Paoli herumschlügen. Das Wort der Souveraine werde, wie Nugent vorschlage, die Neutralität Deutschlands ausreichend feststellen [1]). Aber es frage sich, welche Ausdehnung Oesterreich dieser Neutralität zu geben gedenke, und ob Oesterreich wirklich die Absicht verfolge, die das Gerücht ihm beilege, einen sächsischen Prinzen auf den Thron von Polen zu setzen? Von der Audienz durch den König unterrichtet, bemerkte Finkenstein: die Absicht Oesterreichs sei offenbar, Preußen von Rußland zu trennen (17. November). Der König erwiderte: die Allianz mit Rußland schließe nicht aus, die Versicherung gegenseitiger Neutralität für den Krieg zwischen Frankreich und England auszutauschen. Als Nugent dann dem Könige die Frage vorlegte, ob sich Preußen am Kriege gegen die Pforte betheiligen werde, erwiderte dieser mit voller Offenheit: da die Pforte der angreifende Theil, sei er Rußland zur Hülfsleistung verpflichtet, aber er wünsche baldige Herstellung des Friedens und werde sich bemühen, ihn zu vermitteln. Im Uebrigen berühre dieser Krieg in der Ukraine Deutschland und dessen Neutralität nicht (27. December 1768). Am 8. Januar 1769 konnte Nugent dem Könige mittheilen, daß er vom Fürsten Kaunitz auf seinen Bericht über die ihm in Potsdam gewährte Audienz vorzuschlagen beauftragt sei, die Zusammenkunft im nächsten Herbst in der Manöverzeit etwa in Schlesien stattfinden zu lassen, was Niemandem Anstoß geben könne. Ueber die in jener Audienz weiter berührten Punkte, werde Fürst Kaunitz ihm (Nugent) nächstens schreiben. Die bestimmt gestellten Vorfragen des Königs waren somit noch unbeantwortet. Der König wiederholte sie und fügte hinzu: Frankreich arbeite an der Entthronung des Königs Stanislaus in Polen; er sei entschlossen, ihn aufrecht zu halten [2]). Kaunitz instruirte hierauf Nugent vertraulich, das Mißtrauen des Königs dadurch zu beruhigen, daß er Oesterreichs Bereitwilligkeit, zur Herstellung des Friedens zwischen Rußland und der Pforte mitzuwirken, hervorhöbe. Oesterreich werde seine guten Dienste

[1]) Beer a. a. O. irrt, wenn er S. 22 sagt, daß der König Nugent eine Neutralitätsconvention vorgeschlagen habe.

[2]) Finkenstein an den König 6. und 9. Januar 1769; Geh. Staatsarchiv.

beim Divan eintreten lassen, wenn sich Rußland in Polen mit freier Religionsübung für die Dissidenten begnüge, die alte Verfassung Polens herstelle, die Garantie fallen lasse und seine Truppen aus Polen zurückziehe. Gelang es den König auf den Standpunkt der Vermittlung, d. h. zunächst auf die mittlere Stellung zwischen Rußland und der Pforte zu bringen, so konnte sich daraus leicht die Verbindung mit Oesterreich und die Gegnerschaft gegen Rußland ergeben[1]). Offen sollte dagegen Nugent in Berlin erkären: da der König die Zusammenkunft bedenklich zu finden scheine, Oesterreich aber dem Könige keine Ungelegenheiten verursachen wolle, so hielte auch der Kaiser für besser, die Entrevue auf friedlichere Zeiten zu verschieben, falls der König sie nicht selbst noch in diesem Jahr wünsche (10. Februar 1769). Obwohl diese Zurückhaltung mit dem Eifer der ersten Eröffnung in Widerspruch stand, und jene Vorfragen noch immer nicht beantwortet waren, beeilte sich der König, Nugent versichern zu lassen: „daß diese nur gestellt worden seien, um im Voraus jedes Hinderniß der Verständigung aus dem Wege zu räumen, daß das schmeichelhafte Anerbieten des Kaisers den König keinen Augenblick habe schwanken lassen, ihn dankbar zu empfangen und seinerseits dazu beizutragen, die Spuren der Feindschaft zwischen beiden Häusern auszutilgen[2])." Die Zusage Josephs, zu erscheinen, die hierauf erfolgte, war von der Erklärung begleitet, daß der Kaiser sich darauf beschränken wolle, die persönliche Bekanntschaft des Königs zu machen. Man beharrte somit darauf, den Vorfragen des Königs auszuweichen und sich in keiner Weise zu binden (10. März).

In Erwiderung eines Berichts des Grafen Solms, in welchem dieser erwähnt, daß die beabsichtigte Zusammenkunft Josephs mit dem Könige Besorgnisse in Petersburg erweckt habe und daß hier von einer Zusammenkunft der Kaiserin mit dem Könige die Rede sei, hatte der König diesem bereits aufgetragen, in Petersburg zu erklären, daß soweit man jetzt urtheilen könne, die Zusammenkunft, wenn sie stattfände, sich auf Besprechungen darüber beschränken werde, Deutschland während des Türkenkriegs eine vollständige Neutralität zu verschaffen. Wegen der Candidatur des Prinzen Albert auf den polnischen Thron, die Oesterreich festhalte, werde er Joseph sagen, daß diese gegen seine Engagements sei und Veranlassung zu einem neuen Kriege geben könne. „Eine Zusammenkunft mit der Kaiserin, so schloß der König, würde mir sehr erwünscht sein, aber die gegenwärtigen Conjuncturen erlauben mir nicht, mich aus meiner Haupt-

[1]) Beer a. a. O. S. 101 ff.

[2]) Finkensteins Berichte vom 10., 12. und 13. Februar; Geh. Staatsarchiv. In dem Abdruck der Erklärung des Königs bei Beer muß es heißen: l'offre flatteuse statt l'offre gracieuse und statt à la rencontre: à La recevoir.

stadt zu entfernen (12. Februar 1769[1])." Panin sprach den dringenden Wunsch aus, der König möge auf die Neutralität Deutschlands nicht eingehen[2]). Der König erwiderte: Vorerst wollen weder die Russen, noch die Türken, noch die Franzosen in Deutschland einbrechen, wenn es aber zum Kriege zwischen Frankreich und England komme, sei es vom größten Vortheil, daß Hannover gegen einen Angriff Frankreichs durch eine Uebereinkunft zwischen ihm und Oesterreich: die Neutralität Deutschlands aufrecht zu halten, gedeckt sei (15. März 1769).

Inzwischen war der neue Botschafter Frankreichs in Berlin erschienen. In seiner Antrittsaudienz sprach er den Wunsch des Königs Ludwig aus: die alte Verbindung Frankreichs mit Preußen erneut zu sehen (8. Januar 1769). Der preußische Gesandte Goltz, der sich hierauf nach Paris begab, meldete bald, daß Choiseul den Abschluß des von ihm vorgeschlagenen Handelstractats von politischen Bedingungen abhängig mache (20. Februar). Der König erwiderte, daß in diesem Falle aus dem Vertrage nichts werden würde. Als Frankreich vor 35 Jahren sich der Einsetzung Augusts III. in Polen mit den Waffen widersetzte, hatte es König Friedrich Wilhelm I. Westpreußen geboten. Jetzt bot Choiseul Goltz durch einen Mittelsmann Ermeland und Kurland (3. März 1769[3]). Der König schrieb Solms: er erwarte das förmliche Erbieten, um solche Thorheiten abzuweisen[4]).

Friedrichs große Sorge war die Erhaltung des Friedens. Er war in die Allianz mit Rußland getreten, um sich vor einem neuen Angriff Oesterreichs und Frankreichs zu sichern. Als ihm damals noch vor dem Vertragsschlusse Panin Entschädigungen in Aussicht gestellt hatte, hatte er hierin nur ein Zeichen ernster und weitgreifender Pläne Rußlands erkannt, deren Hintergrund die Theilung Polens bilde. Die Realisirung solcher Pläne, schrieb er damals, könne nur zu neuen Wirren und Kriegen führen; Solms solle den russischen Hof von solchen Gedanken abbringen[5]). Unaufhörlich hatte der König seitdem Mäßigung und Vorsicht in Petersburg gepredigt. Als dann Oesterreich Miene machte, für Polen einzutreten, hatte er sein Bündniß mit Rußland enger geschlossen, in der gut begründeten Hoffnung, daß Oesterreich gegen Preußen und Rußland nicht auf

---

1) Geh. Staatsarchiv.

2) Solms Bericht vom 28. Februar 1769.

3) Goltz Bericht vom 3. März 1769.

4) Weisungen des Königs an Solms vom 12. und 15. März 1769. Bei Smitt a. a. O. 2, 3 ist die betreffende Mittheilung von Solms fälschlich in den November 1769 gelegt. Vgl. den Bericht aus Berlin vom 5. Mai 1769 bei Raumer a. a. O. 2, 230.

5) Weisung des Königs an Solms vom 21. Januar 1764.

dieser Absicht beharren und so der Friede erhalten bleiben werde. Nachdem es nun zum Bruch zwischen Rußland und der Pforte gekommen war, bemühte er sich sofort das Gewitter wieder zu beschwören. Seinen Gesandten in Constantinopel wies er an, in diesem Sinne zu arbeiten, während er zugleich Bedacht nahm, die weitere Ausdehnung des Brandes zu verhüten. Wie er die Aufforderungen: seine Truppen in Polen einrücken zu lassen, die Panin nicht lange vor der Schilderhebung der Pforte an ihn gerichtet hatte, entschieden zurückgewiesen, so lehnte er jetzt auch den enger begrenzten Vorschlag Panins: für den Fall der Ausbreitung der Conföderation auf Polnisch-Preußen wenigstens hierhin Truppen zu senden und den Krieg zwischen seinen Provinzen nicht zu dulden, bestimmt ab; ebenso hatte er Panins Anliegen: Schwedisch-Pommern zu besetzen und einzuverleiben, da Frankreich in Stockholm immer mächtiger werde, rund abgewiesen[1]). Aber das Bündniß selbst mit Rußland wollte er, wie im Frühjahr 1767, so auch jetzt den verstärkten Gefahren gegenüber, von denen Rußland bedroht war, festhalten. Auf das oben erwähnte Schreiben, das er am 27. September des vorigen Jahres an Katharina gerichtet, hatte die Kaiserin am 14. November geantwortet: Seitdem Sie mir geschrieben, ist Alles verändert. Ich muß mich auf den Türkenkrieg vorbereiten. Ich halte mich versichert, daß Eure Majestät an unserer Allianz festhalten wird. Die Maßregeln, die ich für die Pacification Polens ergriffen habe, werde ich durch Solms mittheilen lassen. Sie gab hiermit zu verstehen, daß sie bereit sei, dem Wunsche des Königs für mildere Maßregeln in Polen Rechnung zu tragen. Der König erwiderte am 15. December: Er wünsche die Allianz zu verlängern, die sich dem Endtermine nähere, und sie den gegenwärtigen Conjuncturen anzupassen. Die Kaiserin werde hieraus sehen, daß wenn Choiseuls Annäherung die Absicht, Preußen zu gewinnen, zu Grunde gelegen, diese gescheitert sei. Katharina nahm das Anerbieten dankbar an und fügte die Bitte hinzu, mit ihr in Stockholm, wo Frankreich immer weiter komme, gemeinsame Sache zu machen. In Polen werde sie die Dinge gehen lassen und nur die Räuberei bekämpfen. Endlich sprach sie dem Könige ihre Verwunderung darüber aus, wie es möglich sei, daß Oesterreich neutral bleibe, nachdem die Pforte die Polen aufgefordert habe, ihren König wegzujagen (16/27. Januar 1769).

Wie wenig den König die Angebote Frankreichs, zuerst Danzig und Hamburg, danach Ermeland und Kurland, in seinem Entschlusse, die Allianz mit Rußland festzuhalten, erschütterten, wie er sich zur Annäherung Oesterreichs zu verhalten gedachte, sahen wir eben. Für den Osten

[1]) Weisungen an Solms vom 10. Januar, 24. März und 15. November 1769.

wollte er seine Verpflichtungen Rußland gegenüber aufrecht halten, erforderlichen Falls verstärken; für die Erhaltung der Ruhe im Westen Oesterreichs Entgegenkommen verwerthen. So oft der König sich die Frage vorgelegt hatte, wie seinem Lande dauernder Friede zu sichern sei, war er stets zu dem Ergebniß gelangt, daß derselbe nicht sicher stehe, so lange Oesterreich und Frankreich verbunden blieben, so lange kein Mittel zu finden sei, Oesterreich von Frankreich abzuziehen. Aber stand Preußen sicherer, wenn das Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich brach und Oesterreich sich statt mit Frankreich mit Rußland verband? Das Mittel, Oesterreich von Frankreich abzuziehen, lag vielleicht jetzt bereits in der Hand Rußlands, wenn Rußland sich entschloß, Oesterreich aufzufordern, am Kriege gegen die Pforte Theil zu nehmen und die Beute mit ihm zu theilen. Der König sah voraus, daß Rußland früher oder später zu diesem Mittel greifen würde, und er irrte hierin nicht. Es war nicht wahrscheinlich, daß Oesterreich auf diesen Vorschlag eintrat. Die Pforte hätte sich doch schwerlich zum Kriege gegen Rußland entschlossen, ohne wenigstens durch Frankreich die Zusicherung erhalten zu haben, daß sie von Oesterreich nichts zu besorgen habe; es war kaum anzunehmen, daß Kaunitz die Allianz mit Frankreich, daß Werk seines Lebens und seinen Stolz, durch den Uebertritt zu Rußland gegen die Pforte und Polen gefährden oder vernichten werde. Aber es war immerhin möglich. Dann waren Rußland und Oesterreich wiederum, wie zur Zeit der Kaiserinnen Anna und Elisabeth, geeinigt, und Preußen damit von Neuem angewiesen, sich an Frankreich oder England anzulehnen. Oder aber Oesterreich hielt nicht bloß an Frankreich fest, es trat in der polnischen und orientalischen Frage auf Frankreichs Standpunkt hinüber. Dann hatte Preußen, der Verbündete Rußlands, den Angriff Frankreichs und Oesterreichs zu befahren. Nur das Bündniß zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich konnte diese wie jene Eventualität abwenden, Oesterreich dauernd von Frankreich abziehen, Preußen und Oesterreich dauernd versöhnen. Der Krieg mit der Pforte war da, der König war der Alliirte Rußlands, Oesterreich näherte sich ihm eben — sollte es unmöglich sein, Oesterreich in das Bündniß zu ziehen, alle drei Mächte gegen die Pforte zu vereinigen? Der König glaubte doch nicht unterlassen zu sollen, diesen Gedanken, dies Traumbild wenigstens hinzuwerfen, und fügte am 3. Februar 1769 einer Weisung an Solms als Nachschrift folgende Worte hinzu: „Der Graf Lynar ist nach Berlin gekommen, um seinen Sohn der Tochter des Grafen Kamecke zu vermählen. Es ist derselbe, der den Frieden von Kloster Seeven geschlossen hat. Er ist ein großer Politiker und regiert Europa noch von dem Winkel des Dorfes aus, wohin er sich zurückgezogen hat. Dieser Graf Lynar hat eine

sehr sonderbare Idee, um alle Interessen der Fürsten zu Gunsten Rußlands zu vereinigen und den europäischen Angelegenheiten mit einem Schlage ein anderes Ansehen zu geben. Er will, daß Rußland dem Wiener Hofe für dessen Assistenz gegen die Pforte die Stadt Lemberg und ihre Umgebungen und die Zips anbiete, daß es uns das polnische Preußen mit Ermeland und das Schutzrecht über Danzig gebe, und daß Rußland, um sich für die Kosten des Krieges zu entschädigen, für sich denjenigen Theil Polens nehme, der ihm ansteht, und daß, da somit keine Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen bestehe, diese wetteifernd Rußland gegen die Pforte Hülfe leisteten. Dieser Plan hat einigen Schimmer; er erscheint verführerisch. Ich habe geglaubt, ihn Ihnen mittheilen zu sollen. Sie werden, da Sie die Denkungsart des Grafen Panin kennen, entweder alles dies unterdrücken oder den Gebrauch davon machen, den Sie für angemessen halten, obwohl mir scheint, daß mehr Glänzendes als Solides darin steckt[1])." Solms antwortete am 17. Februar, er habe das Project noch nicht mitgetheilt, er müsse bezweifeln, daß es nach Panins Geschmack sei. Die Anhänger des gegenwärtigen Systems wollten keine Verhandlung mit Oesterreich, die gegenseitiges Vertrauen voraussetze. Sie würden befürchten, daß Oesterreich einen Vorschlag dieser Art mißbrauche, daß die früheren Maßregeln gegen Polen dadurch in das Licht gestellt werden könnten, als ob deren Zweck von vorn herein Polens Beraubung gewesen sei. Man glaube überdies nicht an einen langen Krieg mit den Türken, hoffe, daß Polen sich bald beruhigen werde, und vertraue, daß Preußen Oesterreich im Zaum halte. Zudem wolle man sich uninteressirt zeigen und Glauben an seine Worte erwecken. Panin wolle Polen wirklich conserviren, um es später gegen die Türken zu brauchen. Der König bemerkte Solms hierauf: daß er das Project Lynar als sehr chimärisch betrachtet und ihm überlassen habe, Gebrauch davon zu machen oder nicht. Noch jetzt hänge es von seinem Urtheile ab, es zu unterdrücken oder davon zu reden (3. März 1769). Inzwischen hatte Solms bereits mit Panin über das Project Lynar als die Idee eines Privatmanns gesprochen. Unvorbereitet, wie Solms besonders hervorhebt, habe Panin erwidert, daß die Zips eine passende Erwerbung für Oesterreich sein würde, jedoch nicht Lemberg mitten in Polen und fern von Oesterreichs Grenzen. Es würde nicht die Mühe lohnen, setzte er hinzu, drei so große Mächte bloß deshalb

---

[1]) Der Abdruck bei Schlözer, Friedrich und Katharina S. 212, weicht darin vom Original ab, daß dieses bei der zweiten Erwähnung Lynars: „Ce comte" hat, daß „et le Zips" bei Schlözer ausgefallen ist, daß bei dem Antheil für Rußland hinter accroche „pour elle" weggelassen ist und der König nicht: n'y ayant aucune jalousie entre l'Autriche et la Prusse sondern: point de jalousie geschrieben hat.

zu vereinigen, um die Türken über den Dniestr zurückzuwerfen. Wenn diese Vereinigung statthaben könnte, müßte man sich nichts Geringeres vorsetzen, als die Türken aus Europa und einem großen Theile Asiens zu verjagen, was ihm nicht einmal schwer ausführbar erscheine. Er betrachte eine aufrichtige Allianz der drei Höfe als das beste Mittel, die Ruhe der Christenheit zu sichern. Das einzige Hinderniß derselben bilde die Eifersucht Oesterreichs gegen Preußen. Oesterreich müsse sich mit Rußland gegen die Türken wenden; es werde hier die ausgedehnteste Entschädigung für Schlesien finden. Dadurch würde Preußen Sicherheit gewinnen, dessen Besitzungen in diesem Falle, wie das Project Lynar wolle, Polnisch-Preußen und Ermeland hinzugefügt werden müßten. Es wäre dann nicht schwer, der Herrschaft der Türken in Europa ein Ende zu machen. Constantinopel und die Provinzen, die man den Osmanen lassen würde, könnten eine Republik bilden. Auf Solms Frage, was Rußland für sich zu nehmen gedenke, erwiderte Panin: Rußland besitze schon mehr Land, als es zu regieren vermöge; es bedürfe nur einiger Grenzfestungen (3. März 1769). Der König bemerkte Solms auf diesen Bericht: Der Plan des Grafen Panin, ihn mit Oesterreich zu vereinigen, dürfte in Wien sehr große Schwierigkeiten finden. Er bezweifle, daß er so leicht auszuführen, als zu fassen sein werde. Während des Feldzugs dieses Jahres werde Oesterreich ruhig bleiben — aber weiterhin (Weisung vom 19. März)? Damit ließ der König das Project Lynar vollständig fallen.

Die Kaiserin hatte dem Könige, wie wir sahen, ihre Verwunderung über die Neutralität Oesterreichs der Pforte gegenüber ausgesprochen. Augenblicklich (jener Brief Katharina's vom 16/27. Januar 1769 war ihm am 12. Februar zugegangen) hatte der König geantwortet, die Kaiserin möge sich keinen Illusionen über die Stellung Oesterreichs zu der polnischen und türkischen Frage überlassen. Es wäre höchst wünschenswerth, wenn in Constantinopel von Zeit zu Zeit Andeutungen über ihre Bereitwilligkeit zum Frieden gemacht werden könnten, so daß gleich nach der ersten Campagne zu diesem zu gelangen wäre. Katharina entgegnete: sie täusche sich nicht über Oesterreichs Politik, über die Verlegenheit, in welcher sich Oesterreich zwischen seinen natürlichsten Interessen und den Verpflichtungen gegen seinen Alliirten (Frankreich) befinde. Um noch klarer zu sehen, habe sie ihrem Minister in Wien befohlen, in Explicationen einzutreten (12. März 1769). Der Feldzug am Dniestr begann danach ohne erhebliche Waffenthaten; er war noch zu keinem Ergebniß gelangt, welches ein entschiedenes Uebergewicht der russischen über die osmanischen Waffen angezeigt hätte, als Joseph und Friedrich am 25. August

in Neiße zusammentrafen. Kaunitz setzte auf Grund der heimlich geöffneten Correspondenz des preußischen Gesandten zu Wien voraus, daß der König vornehmlich suchen werde, die wahre Ursache des Besuchs des Kaisers, die gegenwärtigen Absichten des Wiener Hofes zu entdecken und den Kaiser gegen die französische Allianz einzunehmen. Auf diesen Voraussetzungen basirte die ausführliche Instruction in 25 Artikeln, welche Kaunitz dem Kaiser über alle Punkte mitgab, welche in Neiße zur Sprache kommen könnten[1]). Joseph versicherte dem Könige, daß Oesterreich nicht daran denke, Stanislaus zu entthronen, die Absichten des sächsischen Hofes in Polen zu unterstützen. Das System Oesterreichs sei durchaus friedlich. Die Zurückhaltung, die Oesterreich den Ereignissen in Polen gegenüber beobachte, beruhe auf der Hoffnung, daß die Weisheit des Königs von Preußen und sein eigenes Interesse ihm nicht gestatteten, die Dinge über angemessene Grenzen hinausgehen zu lassen, daß er Rußland zum Weichen nöthigen werde. Der König lächelte nach Josephs Bericht ohne zu antworten, und sagte danach: Glauben Sie nicht, daß dies eine Kleinigkeit ist. Auch in den Krieg Rußlands mit der Pforte gedenke Oesterreich nicht einzutreten, wie günstig die Gelegenheit sei, Belgrad wiederzunehmen. Die Pforte habe sich während der Kriege der Kaiserin so loyal benommen, daß Oesterreich seiner Seits nicht mit ihr brechen werde. Man wünsche nur, daß der Krieg bald endige, ohne das gegenwärtige System Europa's zu alteriren. Der König meinte, die Osmanen würden bald und vollständig unterliegen; Oesterreich möge die Pforte veranlassen, seine (Oesterreichs) Mediation zu verlangen. Als der König von der steigenden Macht und den Projecten Rußlands sprach, sagte Joseph nach seinem Berichte: gegen den Ehrgeiz der Kaiserin von Rußland sei Preußen die Avantgarde. „Da Sie uns nicht haben, Sire, ist Ihnen die Allianz mit Rußland nothwendig, aber sie kostet Ihnen viel und ist Ihnen oft unbequem.“ Der König habe geantwortet: „Dies ist sehr wahr[2]).“ Zu England und Frankreich, führte Joseph aus, befinde sich Oesterreich in anderer Stellung als früher; die Seemächte dürften sich nicht schmeicheln, Oesterreich wieder zu der Abhängigkeit zurückzuführen, in der es früher zu ihnen sich befunden. Der Allianz mit Frankreich werde Oesterreich treu bleiben, aber nicht über den Buchstaben der Verträge hinausgehen. Daß Oesterreich nicht Frankreichs Diener sei, zeige die von Frankreichs Richtung abweichende Politik, die es sowohl in Constantinopel wie in Stockholm und Polen verfolge. Kaunitz hatte Joseph instruirt auf Grund dieser Betrachtungen und auf die Voraussetzung hin, daß auch der

---

[1]) Beer a. a. O. S. 64 ff.

[2]) Beer a. a. O. S. 72. 73; vgl. Arneth a. a. O. 2, 301.

König nicht verpflichtet sei, England gegen Frankreich zu unterstützen, vorzuschlagen: für den Fall des Krieges zwischen Frankreich und England in gutem Vernehmen zu leben und gemeinsam den Frieden und die Ruhe Deutschlands zu sichern, wenn der König wie Oesterreich geneigt wäre, neutral zu bleiben und sich hierüber mit Oesterreich zu vereinbaren. Nach Josephs Bericht kam ihm der König zuvor: er habe den Wunsch der Neutralität für den Fall eines Krieges zwischen England und Frankreich schon lange auf dem Herzen; verschiedene Umstände hätten ihn gehindert; er habe keine Verbindlichkeit gegen England. „In der Besorgniß, so bemerkt Joseph, daß er an einen förmlichen Vertrag hierüber denke, schlug ich ihm das Mittel gegenseitiger Briefe vor, das er auf der Stelle annahm[1].“ Auch in dem Wunsche, daß in Zukunft trotz der Allianz Oesterreichs mit Frankreich und Preußens mit Rußland, Oesterreich und Preußen in gutem Vernehmen stehen und in engerem Einverständniß leben möchten, den Joseph auszudrücken beauftragt war, sah sich dieser vom Könige überholt. Gleich nach der ersten Begrüßung sprach der König, wie Joseph berichtet, den Wunsch einer vollständigen Versöhnung und einer aufrichtigen Freundschaft aus. „Dies wurde hundert Mal wiederholt und schien mir aufrichtig. Ich glaube, daß er aufrichtig den Frieden wünscht, aber daß er möchte, wir ließen uns auf irgend eine üble Sache ein. Als ich geltend machte, daß die Begründung einer guten und aufrichtigen Freundschaft eine reifere Erwägung erfordere, antwortete er: Nein, fangen wir heute an. Als ich jung war, war ich ehrgeizig, ich bin heut nicht mehr derselbe (dies sagte er zwei Mal). Ihr haltet mich für unzuverlässig, ich weiß es, ich habe dies ein wenig verdient; die Umstände verlangten es, aber dies hat sich geändert. Das deutsche Vaterlandsgefühl verlangt, daß wir Freunde sein und uns nicht gegenseitig abschlachten sollen und wenn nicht heute, so wird unsere Allianz in zwanzig Jahren nöthig sein, um dem Despotismus Rußlands zu widerstehen[2]). Ich sagte, daß wir Schlesien vollständig vergessen hätten und daß die gegenseitigen Vortheile, die wir uns ohne einen Schuß zu thun verschaffen könnten, bedeutender seien als für uns Schlesien und für ihn ein Stück von Böhmen. Er stimmte zu, aber schwach, obwohl ich die größte Wärme hineinlegte. Es sei doch schwer, sagte er, von vorn herein Vertrauen zu einem versöhnten Feind zu haben, aber mit der Zeit würde „das deutsche patriotische System“, wie er es nennt, dies Vertrauen bewirken. Ich wies auf den Nutzen und die Wirkung hin, die

[1]) Arneth a. a. O. 2, 310. 311; Beer a. a. O. S. 68.

[2]) Arneth a. a. O. 2, 301. Beer a. a. O. S. 65. 67. 69. Es ist ein offenbarer Druckfehler, wenn es bei Beer S. 67 heißt: Vous me croyez rempli de mauvaise foi, je le suis statt je le sais.

schon der Name des Bundes zwischen uns herbeiführen würde, daß dies Europa in zwei Theile theilen und einen Cordon zur Aufrechthaltung der Ruhe vom adriatischen zum baltischen Meere ziehen heiße, daß wir unsere Armeen vermindern und unsere Völker erleichtern könnten. Ich rathe Ihnen dies nicht, sagte er, man kann niemals für die Ereignisse einstehen[1])." Seine Versicherung, daß Schlesien vollständig vergessen sei, schwächte Joseph selbst dadurch ab, daß er dem Könige (offenbar in Beziehung auf jene Anerbietungen Frankreichs) hinwarf, man habe gesagt, daß er Oesterreich Schlesien geben wolle, um Danzig zu haben. Ja, um König von Polen zu werden, habe Friedrich lachend erwidert, aber jetzt Joseph weit irrend hinzu, er kam in Verlegenheit[2]).

Der Entwurf der Neutralitätsversicherung, welchen Kaunitz in der Form eines Handschreibens dem Kaiser mitgegeben hatte, lautete: „Versprechen wir uns somit auf Treue und Wort von Königen, daß wenn auch das Feuer des Kriegs zwischen England und dem Hause Bourbon sich jemals wieder entzünden sollte, wir den glücklich zwischen uns hergestellten Frieden getreulich aufrecht halten und daß wir ebenso die strengste Neutralität in Kriegsfällen, die zwischen anderen Mächten Europa's entstehen könnten, beobachten werden." Eben auf die Ausdehnung, die man der Neutralität zu geben gedenke, war jene wiederholte Vorfrage des Königs gerichtet gewesen die Kaunitz unbeantwortet gelassen hatte. Friedrich fand nun die Neutralität für alle Kriege zwischen auswärtigen Mächten ausgesprochen. Er sagte dem Kaiser, wie Joseph seiner Mutter schreibt, daß er Schwierigkeit finde, die Neutralität für alle zukünftigen Kriege zu gewährleisten, daß die Allianz mit Rußland ihn hierin hindere. Für jeden Krieg in Deutschland oder in den gegenseitigen Besitzungen würde er es sogleich thun, aber er könne nicht dafür einstehen, was Rußland in Polen oder Schweden weiterhin unternehmen möchte, deshalb werde er dem Schreiben eine andere Wendung geben[3]). Die Zuschrift, welche der König hierauf am 27. August an Joseph richtete, sagte: „Ich verspreche Ihnen auf Treue des Königs und Wort des Ehrenmannes, daß selbst, wenn sich jemals das Feuer des Kriegs zwischen den Häusern von Bourbon wieder entzündet, ich den glücklich zwischen uns hergestellten Frieden getreulich bewahren werde, und auch in dem Falle, daß ein Krieg einträte, dessen

[1]) Beer a. a. O. S. 81.

[2]) Arneth a. a. O. 2, 304. Wie wenig Joseph Schlesien vergessen hatte, zeigt seine Aeußerung im Juni 1766 gegen Nugent: „la Silésie arrondirait mieux nos états" (Beer a. a. O. S. 55), und das Votum vom 22. Januar 1771: „nichts kann uns mehr conveniren als das Glatzische und Neißische" bei Arneth a. a. O. 2, 316.

[3]) Arneth, Maria Theresia und Joseph 2, 301.

Ursach gegenwärtig unmöglich vorauszusehen ist, die strengste Neutralität für Ihre gegenwärtigen Besitzungen beobachten werde, wie Sie mir dieselbe für meine gegenwärtigen Besitzungen versprechen wollen." Damit waren der gegenwärtige Krieg zwischen Rußland und der Pforte, die polnischen Wirren und die Kriegsfälle, die sich an diese Fragen knüpfen konnten, von dem Neutralitätsversprechen ausgenommen und demselben die Beschränkung gegeben, die der König von vorn herein im Auge gehabt hatte. Joseph versprach hierauf in einem Schreiben vom folgenden Tage (28. August): „im Namen Ihrer Majestät der Kaiserin und in seinem Namen" in den bezeichneten Fällen (er wiederholte die Worte des Königs) die strengste Neutralität für des Königs gegenwärtige Besitzungen, wie der König solche „für unsere gegenwärtigen Besitzungen versprochen hat [1])." In seiner Relation bemerkt Joseph: „Da der König die Worte, die er geändert hat, für unvereinbar mit seinen Verbindlichkeiten gegen Rußland betrachtete, würde das Bestehen darauf gezeigt haben, daß man sie ihn brechen machen wolle. Deshalb habe ich diese Aenderung auf mich genommen. Endlich ist die Sache unschuldig und vollkommen gleichgültig, indem sie jedem Theile die Hände frei läßt, sich nach Gefallen in jeden fremden Krieg zu mischen [2])." Da der König mich fragte, so berichtet Joseph weiter, ob ich ihm nicht erlaube, mir in ähnlichen Fällen eigenhändig zu schreiben und meiner Seits nicht ebenso verfahren wolle, konnte ich es nicht abschlagen, aber ich beschränkte es auf die Fälle der Nothwendigkeit und auf diejenigen, in denen die beiderseitigen Minister ununterrichtet bleiben sollten [3]). Die Zusammenkunft endete mit dem Versprechen des Königs, den Besuch des Kaisers im nächsten Jahre zu erwidern.

Joseph urtheilte sehr hart über den König. Seine Worte: „Er ist ein Genie und ein Mann, der bewunderungswürdig spricht, aber keine Aeußerung, die nicht den Schelm (fourbe) verriethe [4])" sind vielleicht seiner Mutter zu Liebe geschärft, die in Besorgniß war, daß Friedrich ihren Sohn bei dieser persönlichen Berührung umgarnen und verführen könne. Kaum günstiger urtheilt Kaunitz über die politischen Absichten des Königs: „Der

1) Der Abdruck des Concepts dieses Briefes bei Beer a. a. O. S. 82—81 weicht von dem Original ab, indem letzteres nicht sagt: que nous maintiendrons sondern que je maintiendrai und die Unterschrift in diesem nicht: Monsieur mon frère de Votre Majesté le bon et fidèle frère Joseph sondern nur: de Votre Majesté le bon frère Joseph lautet.

2) Arneth a. a. O. 2, 306. 307. 311 ff. Beer a. a. O. S. 69.

3) Beer a. a. O. S. 70.

4) Arneth a. a. O. 2, 300.

König, so bemerkt er der Kaiserin über die Berichte des Kaisers, fürchtet ohne Zweifel die Russen viel weniger, als er sie gefürchtet machen will. Was er fürchtet ist, daß der Wiener Hof sich früher oder später mit ihnen aussöhnt und sie ihm entführt. Darum wünscht er die Lösung der Bande, welche den Wiener und den Petersburger Hof einst vereinigten, zu erweitern und zu verewigen. Indem er uns über die Macht und die Projecte Rußlands allarmirt, hofft er uns zu einem Schritte in dieser Richtung fortzureißen." Gemäßigter wiederholt Kaunitz dieses Urtheil in einer Weisung an Mercy in Paris: Die besondere Rücksicht und viele Aufmerksamkeit für Rußland, alles was diesem Hofe mißfallen könnte zu vermeiden und sich vielmehr ihm gefälliger zu machen, welche der König zu Neiße gezeigt habe, dürfte nicht sowohl einer wahren Freundschaft als der Absicht beizumessen sein, seine Lande rückwärts sicher zu stellen und uns die Gelegenheit zur Aussöhnung mit Rußland zu erschweren. Die Reden des Königs, daß die Türken, so sagt Kaunitz der Kaiserin weiter, unsere Mediation verlangen sollen, sind eine Falle oder eine Lächerlichkeit. Es ist ein Widerspruch vorauszusetzen, daß die Russen den Willen und die Macht hätten, das Gesetz vorzuschreiben und dem gegenüber zugleich die Möglichkeit einer Mediation. Die Briefe seien, da man den König weder dazu habe bringen können, sich zu verpflichten bei Kriegsfällen inter alios neutral zu bleiben, noch die Ruhe Deutschlands zu gewährleisten (letzteres war wenigstens in seinem eigenen Entwurfe nicht vorgeschlagen), ohne alle Bedeutung; sie sagten nichts als was die zwischen Oesterreich und Preußen bereits bestehenden Verträge feststellten. „Wenn Frankreich im Kriege mit England sich einfallen ließe, in Hannover Krieg zu führen, so hätten weder er noch wir ein Recht uns dem zu widersetzen, wir könnten sogar die Franzosen unterstützen, ohne daß er ein Recht hätte uns deswegen anzugreifen, und ebenso, wenn Rußland die deutschen Besitzungen Dänemarks angriffe, wäre er und wir nicht im Recht uns dem zu widersetzen, ja er könnte sogar, wenn er wollte, die Russen unterstützen[1])."

Anders urtheilte der König. Dem Minister Finkenstein schreibt er unmittelbar nach der Zusammenkunft: „Der Kaiser ist ein Mann von lebhaftem Geist und liebenswürdigem gewinnendem Wesen. Er hat ernsthaften Sinn für das Militär. Er hat mich versichert, daß er Schlesien vergessen habe, was ich nach Gebühr zu würdigen weiß. Er hat mir dann eine gegenseitige Reduction der Armee vorgeschlagen, was ich so höflich als möglich abgelehnt habe. Er ist von Ehrgeiz verzehrt. Ich kann im Augenblick noch nicht sagen, ob er es auf Venetien, Baiern oder Lothringen

---

[1]) Beer a. a. O. S. 86 ff. 109.

abgesehen hat, aber es ist sicher, daß Europa in Feuer stehen wird, sobald er zur Herrschaft gelangt (2. September 1769[1])." Seinem Bruder Heinrich, der ihn nach Neiße begleitet hatte, theilt er mit: er höre zu seiner Freude von Wien, daß Joseph von der Zusammenkunft befriedigt sei (17. September). Heinrich erwiderte: es würde ihn befremdet haben, wenn Kaiser Joseph nicht volle Satisfaction über den Empfang bezeigt hätte, den der König ihm bereitet (22. September). Nachdem Friedrich dann seinen Bruder unterrichtet, daß die nächste Zusammenkunft in der Nähe von Brünn stattfinden werde, fügt er hinzu: „Ich gehe auf Alles dies ein, um ein aufrichtiges Einvernehmen zwischen den beiden Häusern anzubahnen und die Geister auf engere Bande vorzubereiten, für welche mit der Zeit die ehrgeizigen Absichten der Russen Anlaß geben können. Demgemäß werde ich auch weiterhin Zusammenkünfte einleiten, um ganz allmählich einen Schritt nach dem anderen vorwärts zu kommen und mich in dem Vertrauen des Kaisers und, wenn es möglich ist, der Mutter zu befestigen. Vorausgesetzt daß es mir nicht gelänge, würde ich nur meine Mühe verloren haben (18. November 1769)." „Das Project: das Einverständniß mit dem Kaiser aufzurichten, antwortet Heinrich, ist groß, nützlich und heilsam. Zwei Mächte, wie die Deinige und die der Kaiserin, können alle Unternehmungen durchführen, wenn sie über ihre gegenseitige Erhebung einmal einig sind. Der Krieg kann dann nicht erschöpfend und der Friede wird so dauernd sein, als sie es verlangen. Zwischen die Nordmächte, die ihre Einigung in Respect halten wird, und Frankreich, England und Spanien gestellt, setzen sie auch diesen eine Barrière entgegen. Diese Einigung wird sicher und eine wahrhafte sein, wenn das Vertrauen bis zu dem Punkte befestigt sein wird, daß Du das Reich mit dem Kaiser nach dem Beispiele des Octavius und Lepidus theilst. Nichts wünsche ich mehr, überzeugt daß dies das größte Glück und die höchste Erhebung wäre, zu der Du gelangen könntest (18. November 1769)." „Ich erwartete, entgegnet der König, daß du über mich und meinen letzten Brief spotten würdest, über die weitschichtigen Projecte, welche ein Greis entwirft, der sich dem Grabe nähert. Nicht ich, glaube es mir, lieber Bruder, werde die Einigung des Hauses Oesterreich mit dem unsrigen zur Reise zu führen vermögen. Nicht nur, daß die Zeit die Erinnerung an das Geschehene auslöschen muß; ein vollständiges Vertrauen muß Platz greifen und die Kaiserin muß die Gewohnheit, die sie sich seit 30 Jahren zu eigen gemacht hat, mich zu hassen, aufgeben. Und nun frage ich Dich, lieber Bruder, ohne Rückhalt, ob man sich nahe an sechzig Jahren ver-

[1]) Geh. Staatsarchiv.

nünftiger Weise schmeicheln kann, die Dinge zu diesem Ziele zu führen? Dazu treten andere Betrachtungen. Ist es nicht die Allianz, in der wir mit Rußland sind, die die Oesterreicher nöthigt, sich gut mit uns zu stellen? So lange sie besteht, sind sie in der Unmöglichkeit etwas zu unternehmen. Ich leugne nicht, daß der junge Kaiser Hinneigung zu uns bezeigt hat, daß er wohlgesinnt zu sein schien, aber darf man auf einen jungen Fürsten zählen, der bei der Leichtfertigkeit seines Alters unschwer seine Meinung ändern mag? Zu Allem, was ich sage, kommt, daß die Mutter noch lange leben kann und daß er mit dem besten Willen von der Welt noch viele Jahre unthätig bleiben muß. Demnach betrachte ich, mein lieber Bruder, Alles, was ich für diese Vereinigung thue, als Versuche in die Zukunft, die ein glücklicher Zufall über Erwarten gelingen lassen, die ein entgegengesetzter Zufall fehlschlagen lassen kann. In Wahrheit weiß man niemals was man thut, wenn man Entwürfe in die Zukunft vortreibt. Eine Art von Fatum, wenn es ein solches giebt, oder ebenso unbekannte secundäre Ursachen wenden meist die Ereignisse auf eine Weise, die man weder sich vorstellen noch vorhersehen konnte. Wir sind Blinde, die tastend in der Dunkelheit schreiten. Wenn günstige Umstände sich zeigen, giebt es helle Augenblicke, welche geschickte Leute ergreifen. Alles Uebrige ist ein Spielball der Ungewißheit (26. November)." Prinz Heinrich antwortete: „Wenn meine Wünsche erhört werden, wirst du das Gelingen noch manchen Entwurfs erleben, unter denen keiner eine bedeutsamere Aenderung herbeiführen könnte, als wenn jemals zwischen Dir und dem Hause Oesterreich die Einigung aufgerichtet würde. Du siehst zu weit, um nicht zu gewahren, daß das Vertrauen sich nicht so schnell herstellen kann. Nach einer Feindschaft von fast 30 Jahren ist es durchaus natürlich, daß Du auf Deiner Hut bist, ganz wie die Kaiserin-Königin auf ihrer Hut sein muß. Aber wenn das Glück wollte, daß man sich weiter über die gegenseitigen Interessen eröffnen könnte, so glaube ich doch, daß man sich leicht einigen würde. Es giebt keine Mächte, die sich nicht befreundeten, sobald sie in Tractate eintreten, die die Vergrößerung der gegenseitigen Staaten bezwecken. Gelangte man dahin, so wäre hierin so viel, was Du noch viel besser durchschaust als ich, zu thun, daß die beiden Souveraine sich vollkommen Genüge leisten könnten. Man kann einwerfen, daß Oesterreichs Macht, durch neue Besitzungen gesteigert, noch gefährlicher sein würde, aber man kann entgegnen, daß für die Dauer des Bündnisses die Kräfte im Verhältniß bleiben würden und, wenn es bräche, die Eifersucht der übrigen Mächte sich gegen den mächtigsten wenden und Du in diesem Falle mehr Bundesgenossen als die Oesterreicher finden würdest. Ich gestehe ferner, daß ich wünsche, daß wenn die Einigung zwischen Dir und der

Kaiserin zu Stande kommen soll, dies während des Krieges zwischen den Russen und Türken einträte und in einer Zeit, wo Frankreich und England durch die Finanzen und häuslichen Zwist beschäftigt sind (1. December 1769)." „Die Menschen, erwidert der König, haben ihre Zeit, ist sie vorüber, sind sie nichts mehr nütze. Dies hindert nicht, daß der, dem die Regierung des Staats obliegt, an die Zukunft denken muß. Aber alle Vorkehrungen dieser Art sind sehr abhängig vom Zufall. Zunächst fürchtet man, sich einer Macht gegenüber zu äußern, welche es so lange als ihren Beruf betrachtet hat, dein Feind zu sein, wegen der Beispiele schlimmen Gebrauchs, den die Höfe von ähnlichen vertraulichen Eröffnungen gemacht haben. Jedoch habe ich das Mittel gefunden, ohne mich bloßzustellen, der Kaiserin-Königin zukommen zu lassen, daß wenn sie mit Zustimmung der Pforte die Vermittlung des Friedens übernehmen könnte, ich meinen ganzen Einfluß in Petersburg für die Annahme dieser Vermittlung anwenden würde. Die Kaiserin wünscht dies selbst, aber sie findet sich in Constantinopel durch die Franzosen gehemmt, so daß wir recht in Verlegenheit sind. Dies sind jedoch schon immer ein paar Schritte vorwärts. Bei der Reise nach Mähren wollen wir sehen, was sich weiter thun läßt. Man darf jedoch niemals vergessen, daß in der Politik das Mißtrauen die Mutter der Sicherheit ist. Ich beschränke mich darauf, das Nothwendige vorzubereiten, Hülfsmittel aufzuhäufen, das Messer scharf zu schleifen, damit sich meine Nachfolger nicht über meine Nachlässigkeit beschweren können[1])."

Das waren die Pläne des Königs für die Zukunft. Zunächst gedachte er das bereits gegenwärtig eingetretene bessere Verhältniß zu Oesterreich zur Mäßigung der Ansprüche Rußlands in Polen und an die Pforte zu verwerthen, daneben aber das Bündniß mit Rußland entschieden festzuhalten. Rußland bedurfte seiner, um den Krieg in Polen und gegen die Pforte fortsetzen und seine Absichten hier wie dort durchführen zu können, Oesterreich bedurfte seiner Mitwirkung, um Rußlands Uebergriffen in Polen, seiner Ausdehnung gegen die Pforte mit Erfolg entgegentreten zu können. Der König hatte, wie wir sahen, im December 1768 seine Absicht ausgesprochen, den Vertrag vom 11. April 1764 zu erneuern. Dieser ließ es offen, dem angegriffenen Theile mit 12,000 Mann oder durch Subsidien zu Hülfe zu kommen. Man war nach dem Ausbruche des Türkenkriegs übereingekommen, daß Friedrichs Hülfe in Subsidien bestehen sollte. Dem Könige war es erwünscht, eine freiere, nicht direct betheiligte Stellung zum Kriege gegen die Pforte zu bewahren. Die Erneuerung des Vertrags

[1]) Der König an Heinrich 3. Dec. 1769 und 1. Febr. 1870; Geh. Staatsarchiv.

selbst machte er davon abhängig, daß die Verpflichtungen, die er in Beziehung auf Polen bereits übernommen, nicht gesteigert würden, und daß nicht wie bisher alle Vortheile des Tractats auf der Seite Rußlands lägen. Rußland möge sich für den Fall der Besitznahme Baierns durch Oesterreich beim Ableben des Kurfürsten, die der König mit gutem Grund voraussah, zu seiner Unterstützung verpflichten und ihm den Anfall der Fürstenthümer Anspach und Baireuth beim Aussterben der Linie von Anspach (Baireuth war bereits erloschen) garantiren. Kaunitz hatte bei den Verhandlungen zu Hubertsburg den Verzicht des Königs auf diese Erbschaft zu erwirken gesucht und hatte Joseph instruirt, zu Neiße darauf zurückzukommen. Es war Kaunitz Ueberzeugung, daß nach der Vereinigung dieser Fürstenthümer mit Preußen Oesterreichs Macht den Kräften Preußens nicht mehr gewachsen sein würde. Panin wollte von der bairischen Frage nichts hören, den Anfall der fränkischen Fürstenthümer wollte er „nach Maßgabe der deutschen Reichsgesetze" gewährleisten. Der König erwiderte, daß dies nichts bedeute. Es war ihm nicht ganz unwillkommen, daß der Abschluß sich dadurch bis über die Zusammenkunft in Neiße hinauszog. Etwa drei Wochen nach derselben traf in Berlin die Erklärung Panins ein, die Gewähr ohne jene Klausel übernehmen zu wollen. Zugleich bestand Panin jedoch auf der bereits beanspruchten Gegenleistung, daß Preußen sich verpflichte, mit Rußland in Schweden gegen Frankreichs Versuche, die Souveränität herzustellen, einzutreten um dort die Verfassung von 1720 aufrecht zu halten und zwar nöthigen Falls durch Besetzung von Schwedisch-Pommern[1]). Auf diese Bedingungen und mit diesen Zusätzen erfolgte die Erneuerung des Tractats vom 11. April 1764 am 12. October 1769 bis zum Jahre 1780.

Der Feldzug im Herbste hatte den Russen gute Erfolge gebracht. Nachdem sie im Sommer Asoff und Taganrog genommen, fiel im September Chotzim in ihre Hand. Sie besetzten die Moldau und Katharina ließ sich in Jassy huldigen. Gesandte der Griechen waren schon im Sommer nach Petersburg gekommen, wie einst zu Peter I.; im Hafen von Kronstadt wurde die Flotte gerüstet, welche die Aufstände in Morea und Montenegro unterstützen sollte. Im nächsten Frühling (1770) erschien sie im Mittelmeer, schlug die türkische Flotte am 5. Juli bei Chios und verbrannte sie zwei Tage darauf fast vollständig in der Bucht von Tschesme; darauf zersprengte General Bauer am 18. Juli die Tartaren Kaplan Ghirai's am Larga und Romanzoff überwand am 1. August die starke Armee des Großveziers am Kaghul in entscheidender Schlacht; bis zur

---

[1]) Finkensteins Bericht vom 23. September 1769; Geh. Staatsarchiv.

Donau hatten die Russen keinen Feind mehr vor sich. Es war eine Reihe glänzendster Siege.

Oesterreich hatte im Frühjahr 1770 seine Allianz mit Frankreich durch die Vermählung der Erzherzogin Maria Antonia mit dem Dauphin befestigt und, um für jeden Fall vorbereitet zu sein, Rüstungen in Ungarn und Siebenbürgen begonnen. Der König machte in Petersburg auf diese aufmerksam, wies darauf hin, daß Frankreich in Wien zum Kriege dränge und hob hervor, daß wenn die Russen beabsichtigten in der Moldau und Wallachei Nachbarn der Oesterreicher zu werden, dies unfehlbar zum Kriege führen würde[1]). Zugleich war es den unausgesetzten Bemühungen des preußischen Gesandten Zegelin in Constantinopel gelungen, die Pforte zur Bereitschaft zum Frieden zu stimmen; Friedrichs Vermittlung in Petersburg wurde erbeten. So konnte der König den Grafen Solms am 21. Mai beauftragen, die Bedingungen zu ermitteln, unter welchen Katharina den Frieden mit der Pforte zu schließen gedenke, insbesondere ob man in Petersburg gemeint sei, die Moldau und Wallachei zu behaupten[2]). Solms berichtete am 15. Juni: Die Kaiserin sei dem Könige für das wiederholte Anerbieten seiner guten Dienste zur Herstellung des Friedens dankbar. Sie sei bereit unter sicheren und ehrenvollen Bedingungen Frieden zu schließen. Der König möge die Pforte bestimmen, nähere Eröffnungen zu machen. Vorbedingung sei die Freilassung ihres Gesandten Obreskoff. Panin hatte hinzugefügt: Die Kaiserin wolle nichts gewinnen, sie habe den Krieg nicht aus Ehrgeiz begonnen, sich zu vergrößern und ihre Grenzen auszudehnen. Aber Ehre und Pflicht nöthigten sie für die einzutreten, die für sie Partei genommen hätten; insbesondere könne sie die Griechen der Rache der Türken nicht preisgeben; für ihren Schutz müßten genügende Sicherheiten gewonnen werden. Diese Antwort war scheinbar höchst gemäßigt; thatsächlich ausweichend ließ sie jedoch alle Fragen offen. Klar war, daß der Schutz der Bekenner der griechischen Kirche, den Katharina für Polen übernommen, auf das osmanische Reich ausgedehnt werden sollte. Der Gang der Dinge in Polen hatte gezeigt, welches Gewicht Katharina und Panin den national-religiösen Tendenzen des russischen Volks beilegten. Es stand in diesem Kriege, mit welchem die Ungläubigen die Kaiserin eben des Schutzes wegen, den sie den Religionsgenossen in Polen gewährte, heimsuchten, mit Begeisterung seiner Herrscherin zur Seite. Sowohl dies als jene großen Waffenerfolge, die im Sommer errungen wur-

---

[1]) Weisungen an Solms vom März und April 1770; Geh. Staatsarchiv.

[2]) Der König an Prinz Heinrich 10. Mai 1770 und Weisung an Solms vom 21. Mai; Geh. Staatsarchiv.

den, waren viel mehr geeignet am Hofe von Petersburg weitgehende Pläne und Absichten gegen das osmanische Reich zu nähren als solche zu mäßigen.

Der König hatte, bald nachdem er sein Bündniß im October 1769 mit Rußland erneut, beschlossen, seinen Bruder Heinrich im nächsten Frühjahr nach Stockholm zu senden, um der Schwester, der Königin Ulrike von Schweden vertraulich mitzutheilen, daß er ernstliche Verpflichtungen gegen Rußland für den Fall auf sich genommen habe, daß Schweden dem Drängen Frankreichs nachgäbe und die Verfassung umgestoßen würde, um dem Souverain freie Hand zum Kriege gegen Rußland zu machen. Zugleich sollte der Prinz die Königin zu vorsichtigerem Verhalten gegen die französische Partei bestimmen. Solms war angewiesen, von dieser Mission in Petersburg Kenntniß zu geben. Die Reise verzögerte sich durch den Tod des Königs von Schweden, der am 12. Februar 1770 unerwartet erfolgte. In der Correspondenz, die der Prinz inzwischen mit dem Könige führte, hob der Erstere wiederholt hervor, daß es doch höchst lästig sei, den Russen Subsidien zahlen und ihre anspruchsvollen Pläne fördern zu müssen, ohne auch nur den Schein eines Gewinns; daß sie die preußische Allianz ausbeuteten, die ihnen den Vortheil böte, daß keine andere Macht sie angreifen könnte, und daß sie Polen unter dem Namen eines Königs, der nur ihr Werkzeug sei, vollständig zu beherrschen vermöchten. Für die Fortdauer dieser Dienstleistung seien Gegenleistungen nöthig, die vagen Propositionen, die Rußland früher in dieser Richtung gemacht habe, müßten sich realisiren; sie müßten Preußen ein gutes Stück Polen abtreten. „Ich will Dich als Herrn der Ufer des baltischen Meeres und Dich mit der stärksten Macht Deutschlands den Einfluß theilen sehen, den diese vereinigten Kräfte in Europa ausüben können." Die gegenwärtige Lage Rußlands und Oesterreichs könne zum Gelingen eines so nützlichen Zwecks beitragen und wenn man einen Plan zu bilden vermöchte, der allen Interessen genug thäte, würden auch die preußischen mit voller Sicherheit befriedigt werden. Dieser Plan müßte auf eine Garantie, welche die Betheiligten sich gegenseitig leisten würden, basirt werden. Der Krieg nöthige Rußland wie Oesterreich Preußen zu suchen; er könne noch sonderbare Ereignisse herbeiführen, von denen ein günstiges in dieser Richtung benutzt werden könnte. Der König gab zu, daß Rußland seine Unterstützung stark nutze, aber man müsse sich hüten, einmal eingegangene Verbindkeiten aus Aerger zu lösen. Weder Rußland noch Oesterreich würden ihm einen Zuwachs gönnen; er werde von der russischen Allianz nichts haben als die Garantie von Anspach, auf welche er nicht sehr zähle[1]).

[1]) Prinz Heinrich an den König 12. Februar, 18. März, 22. Juni und 30. Juni 1770; Geh. Staatsarchiv.

Ende Juli war der Prinz in Stockholm. Er berichtete dem Könige, daß in Schweden Alles Corruption und Unordnung sei. Der Verrath sei beiden Parteien, sowohl der französischen (den Hüten), als der englisch-russischen (den Mützen), gemeinsam. Der Hof könne nicht wohl neutral bleiben, da sich dann beide Parteien gegen ihn vereinigen würden. Auch stehe derselbe bereits in zu intimen Beziehungen zu Frankreich, und der Reichsrath sei so absolut französisch, daß der Hof eine andere Politik kaum einzuschlagen vermöge. Doch versichere die Schwester, daß Frankreich zwar stark gegen die Verfassung arbeite, aber niemals eine Verpflichtung zum Kriege gegen Rußland verlangt habe; auch sei solche nicht etwa von freien Stücken übernommen worden. Die Königin gehe durchaus darauf ein, Katharina in Zukunft zu menagiren[1]).

Katharina blickte nicht ohne eine gewisse Sorge auf die bevorstehende zweite Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser von Oesterreich. Vergebens hatte sie nach der Zusammenkunft in Neiße im Herbst des vorigen Jahres Oesterreich jede Erwerbung auf Kosten der Pforte geboten, wenn Oesterreich sich ihr gegen diese verbinden wolle. Die Zusammenkunft konnte den König Oesterreich nähern, die Pforte in ihrem Wiederstande ermuthigen[2]), Oesterreichs, Frankreichs Bestrebungen gegen Rußland fördern. Offenbar um denselben ein Gegengewicht zu geben und Preußen auch mit Rußland fest vereinigt erscheinen zu lassen, richtete Katharina von Peterhof aus am 19. Juli das Ersuchen an den König, dem Prinzen Heinrich zu gestatten, den Rückweg von Stockholm über Petersburg zu nehmen. Der König erhielt diesen Brief am 12. August und schrieb Heinrich auf der Stelle: Diese Reise werde ihm kein großes Vergnügen verursachen, aber die Kaiserin verlange ihn mit solchem Eifer, daß er glaube, Heinrich dürfe sich nicht derselben versagen[3]). Heinrich erwiderte am 24. August, daß er mit großer Ueberraschung das Schreiben vom 12. mit dem Befehl nach Petersburg zu gehen, empfangen habe; vor Ende September werde ihn die Schwester nicht fortlassen; für die Rückreise durch Preußen werde er eine Eskorte brauchen, da die Conföderirten durch polnisch Preußen streiften. Im Begriff mit dem Kaiser Joseph in Neustadt zusammenzutreffen, schrieb ihm der König am 30. August aus Neiße: Die große Reise nach Petersburg sei unglücklicherweise unvermeidlich. Er werde sich dort in der Lage befinden, der Schwester von Schweden gute Dienste zu leisten, die er (der König) als ihm selbst geleistet ansehen werde. Er möge versuchen, die Kaiserin

[1]) Prinz Heinrich an den König 27. August und 25. September 1770.

[2]) Solms Bericht vom 18. Juli 1770; Geh. Staatsarchiv.

[3]) Oeuvres de Frédéric 26, 320. 321.

zu einer Erklärung über die Bedingungen zu bringen, unter denen sie ihren Frieden mit der Pforte zu schließen gedenke. „Ich reise am 2. nach Mähren und finde dort Leute, die dieser Friede sehr beschäftigt und die am Ende ungeduldig werden könnten, wenn der Krieg im nächsten Jahre noch fortdauerte." Am folgenden Tage wiederholt der König noch einmal: „Wie unangenehm Dir die Reise sein wird, sie ist unter den gegenwärtigen Umständen und nach den Avancen, die Katharina gemacht hat, unvermeidlich", und ermahnt seinen Bruder wiederum die Schwester bei der Kaiserin außer Schuld zu setzen (31. August).

In Wien war man über jene Erfolge, welche die russischen Waffen im Sommer erfochten hatten, erschrocken. „Die Türken, so schreibt Kaunitz am 30. August der Kaiserin, erscheinen nicht mehr geeignet, den Russen zu imponiren, und doch muß ihnen irgend wer imponiren, und wenn man nicht will, daß die Dinge zu weit gehen und die Heilmittel zu spät kommen sollen, wird man sich vielleicht in der Nothwendigkeit sehen, sich wenigstens zu einer recht kräftigen Demonstration entschließen zu müssen, damit dieselbe ernsthaft genommen wird. Aber man kann sich über nichts entscheiden bevor wir den König von Preußen gesehen haben." Dem Kaiser sagte Kaunitz: „daß man wahrscheinlich genöthigt sein werde, einen ernsthaften Entschluß zu fassen, der wenn nicht gefährlich doch mindestens kostspielig sein werde. Nicht allein das Mehr oder Minder des Guten, was man wird thun können, sondern vielleicht Alles, was man überhaupt thun kann, wird von der Mitwirkung des Königs von Preußen abhängen. Zu etwas wenigstens ist Unglück gut, da sich die Türken, wie es scheint, vollständig entschlossen haben, aufrichtig den Frieden und unsere Mediation zu wollen. Nun handelt es sich darum, auch die Russen das Eine wie das Andere wollen zu machen." Den Polen, fügt er hinzu, habe er auf das durch den Grafen Pac überreichte Memoire in einem Sinne geantwortet, der geeignet sei, sowohl den Russen zu denken zu geben, wenn diese Antwort in deren Hände fiele, als auch „Leuten, deren man vielleicht in Kurzem bedürfen würde", nicht alle Hoffnung zu rauben. Aus diesem Grunde habe er den Ausdruck „von dem Stande, in dem sich die Dinge noch befänden" gebraucht[1]).

Am 3. September Mittags traf Friedrich II. zu Neustadt bei Brünn ein, den Besuch von Neiße zu erwidern; die Einladung war ihm schon im Mai durch den Grafen Dietrichstein überbracht worden. Der Kaiser und Kaunitz erwarteten den König. Kaunitz berichtet noch an demselben Tage der Kaiserin-Königin, daß der König nach dem Diner lange Zeit

[1]) Beer a. a. O. S. 115 ff.

mit ihm über den gegenwärtigen Krieg und die zukünftige Pacification gesprochen, aber mit wenig Haltung und Folge in der Ordnung der Ideen. Er (Kaunitz) habe schon Gelegenheit gehabt, ihm hinzuwerfen, daß nach seiner Ansicht nichts weniger fein sei als Finasserien; „ich werde morgen sehen, ob diese Lection einige Wirkung gethan hat." Ueber dieses erste Gespräch mit dem Könige referirt Kaunitz dann der Kaiserin ausführlicher: „Der König sagte mir, daß er die baldigste Herstellung des Friedens wünsche, wie ich glaube aufrichtig, theils seine Subsidien zu sparen, theils weil er wohl fühlt, daß er im Grunde bei der Vergrößerung Rußlands noch mehr Gefahr läuft als wir. Zugleich aber wollte er mich glauben machen, daß er die Fortdauer des Krieges mehr unsertwegen als seinetwegen fürchte, da wir durch die Fortschritte der Russen, die wir nicht dulden könnten, in einen Krieg mit den Russen hineingezogen werden würden, welchem das Interesse der Menschlichkeit, sein Interesse und unser Interesse zuvorzukommen geböten. Der Friede müsse diesen Winter geschlossen werden, damit nicht noch eine Campagne folge, durch welche, wenn die Türken unterlägen und wir dann ihre Partei nähmen, wir in den Krieg verwickelt werden könnten. Die Russen würden sich voraussichtlich mit Asoff begnügen und mit der Einsetzung unabhängiger Fürsten in der Moldau und Wallachei. Die Türken könnten auf diese Bedingungen eingehen. Nachdem ich so wenig überlegte Ideen, welche seiner Seits ohne irgend eine Folge hingeworfen wurden und die ich in die Ordnung eines Raisonnements gebracht habe, gehört hatte, begnügte ich mich zu erwidern, daß ich aus den von ihm angeführten Gründen und aus vielen, die ich hinzufügen könne, einverstanden sei, daß der Friede lieber früher als später hergestellt werde. Aber dies sei nicht so leicht. Die Türken würden nicht so nachgiebig sein, wie er glaube, da sie begriffen, daß es in diesem Kriege auf Ausdauer ankomme. Sie hätten mehr Mittel als die Russen und das Glück der Waffen wende der Tag. Rußland könne wohl wissen, daß wir weder die Zerstörung des osmanischen Reichs noch auch nur einigermaßen bedeutende Eroberungen, selbst wenn der König, was ich von einem so erleuchteten Fürsten nicht annehmen könne, diese Ideen gut finden wollte, dulden könnten, und daß wir sicherlich versuchen würden, sie zu verhindern, sollten wir auch Rußland den Krieg machen, sei es allein, sei es mit der Pforte verbunden. Da Rußland aus diesen Gründen den Frieden wünschen müsse, auch wenn es, wie der König annehme, die Mittel habe, den Krieg fortzusetzen, wären wir gern bereit, wenn es möglich sei, zur Beschleunigung des Friedens mitzuwirken, aber da ohne ihn alle unsere Anstrengungen ungenügend sein würden, handele es sich darum zu wissen, bis zu welchem Punkte er seiner Seits zur Förderung eines Ereignisses bei-

zutragen bereit sei, welches ihn mindestens ebenso sehr interessire als uns." Kaunitz führt dann aus, wie er, nachdem er gefunden, daß das, was der König in dieser ersten Unterredung gesagt, entfernt davon lichtvoll zu sein vielmehr sehr klein und sehr inconsequent gewesen, und somit entweder des Königs Ideen nicht klar wären oder deren Verwirrung und Gewundenheit ein Rest des früheren Mißtrauens sein müsse, beschlossen habe, ihm dieses zu nehmen und ihn in den Geschäften weiter und besser sehen zu machen, als er sehe. Zu diesem Zwecke hielt er dem Könige am folgenden Tage einen sehr langen Vortrag, nachdem er zuvor gebeten hatte, ihn nicht zu unterbrechen. Der Kern war: Oesterreichs System sei ein System des Friedens. Es wolle keine Eroberungen. Deshalb habe es an den Unruhen in Polen nicht Theil nehmen wollen und die Gelegenheit, die ihm geboten war, sich mit Rußland zur Vernichtung des osmanischen Reichs zu verbinden und die Eroberung, die in diesem Falle wahrscheinlich nicht schwer gewesen wäre, zu theilen, nicht benutzen zu sollen geglaubt. Oesterreich sei der Alliirte Frankreichs, das ihm den Rücken decke, Preußen der Alliirte Rußlands, das ihm ebenso den Rücken decke. Durch diese Defensivallianzen sei das Gleichgewicht hergestellt, und dieses für das besondere Interesse Oesterreichs und Preußens wie für das allgemeine Interesse bestmögliche System müsse aufrecht erhalten werden. Mit der aufrichtigen Anerkennung dieses Systems, mit der Festhaltung des defensiven Charakters dieser Allianzen sei zugleich das loyale Verhalten Oesterreichs und Preußens gegen einander und das gute Einvernehmen zwischen ihnen vereinbar und gegeben. Ein Vertrag sei dazu nicht erforderlich. Preußen müsse sich enthalten, mit Frankreich anzuknüpfen und Oesterreich in Paris zu schaden; Oesterreich müsse sich enthalten, mit Rußland anzuknüpfen und Preußen in Petersburg zu schaden. Aus diesem Grunde habe Oesterreich verschmäht und werde verschmähen, sich wiederum mit Rußland zu verbinden oder auch nur den Schein dieser Absicht anzunehmen, da dies Rußland dem Könige gegenüber nur noch stolzer und anspruchsvoller machen würde. Es wäre wünschenswerth und nützlich, wenn Oesterreich und Preußen übereinkämen, den politischen Katechismus, den er aufgesetzt habe, zu beobachten. Dieser lautete: Sobald man Grund zu Mißtrauen und Argwohn zu haben glaube, werde man freundschaftlich Aufklärung fordern. Man werde stets aufrichtig und freimüthig mit einander verhandeln. Der Eine werde dem Anderen nichts Nachtheiliges vorschlagen oder etwas, das nicht auf Gegenseitigkeit gegründet sei. Man werde alle übrigen Höfe von der Freundschaft und Achtung, welche zwischen Preußen und Oesterreich bestehe, zu überzeugen suchen. Oesterreich wird sich Rußland, Preußen Frankreich nicht zu nähern suchen. Wenn Rußland dem Wiener Hofe oder Frankreich dem

Berliner Hofe Allianzverträge machen sollte, wird man sich dies getreulich und schleunig mittheilen. Bei Unternehmungen von einiger Wichtigkeit wird man sich vorher Mittheilung machen. Der Eine wird sich dem Vortheile des Anderen nicht widersetzen, wenn solcher nicht von sehr großer Bedeutung ist. Bei solchen wird man sich benachrichtigen und über die Gegenseitigkeit und Verhältnißmäßigkeit des Vortheils im Voraus übereinkommen, welchen dann der Eine dem Anderen nicht bloß zubilligen, sondern diesem auch zu erlangen behülflich sein wird. Ueber kleine und specielle Dinge wird man sich in Unterhandlung von Staat zu Staat zu treten enthalten. Man wird sich gegenseitig die Insinuationen mittheilen, die von anderen Seiten gemacht werden, und den Argwohn, dessen Erregung versucht werden sollte. Der König erwiderte, daß er von allen Empfindungen erfüllt sei, welche der Wiener Hof wünschen könnte, und daß es ihm demnach nicht schwer fallen würde, sich den Regeln dieses Katechismus anzuschließen [1]).

Dem Könige lagen die praktischen Fragen am Herzen. Am Morgen hatte er sowohl wie Kaunitz einen Kurier empfangen, die Schreiben des Kaimakam brachten, in denen derselbe Namens der Pforte die Mediation Oesterreichs und Preußens verlangte. Der König sagte, nachdem er den Vortrag überstanden, nach Kaunitz Bericht: „Dieser verdammte Türkenkrieg alarmirt und beunruhigt mich. Ich würde in Verzweiflung sein, wider meinen Willen in einen neuen Krieg gegen Euch verwickelt zu werden, und ich fühle, daß, wenn die Russen die Donau überschreiten, Ihr kaum ruhige Zuschauer dieses Ereignisses und der weiteren Fortschritte bleiben könnt. Wenn Ihr dann in Polen Krieg machen wolltet, so könnte mich dies Unglück treffen, denn meine Verpflichtungen gegen Rußland beziehen sich gerade auf dieses Land. Es würde in der That nicht derselbe Fall sein, wenn Ihr den Krieg in die Moldau und Wallachei verlegt, da ich nicht absolut verpflichtet bin, mich hierin zu mischen. Aber da man dessen ungeachtet doch niemals weiß, wie weit die Dinge gehen können, so wünsche ich nicht, daß Ihr in den Fall kommt, Euch direct mit diesen Leuten (so sagte der König, bemerkt Kaunitz) zu überwerfen. Machen wir deshalb den Frieden, ich bitte Sie, so bald wie möglich.“ Kaunitz erwiderte: „Da eine einiger Maßen bedeutende Vermehrung der russischen Macht Oesterreichs Sicherheit und die Preußens in der Folge ungewiß machen würde, und somit in dem Augenblick, wo man noch auf die Mitwirkung der Pforte und selbst auf die Polens zu rechnen vermöge, der Krieg ein geringeres Uebel sein werde, als die Unthätigkeit, könne Oesterreich sich

[1]) Beer a. a. O. S. 117—128. 144. 145.

nicht entbinden, sich zum Kriege zu entschließen, Falls Rußland einiger Maßen bedeutende Eroberungen behaupten, oder verlangen wollte, daß die polnischen Angelegenheiten auf einem Fuße blieben, der aus diesem Reiche eine russische Provinz mache. Wenn dann der König nicht mit Oesterreich ginge, so wäre es nicht unmöglich, daß Oesterreich sich wieder in dem Falle befände, ihn angreifen zu müssen, sei es, um Rußland eine Diversion zu machen, sei es, um einen Feind wie ihn nicht im Rücken zu lassen. Da es dem Könige nun so wenig zu conveniren scheine, mit Oesterrreich zu brechen, wie es Oesterreich convenire, mit ihm zu brechen, so müsse man allerdings Alles anwenden, um den Frieden baldmöglichst herbeizuführen. Oesterreich habe dafür in Constantinopel gewirkt, indem es die Türken bestimmt habe, die Mediation Oesterreichs und Preußens zu verlangen. In Petersburg habe der König den größeren Credit, er möge also dort alle Mittel der Ueberredung und selbst stärkere anwenden, um „seine Kaiserin" (diese Wendung legt sich Kaunitz stets in den Mund) zu bestimmen, Oesterreichs Mediation anzunehmen und verständigen Bedingungen sich zu unterwerfen. Weiche die Kaiserin der Mediation aus, so würde er (Kaunitz) sich berechtigt halten, anzunehmen, daß sie die Dinge zum Aeußersten treiben wolle und würde Oesterreich sich dann nicht entbinden können, einen Entschluß zu fassen, der ihre Fortschritte aufhalte, und sie nöthige, Wasser in ihren Wein zu thun. Die Kaiserin, habe der König entgegnet, sei sehr stolz, sehr ehrgeizig und sehr eitel; man könne zu ihr nicht in dem Tone sprechen, wie mit einem Minister: „Könntet Ihr nicht Romanzoff bedeuten, daß Ihr darauf zähltet, daß er sich nicht einfallen lasse, die Donau zu überschreiten, oder könntet Ihr Frankreich nicht erklären lassen, daß es Euch mit so und so viel tausend Mann[1]) unterstützen würde, wenn Ihr mit den Russen brächet, falls diese die Donau überschritten? Das würde Eindruck machen." Nachdem Kaunitz diese „kindischen Ideen", wie er sie qualificirt, aus dem Munde eines Fürsten, „der übrigens viel Geist habe", vernommen, schlug er dem Könige vor, der Kaiserin zu schreiben: daß er zwar bei dem Kaiser und Kaunitz keine Entfremdung und Erbitterung gegen Rußland bemerkt, daß er ihr aber nicht verbergen könne, daß, Falls der Krieg länger dauere und eine bemerkliche Aenderung des Gleichgewichts zwischen Rußland und der Pforte herbeiführe, der Wiener Hof zu einem ernsten Schritte entschlossen geschienen habe, um ein Ereigniß zu verhindern, das dieser Hof für unvereinbar mit dem Staatswohl betrachte. Der König möge hinzufügen, daß es ihm

[1]) Die Angabe im Abdrucke bei Beer a. a. O. ist unverständlich.

auch sehr wünschenswerth erscheine, daß vor den Friedensverhandlungen, oder wenigstens vor dem Frieden die polnischen Angelegenheiten geordnet wären. Die Kaiserin möge zu diesem Zwecke einen Pacificationsplan entwerfen und diesen in Berlin und Wien mittheilen lassen. Fänden ihn die beiden Höfe ausführbar, so würden sie die Zustimmung des Königs von Polen und der verschiedenen Parteien in Polen zu bewirken suchen; wären diese nicht verständig genug, darauf einzugehen, würde es Rußland überlassen bleiben, sie mit Gewalt dazu zu nöthigen, und würden die beiden Höfe erklären, daß sie die Aufrechthaltung der Pacification garantirten, wenn die Kaiserin ihre Truppen aus Polen zurückgezogen haben würde. Der König erklärte sich einverstanden und sagte dann nach Kaunitz Bericht: Wir haben uns eben verständigt und wie mir scheint, gut verständigt über die gegenwärtige Lage der Dinge. Aber diese kann sich ändern und ändert sich, wie Sie besser wissen als ich, durch Ereignisse, welche von Zeit zu Zeit eintreten. Ich glaube deshalb, daß es gut sein würde, wenn man sich sehen nud sprechen könnte, wäre es auch nur einen Tag im Jahre oder wenigstens dann, wenn Veränderungen eintreten, über welche es wünschenswerth wäre, sich zu verständigen. Kaunitz wich diesem Vorschlage aus. Die Minister an beiden Höfen würden dazu genügen, wenn man nur geeignete Personen wähle. Träten ganz besondere Ereignisse ein, so würde sich ein Wiedersehen durch Mittel, die nicht schwer zu finden sein würden, arrangiren lassen. Das Wichtigste sei, daß der König sich häufig an das erinnere und niemals vergessen wolle, was er die Ehre gehabt habe, ihm zu sagen.

Die Ergebnisse der Conferenz faßt Kaunitz dahin zusammen: „Der König ist diesen Morgen (7. September) um 5 Uhr abgereist. Ich habe Grund zu glauben, daß meine Unterredungen auf den König einen lebhaften Eindruck gemacht haben und daß er mit anderen Empfindungen über uns und für uns abreist, als die, welche er mitgebracht. Ich habe ihn engagirt, allein in seinem Namen das Wort über die Mediation an Rußland zu richten. Er hat mit vieler Folgsamkeit die Wendung angenommen, die ich ihm, diesem Schritte zu geben, vorgeschlagen habe. Demnach werden wir Rußland gegenüber nicht compromittirt sein, wenn es ablehnt. Ebenso hat er mit vieler Gelehrigkeit Rußland gegenüber die Ausführung eines Rathes übernommen, den ich ihm zur Beilegung der Unruhen in Polen an die Hand gegeben. Ich habe Grund zu glauben, daß er uns in Zukunft trauen wird, so weit es ihm möglich ist, jemandem zu trauen und daß wir dagegen ihm mehr trauen dürfen, als dies bisher vernünftig gewesen wäre. Kaunitz schließt mit der An-

führung, daß der König auch den Katechismus unterschrieben hätte, wenn der Kaiser dies seinerseits gethan¹).

Dem Könige war die genaue Kenntniß, die er von den Absichten des Wiener Hofes erlangt hatte, willkommen. Er war entschlossen, diese sofort für die Mäßigung der Absichten Rußlands gegen die Pforte wie in Polen nachdrücklich zu verwerthen und dadurch den Frieden baldmöglichst zu erreichen. Von vorn herein stark und drohend zu sprechen hielt er für unklug und den Erfolg gefährdend. So schrieb er, nach Potsdam zurückgekehrt, der Kaiserin Katharina, daß er Kaunitz im Ganzen gemäßigter gefunden habe, als er erwartet, obwohl er die Aufrechthaltung des Gleichgewichts im Orient nachdrücklich hervorgehoben. Die Pforte habe Oesterreichs und seine Mediation verlangt; er wünsche zu wissen, ob die Kaiserin diese annehme. Als guter Alliirter könne er nur sagen, daß der Friede in diesem Augenblick wünschenswerth sei, um einen allgemeinen Krieg zu vermeiden, den Frankreich zu entzünden suche. Ihre Mäßigung werde den Ruhm noch erhöhen, den sie durch ihre Waffen erfochten habe. Auch die polnischen Angelegenheiten verlangten gegenwärtig eine ernste Erwägung. Der Würde Rußlands wäre es angemessen, wenn sie vor dem Abschluß des Friedens mit der Pforte beendigt werden könnten. Wenn die Dissidenten ihre Forderungen mäßigten, was sie, wie er glaube, von der Kaiserin selbst erbitten würden, würde es nicht unmöglich sein, Polen den Frieden zu geben. Der König glaube sogar, wenn er sich nicht zu sehr schmeichle, die Oesterreicher bewegen zu können, in Gemeinschaft mit ihm die Conföderirten zur Annahme solcher Bedingungen zu zwingen. Diese Ideen seien wichtig wegen der Folgen und der Zukunft; sie verdienten wohl discutirt und wohl erwogen zu werden (14. Septbr.). Zugleich instruirte er Solms, daß, soweit er (der König) habe erforschen können, der Wiener Hof kein Hinderniß entgegen stellen werde, daß Rußland einen „ehrenvollen und sicheren Frieden" erlange, vorausgesetzt, daß die Moldau und Wallachei unter türkischer Herrschaft blieben. Der Pacificationsplan für Polen müsse auf sehr gemäßigten Bedingungen beruhen, damit sie den Conföderirten erträglich seien. Zuvörderst müsse der Thron dem Könige gesichert werden und die Dissidenten auf den Eintritt in den Senat verzichten (ob. S. 504. 507), sodann sei zusammenzustellen, was Rußland zum Besten des Friedens nachlassen zu können glaube. „Geschieht dies, so erbiete ich mich, dies Project zu garantiren und vom Wiener Hofe garantiren zu lassen und ferner die Conföderirten zu zwin-

¹) Beer a. a. O. S. 141. Ueber die gesammte Conferenz ist die Mittheilung zu vergleichen, die Kaunitz dem Vertreter Englands am 3. October in Wien machte, bei Raumer a. a. O. 2, 285 ff.

gen, sich billigen Bedingungen, welche die Kaiserin von Rußland ihnen vorschriebe, zu unterwerfen (13. September)." Seinem Bruder Heinrich hatte er schon einige Tage früher aus Breslau geschrieben: „Ich beklage Dich von ganzem Herzen wegen der harten und unangenehmen Reise, die Du in der Nothwendigkeit zu machen bist. Aber sie ist im gegenwärtigen Augenblicke unvermeidlich und Du kannst meiner Schwester sehr nützlich sein und dazu beitragen, die Bedingungen des Friedens mit den Türken wie mit den Polen zu mäßigen[1])." Die Escorte durch polnisch Preußen für die Rückreise werde gestellt werden. „Mit meiner Reise, fährt der König fort, bin ich im Ganzen sehr zufrieden und Alles geht nach Wunsch. Die Pforte hat meine und Oesterreichs Mediation gefordert, was zu Conferenzen veranlaßt hat, die ich mit Kaunitz hierüber gehabt. Wir stimmen in unseren Principien und Ideen so ziemlich überein. Wenn die Kaiserin sich in ihren Forderungen für die Dissidenten etwas mäßigt, daß sie keinen Antheil an der Gesetzgebung erhalten, daß der Krongroßfeldherr Herr der Armee ist, daß Subsidien nur mit Zustimmung der Reichstage aufgelegt werden, so wird sich Alles beruhigen, ja wir und die Oesterreicher werden uns selbst verpflichten, die widerstrebenden Polen zu ihrer Pflicht zu bringen, Falls sie so gemäßigten Bedingungen nicht zustimmen wollten. Diese Vorschläge bei der Kaiserin zu unterstützen hast Du zwei große Argumente. Das eine ist das ihres Ruhmes, der nicht höher steigen kann, als wenn sie nach so vielen Siegen Mäßigung zeigt, das zweite ist, daß wenn man eines soliden Friedens genießen will, man ihn unter erträglichen Bedingungen schließen muß. Entschließt sich die Kaiserin dazu nicht, so wird sie an ihrem Werke in Polen immer von Neuem arbeiten müssen und schließlich könnten daraus so bedeutende Unruhen entstehen, daß sie ganz Europa in diese Streitigkeiten hineinziehen. Du hast so viel Geist, daß Du das, was ich in zwei Worten sage, nach Deinem Urtheile ausführen wirst. Ich zweifle nicht, daß es Dir gelingt, diese Ideen zur Annahme zu bringen und in diesem kritischen Augenblick das vornehmste Werkzeug der Pacification Europa's zu werden (9. September[2])." Der König fügt dann nach Erlaß seines Schreibens an die Kaiserin und der Instruction an Solms hinzu: „Das Nützlichste, was Du für unser Wohl und das Wohl Europa's thun kannst, ist, wo möglich zu bewirken, daß die Mediation Oesterreichs nicht zurückgewiesen wird und daß Polen keine zu schweren Bedingungen auferlegt werden. Giebt

[1]) Diesem Briefe wie den oben mitgetheilten, dieser Reihe von Urkunden gegenüber bedürfen die Behauptungen von Smitts a. a. O. 1, 134. 136: wie kunstvoll der König die Reise des Prinzen Heinrich nach Petersburg bewerkstelligt habe, keiner Antwort.

[2]) Oeuvres de Frédéric 26, 323—325.

die Kaiserin nach, so werden wir, ich und Oesterreich, die Polen zur Vernunft bringen und diese Ruhe wird dauernd sein. Die Türken hoffen wir dahin zu bringen, Asoff abzutreten und Amnestie für die Griechen des Peloponnes zu gewähren, auch die übrigen wegen ihrer Religion nicht zu beunruhigen. Die Garantie hierfür würde Venedig übernehmen und vielleicht ließe sich auch Oesterreich dazu bewegen. Wenn Du zur Annahme einiger dieser Puncte beitragen kannst, so erweisest Du Deinem Vaterlande und Europa einen Dienst (18. September[1]). Heinrich hatte gewünscht, der Kaiserin einen Brief des Königs, der ihn berechtige, in seinem Namen zu sprechen, in Petersburg vorzeigen zu können. Zu diesem Zwecke schrieb ihm der König am 1. October. „Die Pforte hat meine Mediation und die des Wiener Hofes verlangt. Wir erwarten die Antwort der Kaiserin: ja oder nein, ob sie diese Mediation annimmt.“ In Betracht der gemäßigten Absichten der Kaiserin werde das Werk der Mediation leicht sein, die größten Hindernisse würden von der Wunderlichkeit und dem Eigensinn der Türken kommen. Aber die russische Flotte vor den Dardanellen schneide ihnen die Zufuhr aus Aegypten und Großgriechenland ab und die Fortschritte der Russen in der letzten Campagne sammt Hunger und Pest würden sie zur Nachgiebigkeit zwingen. Der Friede müsse bald geschlossen sein; Spanien habe die Engländer von den Falklandsinseln verjagt, der Seekrieg Englands gegen Spanien und Frankreich stehe bevor[2]).

So die Instructionen des Prinzen Heinrich. Er traf am 12. October nach einer stürmischen Ueberfahrt von acht Tagen in Petersburg ein. Die Dinge lagen hier anders, als der König vorausgesetzt. Katharina war entschlossen, obwol sie außer Stande war, neben der Führung des Türkenkrieges die Polen niederzuwerfen, diesen fortzusetzen, in keinem Falle ohne die entschiedensten Vortheile Frieden zu schließen und das Eintreten jeder Vermittelung, am meisten die gemeinsame Vermittelung Oesterreichs und Preußens, die sie bei Festhaltung ihres Zieles nur in Conflict mit Oesterreich und Preußen bringen konnte, zu vermeiden. Um so erwünschter war, daß sie den Prinzen eingeladen, durch den man nun jede vertraulichste Eröffnung nach Berlin gelangen lassen konnte, die geeignet wäre, Preußen von Oesterreich abzuziehen. Als das Schreiben des Königs vom 14. September in ihre Hand gelangte, erhielt der commandirende General

---

1) Geh. Staatsarchiv.

2) Geh. Staatsarchiv. Die Phantasieen des Herrn von Smitt a. a. O. S. 131, der die Aufgabe des Prinzen sehr genau zu kennen behauptet, an sich unmöglich, werden zum Ueberfluß durch diese ausdrücklichen Urkunden widerlegt.

der Donau-Armee, Romanzoff, Befehl, sich mit dem Großvezier in Beziehung zu setzen, ihm zu schreiben, daß die Kaiserin bereit sei, in Verhandlungen über den Frieden einzutreten, sobald Obreskoff freigelassen sei[1]). Sodann schrieb die Kaiserin am 9. October (28. September) dem Könige: sie sei zum Frieden bereit; ein neuer Beweis davon sei, daß sie durch Romanzoff dem Vezier habe schreiben lassen. Vor Obreskoffs Freilassung könne sie auf keine Verhandlung eingehen. Eine Vermittelung würde sehr erwünscht sein und die des Königs am meisten. Jedoch sei sie gerade hierin beengt. Seit dem Beginn des Krieges habe England die Mediation gewünscht und sie habe diese zugesagt, wenn es zur Mediation komme. Werde England zugelassen, so werde auch Frankreich Antheil an der Mediation verlangen, Choiseul aber „den geschworenen Feind ihres Staates und ihrer Person" könne und werde sie nicht zulassen. Gegen Oesterreichs Mediation empfinde sie bei Weitem diese Abneigung nicht. Ueber ihre Dispositionen und diese Schwierigkeiten habe Panin ein Memoire aufgesetzt, und der Theil, welcher die Mediation betreffe, sei so redigirt, daß sie dem Könige anheimstellen könne, diesen dem Wiener Hofe mitzutheilen, damit derselbe hieraus ihre Rechtlichkeit, ihren guten Glauben und ihre wahren Gefühle über die Mediation erkenne. „Geben Sie, so schließt Katharina, der Sache die beste Wendung. Namen und Form der Mediation müssen vermieden werden. Die guten Dienste des Wiener Hofes bin ich bereit anzunehmen, die Eurer Majestät verlange ich. In Polen werde ich alle Mäßigung eintreten lassen. Ich habe schon eine Declaration abgegeben, die ohne die Intriguen der Czartoryski zur Pacification geführt hätte. Meinem Minister in Polen werde ich hierüber neue Instructionen geben und bitte, ihn durch Ihren Minister unterstützen zu lassen[2])."

Auf die Anzeige des Grafen Solms, daß Romanzoff zu Unterhandlungen mit dem Großvezier beauftragt sei, schrieb der König am 15. October seinem Bruder nach Petersburg: „Also man verhöhnt uns. Ich verzichte gern auf das undankbare Geschäft der Mediation, wenn nur mein Rath für Polen, der allein zu völliger und dauernder Pacification führen kann, endlich in Petersburg angenommen wird. Die Pest (vom Süden her eingedrungen, wüthete diese seit längerer Zeit in Rußland und Polen und drohte sich weiter nach Westen zu verbreiten) wird Dich auf der Rückreise nicht belästigen. Ich habe einen Cordon von Teschen durch die Neumark nach Tuchel gegen Marienwerder und Preußen ziehen lassen, und mir

[1]) Vgl. Panin an Galitzin bei Görtz S. 2.
[2]) Geh. Staatsarchiv.

dadurch auch sichere Communication verschafft." Im Besitz des Schreibens der Kaiserin sagte er Heinrich dann am 26. October: „Nach der Antwort, welche ich eben erhalte, lehnt die Kaiserin die Mediation weder ab noch nimmt sie dieselbe an. Demnach gedenke ich mich in Alles dies nicht mehr zu mischen, um so weniger als General Romanzoff Befehl hat, direct mit dem Kaimakam und dem Großvezier zu unterhandeln. Die Kaiserin verlangt, daß mein Minister in Warschau alle Weisungen, welche sie ihrem Minister ertheilen wird, unterstützen soll. Aber ich bin nicht gewohnt, meine Minister handeln zu lassen, ohne zu wissen, womit man sie beauftragt und gewöhnlich theilen sich alliirte Mächte die Dinge mit und verständigen sich bevor man handelt. Ich hoffe, daß Du diese allgemein angenommene Gewohnheit dem Grafen Panin ins Gedächtniß rufen wirst. Bleibe, lieber Bruder, in jenem Lande, so lange es Dir angenehm ist und Du unserer Schwester nützlich sein kannst. Ich bin sehr entschlossen, mich weder in den Frieden noch in die polnischen Dinge zu mischen sondern einfacher Zuschauer der Ereignisse zu bleiben. Die Leute da können unsere Mediation ablehnen oder annehmen, aber sie dürfen uns nicht offen höhnen[1])."

Inzwischen hatte Katharina dem Prinzen Heinrich am 17. October versichert: sie wünsche den Frieden und verlasse sich auf die Vermittlung des Königs in Constantinopel, zunächst müsse jedoch die Antwort des Großvezier auf Romanzoffs Schreiben erwartet werden und Obreskoff frei sein. Als Heinrich Panin darauf aufmerksam machte, daß eine doppelte Unterhandlung durch Romanzoff und Preußen nur schaden könne, erwiderte dieser, man wolle durch Romanzoffs Auftrag nur ermitteln, ob die Pforte überhaupt unterhandeln wolle. Ueber die Friedensbedingungen erfuhr der Prinz von Panin und Saldern (dessen Vertrauten), daß außer Azoffs Abtretung die Freiheit der Krimm, die Handelsfreiheit auf dem schwarzen Meere und Amnestie für die Griechen gefordert werden würde. Die Moldau und Wallachei würden der Pforte zurückgegeben werden. In Polen solle Wolkonski (der Nachfolger Repnins) zunächst auf die besser gesinnten Magnaten einwirken[2]). Dann berichtete der Prinz: „Vor zwei Tagen (24. October) nahm mich die Kaiserin bei Seite und fragte mich, was ich glaubte, daß geschehen werde, wenn der Friede nicht zu Stande komme, ob ich ihr dazu riethe, die Armee den Rubikon passiren zu lassen, so nannte sie die Donau. Ich sagte, dies würde die Eifersucht der Oesterreicher im höchsten Maaße erregen, die Franzosen würden sie vorwärts drängen und ein allgemeines

[1]) Oeuvres de Frédéric 26, 330.

[2]) Bericht des Prinzen vom 18. October. Die Antwort auf diesen ist die Oeuvres 26, 331. 332 gedruckte Chiffre des Königs.

Kriegsfeuer ausbrechen. Du würdest zwar nicht zugeben, daß ihre Unternehmungen gestört würden, aber wir würden es mit den Franzosen zu thun bekommen. Man wird also Frieden machen müssen, sagte sie lachend. Ich wünsche ihn, aber der Sultan ist ein wilder Mann und die Aufhetzungen der Franzosen werden ihn hindern, vernünftig zu sein. Du würdest ihn vernünftig machen, erwiderte ich, wenn sie Dir ihre Interessen anvertraue. Sie entgegnete: vor dem nächsten Januar werde man nicht klar sehen. Ich drücke stark auf die Aufstellung eines Pacificationsplans für Polen, der Dir mitgetheilt würde und auf Grund dessen man auch Oesterreich engagiren könnte. Aber sie mißtrauen den Oesterreichern und würden sie nur unter Deiner Direction und unter der Hand zulassen. Orloff, der den Frieden ohne Intervention will, kreuzt Panins Absichten (27. October)." Die folgenden Berichte sagten dem Könige, daß Panin der Vortheile erwähnt habe, welche der Wiener Hof hätte haben können, wenn er mit Rußland in den Krieg gegen die Pforte eingetreten wäre; Kaunitz habe sich durch seine Leidenschaft für Frankreich zu diesem Fehler hinreißen lassen. „Ich habe hierauf, meldet der Prinz, lakonisch geantwortet. Gestern (30. October) war Saldern bei mir und fragte mich, ob Panin nicht von den Vortheilen gesprochen, die Oesterreich hätte erlangen können. Ich sagte ja und fügte hinzu, wenn man sich mit politischen Träumereien unterhalten wolle, so könnte man, wenn es unmöglich wäre, den Frieden von den Türken zu erhalten, daran denken, eine Tripleallianz zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich aufzurichten, durch welche gegenseitige Vortheile für die drei Kronen festgesetzt würden, sobald dann die Türken zum Frieden gezwungen wären. Saldern fragte mich ob er diese Idee dem Grafen Panin mittheilen dürfe. Ich antwortete: da ich mich Deinem Tadel aussetzen könnte, wollte ich in nichts engagirt sein. Du bist somit durch diese Unterredung in keiner Weise compromittirt und Falls sich die die Türken dieses Jahr nicht zum Frieden herbeilassen wollen, ist es doch möglich, daß ich Dir einen Dienst in der Voraussetzung leiste, daß Du den Wiener Hof bestimmen kannst, in dieselben Interessen einzutreten und für die Deinigen thätig zu werden, wie ich es wünsche. Ich werde sie nun kommen lassen und kein Wort mehr über dies Kapitel sagen (31. Oct.)." Sie kamen noch an demselben Abend, wie der Prinz in der Nachschrift meldet: „Diesen Abend bei Hofe sagte mir Panin, daß es gut sein werde für den Fall, daß die Türken sich nicht zum Frieden herbeiließen, Maßregeln zu treffen, um einen allgemeinen Brand zu verhüten. Er werde darüber mit mir sprechen um mir seine Ideen mitzutheilen; es würde sich um eine besondere Convention handeln. Ich antwortete, daß ich sehr erfreut sein würde, mich mit ihm zu unterhalten. Der beste

Rath, den ich geben könne, wäre der am Frieden zu arbeiten. Spräche er mir von anderen Dingen, so würde ich freimüthig antworten, obwohl ich über diese Gegenstände zu reden nicht autorisirt sei, sondern nur dazu, die Vortheile des Friedens geltend zu machen. Es scheint, daß der Wiener Hof sie beunruhigt, daß sie anfangen zu fürchten, du seist mit diesem bereits fester verbunden, oder daß man Vergrößerungsideen versteckt und wirklich zu einer Tripleallianz zu gelangen hofft, wenn es nicht zum Frieden käme." Die Vermuthung, daß besondere Absichten vorhanden sein müßten, lag nahe, da Panin dem Prinzen trotz allen Drängens, die Forderungen, die er an die Pforte zu stellen gedenke, erst mittheilen wollte, wenn der Großvezier geantwortet habe. Den Pacificationsplan für Polen konnte der Prinz endlich am 4. November dem Könige senden; er bemerkt, daß er ihn angenommen, um nicht zu chikaniren, das Einzelne könne im Laufe der Unterhandlung gebessert werden.

Inzwischen hatte der König schon am 5. September von Neustadt aus seinen Gesandten in Constantinopel angewiesen die Freilassung Obreskoffs zu verlangen. Der Reis Efendi hatte hierauf ihn und Thugut, den Vertreter Oesterreichs, am 14. October zur Conferenz einladen lassen und ihnen erklärt, daß die Pforte bereit sei, Obreskoff loszulassen, sobald sie der ernsthaften Absicht Rußlands sicher sei, Frieden zu schließen. Auch würde der Pforte ein Waffenstillstand erwünscht sein. Friedrich eilte, seinem Bruder diesen Bericht zu schicken und erwiderte dem Prinzen auf dessen Schreiben vom 27. October: „Ich hoffe man wird den Rubikon nicht überschreiten, vielmehr rasch und direct mit den Türken abschließen. Ueberschritten die Russen den Rubikon, so gäbe es kein Mittel mehr, die Oesterreicher zurückzuhalten und Du kannst darauf zählen, daß daraus unfehlbar ein allgemeiner Krieg hervorgeht. Seit meiner Rückkehr aus Mähren hat Frankreich in Wien Terrain gewonnen und Durand, den Choiseul dorthin geschickt hat, intriguirt unaufhörlich mit den Conföderirten in Polen[1])." Auf die folgenden Berichte vom 30. 31. Oct. u. 4. Nov. antwortete der König: „Die Pacificationsbedingungen für Polen seien so, wie sie man nur wünschen könne. Die Kaiserin beschränke sich einfach darauf, ihren König aufrecht zu halten und überlasse alles Uebrige dem Reichstage, Dissidenten und Conföderirten sich zu vergleichen, wie sie könnten. Was die Insinuationen Panins und Salderns betreffe, so habe der Prinz aus der ihm zugesendeten Depesche Zegelins gesehen, daß die Türken den Frieden inständig verlangten. Wollten die Russen hierauf in keiner Weise eingehen, so stürzten sie sich muthwillig in einen neuen Krieg, und ich wäre in diesem Falle nach dem von

[1]) Friedrich an Heinrich 9. und 11. November 1770; Geh. Staatsarchiv.

allen Mächten angenommenen Gebrauch berechtigt, meine Subsidien zu verweigern." Den Wiener Hof werde nichts von Frankreich trennen, wenn nicht Frankreich selbst d. h. wenn Choiseul oder ein anderer Minister vollständig gegen Oesterreichs Interesse handele, und selbst dann werde man sein Mißvergnügen in Wien noch verbergen. Kaunitz habe ihm deutlich genug gesagt, daß sein Hof das Gleichgewicht im Orient aufrecht halten und nicht dulden werde, daß die Russen die Donau passirten und sich in ihrer Nachbarschaft festsetzten. Danach müsse man in Petersburg auf jede Hoffnung verzichten, Oesterreich an den türkischen Eroberungen, die man dort plane, Theil nehmen zu lassen. „Meine Allianz mit Rußland ruht auf der Garantie des Königs von Polen, in Folge derselben habe ich Subsidien gegeben; will man den Krieg jetzt fortsetzen, so bin ich davon dispensirt und ich würde auf keine Weise das Wohl und den Vortheil eines Landes, dessen Regierung mir obliegt, den weiten Eroberungsplänen einer anderen Macht opfern. Und welche Convention wollen sie mit mir machen? Welches Land versprechen sie mir? Um dieses angebliche Land zu acquiriren, soll ich mir alle Streitkräfte Oesterreichs, alle Streitkräfte Frankreichs auf den Hals ziehen ohne einen Alliirten, der mich unterstützte! Das stimmt weder mit unseren durch den letzten Krieg erschöpften Kräften noch zur gegenwärtigen Lage Europas. Also keine Ueberschreitung des Rubikon und keine neue Convention irgend welcher Art. Suchen wir sie vielmehr baldmöglichst zum Frieden zu bringen, oder wenn sie ihr Glück versuchen wollen, so mögen sie allein Krieg machen gegen wen sie wollen. Ich habe die Allianz mit Rußland zu meinem Vortheil geschlossen, wie Oesterreich die seine mit Frankreich, aber nicht um unter Rußlands Auspicien einen verderblichen Krieg zu führen, der mich weder schwarz noch weiß interessirt." In seinem Verhältniß zu Oesterreich sei durch die Zusammenkünfte lange nicht alles Mißtrauen beseitigt, das aus dem Unterschiede der Interessen und Gesichtspunkte stamme und werde auch durch hundert Zusammenkünfte nicht beseitigt werden; aber es sei so viel erreicht, daß Oesterreich ihn nicht von heut auf morgen angreifen werde und dies gewähre Zeit zur Ordnung der inneren Angelegenheiten, die derselben noch sehr bedürften (15. und 16. November). Drei Tage darauf setzt der König ungeduldig noch hinzu: Er erwarte endlich zu erfahren, ob die Russen den Krieg fortsetzen oder Friede machen wollen. „Im ersten Falle wirst Du sie daran erinnern, daß meine Verpflichtungen soweit nicht gehen, daß ich mich nicht auf eine Unternehmung einlassen könne bei der die ganze Gefahr auf meiner Seite wäre, ich dem Verlust aller meiner Besitzungen am Rhein, und meine übrigen Länder unausbleiblichen und augenscheinlichen Gefahren ausgesetzt sein würden. Gute Alliirte müßten auf ihre gegen-

seitigen Interessen Rücksicht nehmen, der Eine dürfe nicht verlangen, daß sich der Andere für Jenes Interessen opfere (19. November[1]).

In Petersburg waren jene Insinuationen inzwischen festgesetzt worden. „Panin sprach mir von den Maßregeln für den Fall, daß der Friede nicht zu Stande käme, schreibt Prinz Heinrich. Im Geheimniß wolle er mir anvertrauen, daß eine Tripleallianz zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich die schönste und glücklichste Idee sei, die man haben könne, da vermittelst der für die Interessen der drei betheiligten Mächte zu treffenden Arrangements die übrigen Mächte Europa's nicht wagen würden, unsere Maßnahmen und Entwürfe zu stören. Er bitte mich jedoch hiervon noch nicht zu schreiben, weil er, so lange er Hoffnung habe den Frieden zu Stande zu bringen, der Kaiserin nicht davon sprechen wolle, aus Besorgniß, daß andere Ideen ein für die Menschheit so nützliches Werk stören könnten. Wenn diese Hoffnung schwinde, werde er noch ernstlicher darüber nachdenken (5. u. 8. Nov.). Man glaubt hier nicht an den Frieden, fügt der Prinz hinzu, man nimmt an, daß Frankreich seinen ganzen Einfluß auf den Sultan behauptet habe und Alles aufbieten werde, ihn zu einer neuen Campagne zu bestimmen (12. Nov.). Gestern Abend sagte mir die Kaiserin, daß sie ihr ganzes Vertrauen auf Dich setze. Im Conseil ist, wie man mir mittheilt, der Beschluß gefaßt worden, Dich zum Vertreter (dépositaire) der Interessen Rußlands zu machen (22. Nov.[2]). Die Reflexionen auf einen allgemeinen Krieg kommen. Man denkt hier daran Falls die Tripleallianz nicht statthätte, welche Vortheile man Dir gewähren könnte, wenn Du allein in den Krieg einträtest. Panin meint aus der Art, wie in Wien die Pacificationsbedingungen für Polen und die Friedensbedingungen für die Pforte (die er mir am Ende dieser oder Anfang nächster Woche mittheilen will) aufgenommen werden würden, werde man Oesterreichs Absichten erkennen. Mache man dort Schwierigkeiten, so wäre es Zeit Arrangements für einen allgemeinen Krieg zu treffen. Ich habe hierauf nicht weiter eingehen wollen, weil ich Deine Antwort über die Frage der Tripleallianz noch nicht habe. Ich sehe, daß ihnen diese sehr erwünscht wäre Falls sie möglich wäre. Solms, mit dem ich nie hierüber gesprochen, kam mir zu sagen, daß ich darauf rechnen könne, daß Falls Mittel gefunden werden könnten, eine Allianz zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich zu Stande zu bringen, man diese allen Vortheilen vorziehen werde, die man erlangen könnte. Ich erwiderte, daß ich hierauf nichts antworten könne, da ich keinen Befehl von Dir habe. Falls solche Allianz stattfinden sollte, könnte es nur unter

[1]) Oeuvres de Frédéric 26, 337.

[2]) Heinrich an den König am 5. 8. 12. 22. November 1770; Geh. Staatsarchiv.

der Bedingung sein, daß die Eroberungen, die die Oesterreicher gegen die Türken machten, Dir zu Gute gerechnet würden, da Du unmöglich wollen könntest, daß das gegenwärtige Machtverhältniß zwischen Dir und Oesterreich verändert werde. Schreiben würde ich Dir übrigens hierüber nicht; der hiesige Hof müsse es denn ausdrücklich wünschen und mich zu diesem Schritte ermächtigen. Siehst Du überhaupt eine Möglichkeit zu dieser Allianz, so wäre mein Rath, sich vorgängig mit Oesterreich zu verständigen. Gelänge dies, so möchte ich die Zustimmung des hiesigen Hofes fast garantiren. Andern Falls würde hier ebenfalls leicht zum Ziele zu kommen sein, wenn es sich um Erwerbungen in Deutschland handelte; wenn Dein Antheil jedoch in Polen genommen werden sollte, so habe ich Grund zu vermuthen, daß man hier sehr difficil sein würde. Oesterreich kann gegen die Pforte Alles erlangen, was es verloren hat und mehr, ja Alles, was es wollte, selbst bis zu den Thoren Constantinopels (27. November).

Der König erwiderte auf die Berichte vom 5., 8. u. 12. Nov.: Was Panin vom Wiener Hofe gesagt, sei absolut unausführbar. Derselbe sei Frankreich blind attachirt. „Da dies so ist, wird man Kaunitz niemals (au grand jamais) bestimmen, mit den Alliirten Frankreichs, den Türken, zu brechen und den Kuchen mit den Russen zu theilen. Man muß gar nicht daran denken, vielmehr daran, daß Katharina den Krieg nicht fortführen kann, ohne über den Rubikon zu gehen, und daß sie damit eine Feuersbrunst entzündet, deren Ende Gott allein kennt. Darum den Frieden, den Frieden so schnell als möglich. Indem Katharina den Türken erträgliche und nicht zu demüthigende Bedingungen stellt, wird sie dazu gelangen, da Frankreichs Bemühungen durch die verzweifelte Lage der Pforte ihre Kraft verlieren. So hoffe ich auf den Frieden im Winter und Ruhe in Europa, so lange es Choiseul erlauben wird (30. November[1])." Auf des Prinzen Berichte vom 22. und 27. November bemerkt der König: Wenn ich versprechen wollte, Oesterreich von Frankreich los zu machen, würde ich mich selbst und die Kaiserin von Rußland täuschen. Daß man dort stets vom allgemeinen Krieg spricht, läßt mich annehmen, daß man stolz auf seine Erfolge das Glück möglichst weit verfolgen will. Die Türken können nicht mehr thun, als den Frieden anbieten. Gehen die Russen darauf nicht ein, so sind sie es, die den Frieden verwerfen. Kommts zum allgemeinen Kriege, so muß ich die ganze Last tragen. Beim Frieden befände ich mich günstigsten Falls im Besitze meiner gegenwärtigen Länder, aber die Provinzen und die Armee wären ruinirt und das Geld des Staats im Dienste Rußlands ausgegeben, was mir dann ein schönes Compliment und einen Marderpelz eintragen würde.

---

[1]) Oeuvres de Frédéric 26, 310.

Das ist es, was ich voraussehe, und darum bin ich so lau, mich in stürmischer Zeit einzuschiffen (13. December)." Wollte man aufrichtig Frieden in Petersburg, fügt der König einige Tage später hinzu, so würde man sich mehr beeilen, den Grund dazu zu legen. Man wird das Frühjahr kommen lassen und kann sich dann nicht dispensiren, noch eine Campagne zu machen. „Ich fürchte, man wird mich melken, wie eine Milchkuh, und Dir den Schnabel so lange als möglich ins Wasser halten (16. December[1])."

Die ersten Weisungen des Königs über diese Fragen hatte der Prinz am 30. November erhalten. Er erwiderte sogleich, daß er sich durch dieselben leiten lassen werde, sobald man auf die Maßregeln zurückkomme, die im Falle der Fortdauer des Krieges zu nehmen sein würden. Man werde es nur durch Solms thun, den man mit diesem Project vollgestopft habe und dem er antworte, was die, die ihn schicken, wissen sollen. Die Antwort des Sultans auf Romanzoffs Anfragen sei eingetroffen. Er (der Sultan) habe bereits Oesterreich und Preußen zu erkennen gegeben, daß er den Frieden wünsche, und erwarte er die ersten Eröffnungen von diesen Mächten. Damit sei die directe Verhandlung zwischen Petersburg und Constantinopel abgeschnitten.

Es gab nun keinen Grund oder keine Ausflucht mehr, die Bedingungen zurückzuhalten. Der Prinz machte noch einmal alle Gründe gegen die Fortsetzung des Krieges Panin gegenüber geltend und faßte die Motive für den Frieden in einer Denkschrift zusammen. Der englische Gesandte berichtet, der Prinz dringe auf Frieden und hebe hervor, daß es andern Falls das klare Interesse Oesterreichs sei, die Partei der Pforte zu ergreifen, um deren Fall zu hindern[2]). Trotz der Denkschrift des Prinzen und trotz einer scharfen Note von Solms: „daß eine längere Zurückhaltung das Verhältniß zwischen beiden Höfen erkälten könne[3])", entschloß sich die Kaiserin erst am 20. December, dem Könige ihre Bedingungen durch ein eigenhändiges Schreiben zugehen zu lassen. Im größten Vertrauen theile sie dem Könige ihren Plan und ihre geheimsten Gedanken über den Friedensschluß mit der Pforte mit. Die nach den ersten Eröffnungen eingetretenen Ereignisse (d. h. ihre weiteren Waffenerfolge) hätten ihr noch größere Sicherheit gegeben, ihren Völkern einen gerechten, ehrenvollen und sicheren Frieden zu verschaffen. Das Interesse jeder unparteiischen christlichen Macht stimme vollkommen mit dem Zwecke,

---

[1]) Geh. Staatsarchiv. Oeuvres de Frédéric 26, 342. 343.

[2]) Raumer a. a. O. 2, 297.

[3]) Gedruckt bei v. Smitt a. a. O., der ihr selbstverständlich die verkehrteste Auslegung giebt. Vertrauliche Gespräche waren hinreichend geführt worden, es handelte sich vielmehr um einen amtlichen Act.

den sie verfolge, Anlaß zu künftigen Kriegen aus dem Wege zu räumen, überein. Indem sie den König zum Vertrauten aller ihrer Intentionen mache, sei sie überzeugt, daß er von diesen den besten Gebrauch machen werde. Die Freilassung Obreskoffs bleibe die Vorbedingung. In Constantinopel könne sie die Unterhandlung nicht stattfinden lassen, aber in jeden Ort der Moldau oder Polens werde sie ihre Bevollmächtigten senden. Daß der Entwurf des Friedens, wie sie ihn dem Freunde mittheile, dem Feinde nicht mitgetheilt werden könne, werde der König selbst finden. Es würde zu früh sein und müsse dann in anderer Form geschehen. Auch dem Wiener Hofe gegenüber halte sie es bei dessen Verbindungen mit Frankreich nicht gerathen, sich näher zu eröffnen. Sie wolle in dieser Sache nur mit dem Könige zu thun haben, und bitte ihn, Oesterreich gegenüber so zu verfahren, wie er in seiner eigenen Sache verfahren würde. Doch könne Oesterreich auf keinen Fall Abschrift des Plans mitgetheilt werden, „bevor wir nicht versichert sind, daß es zu besseren Grundsätzen über die Angelegenheiten Rußlands und von jener mit seinem klarsten Interesse so unvereinbaren Parteilichkeit zurückgekommen ist. Anderer Seits gestehe ich, daß ich nicht durch zu große Zurückhaltung und Zeichen von Entfremdung dem Vortheile schaden möchte, den eine größere Intimität mit Oesterreich unserer eigenen Verbindung zubringen könnte. Wenn in Folge solcher Intimität es möglich wäre, Oesterreich aus dem thörichten System, in dem es sich befindet, zu lösen und es auf unsere Auffassungen eingehen zu lassen, so würde sich Deutschland seinem natürlichen Zustande zurückgegeben sehen und Oesterreich wäre durch andere Aussichten von den Absichten auf Eurer Majestät Besitzungen abgelenkt, welche seine gegenwärtigen Verbindungen unterhalten.“ Das dem Schreiben der Kaiserin angeschlossene Memoire verlangte für Rußland Asoff, die beiden Kabardeien, die Unabhängigkeit der Tartaren der Krim, des Dniestr, Bog und Dniepr, den Besitz der Moldau und Wallachei als Entschädigung für die Kriegskosten auf 25 Jahre oder deren Verwandlung in unabhängige Staaten, endlich freien Handel und freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere und die Abtretung einer Insel im Archipel. Zugleich schrieb Prinz Heinrich, dem Brief und Denkschrift vor der Absendung mitgetheilt worden waren: Die Bedingungen seien im Conseil festgestellt worden. Er habe nicht zu stark widersprochen, um Aufklärung zu gewinnen, durch welche Mittel man Oesterreich für Rußlands Interesse zu engagiren gedenke. „Als ich sagte, daß Oesterreich die Abtretung der Moldau und Wallachei seinem Interesse präjudicirlich halten werde, erwiderte Panin: dann werde man diese Länder unabhängig machen. Ich fragte, wem sie in diesem Falle gehören würden; er antwortete: das sei der Kaiserin gleich,

wenn nur die Türken sie nicht besäßen. Aber wenn Oesterreich sie verlangte; fragte ich. Warum nicht, war die Antwort, wenn Oesterreich gerade geht und mit uns und Euch Freund sein will. Die Absicht ist vornehmlich gegen die Pforte gerichtet. Durch ihre Erniedrigung hofft man Oesterreich an sich zu ziehen und Oesterreichs Eingehen auf diesen Standpunkt wird besonders darum erstrebt, um bei der ersten Gelegenheit über die Länder der Pforte disponiren zu können." Zeige Oesterreich einige Bereitwilligkeit in dieser Richtung, so werde die Kaiserin dessen gute Dienste zur Herbeiführung des Friedens in Anspruch nehmen. Sein Rath sei, der König möge den Widerstand gegen die Bedingungen Rußlands von der Pforte und von Wien her kommen lassen. Dadurch behalte er die Unterhandlung in der Hand und werde sie zu dem Ziele führen können, das er für das richtige halte. Die Auffassung der Beziehungen zu Oesterreich, der Wunsch, diese Macht gegen die Pforte zu richten, wie sie in dem Schreiben der Kaiserin an den König und in den Aeußerungen Panins an den Prinzen ausgesprochen sind, stimmen vollkommen mit der gesammten Tendenz, welche die russische Politik seit dem Eintreten für die Dissidenten, seit dem Beginn des Krieges mit der Pforte beherrschte, mit jenen Mittheilungen, die Panin Solms im März 1769 gemacht hatte (S. 519), mit den Anerbietungen, die im Herbste 1769 Oesterreich auf Kosten der Pforte gemacht worden waren. Um dieselbe Zeit hatte Panin Wolkonski ermächtigt, den Polen die Moldau und Bessarabien zu versprechen, wenn sie erobert wären, um durch diese Lockspeise eine Generalconföderation zu Stande zu bringen. „Die Moldau, schrieb er damals, ist für sich nicht im Stande, sich, gegen wen es sei, zu behaupten, ihre Entfernung wird immer unsere eigene Defensive erschweren, während es ungemein wichtig für Rußland ist, daß der rechtgläubige moldauische Adel sich Polen anschließend, alle polnischen Adelsrechte erwirbt[1])."

Die Hoffnung des Königs auf den Frieden warf der Brief der Kaiserin zu Boden. Er schloß aus demselben, daß Rußland den Krieg mit Oesterreich wolle, daß es mindestens ebenso sehr auf Polen als auf die Pforte abgesehen sei. Durch einen von Preußen zu unterstützenden Krieg gegen Oesterreich sollte dies zurückgeworfen werden, Rußland freie Verfügung über Polen gewinnen. Konnte er dann, mit Oesterreich von Neuem verfeindet, die Einverleibung Polens in Rußland hindern? Er war empört; der Rath seines Bruders fand keinen Boden. Unmittelbar nach Empfang des Briefes schrieb er dem Prinzen am 2. Januar 1771: „Mir sind Hörner gewachsen, als ich die Friedensbedingungen erhielt, welche

---

[1]) Panin an Wolkonski 31. October 1769 bei Ssolowjoff a. a. O. S. 105. 106.

die Russen vorschlagen. Weder den Türken noch den Oesterreichern kann ich sie mittheilen, denn sie sind nicht acceptabel. Du kannst dieses Schriftstück als Kriegserklärung betrachten. Man verhöhnt uns, indem man uns ein solches Trugbild giebt. Ich werde ihnen einige Bemerkungen machen und wenn sie sich nicht wenden, ziehe ich mich aus dem Spiele. Du kannst darauf rechnen, daß ihnen die Oesterreicher den Krieg machen. Dies ist zu stark. Man kann Gefälligkeiten für seine Alliirten haben, aber es giebt Grenzen für Alles." „Was daraus komme, fährt der König in Beziehung auf Heinrichs Rath fort, ich kann in diesem Augenblick nichts verbergen. Man muß bestimmt sprechen. Wenn man nicht wesentlich ändert und modificirt, verzichte ich auf jede Mediation und überlasse diese Herren ihrem eigenen Geschick. Dir bleibt nichts übrig, als einen ehrenvollen Rückzug zu machen[1])." Am folgenden Tage fügt er hinzu: „Ich kann das Project nicht nach Wien schicken: 1) weil die Oesterreicher die französische Allianz nicht aufgeben, 2) weil sie den Krieg der russischen Nachbarschaft vorziehen, 3) weil die Türken, statt solche Bedingungen anzunehmen, vorziehen werden, durch Abtretung Belgrads Oesterreichs Hülfe zu erkaufen, 4) weil die Oesterreicher nicht an der Vergrößerung Rußlands arbeiten, sondern diese verhindern wollen. Die Sache wird sehr ernsthaft. Wenn die Artikel über die Moldau und Wallachei, die Krim und die Insel im Peloponnes nicht so gut wie ganz ausgelöscht werden, ist der Krieg nicht zu vermeiden. Ich werde ihn den Oesterreichern nicht machen, um den Russen alle diese Erwerbungen zu schaffen. Ich halte mich an meine Allianz, die sich auf Polen bezieht. Ich gehe keinen Schritt weiter. Sie werden dies übel nehmen, aber ich kann und darf einer feigen Nachgiebigkeit die Interessen meines Staates nicht opfern[2])." In demselben Sinne schrieb er am 5. Januar an Katharina selbst. Ihre Friedensbedingungen gäben den Oesterreichern die Waffen in die Hand. Wolle sie sich mit Asoff, den beiden Kabardeien und der freien Schifffahrt auf dem schwarzen Meere begnügen, so werde er die Zustimmung Oesterreichs erwirken können, andern Falls werde er seiner Seits auf die Mediation verzichten. Eine dem Schreiben beigefügte Denkschrift führte aus, daß die Pforte von Neuem erklärt habe, nur durch Vermittelung Oesterreichs und Preußens verhandeln zu wollen (der Reis Efendi hatte dies Thugut und Zegelin in der Nacht vom 1. zum 2. December wiederholt). Der König könne sich die Unmöglichkeit nicht verbergen, die Gesammtheit dieser Vorschläge in Wien annehmbar zu machen und dürfe der Kaiserin die unüberwindlichen Hindernisse nicht verhehlen, denen sie

1) Oeuvres de Frédéric 26, 344. 345. 2) Geh. Staatsarchiv.

bei der Pforte begegnen würden. Trotz der schlechten Lage, in der diese sich gegenwartig befände, werde sie weder die Moldau und Wallachei noch eine Insel abtreten, noch in die Unabhängigkeit der Krim willigen, und wenn man sie auf's Aeußerste triebe, sich Oesterreich in die Arme werfen und diesem Belgrad abtreten. Oesterreich sei sehr zufrieden, einen schwachen Nachbar zu haben, und wünsche hierin keine Veränderung. Selbst die Unabhängigkeit der Moldau und Wallachei sei nicht nach seinem Geschmacke und es werde eher Krieg führen, als eine Veränderung der Herrschaft über diese Länder zugeben. Auch die Abtretung einer Insel des Archipels würde Oesterreichs Eifersucht wie die der Staaten Italiens erwecken. Jeder Versuch, Oesterreich über diese Artikel zu anderen Ansichten zu bringen, werde scheitern und deren Mittheilung in Wien nur Frankreich Mittel gewähren, Oesterreich zum Kriege für die Pforte zu bestimmen. Bestehe Rußland auf diesen Bedingungen ohne Veränderung, so könne die Unterhandlung nur zur Verlängerung des Krieges führen und einen neuen hervorrufen, dessen Folgen noch beunruhigender für Europa sein würden. In einem nachträglichen Berichte vom 25. December hatte Prinz Heinrich dem Könige gemeldet, daß er der Kaiserin auf ihre vertrauliche Frage, ob der König ihre Bedingungen billigen und ihrem Vertrauen zu entsprechen geneigt sein werde, nur geantwortet habe: der König werde für ihre Interessen sorge. Er habe dies gethan, um dem Könige das Recht zu geben, zu fordern, daß die Kaiserin auch ihrer Seits für seine Interessen sorge. Gegen die Bedingungen der Kaiserin schon jetzt zu sprechen, habe er unterlassen, um nicht den Glauben zu erwecken, als ob Preußen auf ihre Vortheile eifersüchtig wäre. Dazu werde Zeit sein, wenn Wien und die Pforte sich über die Vorschläge Rußlands geäußert hätten. Der König erwiderte: „Uebernähme ich die Negotiation auf Grund dieser Vorschläge, so wäre der Krieg zwischen Oesterreich und Rußland im Frühjahr declarirt. Siehst Du nicht, daß sie sich jetzt den Rücken frei machen wollen, um bei der ersten Gelegenheit nach ihrem Gefallen über Polen zu verfügen? Ich würde den unverzeihlichen Fehler machen, mir selbst meine Ketten zu schmieden, und nur die Wohlthat des Polyphem genießen, zuletzt verspeist zu werden. Sie wollen den Krieg, sonst hätten sie nicht die Wallachei, die Freiheit der Tartaren, die Insel gefordert. Ich werde nicht sclavisch für ihre Vergrößerung arbeiten, ohne daß irgend etwas zu meinen Gunsten stipulirt ist. Ich halte mich an das, was ich der Kaiserin geschrieben und ziehe mich vom Spiel zurück, wenn es keinen Eindruck macht. Du wirst wohl thun, an Deinen Rückzug zu denken (11. Januar 1771[1])."

---

[1]) Geh. Staatsarchiv.

Katharina schien nicht abgeneigt, ihre Bedingungen ein wenig zu mildern, zugleich aber wendete sie sich, vom Könige zurückgewiesen, direct an Oesterreich. Prinz Heinrich berichtete, die Kaiserin habe über das Schreiben des Königs geäußert, daß sie nicht erwartet, daß der König die Sache der Türken plaidiren würde, sie habe sich wie Orloff verwundert, daß der König von der Sicherheit für die Griechen gar nicht gesprochen. Den Besitz der Moldau und Wallachei für Rußland werde man in der Verhandlung fallen lassen — so sage ihm nicht nur Panin, sondern auch Orloff; auch auf die Insel im Archipel werde verzichtet werden. Man werde sich nun an Oesterreich wenden, um dessen Mediation zu erlangen. „Willst Du Dir die Allianz mit Rußland erhalten, damit schloß der Prinz, so überlasse zunächst den Andern den Widerstand (Berichte vom 23., 25., 29. Januar)." Katharina selbst schrieb dem Könige am 30. Januar: Obreskoff sei noch immer nicht frei und die Türken beständen darauf, in Constantinopel zu unterhandeln. Dort werde sie niemals unterhandeln und niemals, bevor Obreskoff frei sei. Asoff und die beiden Kabardeien hätten Rußland schon früher gehört und seien zum Grenzschutz unentbehrlich. Auf das Sequester der Moldau und Wallachei verzichte sie vollständig und wolle nichts dagegen einwenden, daß diese Länder unabhängig würden. Der Wiener Hof befinde sich in offenem Widerspruch mit seinen klarsten Interessen, wenn er dadurch seine Eifersucht in so hohem Maße erregen ließe. Wenn er einen so schwachen Nachbar wünsche wie die Pforte, so könne ihm eine kleine Souverainität noch weniger Schrecken einflößen. Träten die Türken den Oesterreichern Belgrad ab, so machten sie kein gutes Geschäft, denn die Moldau und Wallachei seien verloren und würden von ihnen nur durch Waffenglück wieder erobert werden können. Das Gleichgewicht des Orients, auf welches man in Wien freilich Nachdruck lege, werde doch nicht geändert, ob der Dniestr oder die Donau die türkische Grenze bilde. Dies sei entweder eine frivole Besorgniß oder der Entschluß Oesterreichs stehe schon fest und dann würde auch durch Nachgiebigkeit nichts erreicht werden. Die Freiheit der Krim vom Despotismus der Türken sei eine Forderung der Humanität. Die Stärke der Pforte werde dadurch nicht vermindert und die Krim berühre die Grenzen Oesterreichs nicht. Würden Moldau und Wallachei unabhängig, so sei die Insel des Archipels ihre einzige Entschädigung, und die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere werde die friedlichen Beziehungen zwischen ihrem Reiche und der Pforte stärken. Die Kaiserin ersuchte dann den König, diese Auseinandersetzung zu benutzen, um eine vorläufige Idee ihrer Bedingungen zu geben, die in Wien und Constantinopel erst vollständig bekannt werden dürften, wenn die Unterhandlung

im Zuge sei. In Wien habe sie eine erste Eröffnung gemacht, welche sie beifüge, nur um durch ihr Schweigen die Präventionen dieses Hofes gegen sie nicht noch zu vermehren, der übrigens sein eigenes Schweigen durch die Abwesenheit seines Gesandten von Petersburg decke. „Ich bekomme keinen guten Frieden, wenn ich mich nicht hart mache gegen den Hochmuth der Türken und die Parteilichkeit, welche sie unterstützt." Das angeschlossene Schreiben Panins an Galitzin führte aus, daß die Kaiserin den König von Preußen gebeten habe, dem Wiener Hofe mitzutheilen, daß sie die guten Dienste Oesterreichs, verbunden mit denen Preußens, im Laufe der Verhandlung über den Frieden gern annehmen werde, „da, wenn der Wiener Hof einer Seits Gewicht lege auf die engen Verbindungen, welche zwischen ihm und der Macht beständen, welche die Kaiserin als entschieden geneigt ihrem Interesse zu schaden kennen müsse, sie doch anderer Seits nicht weniger überzeugt sei, daß die besonderen Interessen eines Alliirten nicht dem eigenen und wesentlichen Interesse der Staaten des Hauses Oesterreich gleichgestellt werden könnten. Das dauernde Interesse dieser Staaten könne durch zufällige Umstände nicht aufgewogen werden. Die Kaiserin würde von der Pforte nichts fordern, was nicht gerecht und dem Interesse der Staaten des Hauses Oesterreich wie dem eigenen Interesse ihres Reichs conform wäre."

Der König blieb entschlossen, sich zurückzuhalten. Sein Gesandter in Warschau, Benoit, hatte schon im Frühjahr 1770 mitgetheilt, daß Wolkonski, der Nachfolger Repnins in Polen, überzeugt sei, Rußland könne mit den Conföderirten nicht fertig werden, Oesterreich und Preußen müßten zu Hülfe kommen und sich für ihre Mühe bezahlt machen; er habe in gleichem Sinne nach Petersburg berichtet. Am 7. März hatte er gemeldet: Wolkonski sei der Meinung, man solle sich aus Polen zurückziehen, den Polen ihre Angelegenheit überlassen, und wenn sie dann den Frieden von Oliva brächen d. h. die freie Religionsübung der Dissidenten antasteten, sollten Rußland und Preußen ihnen die nächsten Provinzen wegnehmen und Oesterreich das Gleiche thun lassen. Der König hatte geantwortet, die Gründe, auf welche Wolkonski seinen Plan stütze, schienen ihm nicht solides genug, um darauf einzugehen (15. März 1770). Als Benoit danach anzeigte, die Oesterreicher hätten drei bis vier Starosteien Polens an der ungarischen Grenze besetzt (22. September 1770) legte der König auch hierauf kein Gewicht. Als er dann im October jenen Cordon gegen die Pest ziehen ließ, die bereits 16,000 Menschen in Polen weggerafft haben sollte, und Benoit rieth, in diesen Cordon das ganze polnische Preußen einzuschließen, lehnte der König auch diesen Vorschlag ab (21. October), wie er alle Aufforderungen Panins, in Polen einrücken

zu lassen oder polnisch Preußen zu besetzen, abgewiesen hatte. Jetzt berichtete Benoit, die Oesterreicher hätten auch noch die Starostei Sandek occupirt; Wolkonski rathe dringend, dies Beispiel nachzuahmen (12. Januar 1771). Der König erwiderte, er glaube nicht, daß die Oesterreicher diese Gebiete behalten wollten (23. Januar).

Der König irrte. Oesterreich war gemeint, Ernst zu machen. Jene Gebiete waren bereits durch kaiserliches Decret vom 9. December 1770 incorporirt worden. Schon im November auf die erste Kunde, daß Rußland zögere, die Mediation Oesterreichs und Preußens anzunehmen, hatte man in Wien beschlossen, die Truppen aus Flandern und Italien heranzuziehen[1]). Im December wurde festgestellt, die Versammlung eines Corps von 50,000 Mann im Banat vorzubereiten und eine Anleihe von 4 Millionen Gulden zu machen, um handeln zu können, wenn die Russen die Donau überschritten oder mit der Flotte Constantinopel bedrohten, ohne Böhmen und Mähren zu entblößen[2]). Ende Januar wurden die Gesandten in Constantinopel und Berlin den nunmehr gefaßten Entschlüssen gemäß instruirt.[3]) Demgemäß eröffnete van Swieten, der Nachfolger Nugents in Berlin, dem Minister Finkenstein am 3. Februar 1771, daß das Wiener Cabinet mit dem ihm vom Könige übergebenen Pacificationsplan für Polen einverstanden sei und die Mittheilung der Bedingungen Rußlands für den Frieden mit der Pforte erwarte. Inzwischen habe dasselbe, um für jeden Fall vorbereitet zu sein, für den bevorstehenden Sommer die Zusammenziehung eines Corps von 50- bis 60,000 Mann in Ungarn angeordnet. Die Kaiserin-Königin sei zu jeder Entschließung bereit, wie gewalsam dieselbe sein möge, die der König von Preußen vorschlüge und in Gemeinschaft mit ihr ausführe. Andern Falls liege ihm die Anfrage ob, ob sich der König durch einen eigenhändigen Brief an Kaiser Joseph verpflichten wolle, Oesterreich in keiner Weise zu hindern oder entgegenzutreten, wenn Oesterreich mit Rußland breche; dies Schreiben werde strengstes Geheimniß bleiben. Zwei Tage darauf sprach er Finkenstein den dringenden Wunsch Oesterreichs aus, mit Preußen vereinigt Rußland entgegenzutreten (5. Februar). Der Krieg schien unvermeidlich. Es handelte sich nur noch darum, auf welche Seite Preußen sich stellen würde.

In Petersburg hatte man die Hoffnung festgehalten und hielt noch daran fest, Oesterreich werde sich endlich entschließen, mit Rußland gegen

[1]) Maria Theresia an Joseph 25. Januar 1772 bei Arneth a. a. O. 1, 362.

[2]) Joseph an Leopold 18. December 1770 a. a. O. 1, 316 ff.

[3]) Joseph an Leopold 10. Januar, an die Kaiserin 19. Januar, an Leopold 24. und 31. Januar 1771 a. a. O. 1, 321 ff.

die Pforte zu gehen und die türkische Beute mit ihm zu theilen. Als Katharina, die eine Reise nach Moskau gemacht hatte, am 6. Januar 1771 wieder in Petersburg eingetroffen war, fand sie die Nachricht von der Incorporirung jener polnischen Gebiete durch Oesterreich vor; der Prinz Heinrich, der sie auf ihren Wunsch dorthin begleitet hatte, die starken Weisungen des Königs vom 13. und 16. December, in denen dieser wiederholte was er bereits am 30. November ausgesprochen, daß die Hoffnungen auf Oesterreich nichtig und eitel seien, daß er den Krieg gegen Oesterreich und Frankreich nicht für ein Compliment und einen Marderpelz übernehmen werde. Der Akt, den Oesterreich auf seine Hand in Polen vorgenommen, trug den Stempel entschiedener Feindseligkeit gegen Rußland. Man mußte versuchen, Preußen bei der Allianz mit Rußland festzuhalten. Aber was hatte man zu bieten? Prinz Heinrich berichtet am 8. Januar: er habe bei seiner Rückkehr aus Moskau drei Schreiben des Königs erhalten. Wenn der Wiener Hof nicht so fest an Frankreich hielte, wäre er im Stande für sich vortheilhafte Arrangements zu treffen. General Bibikoff, der ihn nach Moskau begleitet — ein Freund Panins und in der Gunst der Kaiserin — habe ihn von den Vortheilen unterhalten, die das Wiener Cabinet beim Frieden erlangen könnte, und hinzugefügt, daß es dann gerecht sein würde, daß auch Preußen seinen Vortheil habe. In Wien sei man wohl von der hiesigen Denkweise nicht gut unterrichtet Man würde hier Allem zustimmen, wenn nur die Pforte beraubt würde und wäre mit dem kleineren Theile der Beute zufrieden. Die Nachschrift lautet: „Nachdem ich dies geschrieben, war ich Abends bei der Kaiserin. Sie sagte mir in der Unterhaltung, daß sich die Oesterreicher zweier Starosteien in Polen bemächtigt und das kaiserliche Wappen an deren Grenzen aufgesteckt hätten. Sie fügte hinzu: Aber warum sollte nicht Jedermann ebenfalls nehmen? Ich erwiderte: Du habest, obwohl Du einen Cordon gezogen, doch keine Starosteien occupirt. Aber, sagte die Kaiserin lachend, warum nicht ebenfalls solche occupiren? Einen Augenblick darauf näherte sich Graf Czernitscheff und sprach mir über denselben Gegenstand und fügte hinzu: Weshalb wollte man sich nicht des Bisthums Ermeland bemächtigen? Denn Alles zu Allem muß doch Jedermann etwas haben. Obwohl dies nur in Scherz gesagt war, ist es doch sehr gewiß, daß es nicht für nichts war und ich bin überzeugt, daß es sehr möglich sein wird, daß Du von dieser Gelegenheit Vortheil ziehst. Morgen wird Panin zu mir kommen[1])." Zugleich berichtete Solms

[1]) Der Abdruck der Nachschrift in den Oeuvres 26, 345 weicht vom Original darin ab, daß es in diesem heißt: il est très certain que ce n'était pour rien, wäh-

unter demselben Datum, daß die Besitzergreifung von Sandek großes Aufsehen in Petersburg mache. Man sage, daß Preußen nun für seine Subsidien Ermeland nehmen müsse, Rußland als Entschädigung für seine Kriegskosten das polnische Liefland und Litthauen bis zur Dwina und zum Dniepr. Solms fügte hinzu, die Umstände seien höchst günstig für alle drei Mächte. Ueber die Unterredung mit Panin referirt dann der Prinz, dieser habe ihm gesagt, daß wenn Oesterreich aufrichtig den Frieden wolle, es sich auch für diesen verwenden werde wenn ihm die wahren Intentionen des russischen Hofes bekannt sein würden, und daß es dann möglich sein werde, den Wiener Hof allmählig auf einen andern Standpunkt zu bringen. „So sehr man hier zufrieden wäre, eine Harmonie zwischen den drei Höfen herzustellen, so wird man den Wiener Hof doch nicht allein, sondern nur durch Deine Vermittlung zu gewinnen suchen. Es ist hier Grundsatz, mit Dir eng verbunden zu sein." Mit der Besitzergreifung der Oesterreicher sei Panin nicht so zufrieden. Er habe auch nicht von Ermeland gesprochen. Es sei das eine Folge des Zwiespaltes im Conseil. Die welche für die Vergrößerung seien, wollten daß Jedermann nehme, damit zugleich auch Rußland nehmen könne, während Panin der Ruhe und dem Frieden geneigt sei. „Uebrigens werde ich die Sache weiter aufklären und ich bin immer der Meinung, daß Du nichts dabei wagst, Ermeland unter einen plausibelen Vorwand zu occupiren, wenn es wahr ist, daß die Oesterreicher wirklich jene beiden Starosteien in Besitz genommen haben (11. Januar)."

Der König wollte von diesen Dingen nichts wissen. Im Besitz der Berichte des Prinzen und Solms vom 8. Januar, die am 22. Januar in Berlin ankamen, schrieb er am 23. Januar, wie wir sahen, an Benoit: „daß er nicht glaube, daß die Oesterreicher jene Bezirke behaupten wollten", und am folgenden Tage dem Prinzen: „Die Oesterreicher werden der Niederwerfung der Pforte niemals zustimmen, niemals. Wenn die Russen von diesem ihrem großen Projecte nicht abstehen, so fürchte ich, daß sie noch dieses Jahr den Krieg mit Oesterreich haben. Dies wird mich in große Verlegenheit setzen. Ich werde genöthigt sein, in diesem Lärm neutral zu bleiben, da der Krieg für uns zu vorzeitig ist. Der, welchen wir durchgemacht, war zu zerstörend und zu heftig, als daß wir so bald einen neuen unternehmen könnten und das was man uns in Aussicht stellt, Ermeland, ist nicht werth, daß man sechs Pfennige für dessen Erwerbung ausgiebt. Wenn es zwischen Oesterreich und Rußland zum Kriege kommt, wie ich sehr fürchte, so werden sie ganz andere Dinge

---

rend der Druck hat: il est certain que cela n'était pour rien, und sodann: et je suis convaincu qu'il sera très possible, während der Druck hat: et je ne doute pas.

untereinander zu regeln haben, als jenen Cordon in Polen. Ich werde mich demnach nicht beeilen, und abwarten, ob die Ereignisse begünstigen eine Acquisition zu machen oder ob ich besser bleibe wie ich bin. Inzwischen giebt uns jeder Augenblick des Friedens neue Kraft und wenn sich Oesterreich und Rußland gegenseitig erschöpfen, so glaube ich, daß die neutrale Macht mehr gewinnen kann, als die kriegführenden Mächte. Wenigstens werde ich meine Neutralität mit Würde aufrecht halten können. Ich erwarte Deine Rückkehr, um von Deiner Einsicht und von dem was Du dort gesehen hast, profitiren zu können, aber ich glaube, daß Du, wenn ich Dich von gewissen Umständen unterrichtet habe, die man fremden Posten nicht anvertrauen kann (wohl die nähere Kunde des Königs von den in Wien herrschenden Absichten) vielleicht meiner Meinung sein wirst. Ich würde einen unverzeihlichen Fehler zu machen glauben, wenn ich an der Vergrößerung einer Macht arbeitete, die ein furchtbarer Nachbar und bedrohlich für ganz Europa werden kann." Der Bericht Heinrichs vom 11. Januar kam am 30. in Berlin an. Der König antwortete am 31.: Er sehe, daß im Conseil zu Petersburg nicht große Uebereinstimmung herrsche; die Ideen Panins bezüglich Oesterreichs auszuführen, sei eine offenbare Unmöglichkeit. Der geheime Haß gegen Rußland in diesem Lande übersteige jede Vorstellung, er allein sei bemüht ihn zu ersticken und dessen Ausbruch zu hindern. „Von Ermeland Besitz zu ergreifen, habe ich mich enthalten, weil das Spiel nicht die Kerze werth ist. Diese Portion ist so klein, daß sie nicht das Geschrei aufwöge, das sie erweckte. Aber polnisch Preußen würde die Mühe lohnen, selbst wenn Danzig nicht einbegriffen wäre, denn wir hätten die Weichsel und die freie Verbindung mit dem Königreich, was eine wichtige Sache sein würde. Das würde die Mühe lohnen, wenn es sich um Geld handelte, Geld und reichlich auszugeben. Aber wenn man Bagatellen mit Eifer nimmt, so giebt das einen Charakter von Habsucht und Unersättlichkeit, den ich mir nicht noch mehr beigelegt zu sehen wünsche, als dies in Europa schon der Fall ist[1])."

Als nun van Swieten jene Eröffnungen machte: Oesterreich sei bereit dem Könige gegen Rußland zu folgen, wolle aber der König nicht mit Oesterreich gehen, so möge er sich verpflichten, Oesterreich nicht zu hindern, wenn es mit Rußland breche, wies der König Finkenstein an, beide Vorschläge rundweg abzulehnen, er gedenke absolut neutral zu bleiben. Katharina hatte das Angebot, welches sie dem Prinzen am Abend des 8. Januar hingeworfen, in dem Schreiben an den König vom 30. Januar, in welchem sie ihre Friedensbedingungen vertheidigte, erneuert, indem sie

[1]) Oeuvres de Frédéric 26, 348—350.

am Schlusse sagte: „Bleiben wir beide fest, so halten wir alles im Zaume. Ich verlasse mich auf Ihre guten Dienste und werde nichts vernachlässigen, Ihre Interessen zu fördern, wenn die Umstände mich dazu beriefen." Es machte keinen Eindruck auf den König; er erwiderte, nachdem er dies Schreiben am 12. Februar erhalten, obwohl Heinrich ihn ausdrücklich gebeten nicht zu antworten bevor er mündlich weitere Aufklärung gegeben, der Kaiserin am 13. Februar: sie möge die Friedensbedingungen nicht leicht nehmen, Oesterreich rüste, ein schwererer Krieg als der, den sie gegen die Osmanen geführt, stehe ihr bevor.

Prinz Heinrich war am 30. Januar von Petersburg abgereist, am 17. Februar traf er in Potsdam ein. Es lag auf der Hand, daß Rußland nachdem es allein mit den Conföderirten und den Osmanen nicht hatte zu Ende kommen können, noch weniger Aussicht hatte durchzudringen, wenn sich Oesterreich diesen Gegnern gesellte. Die Entscheidung lag bei Preußen. Nur Preußens Unterstützung konnte Rußland davor bewahren, vor Oesterreich zurücktreten zu müssen oder im Kriege gegen Oesterreich, die Pforte und Polen zu unterliegen. Aber für Preußen war es unmöglich den Krieg gegen Oesterreich, das sich mit voller Kraft auf Preußen werfen würde und voraussichtlich auch den Krieg gegen Frankreich ohne Gegengewähr zu übernehmen, an Rußlands Wachsthum und Größe zu arbeiten ohne zugleich an Preußens Wachsthum zu denken; um so unmöglicher als, wenn man Rußland zum Siege verholfen, damit seine Herrschaft in Polen definitiv befestigt war. Rußlands Herrschaft zwischen der Mark und Ostpreußen war ungleich unerträglicher für Preußen und Preußens Zukunft gefährender, als die des ohnmächtigen und schwachen Polen. Wollte und sollte Rußland in Polen herrschen, so mußte wenigstens Preußen seinen Zusammenhang an der Ostsee haben. Prinz Heinrich war der Meinung, daß polnisch Preußen und Ermeland, als Preis der Fortdauer und Erneuerung des Bündnisses, nicht zu hoch befunden werden würden. Schließlich war Rußland in der Lage ihn zahlen zu müssen, wenn es nicht auf seine osmanischen Eroberungen verzichten wollte. Der König durfte sich nicht verhehlen, wie er selbst anführt, daß auch die Neutralität große Gefahren haben könne. Es war doch nicht auszuschließen, daß wenn er vom russischen Bündniß zurücktrat, Rußland den Krieg mit Oesterreich nicht aufzunehmen wagte. Es ließ dann die Eroberungen im Orient fallen und erlangte dadurch die Versöhnung mit Oesterreich, um sich dafür in Polen desto fester zu stellen. Damit gerieth die Verbindung zwischen den Marken und Ostpreußen sicher in Rußlands dann sogar feindselige Hand und bei der Allianz Oesterreichs und Frankreichs war Preußen wieder isolirt, wie im siebenjährigen Kriege. Indem der König für jenen Preis das Bündniß mit Rußland

festzuhalten sich entschloß, war es zugleich seine Meinung, den Krieg, den Oesterreich im Sinne hatte, wo möglich abzuwenden. Zu diesem Zwecke sollte Rußland bestimmt werden, seine Entschädigung für die Kriegskosten statt in der Moldau und Wallachei in Polen zu nehmen, wodurch Oesterreich Rußlands Nachbarschaft an der Donau erspart wurde. Zugleich sollte Oesterreich ebenfalls in Polen das Gegengewicht für den Machtzuwachs Rußlands und Preußens finden, wo es ja schon begonnen hatte sich auszudehnen und einzurichten. „Du hältst die Wage zwischen Oesterreich und Rußland, sagte der Prinz, Rußland wird sich schließlich herbeilassen müssen, für die Vortheile, die Du ihm verschaffst, Dir einen Vortheil zuzugestehen. Wenn die Oesterreicher dies sehen, werden sie ebenfalls einen Vortheil suchen und so werden die drei Mächte zu einem gegenseitigen Concert über ihre wahren Vortheile kommen[1]." Aber gerade dieser Hauptpunkt, das Verhalten Oesterreichs blieb doch höchst zweifelhaft. Man durfte freilich voraussetzen, daß Oesterreich es kaum zum Kriege gegen Preußen und Rußland treiben werde, wenn es diese fest vereinigt sehe, zumal wenn ihm zugleich so große Vortheile geboten wurden. Aber wenn Oesterreich sich auf Kosten Polens weiter ausdehnte, so verstieß es damit gegen Frankreich seines Verbündeten Tendenzen und setzte diese Allianz dabei aufs Spiel. Sollte es sich dazu entschließen? Der Prinz stimmte dem Könige zu, daß Oesterreichs Entschluß schließlich von der Haltung Frankreichs und dessen Bereitwilligkeit, Oesterreich Kriegshülfe zu leisten, abhangen werde.

Es war das Project Lynar, das des Königs vorschauendes Auge zwei Jahre zuvor erblickt. Er hatte es seitdem, wie wir gesehen, vollständig fallen lassen. Jetzt machten es Rußlands Streben, zugleich in Polen zu herrschen und die Pforte niederzuwerfen; die Kriegsbereitschaft Oesterreichs der bedrängten Pforte beizuspringen, zum Programm der preußischen Politik. Zunächst kam es darauf an, Rußland zum Verzicht auf die Herrschaft über ganz Polen und damit zur Bewilligung des Preises für die Erneuerung der Allianz mit Preußen zu bestimmen. Demgemäß wurde Solms am 20. Februar instruirt: Nach den Occupationen, welche die Oesterreicher in Polen vorgenommen, handele es sich nicht mehr um Polens Integrität, sondern um die Erhaltung des Gleichgewichtes unter den Nachbarn Polens. Der König habe, um die Störung desselben zu verhüten, kein anderes Mittel, als ebenfalls eine kleine Provinz von Polen zu besetzen, um sie zurückzugeben, wenn Oesterreich abstehe, oder zu behalten, wenn Oesterreich seine vorgeblichen Rechtstitel geltend machen wolle.

[1]) Heinrich an den König 5. März 1771; Geh. Staatsarchiv.

Auch er habe alte Rechte geltend zu machen (die Zugehörigkeit Pomerellens zu Pommern). Der König wünsche jedoch hierüber zunächst die Ansicht der Kaiserin zu kennen. Behaupte Oesterreich seine Occupationen, so könne Rußland auf die Moldau und Wallachei verzichten und die Kriegsentschädigung gleichfalls in Polen nehmen; ihm selbst würde seine Erwerbung in Polen Entschädigung für die Subsidien gewähren, durch welche er Rußland die Kriegskosten erleichtert habe; Polen aber würde für Alles, was es an die drei Mächte in dem vorausgesetzten Falle abzutreten haben würde, durch die Moldau und Wallachei entschädigt werden können. In keinem Falle könnten sich die Polen beschweren, da sie den Krieg der Pforte zu ihrer Unterstützung herbeigeführt und es sich gezeigt hätte, daß sie nur durch eine Cooperation der drei Nachbarn oder mittelst einer Schwächung durch Landabtretungen in Ordnung zu halten seien. Die Frage sei schließlich, ob man sich dem Vorgehen Oesterreichs widersetzen oder dasselbe nachahmen wolle. Das Letztere sei deshalb vorzuziehen, weil dadurch zugleich die Schwierigkeiten des Friedensschlusses zwischen Rußland und der Pforte beseitigt würden[1]).

Panin konnte sich nicht entschließen, auf ganz Polen zu verzichten, und wenn er nicht mehr hoffte, Oesterreich durch Anerbietung türkischer Gebiete gewinnen zu können, so glaubte er doch nicht an dessen Ernst, Rußland entgegen zu treten. Er hütete sich wohl, Solms Eröffnungen zurückzuweisen, versuchte jedoch sie dilatorisch zu behandeln. Er gab zu, daß man im Conseil für die Theilung Polens sein werde, betonte jedoch die großen Schwierigkeiten, die dem entgegenständen. Zunächst komme es darauf an festzustellen, ob Oesterreich die occupirten Starosteien zu behaupten gedenke; der König möge hierüber in Wien Gewißheit zu erlangen suchen und, wenn Oesterreich beharre, sich Oesterreichs Zustimmung zu den weiteren Schritten versichern[2]). Friedrich wies Finkenstein an, van Swieten mitzutheilen, der König sei unter der Hand aufgefordert, die wahren Absichten Oesterreichs bei Besetzung jener Gebiete zu erkunden. Er möge Swieten sagen: ich wäre nicht eifersüchtig, riethe ihnen vielmehr sich nach Gefallen auszudehnen; es wäre mir erwünscht, dem Kaiser dies anbieten zu können, da sein Beispiel von den anderen Nachbarn nachgeahmt werden könnte (27. März). Swieten erklärte dem Könige hierauf (6. April): Oesterreich habe Rechte auf jene Starosteien. Der König erwiderte: daß, wenn Oesterreich diese Gebiete zu behaupten gedenke, der Friede bald zu Stande kommen werde, da auch Rußland und er selbst daran dächten, sich in

[1]) Weisungen vom 20., 21. Februar und 5. März 1771.

[2]) Solms Berichte vom 12., 15. und 19. März 1770.

Polen zu entschädigen. Auch sie hätten alte Rechte, die sie geltend machen würden. Rußland werde Polnisch-Liefland nehmen, er selbst Pomerellen ohne Danzig, um damit die Verbindung mit dem Königreich und der Weichsel zu gewinnen[1]). „Oesterreich, so schreibt der König seinem Bruder, verlangt in diesen Tagen die Friedensvorschläge Rußlands zu sehen. Panin zögert sie vorzulegen. Die Campagne wird eröffnet, die Oesterreicher stehen im Mai an der ungarischen Grenze. Die geringste Schwierigkeit kann das Feuer entzünden. Die flandrischen und italienischen Truppen (sie waren Anfangs März in Bewegung gesetzt worden) kommen nach Böhmen und Oesterreich. Bei dem letzten schlechten Jahre (1770 hatte Hungersnoth geherrscht) und diesem, das ebenso schlecht werden kann, wäre ich in einer furchtbaren Lage, wenn es zum Bruche käme[2]). Ich hoffe mehr vom Zufall als von der Klugheit der Russen und der Weisheit der Oesterreicher. Bis jetzt habe ich Panin nicht aus dem Schlafe der Sicherheit ziehen können, vielleicht erwacht er erst bei dem ersten Kanonenschuß, den die Oesterreicher in der Wallachei abfeuern. Alle meine Nachrichten aus Wien verkünden den Krieg, gegen den August wird es sicher zu Feindseligkeiten kommen. Das wirft viel heilsame Entwürfe, die Wunden des Landes zu heilen, über den Haufen und wenn unser Flamberg jetzt heraus muß, so ist an Ersparungen nicht zu denken." „Das Feuer entzündet sich von allen Seiten, nicht hineingezogen zu werden erscheint fast unmöglich. Nun sage man mir noch, daß die Politiker die Herren der Ereignisse wären. Es ist eine kritische Zeit, man muß das Ohr am Winde haben und sich auf Alles vorbereiten[3])." Heinrich erwiderte: Bevor die Entschädigung gesichert sei, könne der König selbstverständlich in keinem Falle für Rußland eintreten. Solms berichtete, die Kaiserin werde sich nicht eher bestimmt entschließen, bis man klar über Oesterreich sähe, Panin glaube, Oesterreich werde aus Eifersucht gegen Preußen auf jene Districte verzichten, wünsche aber jetzt selbst, daß Oesterreich auf den Gedanken der Theilung eingehe; Orloff und Czernitscheff seien entschieden dafür[4]).

Panins Voraussetzung war irrig. Oesterreich gedachte jene Gebiete in der That zu behaupten. „Gestern, schreibt der König am 28. April an Solms, hat sich der Baron van Swieten bei mir melden lassen, um mir die Antwort des Wiener Hofes in Betreff der Besitzungen, die er sich in

[1]) Joseph an Leopold bei Arneth a. a. O. 1, 341.

[2]) Joseph schreibt am 14. März 1771: „Mitten in einer Zeit der Pest und der Hungersnoth, am Vorabend eines Krieges erwacht man (hier) nicht und faßt keinen festen Entschluß"; a. a. O. 1, 333.

[3]) Der König an Heinrich 3., 10. und 11. April.

[4]) Berichte vom 9., 12. und 19. April.

Polen angeeignet hat, mitzutheilen. Diese besteht darin: daß das Land Zips Oesterreich seit alter Zeit gehöre und daß die anderen Starosteien von Ungarn abgerissen worden seien. Er habe sein Eigenthum wiedergenommen und würde bei der Pacification Polens seine Urkunden vorzeigen und seine Rechte und Ansprüche beweisen." Dies sei klar. Der Wiener Hof gebe das Beispiel. Rußland und Preußen seien dadurch ermächtigt ebenso zu verfahren. Rußland möge danach mit Oesterreich in Erörterung über die Bedingungen des Friedens mit der Pforte eintreten und sodann mit dem Könige über die Acquisitionen übereinkommen, die von beiden Seiten in Polen zu machen seien. Der Wiener Hof werde sich dem nicht widersetzen können. Es handele sich nicht um Erwerbungen in seiner Nachbarschaft und er habe das Beispiel gegeben. Demnach komme es nur darauf an, sich über die Moldau und Wallachei zu verständigen, deren Abtrennung von der Herrschaft der Pforte Oesterreich nach der Ueberzeugung des Königs niemals zugeben werde. Erfolge diese Verständigung, so werde alles Uebrige zur Genugthuung der Kaiserin und ihres Alliirten gelingen (28. April). Diese und eine weitere Weisung des Königs vom 8. Mai: Rußland möge einfach den Verzicht auf die Moldau und Wallachei aussprechen und sich mit ihm über die in Polen in Besitz zu nehmenden Districte verständigen, dann sei Alles in Ordnung; eine scharfe Note, die Solms am 16. Mai vorlegte: daß er bei längerer Zögerung in dieser Sache für den Entschluß des Königs nicht einstehen könne, brachten die Dinge in Petersburg einen Schritt vorwärts. Solms konnte berichten, daß die Idee angenommen sei, die Kriegsentschädigung in Polen zu nehmen, daß sich Panin für die vertragsmäßige Theilung unter Theilnahme Oesterreichs ausgesprochen, daß er sich in diesem Sinne gegen Lobkowitz (den Vertreter Oesterreichs) äußern und die Friedensbedingungen demgemäß modificiren werde, endlich daß Panin auf Befehl der Kaiserin mit ihm in Conferenz über die Gebiete getreten sei, die Preußen in Polen beanspruche (2. Juni[1]). Der König deutete hierauf Solms seine Forderungen an und bemerkte zugleich, daß er über den Antheil, den Rußland sich bestimme, in keine Discussion eintrete, vielmehr demselben überlasse, diesen nach seinem Interesse und seinem Gutdünken zu regeln, und empfahl wiederholt die Entschädigung Polens durch die Moldau und Wallachei[2]). Zugleich berichtete Benoit aus Warschau, daß Saldern, der an Wolkonski's Stelle nach Polen geschickt war, die Pacification herbeizuführen, weder der Conföderirten Herr werden könne (er hatte nur 16,000 Mann zu seiner Ver-

[1]) Solms Berichte vom 17., 19., 24. Mai und 2. Juni 1771.

[2]) Weisungen an Solms vom 14., 24. Juni und 3. Juli 1771.

fügung), noch mit der Bildung einer gemäßigten Partei zu Stande komme; Saldern habe ihm gesagt: die Theilung müsse vereinbart werden und jeder sich in Possession setzen, sonst werde man nicht zu Ende kommen, und habe Panin geschrieben die Theilung sei unvermeidlich; Panin beharre jedoch auf vorgängiger Pacification. Saldern lasse den König bitten, die entgegengesetzte Ansicht in Petersburg zur Geltung zu bringen. Endlich richtete Saldern durch Benoit an den König das Ersuchen, seine Truppen in Polen einrücken zu lassen. Der König lehnte ab[1]).

Panin hatte auf den Rath des Königs die Bedingungen, die Rußland für den Frieden mit der Pforte stelle, gemäßigt. Vom Sequester der Moldau und Wallachei war nicht mehr die Rede, nur noch von ihrer Unabhängigkeit, auch auf die beiden Kabardeien verzichtete Rußland; nur Asoff, die Unabhängigkeit der Krim, die Insel im Archipel wurden festgehalten. Oesterreich erklärte auch diese Forderung für unzulässig: die Unabhängigkeit der Moldau und Wallachei sei mit der Sicherheit der österreichischen Staaten unvereinbar, die der Krim würde zur Abhängigkeit derselben von Rußland führen und selbst Constantinopel dadurch dem Angriffe der Russen ausgesetzt werde, während die Einfälle der Tartaren durch die Moldau und Wallachei Ungarn bedrohen würden. Rußland möge acceptablere Friedensbedingungen vorlegen, die Oesterreich dann bei der Pforte zu befürworten bereit sei[2]). „Es ist unmöglich, sagte Maria Theresia dem englischen Botschafter am 1. Juli, der Pforte die russischen Friedensvorschläge mitzutheilen. Wir können bei der engen Verbindung der Höfe von Petersburg und Berlin die Vergrößerung Rußlands nicht mit Gleichgültigkeit betrachten.“ Sie deutete dann an, daß Rußland und Preußen einen Plan zur Theilung Polens entworfen hätten. „Sie werden leicht einsehen, daß wir dies niemals dulden können. Ich wünsche kein Dorf zu behalten, das mir nicht zukommt. Ich will keine Eingriffe machen, auch nicht dulden, daß solche gemacht werden. Beim Ausbruche dieses unglücklichen Krieges sagte ich Ihnen, ich wolle so lange als möglich neutral bleiben, ich sage Ihnen jetzt mit derselben Offenheit, daß ich daran Theil nehmen muß, wenn er länger dauert, als dieser Feldzug. Ich weiß, es ist ein äußerst verderblicher Krieg, wir werden dem Hunger, der Pest, jeder Plage ausgesetzt sein, aber meine künftige Sicherheit, die Erhaltung meiner

---

1) Benoits Berichte vom 5. Mai, 15. Juni, 6. Juli, 23. Juli und 21. August 1771. Hiernach ist die Anführung bei Ssolowjoff a. a. O. S. 136 zu beurtheilen, wie die bei Smitt a. a. O. 1, 139, die übrigens schon durch das weiter oben im Text Mitgetheilte widerlegt ist, und die Angaben über Salderns Verhalten gegen Benoit bei Raumer a. a. O. 2, 412. 413. 455.

2) Bei Görtz a. a. O. S. 20 ff.

wesentlichsten Interessen fordern ihn so laut, daß mir keine Wahl bleibt. Ich hoffe, die Dinge werden nicht zu diesem Aeußersten kommen. Ich spreche vom Uebelsten, was geschehen kann[1])." Der König rieth in Petersburg, noch einen Schritt in der Mäßigung weiter zu gehen, die Moldau und Wallachei der Pforte zu lassen, um dem Kriege auszuweichen, andern Falls möge man sich auf den Krieg gegen Oesterreich vorbereiten[2]). Auf des Königs Mittheilung, daß Oesterreich Rußlands Bedingungen stolz abgelehnt habe, erwiderte Prinz Heinrich: nach dieser Antwort und seiner großen Rüstung bleibe Kaunitz nichts übrig, als Krieg zu machen oder aufrichtig am Frieden zu arbeiten. „Diese Antwort muß Rußland drängen, sich mit Dir zu einigen; Deine Unterstützung ist seine einzige Garantie für die Erlangung seiner Kriegsentschädigung. Es muß eilen, mit Dir zu schließen, denn es kann nur mit Dir die Bedingungen des Friedens vorschreiben (11. Juli)." „Nach den Schreiben, welche ich heute aus Rußland über meine Convention erhalten, schreibt der König am 21. Juli, wird mein Antheil aus Pomerellen bis zur Netze, Culm, Marienburg und Elbing bestehen. Dies ist sehr ansehnlich und vergütet die gezahlten Subsidien und andere Ausgaben, die mir der Türkenkrieg verursacht hat. Von Wien schreibt man mir, daß Kaunitz fortfährt, üblen Humors zu sein. Da ich nicht glaube, daß er auf Frankreich zählen kann, könnte dies wohl dazu beitragen. Ich erwarte nun in Kurzem Nachricht, wie man in Petersburg die Antwort Oesterreichs aufgenommen hat. Allem Anschein nach muß sie die beiden Höfe mehr als jemals entzweien. Dann muß man sehen, welche Maßnahmen man in Petersburg für den Friedensschluß mit den Türken nehmen wird. Dies Alles wird uns bis Ende dieses Jahres führen, bis wohin es nichts als eingeleitete Verhandlungen und neue Propositionen geben wird[3])."

In der That steigerte sich die Entzweiung zwischen Oesterreich und Rußland. Oesterreich schien seinen Worten die That auf dem Fuße folgen lassen zu wollen. „Van Swieten hat mir heute so gesprochen, schreibt der König am 14. August seinem Bruder, daß ich glauben muß, der Krieg werde Anfang nächsten Jahres erklärt werden. Saldern schickt mir einen Offizier: ich möchte den Pestcordon, der seit acht Tagen aufgehoben ist, bis an die Warthe und Posen vorschieben; ganz Litthauen ist aufgestanden. Ich habe abgelehnt. Panin schreibt unterdeß Memoiren, um zu beweisen, daß seine Bedingungen höchst gemäßigt sind. Er muß sich über die Moldau und Wallachei entscheiden, darin liegt der Knoten. Die

1) Bei Raumer a. a. O. 2, 392.

2) Weisungen an Solms vom 5., 10., 12., 29. Aug., 8. u. 10. September 1771.

3) Oeuvres de Frédéric 26, 352. 353.

Sache verwickelt sich so, daß der Ausgang nicht vorauszusehen ist. Ich fange an, die nöthigen Maßregeln zu treffen, um nicht unvorbereitet zu sein." Von Glatz aus fügte der König hinzu: „Swieten sagte mir am 14., daß sein Hof sich mit allen Kräften jeder Zerstückelung der Türkei widersetzen werde, daß der Friede auf den Besitzstand vor dem Kriege geschlossen werden müsse. Ich machte alle Gegenvorstellungen und schloß, daß sie in diesem Falle den Russen den Krieg erklären müßten. Dazu wären sie, erwiderte er, nicht allein entschlossen, sie ständen auch auf dem Puncte, mit den Osmanen eine Allianz abzuschließen. Dies ist klar. Ihr Stolz wird sich kein Dementi geben und so ist außer Zweifel, daß sie agiren wollen, jedoch erst nächstes Jahr, weil die Verhandlung mit Rußland noch nicht formell abgebrochen ist, das schlechte Jahr den Unterhalt der Truppen unmöglich macht, die Allianz mit der Pforte noch nicht gezeichnet ist (der König irrte, sie war bereits gezeichnet) und sie alsdann, da die Russen nicht über die Donau gehen werden, noch zeitig genug kommen. Ich bereite Alles vor, remontire die Cavallerie und setze Alles daran, die Magazine zu füllen. Ueber meine Convention bin ich noch ohne Nachricht aus Petersburg. Die Truppen hier sind gut und Silberberg ist fertig (22. August)." Der Prinz bemerkte, daß es nöthig sein werde, die Kriegsmaßregeln mit den Russen festzustellen, vor Allem aber Preußens Entschädigung. Ginge man in Petersburg hierauf ein, so müsse der König sogleich für Rußland eintreten. Würden die Russen zuerst allein geschlagen, so könnten sie Preußen nicht helfen; siegten sie allein, so würden sie auf Preußen keine Rücksicht nehmen. Gingen die Russen auf den Kriegsplan und die Entschädigung nicht ein — dann möge der König seine Neutralität erklären (26. August). Der König erwiderte: das Contreproject seiner Convention sei endlich angekommen, es sei darin für den Vortheil Rußlands so sehr gesorgt, daß das Material der Verhandlung sehr groß sei. Er bereite sich sehr ernsthaft vor, dem Haufen der Feinde widerstehen zu können; seine Entschädigung müsse demgemäß vergrößert werden (10. September). Die Antwort des Prinzen hob hervor, daß Rußlands Zugeständnisse die Kriegskosten reichlich vergüten müßten. Die Oesterreicher würden ohne Zweifel mit mehr Schnelligkeit und Resolution als früher operiren, aber auch dies würde ein Vortheil sein, da man sie dann im Marsche und auf der Ebene fassen könne. Doch glaube er noch immer, daß sie sich besinnen würden, wenn sie die Rüstungen des Königs gewahrten. „Du wirst über Krieg und Frieden entscheiden oder aber einen glorreichen Krieg führen (16. und 20. September)." „Die Oesterreicher werden den Krieg haben, schreibt der König am 22. September. Die Nachrichten, die ich heute aus Rußland erhalten, zeigen die Kaiserin

sehr erbittert gegen Maria Theresia. Es bleibt zu erfahren, ob ich mich mit Katharina einigen kann. Meine Entschädigung muß dem Wagniß und den enormen Kosten des Krieges entsprechen. Inzwischen suchen die Oesterreicher das Reich in Bewegung zu bringen, besonders Kassel und Würtemberg. Würtemberg und die Bischöfe werden thun, was man in Wien haben will. Ich fahre fort zu rüsten. Der Krieg kommt, wenn nicht Zwischenfälle eintreten, z. B. daß der Beichtvater Maria Theresias Gewissen erweicht wegen des Christenbluts, das für die Türken fließen soll; Kaunitz wird sich indeß wohl vorgesehen haben. Ohne den Krieg zu wünschen und ohne ihn zu fürchten, bereite ich mich auf alle Rollen vor, wohl entschlossen, nichts zu unternehmen, es sei denn zum größten Vortheil des Vaterlandes."

In diesen Tagen erklärte der König van Swieten: er habe den Russen die Moldau und Wallachei nicht garantirt, aber er werde nicht unthätig zusehen, daß man seinen Verbündeten angreife; der Kaiserin Katharina schrieb er: die Armee, die sie weise beschlossen habe, nach Polen marschiren zu lassen, werde ein siegreiches Argument sein (30. Septbr.); zugleich ließ er die Erwiderung auf die russischen Gegenvorschläge nach Petersburg abgehen (1. Oct.). Es handelte sich wesentlich um den Verzicht Rußlands auf die Moldau und Wallachei, auf dem der König bestand; um die Verwendung des preußischen Hilfscorps, welches zur russischen Armee stoßen sollte, in dem Falle, daß Preußen selbst angegriffen werde (der König war bereit, es zur russischen Armee in Polen, jedoch nicht nach der Moldau marschiren zu lassen); und um Danzig, welches der König jetzt seinem Antheil hinzugefügt wissen wollte. „Die Russen, schreibt der König seinem Bruder, haben beschlossen, im nächsten Januar eine Armee von 50,000 Mann nach Polen marschiren zu lassen. Das ist der Moment, unsere Convention zu zeichnen. Es wird dies die Bedingungen verbessern, die ich für mich wünsche, und anderer Seits wird diese neue Armee zwischen Krakau und Sandomir aufgestellt, die Oesterreicher vom Handeln abhalten, so daß wir Acquisitionen ohne Schwertstreich machen werden. Ich habe einen Versuch gemacht, Danzig unserm Antheil hinzuzufügen, und dem Project zugesetzt, daß jeder sich unmittelbar nach Zeichnung des Vertrages in Besitz seines Antheils setzen wird. Falls die Oesterreicher sich widersetzten, könnte Czernitscheff (der Kriegsminister) wohl selbst hierher kommen, um den Kriegsplan im Voraus zu vereinbaren. Kommt es zum Kriege, so dürfen wir weder Geld noch Subsidien sparen (die Fürsten des Reichs zu gewinnen). Ich bereite die Bildung von vier Garnisonbataillonen, 10 Freibataillonen und eines Husarenregiments vor. Die Aushebungen erfolgen auf der Stelle, sobald der Vertrag mit Ruß-

land gezeichnet ist. Wir brauchen noch 20,000 Mann. Die Mobilmachung der Artillerie kostet allein eine Million; sie braucht 16,000 Pferde; die gesammte erste Ausrüstung 4,200,000 Thlr. ohne Magazine. Ich muß sehr stark arbeiten, habe keine Hülfe und bedarf noch eines vollen Monats, um fertig zu werden (27. September, 2. und 5. Octbr.[1]). Die Kosten der ersten Campagne berechnet der König auf 13,700,000 Thlr.; er müsse auf den Angriff von 200,000 Mann gefaßt sein[2]). Die Hoffnung auf eine friedliche Ausgleichung, die der König am 27. Sept. angedeutet, schien sich nicht zu erfüllen. Auch die erneuten Vorstellungen, die Panin nach Ablehnung seiner Friedensvorschläge von Seiten Oesterreichs zu Gunsten derselben in Wien Namens der Kaiserin Katharina gemacht hatte, wurden hier am 25. October zurückgewiesen[3]): Rußland möge sich mit Asoff, den beiden Kabardeien, der freien Schifffahrt auf dem schwarzen Meere und einer Geldentschädigung begnügen. Auch müsse Rußland sich verpflichten, Polen niemals einer Zerstückelung zu unterwerfen. Oesterreich werde die 13 Zipser Städte behalten gegen Abtragung der Pfandsumme, alle übrigen occupirten Gebiete aber zurückstellen. Seiner Seits war der König auf den dringenden Wunsch des russischen Cabinets, zur Unterstützung der russischen Truppen in Polen ein Corps nach Posen vorgehen zu lassen, was er Saldern im August abgeschlagen, eingegangen[4]). Aber noch immer war der Vertrag zwischen Preußen und Rußland nicht gezeichnet. Der König schrieb Solms: er habe gerüstet, man möge sich aber in Petersburg überzeugt halten, daß er keine Katze marschiren lassen werde, bevor der Vertrag unterschrieben sei (30. October), er habe den Russen die Bedingungen bezeichnet, unter denen sie ihn haben könnten; wollten sie diese nicht annehmen, so mische er sich in nichts (3. November); „keine Besitzergreifung, keine Truppen" (6. November) und endlich: er verpflichte sich nicht leichthin; „will man mich in Bewegung setzen, so muß dies unter guten Zeichen (bonnes enseignes) geschehen[5])."

Hierauf wurde denn endlich am 6. December Solms die Antwort auf die preußischen Vorschläge vom 1. October übergeben. Es widerstrebe der Kaiserin, christliche Provinzen unter das Joch der Muhamedaner zurückkehren zu lassen. Aber in der grausamen Alternative, in welche sie durch die Kriegsdrohung versetzt sei, im Falle sie auf der Losreißung dieser Provinzen beharre, entschlösse sie sich zu diesem Opfer. Der König

[1]) Oeuvres de Frédéric 26, 353—355; Geh. Staatsarchiv.
[2]) Weisungen an Solms vom 25. September und 6. October 1771.
[3]) Bei Görtz a. a. O. S. 96 ff.
[4]) Solms Berichte vom 1. und 13. October 1771.
[5]) Weisungen vom 30. October, 3., 6. und 7. November 1771.

möge jedoch dergestalt interveniren, daß es nicht den Schein habe, als ob dasselbe der Kaiserin durch den Wiener Hof auferlegt sei. Dagegen müßten die Türken Bender, Otschakoff oder wenigstens Kinburn abtreten. Die Forderung eines preußischen Hilfscorps von 20,000 Mann für die Moldau im Falle eines Angriffs durch Oesterreich werde aufrecht erhalten. Die Kaiserin wolle ihre Truppen in Polen im Laufe des Winters auf 50,000 Mann bringen und sei geneigt, die Operationen dieser Armee mit denen des preußischen Hilfscorps zu combiniren. Aber es lasse sich darüber im Voraus nicht entscheiden. Wenn die Oesterreicher in den türkischen Provinzen die Türken unterstützten, müsse diese combinirte Armee nothwendig gegen Oesterreich marschiren, wenn die Oesterreicher in Polen einrückten, müsse diese Armee sie nach Ungarn zurückwerfen. Aber in diesem Falle sei diese Armee nicht ausreichend und Preußen müsse eine mächtige Diversion mit allen seinen Streitkräften in Oesterreich selbst machen. Wendete sich Oesterreich aber vornehmlich gegen Preußen, dann wolle man das Hilfscorps zurückschicken und diesem 6000 Mann Infanterie und 4000 Kosacken anschließen. Wenn die Umstände es erlaubten, werde diese Zahl verdoppelt werden und Falls der Friede mit den Türken zu Stande komme, würde man dem Könige mit allen Kräften zu Hülfe kommen, insbesondere mit 50,000 Mann in Ungarn einbrechen. Die Besitzergreifungen in Polen dürften nicht unmittelbar nach der Zeichnung des Vertrages (wie der König verlangt hatte) stattfinden. Dem Wunsche des Königs in Bezug auf Danzig ständen unüberwindliche Hindernisse entgegen. Der russische Hof habe dieser Stadt wiederholt ihre Unabhängigkeit und ihre Privilegien garantirt und die Seemächte wünschten den Fortbestand ihrer gegenwärtigen Stellung. Trüge Rußland dieser Auffassung nicht Rechnung, so würden die Seemächte Repressalien gegen den russischen Handel nehmen. Katharina schrieb dem König selbst: „Heute habe ich Solms die nöthigen Aufklärungen für die Negotiation geben lassen, welche zwischen uns schwebt. Mit Genugthuung betrachte ich diese Angelegenheit als bereits beendet. Eure Majestät kann überzeugt sein, daß nur eine absolute Nothwendigkeit, Folge der fundamentalen Interessen meines Reichs mich verhindert hat, Ihrem Wunsche (bezüglich Danzigs) zu entsprechen. Die Zeit und die Ereignisse werden mich in den Stand setzen, Eure Majestät dafür zu entschädigen (6. December)." An demselben Tage sagte der König seinem Bruder: „Die russischen Langsamkeiten dauern fort. Aber wenn ich mich nicht täusche, brauchen sie meine Assistenz und werden genöthigt sein, sie durch das Geschenk eines Landes zu erkaufen, das ihnen nicht gehört[1])." Als er dann die Gegenvorschläge erhalten, schrieb er

[1]) Vgl. Weisung an Solms vom 27. November 1771; Geh. Staatsarchiv.

Solms: nach der Moldau könne er keine Truppen schicken, er werde von Oesterreich und Frankreich angegriffen. „Ich will nichts versprechen, was ich nicht halten kann; ich will unpolitisch, aber ehrlich sein (27. Decbr.).“ Die Forderung auf Danzig ließ der König fallen, beharrte dagegen darauf, daß das preußische Hilfscorps nur in Polen verwendet, die Besitzergreifung dort nach der Zeichnung des Vertrages vorgenommen werden müsse. Dies seien Bedingungen sine quibus non (4. Januar 1772). Der König sah den Krieg vor der Thür. Seinem Minister Finkenstein sagte er am 16. Januar, er wolle noch einen Versuch bei Swieten machen; er hoffe jedoch davon nicht viel, er müsse annehmen, daß Kaunitz zu tief mit der Pforte engagirt sei. Und am 20. Januar: er habe gestern mit Swieten gesprochen, ihm ohne zu drohen gesagt, daß, wenn sie die Russen angriffen, sie auch mit dem Alliirten Rußlands zu thun bekämen. „Ich habe offen von meinen Aufstellungen gesprochen, ihm alle Gefahren des Krieges in der lebhaftesten und dringendsten Weise vorgestellt, ihn darauf hingewiesen, daß 40,000 Russen in Polen eingerückt seien und die gesammten Streitkräfte Preußens bereit ständen, in Oesterreich einzubrechen, wenn die russische Donau-Armee von den Oesterreichern angegriffen würde. Es habe Eindruck auf ihn gemacht — aber auf Kaunitz[1])?“

In dieser Spannung waren die Dinge, als am 31. Januar ein Kurier aus Wien bei dem Vertreter Oesterreichs in Berlin eintraf, und dieser dem Grafen Finkenstein mittheilte, daß der Wiener Hof den Frieden den Wechselfällen des Krieges vorzöge. Nachdem Rußland darauf verzichtet habe, die Moldau und Wallachei den Türken zu entreißen und damit die Bedingung weggefallen sei, welche dem Interesse Oesterreichs am directesten widersprochen, stehe Oesterreich nicht an, der Pforte die neuen Vorschläge Rußlands mitzutheilen, halte es jedoch für zweckmäßiger, der Pforte zunächst einen Waffenstillstand und die Zustimmung zum Zusammentritte eines Congresses vorzuschlagen; über die in Polen zu nehmenden Entschädigungen sei Oesterreich bereit, nach dem von Rußland neuerdings gemachten Vorschlage in eine Verständigung einzutreten. Die näheren Eröffnungen hierüber war Swieten angewiesen, dem Könige persönlich zu machen. Dieser war von einem Gichtanfall heimgesucht. Trotzdem empfing er Swieten am 4. Februar. Den Verlauf dieser Audienz schildert der König seinem Bruder in folgender Weise. „Du wirst wohl ebenso erstaunt sein, als ich es war, wenn Du den Auftrag, den Swieten erhalten hat, vernimmst. Die Complimente bei Seite fing er an mir zu sagen, daß

[1]) Der König an Finkenstein 20. Januar, an Solms 19. Februar 1772; Geh. Staatsarchiv.

es, um Mißhelligkeiten zu vermeiden, die aus Mißverständnissen hervorgehen könnten, gut wäre, sich über das zu verständigen, was man von Polen abreißen wolle. Vor Allem müsse man übereinkommen, daß keine Macht einen Vortheil vor der andern habe. Ich antwortete, daß ich diesem Gesetze gern zustimme nnd daß der Wiener Hof in den Palatinaten von Lemberg und in der Nachbarschaft Ungarns Befriedigung finden werde. Hierauf hielt er mir einen großen Vortrag über die Karpathen, welche sie hinderten, jenseits derselben Besitzungen zu haben. Ich entgegnete: sie würden sehr erzürnt sein, wenn man ihnen das Mailändische nehmen wollte, obwohl sie durch die Alpen von diesem getrennt wären. Er meinte darauf, daß es vielleicht ein anderes Mittel gäbe, seinen Hof zu befriedigen, und zwar durch einen Austausch. Und durch welchen, sagte ich. „Wir würden Ihnen unsere ganze polnische Besitzung gegen die Grafschaft Glatz abtreten." Ich erwiderte, daß ich Mühe habe zu glauben, daß es ein Minister Oesterreichs sei, der mir nach dem Frieden von Hubertsburg und nach den Versicherungen, die mir der Kaiser selbst gegeben: auf immer alle Abtretungen, die mir Oesterreich gemacht, zu vergessen, solche Vorschläge mache. Es wären Vorschläge, die man mir machen könnte, wenn ich die Gicht im Gehirn hätte, aber ich hätte sie nur in den Beinen. Hiervon sei aufzuhören. Der letzte Vorschlag war dann, daß es, um seinen Hof zu befriedigen, erforderlich sei, diesem die Cession Belgrads und Serbiens von den Türken zu verschaffen. Ich erwiderte, daß die Kaiserin von Rußland ihnen vor langer Zeit eine solche Entschädigung angeboten (im Herbste 1769), daß ich aber nicht wisse, ob sie jetzt noch dieser Meinung sei. Jedoch würde ich das Terrain sondiren und hielte die Sache für möglich. Du siehst hieraus, daß Kaunitz Entwurf derangirt ist und daß er sich, da er ihn nicht durchführen kann, nach allen Seiten wendet, was sich wohl bekommen ließe; aber ich gestehe, es ist eine Perfidie von ihm, denen, die sich ihm anvertraut, die Oesterreich zu ihrem Vermittler gemacht, ein Stück entreißen zu wollen, das die Türken an der Grenze Ungarns ebenso schwächt, wie die Russen sie in der Krim schwächen. Was uns betrifft, so bin ich jetzt sicher, daß diese Leute den Krieg fürchten und Alles annehmen werden, was man vorschlagen wird, ihn zu vermeiden (8. Februar 1772)." Van Swieten selbst berichtete seinem Hofe: der König habe ihm den Ursprung des polnischen Projectes mitgetheilt. Die Kaiserin Katharina habe seinem Bruder in Gegenwart einiger ihrer Minister in der Conversation gesagt, daß ein solcher Plan im Einverständniß und unter Theilnahme des Wiener Hofes ausgeführt, den gegenseitigen Interessen der Höfe entsprechen und den Friedensschluß mit den Türken erleichtern könne. Er sei darauf gern eingegangen, um eine Acquisition zu

machen, die seine Staaten abrunde und dem Wiener Hofe nicht präjudicire, da man ihm freistelle, der Theilung beizutreten. Er (Swieten) habe dann den König ersucht, ihm die Maßnahmen nicht zu verbergen, welche hierüber schon zwischen ihm und dem russischen Hofe getroffen sein könnten. Der König habe erwidert: es sei noch kein Vertrag gezeichnet; er wisse nur, daß Rußland gewisse Gebiete behalten wolle, die ihm eine feste und sichere Grenze gegen Polen gäben, daß ihm selbst polnisch Preußen und Ermeland mit Ausnahme von Danzig und Thorn zufallen würde, daß Oesterreich sich in den fruchtbaren Ungarn benachbarten Districten ausdehnen könne. Darauf habe er dem Könige vorgeschlagen: „die Grafschaft Glatz und den Theil Oberschlesiens, der sich in Böhmen eingeschlossen finde und ihm gleichsam als Schlüssel diene, abzutreten und sich dafür ein Aequivalent in Polen zu verschaffen.“ Der König habe diesen Vorschlag mit Lebhaftigkeit zurückgewiesen. Darauf habe er Belgrad und die Provinzen Serbien und Bosnien genannt, die man von der Pforte abtrennen und Oesterreich von Neuem einverleiben könne. Der König habe dies gebilligt und versprochen, der Kaiserin von Rußland darüber zu schreiben[1]).

Der Zusammenhang der Dinge war folgender. Oesterreich hatte seit dem Frühling des vorigen Jahres mit der Pforte ins Geheim verhandelt. Diese Verhandlungen hatten am 6. Juli 1771 zum Abschluß eines Vertrages mit der Pforte geführt, in welcher sich diese verpflichtete, für die ihm in Aussicht gestellte Kriegshülfe: Oesterreichs Handel zu schützen und zu bevorzugen, Oesterreich 20,000 Beutel (10 Millionen Piaster) zu zahlen und Oesterreich die Wallachei bis zur Aluta abzutreten. Zwei Millionen sollten nach der Unterzeichnung gezahlt, die Uebrigen innerhalb acht Monat abgetragen werden. Sie waren bestimmt, Oesterreichs Rüstungen zu ermöglichen. Dagegen verpflichtete sich Oesterreich auf dem Wege der Unterhandlung oder dem der Waffen, alle Gebiete und Festungen, welche die Russen seit dem Beginn des Krieges der Pforte abgenommen, wiederzuschaffen und zugleich die Unabhängigkeit und Freiheiten Polens in Uebereinstimmung mit dem Vertrage von 1739 herzustellen oder wenigstens so weit wieder aufzurichten, wie dies die Würde der Pforte fordere und erheblichere Nachtheile für sie verhüte[2]). Diesem Vertrage gemäß mußte Oesterreich die Bedingungen Rußlands zurückweisen und that dies, wie wir gesehen. Als sich jedoch zeigte, daß Preußen und Rußland fest zusammenständen, als gegen Ende des Jahres 1771 und Anfang des

[1]) Görtz a. a. O. S. 205—210.

[2]) Bei Görtz a. a. O. S. 146—152.

Jahres 1772 kein Zweifel mehr darüber bestehen konnte, daß man nicht nur mit Rußland, sondern auch mit Preußen Krieg zu führen haben werde, wurde man in Wien bedenklich. Die Rüstung Preußens erschien formidabel[1]). Nachdem es Friedrich dann in Petersburg, wie wir gesehen haben, erreicht hatte, daß Katharina auf die Losreißung der Moldau und Wallachei von der Herrschaft der Pforte verzichtete, richtete Panin am 16. December 1771 eine Mittheilung der Kaiserin Katharina an Maria Theresia nach Wien, in welcher sie diesen Verzicht ankündigte und die Hoffnung aussprach, daß Oesterreich nunmehr seine guten Dienste bei der Pforte eintreten lassen werde[2]), und instruirte zugleich den Gesandten in Wien: hervorzuheben, daß Rußland dadurch die Entschädigung für seine Kriegskosten einbüße; daß Oesterreich Districte in Polen occupirt habe, auf welche es Rechte besitze und Oesterreich dennoch zugleich die Idee einer Zerstückelung Polens zurückweise (ob. S. 568). Auch Rußland habe sehr begründete Rechtstitel gegen Polen geltend zu machen und er könne bezüglich Preußens dasselbe versichern. Wenn Oesterreich es demnach in seinem Interesse finde, mit Rußland und dessen Verbündetem in Verständigung zur Vergleichung, Geltendmachung und Ordnung dieser Rechte unter einander zu treten, so werde es Rußland bereit dazu finden und dieses werde auch den König von Preußen dazu bestimmen. Nur durch solche Verständigung und verhältnißmäßige Vortheile für jede der drei Mächte könne das Gleichgewicht aufrecht erhalten werden, dessen Werth ihnen allen einleuchte, und Staatsmaxime für jeden sei.

Man entschloß sich in Wien, den Krieg und die Pforte fallen zu lassen und den dargebotenen Ausweg zu ergreifen. Man war nur zweifelhaft, welche Erwerbung zu machen nunmehr am wünschenswerthesten sei. Sieben Vorschläge wurden gemacht. Kaiser Joseph votirte am 22. Januar: „daß Oesterreich nichts mehr convenire, als das Glatzische und Neißesche, Baireuth und Anspach aber keineswegs. Sollte dies nicht für möglich erachtet werden, wie er es leider ohne Zweifel voraussehe, so wäre Belgrad mit dem Theile von Bosnien bis an den Golfo della Drina das Allernutzbarste[3])." Maria Theresia aber schrieb ihrem Sohne: „Es ist gegenwärtig nicht möglich unsern Weg zurückzugehen, nach den falschen Schritten, die ich immer als solche betrachtet habe, seit dem November 1770, wo der Marsch der Truppen aus Italien und den Niederlanden beschlossen wurde und seit der unglücklichen Convention mit den Türken. Der zu drohende Ton gegen Rußland, unser mysteriöses Verhalten gegen unsere

1) Mercy's Aeußerung bei Raumer a. a. O. 2, 468.

2) Bei Görtz a. a. O. S. 153 ff.

3) Bei Arneth a. a. O. 1, 361.

Alliirten und unsere Gegner, das Alles ist daher gekommen, daß man als Prinzip aufgestellt hat, den Krieg zwischen Rußland und der Pforte zu benutzen, um unsere Grenzen auszudehnen und Vortheile zu erlangen, an die wir vor dem Kriege nicht gedacht hatten. Man wollte auf preußische Art verfahren und zugleich den Schein der Ehrbarkeit bewahren. Von diesem Gesichtspunkt aus hat man sich über die Mittel getäuscht und sucht noch herum und schmeichelt sich mit Wahrscheinlichkeiten und Ereignissen. Es kann sein, daß ich mich täusche und daß diese Ereignisse günstiger sind als ich sie ansehen kann, aber sollten sie uns auch den District der Wallachei, selbst Belgrad eintragen, ich würde sie immer als zu theuer erkauft ansehen, auf Kosten der Ehre, des Ruhms der Monarchie, des guten Glaubens und der Religion von Leuten unserer Art. Seit meiner unglücklichen Regierung haben wir wenigstens danach gestrebt, überall ein wahres und billiges Verhalten, guten Glauben, Mäßigung, und Treue für unsere Verpflichtungen zu zeigen. Dies trug uns das Vertrauen, ich darf wohl sagen, die Bewunderung Europa's ein, die Achtung und Verehrung unserer Feinde. Seit einem Jahre ist dies Alles verloren. Ich gestehe, daß ich Mühe habe, es zu ertragen und daß nichts in der Welt mich mehr gekostet als der Verlust unseres guten Rufs. Unglücklicher Weise muß ich Dir gegenüber gestehen, daß wir es verdient haben und deshalb wünsche ich, daß man wieder gutmache, indem man den Grundsatz, von diesen Wirren Vortheil zu ziehen, als schlecht und verderblich verwirft, und berathschlagt, wie man auf das schnellste aus dieser unglücklichen Situation herauskommt, ohne an Acquisitionen für uns zu denken, aber wohl daran, unseren Credit und guten Glauben wiederherzustellen und so viel dies möglich, das politische Gleichgewicht (25. Januar[1])." Der Wille der Kaiserin drang nicht durch, noch an demselben Tage ging jener Kurier nach Berlin ab; drei Tage darauf (28. Januar) eröffnete Kaunitz dem russischen Gesandten in Wien, daß Oesterreich auf die Theilungsidee eingehe, um das Gleichgewicht der Staaten nicht zu stören. Es werde vielleicht nicht nothwendig sein, auf Polen allein zu recurriren; Falls dieses nicht Stoff genug böte, eine gleiche Theilung eintreten zu lassen, würden sich Mittel finden, einiges Land noch einem Andern zu nehmen, der solches hinreichend besäße und der genöthigt sein würde, sich dazu herbeizulassen. Als Galitzin erwiderte: Dieser Andere könne doch nur die Pforte sein; antwortete Kaunitz: ja[2]).

Die Convention zwischen Preußen und Rußland wurde am 17. Februar zu Petersburg gezeichnet. Der König hatte seine letzten Einwürfe

---

[1]) Bei Arneth a. a. O. 1, 362. 363.

[2]) Bei Görtz a. a. O. S. 183 ff.

fallen lassen. Katharina schrieb ihm: „Nach der Zeichnung der Verpflichtungen, welche unserer intimen Verbindung das Siegel aufdrücken, kann ich den Kurier nicht abgehen lassen, ohne den Ausdruck der Genugthuung über den Erfolg einer so wichtigen Unterhandlung. Eure Majestät ist von der Veränderung, welche in der Politik oder in der Sprache des Wiener Hofes bezüglich der guten Sache eingetreten ist, unterrichtet. Ich schreibe diese Wandlung der Festigkeit und Gradheit zu, mit der Eure Majestät meine Interessen unterstützt und gezeigt haben, daß nichts Sie von Ihrem Alliirten zu trennen vermag. Mit Befriedigung rufe ich mir alle Züge zurück, welche die Verpflichtungen, die ich gegen Eure Majestät habe, am meisten bezeichnen. Vielleicht wird nun mein Wunsch erfüllt, den ich immer im Auge und im Herzen gehabt, die drei Höfe zu einem System der Einigung zu führen, deren bedeutsames Interesse dem Wiener Hofe jeden Gedanken an Schlesien nehmen muß. Das sind meine Wünsche (19. Februar)."[1] Prinz Heinrich sprach dem Könige seinen Glückwunsch zum Abschluß aus: Hättest Du nicht gerüstet, so hätte der Stolz der Oesterreicher sie zu Extremitäten fortgerissen; es wäre zum Kriege gekommen. Käme es zu dauernder Allianz der drei Mächte, sie würde Europa das Gesetz geben (5. März). Der König meinte, die Kraft und Wirksamkeit dieser Tripleallianz werde von dem Maße der Verstimmung Frankreichs gegen Oesterreich über dessen Preisgebung Polens und der Pforte abhängen und von der Solidität der Grundlagen; es werde nicht fehlen, daß Oesterreich und Preußen um den größeren Einfluß in Petersburg kämpfen würden. Dennoch werde sie eine Garantie des Friedens sein.

Von einer neuen Wendung Oesterreichs gab van Swieten dem Könige bereits am 28. Februar Kenntniß. Er zeigte an, daß Oesterreich auf die Acquisition Belgrads und Serbiens verzichtet habe und seinen Theil von Polen begehre; er habe dem Könige eine Erklärung des Kaisers und der Kaiserin hierüber vorzulegen. Es hieß in derselben: da Seine Majestät von Preußen und Ihre Majestät von Rußland Rechte und Ansprüche auf einige Gebiete Polens erheben und Wir solche ebenfalls haben, so versprechen wir Uns auf Wort und Glauben von Souverainen durch diese von Unserer Hand gezeichnete Acte, daß welches auch Ausdehnung und Grenzen der gegenseitigen Ansprüche sein mögen, die Erwerbungen, welche hieraus hervorgehen könnten, vollständig gleich sein sollen und der Antheil des Einen den des Andern nicht überschreiten soll, und weit entfernt Hindernisse den Maßregeln entgegenzustellen, welche jeder von Uns für angemessen erachten

[1]) Weisungen an Solms vom 1., 15. und 18. März, an Edelsheim vom 13. September 1772.

sollte zu ergreifen, Uns nöthigen Falls gegenseitig und guten Glaubens zu unterstützen, indem wir Uns zugleich das vollkommenste Geheimniß über die gegenwärtige Verpflichtung zusagen; Wien am 19. Februar; Joseph. Maria Theresia. Der König vollzog die Acte, welche zugleich nach Petersburg abgegangen war und dort am 5. März von Katharina gezeichnet wurde. Er rieth nun in Petersburg an, was er bei den Verhandlungen über seinen Vertrag mit Rußland vergebens zu erreichen gesucht hatte, daß Preußen und Rußland von den für sie nunmehr stipulirten Antheilen sofort Besitz ergriffen: es sei das einzige Mittel sowohl mit Oesterreich als mit der Pforte rasch zum Abschluß zu kommen. Kaunitz werde in Constantinopel nicht eher loyal für den Frieden wirken, vielmehr den Krieg unterhalten bis er seinen Antheil in Polen, so wie er ihn wolle, erhalten habe, und lange Verhandlungen würden Frankreichs und Englands Einmischung möglich machen, deren Einwirkungen in Polen, Stockholm, Wien und Constantinopel dann fernere Weiterungen herbeiführen könnten. Sie blieben in der That nicht aus; nur kam die Umwälzung in Stockholm, für die Frankreich große Summen verwendete, zu spät. Panin beharrte darauf, der Vertrag mit Oesterreich müsse vor den Besitzergreifungen geschlossen sein. Am 19. April theilte Swieten dem Könige mit, was Oesterreich in Polen verlange. Dieser fand, daß der Wiener Hof guten Appetit habe, daß der von ihm beanspruchte Antheil etwa so groß sein würde als der preußische und russische zusammengenommen. Fürst Kaunitz trat auch sonst nicht bescheiden auf, er wartete nicht bis ihm die Besitzergreifung gestattet wurde. Als Swieten dem Könige jene Eröffnung machte, überschritten bereits die österreichischen Truppen, 30—40,000 Mann stark, unter Esterhazy, Althan und Haddik, die früher occupirten Districte und die polnischen Grenzen und dehnten sich weiter und weiter im Süden Polens aus. Auch der Orte, in denen russische Garnisonen lagen, bemächtigten sie sich; „wir haben den Russen Tiniets weggeblasen, schreibt Joseph seinem Bruder Leopold, das wird sie ärgern. Man muß sehen was sie thun werden[1]).“ Es war von vorn herein des Königs Meinung, man müsse den Antheil Oesterreichs nicht ängstlich bemessen; Krakau müsse jedoch den Polen bleiben, Schlesien dürfe nicht von dem österreichischen Antheil umfaßt werden und die Verbindung mit Rußland dürfe ihm durch das Vorschieben der österreichischen Grenze bis nach Warschau hin nicht erschwert werden. Auf die Palatinate Chelm und Lublin, die sie beanspruchten, müßten sie demnach verzichten. Als dies endlich geschehen war, rieth der König: die Salinen von Bochnia und Wieliczka und

[1]) Bei Arneth a. a. O. 1, 173.

endlich Lemberg, was Panin nicht zugestehen wollte (er selbst war zuerst ebenfalls gegen den Uebergang der Salzwerke an Oesterreich gewesen) den Oesterreichern nicht vorzuenthalten. So kam der Vertrag vom 5. August 1772 zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland zu Stande. Am 13. September ergriff der König Besitz von Pomerellen, Kulm, Marienburg und Elbing, am 27. September erfolgte die Huldigung. Die Gleichheit der Antheile, welche die Acte vom 19. Februar so feierlich festgesetzt habe, war freilich nicht erreicht; Preußens Antheil betrug nur 600, der Antheil Oestereichs etwa 1200, der Rußlands etwa 2000 Geviertmeilen. Kaiser Joseph war durch seinen Gewinn nicht befriedigt. Mit der Pforte war Waffenstillstand geschlossen, der Friedenscongreß zu Fokschani zusammengetreten, als Joseph den Grafen Dietrichstein zum Könige absendete, der die Truppenübungen in Schlesien abhielt. Am 27. August sprach er den König in Neiße. „Die Oesterreicher gebären Projecte auf Projecte, so schreibt der König über diese Mission, und soweit ich sehen kann, wünschen sie, daß die Friedensconferenzen sich auflösen, um die Türken aus Europa jagen zu können. Sie wollen für die Eroberungen, die sie gegen diese an der ungarischen Grenze, auf dem linken Donauufer machen würden, auf ihren Antheil in Polen verzichten; ich könne mich dagegen dort bis zum Laufe der Warthe ausdehnen und in der Nachbarschaft Schlesiens nehmen, was ich wolle. Ich war neugierig zu wissen, was sie mit Griechenland machen wollten, aber sie hatten daran noch nicht gedacht. Ich habe Alles ruhig angehört und gesagt, daß dies mögliche Dinge wären, die sich ausführen ließen, aber man müsse sich mit der Kaiserin von Rußland berathen. Sie wollen mich auf ihre Seite bringen, da sie fürchten, wenn sie sich mit Rußland gegen die Pforte verbänden, von den Franzosen und Spaniern in Flandern und Italien angegriffen zu werden[1])." Joseph begnügte sich dann zunächst damit, der Pforte die Bukowina zu entreißen und diese zu annectiren (16. Oct. 1774).

Wir sahen, Polen durfte nicht darauf rechnen, intact zu bleiben, wenn es neben den starken Mächten, die sich neben ihm erhoben hatten, auf dem Wege der Ohnmacht und Anarchie beharrte, wenn die Besetzung seines Thrones der Zankapfel dieser Nachbarn blieb, wenn es dabei beharrte, seine internationalen Verpflichtungen gegen eben diese Nachbarn nicht erfüllen zu wollen oder nicht erfüllen zu können, wenn es den Impulsen der Jesuiten gehorchend fortfuhr, die Glaubensgenossen eben dieser Nachbarn zu drücken. Den bestimmten Gedanken einer Theilung faßte ernstlich zuerst ein König von Polen selbst, August der Starke, und zwar sehr

[1]) Friedrich an Heinrich und Solms 30. August 1772.

bald nach seiner Thronbesteigung. Er hoffte Peters Zustimmung zur Verwandlung des Wahlreichs in das Erbreich, zur Aufrichtung der Souverainität durch Abtretungen von Polen zu erkaufen. Im nordischen Kriege bot Schweden König Friedrich I., um ihn auf seine Seite zu ziehen, einmal Pomerellen, das andere Mal einen Strich Landes von Lauenburg durch Pomerellen bis zur Weichsel, Elbing und Ermeland; August dagegen Pomerellen mit Ausnahme von Danzig. Mit Theilungsgedanken hatte August seine Regierung begonnen, mit Theilungsgedanken schloß er sie; er hoffte Oesterreich, Rußland und Preußen dadurch zu bestimmen, ihm die Souverainität in dem Ueberreste zuzugestehen. In dem Kriege um August des Starken Nachfolge bot der Beschützer Polens, bot Frankreich König Friedrich Wilhelm I. polnisch Preußen für die Unterstützung des französischen Candidaten; dann Choiseul, wie wir sahen, im Anfange des Krieges der Pforte gegen Rußland, Ermeland und Kurland. Gleich nach dem Tode August III., noch bevor Friedrich mit Rußland über die Wahl des Stanislaus Poniatowski abgeschlossen hatte, ging das Gerücht, daß nun die Theilung des Landes beginne[1]); wir sahen dann, wie damals Oesterreich hierüber in Peterburg beruhigende Erklärungen forderte; und um danach die Pforte zur Kriegserklärung gegen Rußland zu bringen, hatte der Vertreter Frankreichs in Constantinopel hervorgehoben, daß Rußland und Preußen es auf die Theilung Polens abgesehen hätten. Zu diesem Gedanken und zur Ausführung führte thatsächlich erst die Absicht Rußlands, durch den Schutz der Dissidenten sich eine starke Partei in Polen zu gründen und seine Herrschaft in Polen durch diese wie durch die Garantie der Verfassung dauernd zu behaupten, und der Widerstand, den die Conföderation von Bar, bald von den Waffen der Pforte unterstützt, diesen Absichten entgegenstellte. Rußland wollte mehr als seine Kraft gestattete, zugleich Polen niederwerfen und ansehnliche Eroberungen gegen die Pforte machen. Als sich Oesterreich der Pforte und den Conföderirten zugesellte, sah sich Rußland genöthigt, die Allianz Preußens durch Zugeständnisse festzuhalten. Es war vom Standpunkte Oesterreichs aus mehr als die größte Unbesonnenheit, daß es dem Staate, für den es mit einzutreten eben unternahm, zugleich einen ansehnlichen Landstrich entriß; für Deutschland wurde dieser Fehler wohlthätig. Außer Stande, ganz Polen zu behaupten, trat Rußland in den Weg ein, den Oesterreich gezeigt hatte.

Der Befreiungskampf, den Polen mit der Conföderation von Bar gegen Rußland begonnen hatte, blieb ohne Führer und Nachdruck. Kein Mann weder in der Conföderation noch unter den Magnaten, die ihr

[1]) Friedrichs Aeußerungen an Gadomsky 10. Januar 1764; Geh. Staatsarchiv.

fern blieben, der diesem Volke den Weg gewiesen, der dem Bauernadel höhere Ziele als Raub und Plünderung mit Nachdruck und Erfolg gezeigt; keine Kriegsthat, die fortgerissen hätte; kein Festhalten der einmal ergriffenen Partei, ein beständiges Herüber- und Hinüberlaufen und ewiger Hader unter den Führern; kein Entschluß bei dem Könige und den Czartoryski, nichts als die Hoffnung auf die Waffen der Pforte und dann auf die Zwietracht der Nachbarn. „Diese Republik, schreibt Friedrich seinem Bruder, wird despotisch beherrscht von der Unbeständigkeit und der Unvernunft." Polen gab ein staunenswerthes Schauspiel. Fast acht Jahre hindurch handelte es sich um seine Unabhängigkeit nicht nur, um seine Existenz; und während dieser ganzen Zeit der Gegenstand der lebhaften Thätigkeit seiner Nachbarn blieb es selbst unfähig, bestimmend durch eigene Thaten einzugreifen. Sein Freiheitskampf war ein Raubkrieg gegen sich selbst, und sein Widerstand reichte nur eben aus, die schlimmste Wendung für Polen selbst herbeizuführen. Deutschland erhielt durch diese die Gebiete zurück, die ihm Polen einst in der Zeit seiner Macht entrissen. Preußen hatte sie erworben auf dem Wege einer wachsamen und standhaften Friedenspolitik, durch drei Millionen, die es Rußland an Subsidien gezahlt, durch seine Rüstung gegen Oesterreich, durch Uebernahme der Gefahr des Krieges gegen Oesterreich und Frankreich. „Die Polen, welche Dir zufallen, schrieb Heinrich seinem Bruder, empfangen die größte Wohlthat, die Befreiung aus ihrem jetzigen Zustande", der König aber sagte: „Ich habe dieses Preußen gesehen, welches ich gewisser Maßen aus Deiner Hand empfangen; ich glaube, Kanada ist ebenso cultivirt, als Pomerellen." Mit dem 13. September 1772 waren diesem Deutschland so lange entfremdeten Lande bessere Tage angebrochen.

Max Duncker.

Neuere Forschungen zur preußischen Geschichte.

A. Höpfner, Kleine Berlinische Reim-Chronik. Gedichte mit historischen Bemerkungen. (5. Heft der „Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin".) Berlin, R. v. Decker, 1871. 48 Seiten. 8.

Der Verein für die Geschichte Berlins giebt in Verbindung mit einem Urkundenbuche eine Stadt-Chronik heraus, welche gegenwärtig bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts vorgeschritten ist. Verfasser hat diese urkundlichen Ueberlieferungen zweier Jahrhunderte benutzt, um in einer Reihe von 56 Gedichten die politischen Geschicke und das bürgerliche Leben einer norddeutschen Stadt des Mittelalters zu schildern, nicht wie Sage und Einbildungskraft sie auszumalen pflegen, sondern wie sie in aktenmäßiger Wirklichkeit sich darstellen. Indem er an den Wortlaut der Quellen sich angeschlossen, ist es ihm gelungen, den Ton, welcher der Zeit und dem Gegenstande angemessen ist, glücklich zu treffen; nicht minder aber auch hat er durch geschickten Wechsel der Versmaße und des Strophenbaus Eintönigkeit zu vermeiden und jedem Bilde das ihm zukommende Colorit zu geben verstanden. Mögen die Freunde der Sache sich diese neue Form des Vortrags vaterländischer Geschichte bestens empfohlen sein lassen.

F. H.

Druck von G. Hornberg in Berlin, Wilhelmstraße 21.

Ueber einige westfälische Handschriften des Vaticinium Lehninense.

Nachfolgende Notiz beabsichtigt keineswegs Neues über den Ursprung und den Verfasser der Lehniner Prophezeiung zu bringen. Ihr Zweck ist vielmehr vorwiegend ein kritisch-philologischer; sie will einen kleinen Beitrag zur Geschichte des Textes und der Wandelungen liefern, die dies vielbesprochene Machwerk im Laufe der Zeit erfahren hat. Denn so hohl und nichtig dasselbe auch an sich sein mag, so hat es doch durch einige Verse, welche die confessionellen und politischen Sympathien unseres Volkes mächtig erregten, einen ganz ungemeinen Erfolg errungen und wird auch noch heute von den verschiedenen Parteien immer und immer wieder herangezogen. Da das Vaticinium jetzt schon eine förmliche Literatur besitzt, so wird es wohl nicht unstatthaft sein, im Anschluß an die trefflichen Erörterungen W. von Giesebrechts in A. Schmidts Allg. Zeitung für Gesch., VI. Band, 1846, S. 470 die Sache auch einmal von dem genannten Gesichtspunkte zu betrachten.

Wir gehen hierbei zunächst von einem kleinen Manuscript des Münsterschen Staats-Archivs (Msc. VII. 11) aus.

Dasselbe, von mir 1855 aus den zahlreichen Codices[1]) der Bibliothek der K. Regierung zu Arnsberg für unser Staats-Archiv erbeten, ist klein

[1]) Dieselben haben aber meistens nur einen gewissen Werth für die Geschichte der mittelalterlichen Gelehrsamkeit; die wenigen, welche ein historisches Interesse darbieten, habe ich mit Genehmigung des K. Ober-Präsidii von Westfalen in das Münstersche Staats-Archiv übernehmen können. Unter diesen neben mehreren anderen Schriften des Soester Dominicaners Jacob von Sweve (oder Soest) auch eine Rechenschaft über seine Amtsführung als haeretice pravitatis inquisitor per provinciam Coloniensem dioecesesque Bremensem et Padelburnensem während der J. 1420 bis 1422. Jacob von Sweve hat seiner Zeit eine sehr bedeutende literarische Thätigkeit entwickelt, wie dies Seibertz in einem besondern Aufsatz: Quellen der Westf. Gesch. I. 161 f. dargethan. Wenn dieser nun S. 164 nach Aufzählung der Schriften Jacobs

Sedez, Papier, im Anfange der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts verfaßt, und wird im Katalog jener Bibliothek mit Recht als ein Benedictionale bezeichnet. Von den zwei besonders paginirten Theilen, aus welchen es besteht, enthält der erste neben dem ordo ad faciendam aquam benedictam viele Exorcismen super aegros, contra febres et alias infirmitates, contra maleficia lacticiniorum, contra invisibilem ablationem lactis, modus exorcizandi animalia infesta et stabula, sodann auch benedictiones pro praegnante, vestium und thalami und anderes Aehnliches; der zweite Theil dagegen meistens Gebete der verschiedensten Art. Auf die drei ersten, ursprünglich leergelassenen Blätter sowie auf S. 68 des ersten, sodann auf S. 63 und 64 des zweiten Theils ist nun das Vaticinium Lehninense von derselben Hand, welche das Büchlein schrieb, eingetragen worden. Die Zeit, wann dies geschehen, läßt sich ziemlich genau ermitteln. Sein Besitzer scheint nämlich auch sonst ein großer Freund von Prophezeiungen gewesen zu sein, indem sich auf den leeren Blättern am Schlusse des zweiten Theiles noch aufgezeichnet finden die prophetiae Sibyllae Tiburtinae, S. Methodii de interitu Turcarum, B. Jodoci, S. Brigittae, des Erzbischofs Malachias über die pontifices maximi adhuc futuri, worunter das crux de cruce noch jetzt in der katholischen Welt auf Pius IX. bezogen wird, sowie noch einige Notizen satyrisch-politischen Inhalts. In der prophetia Sibillae Tiburtinae de Romanis regibus II. 56 heißt es nun in Bezug auf die Worte: Ex ipso H. surgent 12 H. in der Applicatio: ab Alberto II. 1438 ad modernum Carolum VI. 1734 sunt successive 13 imperatores ex linea Habsburgica, consequenter 12 H. ex ipso H., wonach wir also wohl annehmen dürfen, daß die nur wenige Seiten später von derselben Hand vollzogene Eintragung der Stelle des Vatic. Lehn. über Friedrich Wilhelm I. ebenfalls dem Jahre 1734 angehört, welches dann überhaupt wohl als die Zeit der Abfassung unserer Abschrift der Lehniner Prophezeiung gelten darf.

Eine bestimmte Angabe über ihre Provenienz enthält die Handschrift nicht; nur auf der weißen Seite des inneren Deckels stehen, wohl von der Hand eines späteren Besitzers, die Worte: ad usum simplicem Fr.

---

aus Harzheims Biblioth. Colon. bemerkt: „Von allen diesen Werken ist keins gedruckt, auch jetzt vielleicht keins mehr vorhanden. Die Bibliothek des Soester Dominicanerklosters ist verkauft; die alten Manuscripte von Jacobus sind wahrscheinlich sämmtlich als veraltete Charteken verzettelt", so ist das in dieser Allgemeinheit nicht wahr. Ein großer Theil der Schriften Jacobs von Sweve existirte damals und noch heute, und zwar in der unmittelbaren Nähe des Seibertzischen Wohnhauses in Arnsberg, im dortigen Regierungsgebäude.

Sigefridi; jedenfalls entstammt sie einem der Regel des h. Franciscus unterworfenen Kloster; denn I. 45 wird in der benedictio equorum, boum et ovium infirmorum auch der Intercession seraphici patris nostri Francisci gedacht. Hiernach wird die Angabe in dem guten, vom Herrn Registrator Meschede verfaßten Catalog der Bibliothek der K. Regierung zu Arnsberg, daß unsere Handschrift ursprünglich dem Kloster zu Werl, Reg.-Bezirk Arnsberg, gehört habe, ohne Zweifel zutreffen und auf das dortige im Jahre 1821 ausgestorbene Kapuzinerkloster zu beziehen sein[1]). Seine Archivalien sind schon in hessischer Zeit abhanden gekommen, ein Theil der Handschriften aber, wie jener Catalog auch sonst erweist, in die Arnsberger Regierungsbibliothek gelangt.

Zu einem Kapuzinermönch paßt nun unsere Handschrift ganz vortrefflich; sie enthält gleichsam ein Compendium der nöthigen Gebete, Exorcismen ꝛc. für alle Fälle, die ihm beim Terminiren auf dem Lande aufstoßen könnten. Wenn er darin nun neben diesen kirchlichen Formularen auch noch die angeführten Prophezeiungen eintrug, so entsprach dies nur den in seinem Kloster auch sonst herrschenden Anschauungen. Vom Werler Kapuzinerkloster aus sind nämlich schon im Anfange des 18. Jahrhunderts Druckschriften in deutscher Sprache über die Birkenbaumer Schlacht ausgegangen[2]).

Stammt demnach unser Büchlein aus dem Kreise des damals durch sein wunderthätiges Marienbild berühmten Kapuzinerklosters zu Werl, so ist es bemerkenswerth, daß auch für eine zweite westfälische Handschrift des Vatic. Lehn. der Ursprung aus einem Franciscanerkloster vorausgesetzt werden darf, weil sie sich unter den Papieren des Münsterschen Minoriten Kindlinger vorgefunden hat. Sie ist, schon von Giesebrecht eingehend benutzt und mit der Sigle C. bezeichnet, auch mir vom Geheimen Staats-Archiv, wo sie jetzt beruht, aufs Bereitwilligste zur Einsicht mitgetheilt worden.

Stellt sich bei einer näheren Vergleichung sofort nun die Thatsache heraus, daß ebenso wie unsere Werler Handschrift, die wir der Kürze wegen mit W. bezeichnen, so auch C. während der Regierungszeit König

[1]) Jetzt ist in Werl ein Franciscanerobservantenkloster.

[2]) Ich entnehme dies den „Prophetenstimmen" .... des Dortmunder Kuratpriesters Th. Beykirch. Paderborn Schöningh. 1849 S. 80, wonach die alte Prophezeiung über die Birkenbaumer Schlacht „in einem kleinen Heftchen wahrscheinlich im Kloster zu Werl vor alten Zeiten gedruckt" ist. Derselbe Verfasser beruft sich S. 81 in Betreff einer andern Prophezeiung über dieselbe Schlacht auf: Coelestis Anonymi redintegrationis tractatus de visionibus illustrati, der 1701 cum permissione officialatus Werlensis gedruckt sei, indem er dabei bemerkt, daß das Kloster zu Werl von dieser lateinischen Schrift eine deutsche Uebersetzung habe anfertigen lassen.

Friedrich Wilhelms I. verfaßt worden ist[1]), so tritt eine nähere Verwandtschaft noch darin hervor, daß beide Handschriften in einzelne Vaticinien abgetheilt und von Glossen begleitet sind. Auch der Inhalt dieser, um mit Giesebrecht zu reden, grobe Mißverständnisse des Textes und angebliche historische Erläuterungen enthaltenden Bemerkungen ist der nämliche, wenn auch in W. etwas kürzer gefaßt. Hierzu kommt, daß zahlreiche Varianten, worin C. von dem sonst allgemein recipirten Texte[2]) abweicht, sich ebenso auch in W. finden[3]), und daß einzelne Verse in gleicher Weise in beiden fehlen[4]). Doch darf man hieraus keineswegs folgern, daß W. nur aus C. geschöpft habe. Denn da W. in mehreren Stellen die von C. abweichenden Lesarten des recipirten Textes giebt[5]), da namentlich die Verse 19, 20, 21, 79 und 80 in W. in dieser vom recipirten Texte gegebenen Reihenfolge, nicht aber in der Reihenfolge 21, 19, 20 und 80, 79 wie in C. sich finden, so bleibt nur die Annahme übrig, daß C. und W. ungefähr um dieselbe Zeit in Westfalen aus einem mit Glossen versehenen, theilweise lückenhaften und vielfach veränderten Codex entsprungen sind. Diese Verstümmelungen und willkürlichen Veränderungen haben die Schreiber von C. und W. jeder von ihnen noch selbstständig weiter geführt. Auch die wohl schon in ihrem Originale vorhandene Abtheilung nach Vaticinien ist von beiden verschieden wiedergegeben worden. Die Numerirung der Vaticinien in C., in dem der Text, so weit er erhalten ist, 22 Vaticinien aufzählt, findet sich in W. nicht, das dagegen von den überschriebenen Regentennamen einen mehr als C. aufweist, indem es den Versen 19—24 die Ueberschrift Ludovicus elector giebt.

Ohne hier auf die kleineren zwischen beiden obwaltenden Verschiedenheiten einzugehen, haben wir nur noch kurz die in beiden hervortretende abweichende Construction der Brandenburgischen Geschichte vom 17. Jahr-

[1]) Dies erweist schon Giesebrecht l. c. 475 aus den Zusätzen zu den Ueberschriften: Fridericus rex primus, parens moderni regis und Vat. 20 Fridericus Wilhelmus rex modernus.

[2]) Den wir nach dem Abdrucke zu Fr. Wilkens Abhandlung: Ueber das s. g. Vatic. Lehninense in A. Schmidts Zeitschr. VI. S. 188—191 citiren werden.

[3]) V. 6 quo te non cernes (cernis) eandem. 7 et si bene. 12 M. rues. 20 ad aethera. 46 nati sunt pari. 49 hoc ad. 56 tamen audit. 59 modo f. v. l. claudit h. 61 sobolem tenet. 71 Exequitur. 72 de burgis. 83 Vexillum.

[4]) Insbesondere die Verse 11. 31. 41. 60. 90.

[5]) V. 1 cura statt Chorin in C. 13 cadis statt cades. 15 spelunca statt sepultura. 52 ecclesiam statt ecclesias. 64 scatet statt scatens. 85 Qui sequitur statt successor etc. Außerdem hat C. in der Ueberschrift zu V. 58 u. 59 Joannes Fridericus, während sich in W. der richtige Name Joachimus Fridericus findet.

hundert ab zu berühren. Während C. die Verse 68—71 dem Vaticinium 17 über Georgius Wilhelmus Calvin. 2dus und die Verse 72—75 dem Vat. 18 über Fridericus Wilhelmus Calvinista 3tius zutheilt, giebt W. unter Georgius Wilhelmus nur die Verse 68 und 69 und faßt dann mit Auslassung von Vers 71 die Verse 72—75 unter der gemeinsamen Ueberschrift: Fridericus Wilhelmus et Fridericus primus rex zusammen. Demgemäß änderte der Schreiber von W. dann die auch von C. recipirte Lesart der übrigen Handschriften V. 73 sub magno principe in sub utroque principe und V. 74 fortitudo regentis in vis utriusque reg., endlich V. 76 patris in horum ab. Die erstere Veränderung sub utroque principe hat insofern eine gewisse literarische Bedeutung, als sie auch von dem Verfasser der Brochure: „Frater Hermann von den Schicksalen der Mark Brandenburg und ihrer Regenten." Leipzig, 1807 (ohne Angabe des Verlegers) S. 70 recipirt ist, der also unsern Codex W. oder einen ihm verwandten benutzt haben muß[1]). Weil nun derselbe auch einen Theil der fabelhaften Glossenerläuterungen, wie sie in C. vorliegen, aufgenommen hat, vergl. S. 14, 41, 45, und die Handschrift C. in Kindlingers Besitz gewesen ist, so spricht Giesebrecht den Verdacht aus, als ob jene Brochure von ihm herrühre. Doch zeichnete diesen um Westfalens Geschichte so hoch verdienten Minoriten wohl ein viel zu ernster historischer Sinn aus, als daß wir ihm solche Albernheiten, wie die historischen Erläuterungen jener Druckschrift enthalten, zutrauen dürften. Allerdings aber erweisen die Benutzung der Glossen in C. und W. und das Vorhandensein der nur von W. gegebenen Lesart sub utroque principe, daß jene Brochure von 1807 ihren Ursprung in Westfalen gehabt haben muß.

Von V. 76 ab finden sich in den Codices C. und W. die erheblichsten Abweichungen. C. theilt dann dem Fridericus rex primus, calvinista quartus parens moderni regis als Vat. 19 die Verse 76, 77, 78, 80 zu. Doch ist in der Ueberschrift das primus wohl von derselben Hand, die den Codex schrieb, aber später corrigirt in secundus. Und dies zwar in Folge des von demselben unwissenden Schreiber gemachten Zusatzes der Worte Rex primus zu Vat. 18: Fridericus Wilhelmus (der große Kurfürst), der demgemäß dann auch die ursprünglichen Angaben der Glosse zu Vat. 18 änderte. Doch hat dieser Ignorant seine Correctur auf die Vat. 18 und 19 beschränkt, so daß im Vat. 20 dem Könige Friedrich Wilhelm der Zusatz secundus rex ungekränkt geblieben ist.

---

[1]) Hiernach berichtigt sich Giesebrechts Angabe S. 476, daß diese Lesart sub utroque principe ohne alle handschriftliche Gewähr sei.

Seiner Unwissenheit setzte aber der Schreiber dadurch die Krone auf, daß er unter Vat. 19 Fridericus rex später noch die Worte hinzufügte: hic obiit Hydropisi 1740.

In C. umfaßten dann die Vaticinien:

20. Frid. Wilhelm. Calv. 5tus, II. rex modernus die V. 79, 81—84,
21. Fridericus Carolus III. rex, Calv. 6tus 85—88,
22. Rex Calven. 7mus 89, 91, 92.

Mit diesem letzteren Verse bricht der Codex ab, dessen Schluß fehlt. Doch hat Kindlinger mit eigener Hand auf dem unteren Runde noch V. 90 nachgetragen. Wenn nun in C. das die Regierung Friedrichs des G. betreffende Vaticinium 21 den für die heutige Zeit auffallenden Namen Fridericus Carolus führt, so ersehen wir auch daraus, daß dieser Codex noch während der Regierungszeit seines Vaters verfaßt worden ist. Bevor nämlich Friedrich II. den Thron bestieg, muß man im katholischen Westfalen angenommen haben, daß er sich Friedrich Carl nennen würde, welcher letztere Name ihm in der That bei der Taufe zu Ehre seines Pathen, Kaiser Karls VI. beigelegt worden ist.

Eben so wie bei C. hat sich nun auch der Schreiber von W. die Geschichte der Regenten Brandenburgs in seiner besonderen Weise zurechtgelegt. Auf welche Weise dann später, wohl nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. eine andere Hand für nöthig befunden hat, hier Correcturen vorzunehmen, und in die ursprüngliche Disposition einen König neu einzuschieben, das ergiebt der hiernach folgende Abdruck des Vat. Lehn. in der Fassung der Werlschen Handschrift[1]). Dieselbe ist um 24 Verse kürzer als der recipirte Text, der hier auch sonst vielfache Veränderungen erlitten hat, die in unserm Abdrucke durchschossen sind. Dieselben haben, wie mir wenigstens scheint, das ganze Vaticinium lesbarer, klarer und abgerundeter gemacht. Eigenthümlich ist insbesondere, daß der berühmte Vers 95

Et pastor gregem recipit et Germania regem

hier abgeschwächt ist in:

Jam pariter gregem recipit et Germania legem.

Offenbar hat der Werler Kapuziner nicht gewußt, was neben den Kaisern aus Habsburgischem oder anderem Stamme[2]) ein rex in Deutschland zu bedeuten haben könnte.

[1]) Die Varianten von C. hat Giesebrecht l. c. S. 476—478 mitgetheilt.

[2]) In der angeführten Applicatio zu der prophetia Sibyllae Tiburtinae erörtert er die Möglichkeiten, wer nach Karls VI. Tode Kaiser werden möchte, ob der Lothringische Herzog oder Don Carlos von Spanien.

Prophetia R. P. Hermanni S. Ordinis Cisterciensis professi in monasterio Lehnin in Marca Brandenburgica floruit fama sanctitatis 1212.

Nunc tibi cum cura Lehnin cano fata futura
Quae mihi monstravit Dominus qui cuncta creavit.
Nunc vitam totam tu degis summe devotam,
Tempus erit tandem, quo te non cernes eandem,
Imo vix ullam et si bene dixero nullam.
Quae te fundavit gens, haec te semper amavit;
Hac pereunte peris nec mater amabilis eris,
Et nunc absque mora veniet tibi flebilis hora.
Marca rues fato nullo superstite nato,
Tunc cadis primum, sed necdum vadis ad imum.
Interea diris augetur Marchia miris
Et domus Ottonum fiet spelunca leonum,
Quando peregrini venient ad claustra Coryni.

Ludovicus elector.

Sed parum tuto gaudebit Marchia scuto,
Regalis rursum tendet ad aethera cursum,
Nec dominos veros haec terra videbit et heros.
Omnia turbabunt rectores damnaque dabunt,
Nobilitas dives vexabit undique cives,
Raptabit clerum nullo discrimine rerum.

Fredericus burgravius Nurenburgensis elector.

Ne penitus desit tibi qui mea Marchia praesit,
Ex humili surgis, binis nunc inclyta burgis
Dum lupos necas, ovibus praecordia secas.

Fredericus II.

Succedit patri tollens privilegia fratri
Fessus erit bellis variis sortisque procellis.

Albertus.

Mox frater fortis succedit tempore mortis
Fortis et ille quidem, sed vir vanissimus idem.

Joannes primus.

Alter ab hoc Martem scit ludificare per artem.
Auspicium natis hic praebet felicitatis.

Joachimus I.

Successoris nati sunt pari sorte beati
Inferet at tristem patriae tunc foemina pestem,
Foemina serpentis tabe infecta recentis.
Hoc ad undenum durabit stemma venenum.

Joachimus II. filius Joachim I.

Et nunc is prodit qui te Lehnin nimis odit,
Dividit ut culter atheus scortator adulter,
Ecclesiam vastat, bona religiosa subhastat.
Ite, meus populus, protector est tibi nullus,
Hora donec veniet qua restitutio fiet.

Joannes Georgius.

Filius amentis probat instituta parentis,
Insipiens totus tamen audit vulgo devotus.

Joachimus Fridericus.

Huic datur ex genere (qui non qualis ipse) videre,
Qui modo funesto vitam loco claudit honesto.

Joannes Sigismundus elector.

Spe caeteri sobolem, tenet hic formedine prolem,
Quod timet obscurum, erit tamen certo futurum.
Forma rerum nova surgit patiente Jehova
Mille scatet naevis fides doctrinaque levis.

Georgius Wilhelmus.

Post patrem natus princeps est marchionatus,
Ingénio multos non sinit esse inultos.

Fredericus Wilhelmus et Fredericus Imus rex.

Exequitur servus Domini mox fata protervus.
Hi veniunt quibus de burgis nomina tribus
Et crescit latus sub utroque principe status
Securitas gentis est vis utriusque regentis,
Sed nil juvabit, prudentia quando cubabit.

Fridericus Wilhelmus 2dus rex.

Qui successor erit, horum haut vestigia terit
Orate fratres, lacrymis nec parcite matres.
Fallit in hoc nomen, laeti regiminis omen
Nil superest boni, veteres migrate coloni.

Mox erit exstinctus foris quassatus et intus[1])
Et juvenis fremit, dum magna puerpera gemit
Sed quis turbatum poterit reducere statum
Vexillum tanget, sed fata crudelia planget.
Flantibus hic austris vitam vult credere claustris.

3tius[2]) rex.

Qui sequitur pravos imitatur pessimus avos
Non robur menti, non adsunt numina genti
Cuius opem petit, contrarius hic sibi stetit
Et perit in undis dum miscet summa profundis.

4tus[3]) rex qui erit in generatione undecima et fiet catholicus.

Natus florebit, quod non sperasset habebit
Jam sortis mirae videntur fata venire
Sed princeps nescit quod nova potentia crescit.

Rex 5tus[4]) qui et ultimus.

Tandem sceptra gerit qui stemmatis[5]) ultimus erit
Israel infandum scelus audet morte piandum
Jam pariter gregem recipit et Germania legem.
Marchia cunctorum penitus oblita malorum
Ipsa suis audet favere nec advena gaudet
Priscaque Lenini florent et tecta Coryni
Et veteri more clerus splendescit honore.
Nec lupus nobili plus insidiatur ovili.

Neben den erwähnten Handschriften der Capuziner zu Werl und des Münsterschen Minoriten Kindlinger haben wir noch von zwei anderen westfälischen Codices eine allerdings wenig genügende Kunde:

1) Nach dem durch die Güte des Herrn Professor Dr. Giefers in Paderborn mir mitgetheilten Verzeichnisse der Handschriften der Biblioth. Theodoriana daselbst enthält Band 54 derselben eine Abschrift des Vaticinium Lehninense.

---

1) Zwischen diesem und dem folgenden Verse von einer etwas späteren Hand mit schwärzerer Tinte: Fridericus tertius.

2) 3 corrigirt von derselben Hand in 4.

3) Wie zu 1 und 2 corrigirt 5.

4) Wie zu 1. 2. 3 corrigirt 6.

5) stammatis die Handschrift.

2) In dem gegen Dr. F. A. H. Wenner in Borken angestrengten Preß-Processe sprach der zweite Senat des Ober-Land-Gerichts zu Münster in seinem Erkenntnisse vom 29. September 1846[1]) ihn von der Anschuldigung, in seiner Ausgabe des Vat. Lehn. durch Anführung einer vielbesprochenen Lesart zu Vers 94 die Ehrfurcht gegen den Landesherrn verletzt zu haben, mit aus dem Grunde frei, weil es dem Angeklagten gelungen war, zum Termin ein dem Gerichtsdirector Reinking zu Recklinghausen gehöriges Manuscript des Vat. Lehn. zu beschaffen, welches in der That eine ähnliche Lesart enthielt. Dies Manuscript, welches Reinking angab, vor 1807 von dem Assessor Hosius in Dingden erhalten zu haben, trägt nach jenem Erkenntnisse „die unzweideutigsten Spuren des Alters an sich."

So relativ dieser letztere Ausdruck auch sein mag, so verdient die genannte Handschrift jedenfalls, daß ihr aufs Eifrigste nachgespürt werde. Da sie ursprünglich in dem Besitze des Assessor Hosius gewesen ist, so darf nach der Ansicht des Herrn Archiv-Assistenten Sauer vermuthet werden, daß sie früher dem Kapuzinerkloster zu Werne, im Reg.-Bez. Münster, angehört habe.

Jedenfalls bleibt es eine merkwürdige und wohl nur durch confessionelle Hoffnungen zu erklärende Thatsache, daß man schon während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Klöstern der geistlichen Fürstenthümer Westfalens ein so lebhaftes Interesse an der Lehniner Prophezeiung nahm, um dieselbe in so vielen Exemplaren handschriftlich zu vervielfältigen.

---

[1]) Dessen Einsicht mir durch die Güte des Herrn Appellations-Gerichts-Präsidenten Sydow gestattet wurde.

R. Wilmans.

Briefe des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau.

Aus dem herzoglichen Staatsarchiv zu Dessau mitgetheilt durch A. von Witzleben.

V.

(Schluß.)

(Vergl. Jahrgang 1871 dieser Zeitschrift die Hefte vom Juni, Juli, August und October und Jahrgang 1872 Heft vom August.)

Potsdam, den 14. April 1730.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und freuet mir daß du Moulin die Passage ins Hannoversche gut befunden. Ins Hannoversche wollte fast Partisan sein; indessen ist mit meiner Affaire vorbei, aber mit das Reich stehet es noch sehr weitläufig und ich immer Krieg glaube. Ist nit dieses Jahr, so ist gewiß zukommendes, denn ich persuadiret bin, daß sie den Kaiser in Italien zwingen werden, zu thun, was die Herren Allürten von Ihm wollen, und sie dieses in Italien probiren werden. Weil (wenn) dann der Kaiser nit wird Ihren Willen thun, werden sie ihm nothwendig Diversion machen müssen, ihm zu zwingen. Also sie Ihn in Brabant, Luxemburg attakiren müssen. Dieses Reichs ist, also das ganze hochlöbliche deutsche Reich mit leiden kann, also Hannover sich deklariren muß, ob sie (es) mit das Reich halten wollen. Thun sie das, so müssen sie Ihr Kontingent geben, thun sie das nit, wie es nit natürlich ist, gegen Ihren Landsherrn zu fechten, so bin ich der Meinung, dieses lohs (Land? Loch?) reine zu machen bis an den Rhein und dann muß der Krieg langsam und vernünftig geführet werden und in Ruhe, da der Rücken frei ist und die ungesinnten Fürsten die Franzosen-Pfeifen einziehen und sich zum Reich schlagen. Dies ist meine Meinung von der Situation der Sache. Ich glaube es so. Indessen, der oben ist, dirigiret Alles und kann noch Alles auf ein anderen Fuß machen. E. L. schreiben mir, daß ich sie nits geschrieben hätte wegen der sächsischen Revue, (es) ist wahr, aber mein Intention ist gewesen, E. L. erstlich nach Berlin zu invitiren den 12. Mai mit Prinz Leopold, der ich stets ꝛc.

P. S. Es sein so viel Gesandte in Berlin, daß, wenn man gehet, so stolpert man über einen. Ginkel, der Holler (Holländer?), ist ein artiger, feiner lieber Mann.

Potsdam, den 21. April 1730.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und darin ersehen, daß sie Alles so wohl wegen das Fort Berge und der Kaserne in der Sternschanze

disponiret haben, so wie ich den Plan gesehen, daß solch Kasematte in Niedersachsen nit ist und gewiß — ohne E. L. zu flatteren — daß sie Schuld sein, daß Magdeburg so formidabel machet, denn ich durch Magdeburg mehr Respect habe als vor 30,000 M. und in die kritischen Konjunkturen die (den) Feinde(n) Magdeburg im Wege ist; denn suppose, daß ich geschlagen bin, so habe Magdeburg. Bevor sie das wegnehmen, so hoffe mich zu erstellen (herzustellen) und dann wage ich noch mal. Die Zeit wird weiter lehren.

Rapport von meiner Jagd.

Ohne Datum, Einlage in dem Brief vom 21. April 1730.

Ich habe zweimal nach das erstemal gejaget. Die zweite Jagd war die schönste. Ich jagete im neuen Verhau und da verlongirt er, bis durch das Pavillon und von da nach Arensdorf. Ehe er vor das Dorf kam, stellte er sich auf ein hohen Sandberg und sahe sich herumb. Da wollte ich Halali machen, aber der Vogel den Berg herunter unter die Meute und Jägers und fort nach Lüttige Holzingen (?) ist. Drei Viertel Stunde nach(her) da fing ich (ihn).

Gestern habe gejaget, aber sehr schlecht gegangen. Eine Stunde ging es gut, da kamen wir in change[1]) und konnten es nicht ausmachen[2]). Eine und 3/4 Stunden haben wir gejaget, aber wir konnten nit wiederfinden. Die Hunde waren rappelköpfisch. Ich laße sie heute zu Kunersdorf jagen. Montag jage wieder. Ich finde dieses Jahr mehr Plaisir darin, weil mir das Reiten gar nicht inkommodiret und ich vergangenes Jahr die Krankheit noch im Leibe hatte. Ich gehe so gut, als mein Tag, aber ich muß rechter Hand das Pferd auffitzen. Ich bin E. L. sehr obligieret, daß sie mir Ihren Doktor[3]) gesandt, er wird zu allen consultirt und soll gefolgt werden. Ich bin E. L. sehr verobligieret, es (die Tollwuth) hat wieder was aufgehöret, aber zu trauen ist nit. Meine jungen Hunde bin mit ausgeritten, sie bändig zu machen und habe sie losgekoppelt. Ich habe den ganzen Tag zu thun gehabt, sie wieder zu kriegen, der ich stets 2c.

[1]) change jagen ist, wenn die Hunde die Fährte des angejagten Hirsches verlassen und einen anderen Hirsch verfolgen. [2]) ausmachen heißt, den Hirsch mit dem Schweißhunde auffuchen. [3]) Thierarzt, der die tollen Hunde des Königs kuriren sollte.

Berlin, den 28. August 1730. (Nicht eigenhändig.)

Da der Graf von Stolberg sich eigenmächtig des Amtes von Schraplau im Mansfeldlichen bemächtigt, so habe ich vor nöthig gefunden, an den Obersten von Wachholz von E. L. Regemt Ordre zu stellen, daß Er auf Requisition der Magdeburger Regierung dahin ein Commando von 1 Subaltern, 2 Unterofficieren und 30 M. senden soll, die Stollberger wieder zu delegiren. Ich bin 2c.

(Eigenhändige Nachschrift.) Ich bin E. L. höchstens obligiret vor die gute Bewirthung[1]). Die Briefschaften von Katte die sin fort. Es kommen aber wundersame Sachen heraus.

[1]) Der König mochte bei seiner Rückreise vom Rhein, bei welcher der Kronprinz zu entfliehen suchte, in Dessau übernachtet haben.

Potsdam, den 11. September 1730.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten, und thut mir leid das Unglück der beiden Officiers. Ich habe zwei wilde Jagden gethan, aber fehl gejaget, ich habe wollen heute jagen, aber ich bin mit ein Pferd in ein Morast eingesunken, und habe geschwinde vom Pferde heruntergesprungen, da(bei) ich mir am rechten Knie Schaden gethan, und ein Fluß zugeschlagen, Gott Lob aber nicht das rechte ist. Da ich drei Tage gelegen, heute der 4te Tag ist, wieder herum humple, und hoffe übermorgen zu reiten, also ich für dieses Mal wohl abkomme. Ich bin aber von meine Jägers sehr malcontent, denn in meine alte Meute die Dolle (Tollheit) noch regieret, und sollte von Rechtswegen schon ausgerottet sein, aber werden alle Woche welche doll. Unter die jungen ist nichts, die sehen sehr schön aus, die lasse ich train jagen, ich werde morgen in ein Wagen sitzen und lassen den train herumb machen, daß ich sie jagen sehe.

Was die Inquisition, die gehet fort, Katte ist fertig, des bösen Friedrich seine, müssen sie noch nach Küstrin hin zu verhören, alsdann darüber gesprochen kann werden. Indessen ist gewiß daß England von Allem gewußt, aber die Desertion abgerathen, der böse Mensch an König von England geschrieben, sich über mir beschweret daß er übel und nicht sein(em) Charakter (gemäß) gehalten würde, und würfe sich ins Königs Protection, er möchte ihn auf- und annehmen. Mit dem Briefe hat er den Englischen Residenten aus dem Sächsischen Lager gesandt nach London, und der auch wieder gekommen, bevor ich nach das Reich verreiset. Der König ihn abgerathen nicht zu desertiren. Der böse Mensch hat den Resident gebeten, den König zu bitten, er möchte ihm 17,000 Thaler geben, seine Schulden zu bezahlen, die sich nur 9000 belaufen, Inquisit darauf geantwortet hatte, daß er mehr gefordert hätte, daß er noch was übrig hätte, also man sein trefflich Gemüthe erkennen kann. Gott bewahre alle ehrliche Leute vor ungerathene Kinder, es ist ein groß chagrin, doch ich habe vor Gott, vor der Welt ein reines Gewissen, ich habe vermahnet, ich habe gestrafet, mit Güte und mit Gnade, es hat Alles nichts geholfen; ich habe mehr als 100 Zeugen, da E. L. mit davon sein. Dieses ist meine consolation, der ich stets 2c.

P. S. E. L. ist es nicht recht, daß zwei Piqueure des Morgens, sowie es Tag wird, einen Hirsch bestätigen, und so wie er bestätiget ist, auf den Fuß mit ein Parforcir Hunde jaget, bis sie ihn relanciren[1]), alsdann mit die ganze Meute angeleget werde, oder soll kein Leithund gebrauchet werden, dieses

wollte gerne positiv und schriftlich mit Ihr Namen haben, daß ich mich helfen kann.

[1]) lancieren heißt einem Wilde mit dem Hunde so lange auf der Fährte folgen, bis man es aufsprengt.

Wusterhausen, den 16. November 1730.

Ich habe E. L. nicht eher schreiben können, da ich so viel mit die unglückliche Küstrinische Sache zu reguliren gehabt. Ich setze Wolden und 2 Kammerjunker[1]) bei ihm und (er) muß den ganzen Tag auf der Kriegs und Domänen Kammer gehen, da (wo) sie ihn informiren sollen von Allem. Will er sich(s) nicht selber lernen, so wird es ihm doch 1000 mal vorgebetet werden und doch behalten muß.

Wo er ein honet home wird, daran ich sehr zweifle, ist es vor ihn ein Glück. Wo Krieg wird, soll er mit dem ersten Grenadier Unterofficier aus der Sappe springen zu recognosciren, den Graben und die Gallerie bauen. So er es de bon grace thut und bleibet, ist völlig pardon.

E. L. melde, daß ich gewiß Krieg glaube. Unseren guten Patron (August von Sachsen) traue nicht viel. Es ist des Kaiserhofes Schuld. Ich habe es genug an Prinz Eugen eigenhändig geschrieben, man sollte was vor den Patron thun, aber da ist kein Geld.

Enfin, wir sind parat. Ich gehe nicht vom Kaiser ab und wenn auch Alles zum Teufel geht. Ich habe nits zu verlieren, soll ich nit Alles wagen, daß (damit) die Erz-Feinde nit ihren Willen haben.

Wo es serieux wird, wo ich Regimenter von Anderen bekommen kann, so werde 10 Bataillone und 2000 Pferde übernehmen. Vor Preußen (ist es) besser zuletzt, daß ich mit 52 Bat. und 102 Eskadrons marschire.

Der ich stets E. L. beständiger Freund bis in die Grube verbleiben werde.

[1]) v. Ratzner und v. Rohwedel.

Berlin, den 19. Januar 1731.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und thut mir leid, daß sie zu Leipzig nits ausgerichtet haben, dieweil die Messe schlecht geworden. Vom Accomodement mit England, Holland habe weiter keine Nachricht aber das ist gewiß, es ist in 8 Tage richtig oder gewiß Krieg, also stehen die Sachen.

Ich habe vor sehr nöthig befunden, die Artillerie zu verstärken mit einer Kompagnie und habe jede Kompagnie à 4 Oberoffiziers — die 3 Stabs Kompagnien haben 5 Oberoffiziers — 5 Feuerwerker, 5 Korporals, 10 Bombardiers, 3 Tambours und 100 Kannoniers, also stark genug sind und auf jeden Flügel der Artillerie 3 Kompagnien kampiren.

Ich bedaure den kalten Winter, daß draußen nits recht anzufangen ist und gehe heute nach Potsdam.

Wegen des Holländischen Viehs[1]) habe mich resolvirt, (es) erstlich im September kommen zu lassen und werde die Ställe ausweißen lassen und wenn es nit anders sein kann, die Krippen mit Oelfarbe anstreichen, der ich stets 2c.

[1]) Eine Viehseuche hatte dasselbe weggerafft. In einem Brief vom 8. Januar klagt der König, daß ihm 200 schöne friesische Kühe und außerdem viel Landvieh von Mecklenburger Race gefallen sei.

Potsdam, den 29. Januar 1731.

— — In Dänemark haben sie schon abgedanket, ich werde es nit thun oder ich möchte ins Tollhaus gesetzet werden, sonsten wird's nit geschehen.

Mit den Frieden ist noch nit geschlossen, es sin etliche Punkte mit Holstein, mit die russischen Kaiser, die noch difficultatiren, aber ich halte, daß es auch explaniret werden wird. Also ist aus dieses nits geworden; der Kaiser seine Succession garantiret hat, aber die 6000 Spanier werden in Italien introduciret von Don Carolo[1]). Mir däucht, daß dieses hätte lange geschehen können, wo sie kein anderes Dessein gehabt haben. Nun wird wieder ein neues System an den Tag kommen, der ich stets 2c.

[1]) Carl, der 3. Sohn Philipp V. von Spanien, erhielt 1731 Parma, ward 1734 König von Neapel und Sicilien und 1759 König von Spanien.

Potsdam, den 23. Februar 1731.

Ich muß E. L. hiermit sagen, daß der Oberst Leut. Hover (?) todt ist auch ein Capitain Gerstenberg bei die Kadets und ich wollte haben, daß ich etwas Gutes zöge von die junge Herrn, also wollte ich E. L. fragen, ob der Oberst Lieut. Milagsheim dazu capable ist, weil er studieret hat, ob er die Kräfte hat nnd ob er mit die junge Herrn raisonniren wird und ob sie einen alten Kapitain wo wissen, der mir von das Regiment zu nehmen nits schadet aber junge Leute zu erziehen dazu geschickt ist, da die beiden Kapitains, die dabei sind P. und G. (die Namen unleserlich), die miserabelsten Leute in ganz Europa sein, der ich stets 2c.

Potsdam, den 18. April 1731. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe E. L. Schreiben vom 15. dieses erhalten und daraus ersehen, daß Sie dem Kammerdiener Melde zum Regiments-Feldscheerer vorgeschlagen, weil E. L. selbiger tüchtig dazu finden. Ich accordire solches gerne und reposire mich vollkommen wegen seiner Capacité auf E. L., bin auch zufrieden, daß er ohne fernerem Examen zum Regt. gehe und diese Funktion antrete.

Wusterhausen, den 22. October 1731.

Es thut mir von Herzen leid, daß ich einen so braven Offizier und Freund verloren habe, als Beschefer[1]), ich bin sensiblement chagrinirt und bin auch heute nicht wohl, denn ich nit auf die Jagd gegangen. Es gehet mir so nahe, als wenn es mein Blutsfreund wäre.

Ich bin persuadiret, daß E. L. auch sensible sin. Ich habe vorlängst mit E. L. gesprochen, zum Magdeburgischen Kommandanten Gen. Maj. Goltz[2]) sich gut schicken würde. Ich habe ihn beordert, anherzukommen.

Wo er es annimmt, werde Ihn über Dessau hinsenden. E. L. werden besorgen, daß ihm Alles überliefert werde und vorgestellet. Den Eid leget er hier ab.

Das Regiment leidet sehr darunter und der gute Goltz ist auch kein Jüngeling. Ich bin zu beklagen, daß meine braven Leute so alt werden und (wenn) kein Krieg wird, werden die (den) Regimenter lauter Stabsoffiziers vorstehen, die nit Krieg gesehen haben und kein Idee davon haben.

Meine beste Consolation ist, wir müssen alle sterben, also die Reihe an mir kommt, also weiß man da nits mehr, was passiret, der ich stets ꝛc.

[1]) General-Lieutenant und Kommandant von Magdeburg. [2]) Christoph Heinrich v. d. Goltze wurde am 30. October 1731 zum Kommandanten ernannt.

Potsdam, den 4. Januar 1732.

Der Herzog von Lothringen wird erster Tage durch Magdeburg gehen. Ich habe an Goltz[1]) befohlen, (ihm) alle ersinnliche Ehre anzuthun. Wollen E. L. so gut sein und kommen mit dem Lothringen anhero, so wird's mir sehr lieb sein und wo sie so gut sin wolten und fahren mit Ihm die Festung zu weisen, so werde E. L. sehr obligieret sin. Kann man Ihn nit logiren Mon. Ludehausen (?) oder Wonneburg. (?) E. L. werden so gut sein und befehlen es, der ich stets ꝛc.

P. S. Der Herzog wird vor sein Haus eine Wacht haben mit die Fahne.

[1]) Kommandant von Magdeburg.

Potsdam, den 18. Januar 1732.

E. L. Schreiben habe wohl erhalten und freuet mir, daß sie wohl sin und sich wohl befinden. Ich bin E. L. höchsten obligieret vor die Mühe, die sie sich anthun und sind nach Magdeburg gegangen, die Reception des Herzogs[1]) zu ordiniren.

Was wegen die Husaren Regimenter anbelanget, sobald der von Seckendorff wieder anhero kommet, da meine Briefe ihn nicht mehr antreffen werden und er Ordre vom Kaiser, daß er hier sein soll, wenn der Herzog kommet.

Wo sie den Herzog können die Zeit agreablement zubringen (lassen), werde E. L. sehr dankbar sein und ob Lüderitz nit ein Klapperjagd in Wolmerstedt machen kann, wenn keine Jagd auf Rothwildpret, so werde E. L. obligieret sin.

An die Kavallerie(-)Dragoner Regimenter, die habe alle den 1. Julius complett beordert. Wenn ich soll die Wahrheit sagen, daß ich gewiß glaube den Krieg, denn der König[2]) gegen Marschal in der Audienz sehr mit großer

Amitié von meiner Person (gesprochen) aber er wäre nit in Macht, die Republik aufzuhalten, wenn sie etwas intendire. Sein compéllement, wie die Sachsen es heißen, wäre zur Sicherheit des Königs Person. Also ich persuadiret bin, daß sie lostreten werden.

Dieses der beste Krieg vor mir, denn mit die Leute allemal zu profitiren ist, und mit Andere zu kriegen, die anderen Puissances den Vortheil haben. Von Rußland und Kaiser bin versichert, daß sie mir den Rücken decken, und mit die Polen und Sachsen, damit will ich es schon annehmen und wenn ich mit der Armee einmal drin stehe, ich mich formidabel au de Pong (pont) de la Pologne machen kann. Schlesien, Groß-Polen selber dienen werden gegen die Republik.

Gott gebe, daß es losgeht, dann werde gleich wieder gesund, denn ich mich nit wohl befunden. Ich gehe, reite, esse so gut wie vor diesem, aber habe so ein Schlaf, wie der Oberst Coum(?) hatte. Wo es sich nit bald bessert, werde ins Reich der Todten chassiren. Es geschehe, wie Gott will.

[1]) Franz von Lothringen. [2]) August II. von Polen.

Potsdam, den 24. Januar 1732.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und bin E. L. sehr obligieret wegen die Mühe, die sie sich thun wegen des Herzogs[1]). Wenn (sich) E. L. ein Paar Tage in Magdeburg aufhalten, daß er alles gut besehen kann, auch auf die Jagd zu gehen, wirds mir lieb sin, alsdann ich hier embrassiren werde. Seckendorff ist unterwegs. Der Herzog nit eher kommet, als bis der Herzog[2]) bevor kommet. Ich glaube, wenn E. L. den Capitain Loeben(?) ein Subalter und ein Manner 30 hinschickten, es nit schaden konnte.

Was anbelanget die Herren Polen, stehet noch Alles, wie es gewesen, wo wir erstlich in Polen 12 Märsche gethan und da uns feste setzen, alsdann man schon neue Regimenter machen (wird). Der Ansbacher Ratzen im Kopf hat, wegen den Baireuther kein Difficultat ist.

Leider wieder ein Alter todt ist. Es ist gewiß schade um Glaubitz.

Ich erwarte hier aus Wien alle Stunde den Gen. Leut. Lehwaldt, der von Wien kommet, der ich stets bin 2c.

[1]) Franz von Lothringen, der spätere Gemahl der Maria Theresia.
[2]) Wer der andere Herzog ist, kann nicht gesagt werden.

Potsdam, den 2. Februar 1732.

— — Der König in Polen befindet sich gar nit wohl. Wo der stirbet, alsdann gewiß Bredouille. Die Holländer sind gar Schurken. Gott gebe nur Krieg in Brabant und überall und der große Friede mein ganz Unglück ist, alsdann (wird) man occasion haben, sein Gemüth zu kühlen, denn dieses mir ein chagrin ist, den ich nit aussprechen kann. Der ich stets 2c.

Potsdam, den 13. Mai 1732.

Ich habe E. L. Schreiben wohl erhalten. Es freuet mir, daß E. L. Regiment in gutem Zustande nach Magdeburg marschiret ist.

E. L. wissen wohl, daß ich nit gerne Geld verleihe[1]), aber zu beweisen mein amitié an E. L. Person, will sie vor dieses mal 50,000 Thaler leihen. Schicken sie eine gute und rechtmäßige Obligation und ein Creditif vor einem Menschen, der das Geld empfanget, alsdann soll bezahlet werden. Mein Geld sollen sie mir 1733 — 15,000 Thaler, 1734 — 20,000 Thaler, 1735 — 15,000 Thaler zahlen. Von die Interessen will ich nits haben. Von ein guten Freund nehme ich nits, als Ihre amitié. Wegen daß die Obligation so bündig ist, auch wegen Sterbefälle ich am ersten bezahlet werde, verlaße ich mich auf E. L., daß sie werden davor sorgen, der ich stets ꝛc.

P. S. Den schönen Hund vom Fürsten von Bernburg habe bekommen, der ist so schön, daß ich hoffe, gute Art von zu ziehen.

Wegen der auswärtigen Werbung ist es gethan, denn nun ist es überall verboten und meine Feinde endlich reüßiret. Indessen muß man denken, die Jalousie die sie gegen mich haben, noch zu vergrößern, denn Krop, das kann man genug haben, also muß man honette (?) Regimenter von 2 und 3 zöllige Leute machen pour ce chaque deux und meine alte Regimenter müssen, wenn was abgehet im 3ten Gliede ersetzen, alsdann werden die Misgönner eine lange Nase haben, der ich stets ꝛc.

[1]) Der Fürst hatte das Rittergut Reupzig vom Baron von Grote gekauft und brauchte hierzu wahrscheinlich das Geld. 1733 bat der Fürst um Stundung der ersten Zahlung (15,000), der König gewährte solche mit der Bedingung, daß der Fürst am 1. Januar 1734 die ganze Summe von 50/m. zahle, worauf der Fürst einging.

Berlin, den 24. Juli 1732.

— — Ich gehe Sonntag nach Prag, den Kaiser meine Reverenz zu machen. Ich wünsche E. L. indessen alles Vergnügen und contentement. Ich weiß nit, ob ich gut thun werde. Ich werde in Ihren Namen ein Guts (Gruß?) an Prinzen[1]) mitbringen, der ich stets ꝛc.

[1]) Prinz Eugen von Savoyen.

Potsdam, den 16. August 1732.

Ich bin wieder zu Hause gekommen und erfahren, daß die Fürstin von Bernburg[1]) verstorben, das mir sehr leid ist, daß E. L. den großen chagrin haben. Gott der machet Alles wohl, also bin persuadiret, daß der liebe Gott E. L. auf eine andere Art ersetzen wird. Das gebe Gott.

Meine Reise[2]) ist sehr schön (?) gewesen. Der Kaiser, Kaiserin sin liebhabenswerthe Leute, da ich eine ganze Stunde es erzählen kann. Der Prinz[3]) hat aber noch nach mein judicio 4 Jahr. Der Kopf ist gut, Gedächtniß fehlet etwas, aber recolligiret sich im Augenblick, lebet sober. Ich glaube, daß er länger machen

würde, wo die Brust gut wäre. Will nit gerne das Zeitliche verlassen und gewiß ein ehrlicher Mann, denn er sein Tage nit mit mir so cordial gesprochen als itzo. Er ist ein liebhabender Mann. Die anderen Große haben mir viel Höflichkeit gethan.

Den Portrait (?) zu machen, ist zu weitläufig, müßte etliche Ries Papier haben.

Die Magnificence ist Dresden nits gegen Prag. Ich habe mein Tage nit eine schönere Stadt gesehen. Solche Schlößer, wie in Berlin, sind à la douzaine inclusive der großen suberben Kloster-Collegs. Es ist ein admirabel Land voller Menschen und in (mit?) Stock-Böhmen peupliret, als ich kein Land gesehen habe; schlecht cultiviret à la Prussienne. Pauvreté unter die kleinen Leute, große richesse unter Grafen, das gehet superlativus gradus. Der Kaiser pauvre[4]) und miserabel schlecht; indessen hat die pauvreté un air de grandeur, qui inspire, daß ein großer Herr da wohnt.

Was von Kavallerie gesehen, gefället mir sehr, auch ihre ordre, ist propre, sehr artige, feine, wohlgediente liebe Offiziers. Die Infanterie ganz und gar keine ordre, davon habe sehr schlecht opinion. Die Grenadier-Kompagnie, da ist ziemliche ordre, Grenadier-Offiziers artig; viele von diesen, wie die Offizier von die Musketiere nits verstehen. Unteroffiziere excellent. Wenn die nit wären, so wäre es gar nits. Die Mannschaft ist gut, beßer, viel beßer als Kratz Garnison Regiment, Montur gut, Hüte gut, Gewehr schlecht. Auf ihre Posten sehr allart und schöne junge Mannschaft. Ordinairer Schlag 8 Zoll 7, 6, 5, 4, 3, 2 Zoll. Von 3 und 2 Zoll sind doch wenig, auch hier und da 9 Zoll aber von 10 Zoll habe ich Gemeine nit gesehen, als (nur) bei Wildscheck, da waren 8 solche Kerls, der ich stets ꝛc.

[1]) Luise, Tochter des Fürsten Leopold. [2]) Nach Prag. [3]) Eugen von Savoyen. [4]) Soll vielleicht heißen: Der Kaiser wohnt pauvre ꝛc. Die erste Zusammenkunft fand auf dem Schlosse zu Kladrupp, später zu Prag statt.

Berlin, den 11. December 1732.

Es thut mir von Herzen leid, daß E. L. nit wohl sin und das Bette hüten müßen. Ich habe das Podagra gehabt und die ganze Zeit nit wohl gewesen. Also werde nit nach Pommern gehen. So ein schlechter Vorwinter haben wir lange nit gehabt.

Was E. L. sagen von die Sachsen, da haben sie groß Recht. Ich bin die dupe von seiner[1]) Freundschaft gewesen. Ich habe mir eingebildet, daß er so redlich wäre, als ich. Enfin, es ist geschehen. Wollte Gott Flemming wäre noch Herr, so wäre dies Alles nit geschehen. Ich glaube, daß er intention hat, occasion zu haben, die Armee nach Polen zu führen und sich Meister zu machen. Dieses wäre, was wir verlangen!

Da sie über das sujet mein sentiment wissen, der Patron[2]) stellet sich an, als wenn er es mit mir ehrlich meinet, einmal hat er mir düpiret, zum anderen mal kommet er mir wieder nit.

Alle sagen daß er so wohl und gesund ist, als ein junger neuer Adler. Er soll Medizine haben von ein Franzosen bekommen, das hätte ihn wieder ganz neu gemachet, wie er vor 20 Jahren gewesen. Dieses ist kein Historie oder Schnickschnack, es ist gewiß. Erkundigen sie sich nur, so werden sie erfahren.

Die Kaiserliche Infanterie hat Ordre, stark zu werben, complet zu sein, auch daß bei jede Kompagnie 30 à 40 supernumeraire sin, die die Kompagnie gleich bekommen können, wo eine augmentation sollte vorgenommen werden. Also muß der Friede noch nit so klar sein.

Wünsche von Herzen E. L. völlige Beßerung, der ich stets ꝛc.

[1]) Des Königs August. [2]) August von Polen. Compatron ist Friedrich Wilhelm.

Berlin, den 31. December 1732.

Ich kann nicht umhin E. L. vor dieses zukommende neue Jahr[1]) alle Prosperität und Gesundheit, langes Leben und alles Wohlsein zu wünschen. E. L. werden wohl versichert sein meine(r) Aufrichtigkeit und Sinceration. Gott laße Ihnen noch viele, viele Jahre erleben. Den Herrn Jesus allemal in mein Gebet sie mit einschließe, der gebe den Segen über die ganze fürstliche Familie, große und kleine. Den Segen des Herrn, alsdann Alles wird gut sein und blühen.

Was E. L. schreiben von die Sachsen, daß (man wüthend?) [unleserlich] in Deutschland wegen ihrer Prätensionen sei, da haben sie Recht, aber es ist Polen oder die deutsche Prätention, dieses ist gewiß, ohne Schwertschlag die Jülich-Bergische (Sache) nicht abgethan werden. A la bonne heure, ich warte Alles ab, wie der liebe Gott es machen wird, tranquille aber sein, der ich stets ꝛc.

[1]) Es erfolgen vom Könige alle Jahre ähnliche Neujahrsgratulationen.

Potsdam, den 26. Januar 1733.

Ich wünsche von Herzen, daß E. L. sich wohl befinden. Mit mir stehts viel beßer als voriges Jahr. Ich laße meine Hunde spazieren (chaßiren?) Pferde auch und wo das weiche Wetter bleibet, werde Ende Februar jagen. Ich habe gute Pferde dieses Jahr und die Hunde sind im Herbst ziemlich gewesen, also hoffe, daß sie werden sage sin . . .

Wie alle Briefe lauten, wird in Italien Krieg angehen. Es wird so confus werden in Italien, im Reich wegen Jülich-Berg, und in Polen, also man aus dem Fenster nit sehen kann sonder Sturmhaube. Dazu gebe Gott Glück. Dazu, daß ich Paar Kompagnien augmentire, ist die raison, die Rotten voll zu haben und mit Ober Offiziers jede Eskadron 150 Pferde ist. — — Der ich stets ꝛc.

Braunschweig, den 14. Februar 1733.

E. L. Schreiben habe wohl erhalten. Was mein Zustand ist, hinke ich, aber Schmerzen habe nit.

Es thut mir leid, daß ich nit habe auf Magdeburg gegangen, da die schlimme Wege haben mir verhindert. Ich habe versprochen zu kommen Donnerstag Mittag zu Gardelegen.

Der neue Kurfürst[1]) wird sich nun wohl developiren, was er ist.

Ich weiß hier aus Sachsen nichts als Meßzeitungen, die sin nit zu glauben.

Hier ist schlechte Zeit paßir(?) als Komödie, Opern, aber überall gut Ordnung. Die Depense, die geschieht, ist überall große Oekonomie.

Die Verliebten sin recht verliebt, darum bin hergekommen[2]).

Wenn nur der alte Kurfürst[3]) wollte sterben, wäre das beste Tempo vor mir. In Polen haben sie unter anderen auch zu thun, ergo der Rücken frei, alsdann ich sollte marschiren, kann gerade durchs Hannoversche, Münstersche hin nach Düsseldorff. Gott gebe den Casus, er wäre recht de tempo, denn mit alle Negotiations nits daraus wird.

Ich wünsche bald zu Hause zu sein, denn meine Gesundheit nits nutze, da ich einen schlimmen Fuß habe, der wird mich den Dampf anthun.

A la bonne heure, ich schicke den captain Golze vom Baireuther Regiment nach Polen wegen der Wahl[4]).

Die hiesigen Regimenter sin wie Marien (?) und wilde Regimenter. Die Ordre nit so gut wie Sachsen. Der ich stets ꝛc.

[1]) Wenn hiermit der Kurfürst von Mainz gemeint war, so folgte auf Franz Ludwig von der Pfalz Philipp Carl, Freiherr von Elz. [2]) Es waren verlobt der Erbprinz Carl von Braunschweig mit Philippine Charlotte, zweite Tochter des Königs, und die Prinzessin Elisabeth Christine mit dem Kronprinzen Friedrich von Preußen. Es sind wohl die ersteren gemeint. [3]) Carl Philipp von der Pfalz war 70 Jahr alt. [4]) August II. war am 1. Februar 1733 gestorben.

Potsdam, den 7. Mai 1733.

— — Daß die Herrn Sachsen nach Polen wollen, ist gewiß. Marschiren ihre Truppen nach Polen, so wird gewiß Unruhe und confoederation, alsdann kommen wir mit ins Spiel, zum wenigsten glaube ich es. Aber in diesem Lande scheuet man den polnischen Krieg wie den Teufel. Ich glaube, daß die Leute glauben, daß ich würde vor (davon) profitiren und mir meine eigenen Leute nits Gutes gönnen. Ich halte davor, daß das mein größtes Glück wäre gute und gerechte Occasion zu haben, nach Polen zu marschiren und den Frieden zu machen und so wie König in Schweden (Carl) der 12 und Friedrich Wilhelm der Große, der hat den Profit nit genossen, den genieße ich. Ist das nit gut? und wenn ich Marienburg, Peplin, Behrend, Stargard[1]), Mewe bekomme, ich mit Plaisir auf Jülich-Berg cedire.

Ob ich mit dem Kurfürsten[2]) werde gut Freund bleiben, wird die Zeit lehren. Er ist ein guter Herr, aber Sulkowski(?), der wird die Karten mischen. Man muß es abwarten, tranquillement, doch auf seine rechte Sache fest bestehen.

Um den Hauptmann Fouqué thut es mir leid, daß er so miserabel niederlieget.

Wenn E. L. Lepel wollen zum Fähnrich machen, ist sehr gut, der ich stets 2c.

P. S. Ich habe eine Promotion gemachet, daß die alten Knaben in der (die) Erde mit einem hohen Karakter herrein marschiren.

[1]) Behrend und Stargard im Regierungsbezirk Danzig. [2]) August III. von Sachsen.

Potsdam, den 22. August 1733.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten, wegen Leute kann ich Ihnen nit geben, als 2, die vor Ihr Regiment nit zu brauchen, denn wirklich an (meinem) 3. Bataillon 10 M. fehlet, wenn es so sein soll, als es gewesen. Ich wollte von Herzen gerne, itzo aber nit möglich. Der Krieg kann etliche Jahre dauern, wo kommen die Rekruten (her)?

Ich gehe morgen nach Berlin. Ich kann mich nit weit ausmachen, da alle Stunde was Neues herkommet und in sonstigen Affairen Alles aufzukommen und zu reguliren, gehöret Zeit. Die Zeit bald herankommt.

Vor die Weiber, die mit gehen zu Feld, die sollen mit Kindern einquartirt werden und sollen unter Komissäre und Magistrat stehen und soll der Komissarius (eine) Rolle Flachs und sie zu leben schaffen. Hoffe, daß dieses vor Desertion helfen wird.

Wegen des Marsches habe mit Du Moulin[1]) gemachet, daß ein Regiment aufs andere folget, als Gustav, Marwitz sin die ersten, Roeder und Eugen die letzten und gegen den 20. Dezember alle eingerückt sin. Die Quartiere sin verändert, da wo Fourage, ist Kavallerie beleget und sie mir aus den Magazin nit essen.

Ich überschicke E. L. die Ordre de bataille, der ich stets 2c.

[1]) Oberst.

Potsdam, den 16. September 1733.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und in Wahrheit nit habe beantworten können, weil ich nothwendige Sachen, was zum Marsch gehört, zu thun gehabt.

Ich habe in Brandenburg mein 3. Bat. in marschfertigen Stande gesetzet. Es ist im Stande und Ordre und alles complet und über ist aber nit à 31 M., so wie es gewesen, wie der König von Polen hier war, da die 31 fehlen. Dieses ist nit ersetzet worden wegen des großen Abganges aber indessen ist

das Bataillon tüchtig, so wie es in der Welt sin kann. Wollte Gott, daß meine Umstände litten's, daß alle Regimenter auf den Fuß wären. So bin ich ein Narr wie Follard. So ein Bataillon ist invincible. Es kann geschlagen werden en ordre und nit in desordre.

Daß sie Kleist von Ludewig zu Adjutanten machen ist gut, und daß sie Fouqué, Sydow von Ihrem Regiment mitnehmen, ist sehr gut.

Die Brigade-Majors habe mit den Gen. v. Sydow hier gehabt, die haben ein Ruster[1]) von die 45 Bataillons gemachet und haben sich müßen exerciren, denn wir Kommando's gemachet von unterschiedlichen Kommando. Die Stabsoffiziere thun Dienste, wie die Regimenter in der ordre de bataille stehen, also mit dem Rang kein Lärm ist. Der Leutenant Alim der ist der adrettste und begreift gleich. Die andern werden wohl werden; Stutterheim ist auch adrett, hat's weg.

Stanislaus ist König. Wie Alles gehen wird, ist Gott bekannt, indessen stehen wir parat zu marschiren und Gott muß itzo es decidiren denn die Staatssache ist so brouilliret, daß Keiner mehr weiß, wer Koch oder Kellner ist.

Ich bin noch nit auf die Jagd gewesen, weil ich nit, in der Wahrheit, habe Zeit gehat. Ich gehe morgen nach Wusterhausen und so lange dableibe, bis die Franzosen Lust haben, den Rhein zu passiren, (dann) meine Jagd gleich schließen werde und Alles gegen den 1. November 1733 zum Marsch nach Unterrhein parat zu machen. — — Der ich stets ꝛc.

[1]) Kommandirrolle.

Wusterhausen, den 2. October 1733.

Ich bin in Erfahrung gekommen, als daß sie vom Hirsch gespießet sin. Sein sie persuadiret, daß es mir von Herzen leid sei. Gott bewahre sie weiter. Brauchen sie. Ich schicke sie Ballasch, der ist habile, dem können sie (sich) auf mein Wort anvertrauen. Gott bewahre vor Wundfieber und daß keine Arterie lediret, so wirds mit Gottes Hülfe gut gehen.

Mein lieber Freund, nehmen sie sich um Gotteswillen in Acht und haben den Herrn Jesus recht im Herzen und bekehren (sie sich), dann wird Gott Alles wohl machen.

Ich bin recht en peine vor sie, bis ich wieder Zeitung bekomme, wie es mit der Wunde ist. Mehr kann ich nit thun, als Gott den Allerhöchsten zu bitten, daß er mir möge E. L. conserviren und ihn genesen (lasse) ohne lahm, der ich stets ꝛc.

P. S. Sein sie so gut und lassen mir wissen, wie sie sich befinden und was Ballasch (?) saget. Adieu tausendmal.

Wusterhausen, den 7. October 1733.

Ich habe von Prinz Gustav erfahren, daß E. L. beßer werden, das mir von Herzen freuet. Gott gebe continuation.

Ich habe Alles angewendet, ein Korps Truppen zu bekommen[1]) à 8 Bataillone ein wenig Kavallerie, dem Kaiser zu stellen vermöge (der) Tractate, ich habe es nit bekommen können. Der Kaiser will meine ganze Armee nit haben und kann doch nits ausrichten ohne mich; indessen will ich parat stehen bleiben, bis occasion kommet, die nicht ausbleiben kann. Wo es so continuiret in Polen oder Schweden oder Deutschland, so können wir unmöglich les bras croises sehen.

Indessen (inzwischen) habe ich müssen was thun, was gegen mein ganz System ist, zu sagen die 10/m. Mann an Kaiser zu überlassen, denn der Kaiser declariret hat, daß er an gedachten Tractat[2]) nit gebunden sein könne und würde ich nit haben können den Tractat über den Haufen gehen, also ich eingehen müßen. Indessen kann ich sie[3]) allemal, wenn ich will, an mich ziehen und habe declariret an Kaiser, itzo nits mehr marschiren würde, als unter neue condition, die der Kaiser acceptiret hat, und alsdann ich die 10/m. Mann wieder zu mir ziehe.

Es ist dem Kaiser umb die 10/m. M. nit so viel zu thun, als daß ich Exempel gebe im Reich, zu folgen.

Sie kennen mir, sie wissen, wie nahe es mir gehet, daß mein project nit gustiret. Da ist Hannover alles Schuld daran aus jalousie. Enfin, die Sachen sin so brouilliret in der Welt, daß wir zeitig genug dazu kommen werden.

Die Regimenter marschiren so, daß sie Ende December in ihre Quartiere bei Nürnberg, (im) Anspachschen (und) Neustaedtischen sin. 's ist Regiment von Roeder, Goltz, Flans, Glaubitz[4]), Jeetz, Cosel, Sonsfeld, Eugen. 6 Kanonen. Bis sie an die Oder marschiren, laufet noch viel Waßer durch den Rhein, also kann sich hieran dennoch changiren.

Da wenn ich indessen noch ein oder 2 à 4 Bataillone arondiren[5]) kann, werde gewiß es thun, meine Truppen zusammen behalten, denn sonsten Alles verloren ist.

Wegen E. L. kann ich nits determiniren, denn wenn wir marschiren, hoffe ich, daß sie lieber bei dem großen Klumpen bleiben. Marschiren wir nit, alsdann wissen sie wohl, es von Ihnen dependiret, der ich stets ꝛc.

[1]) d. i. in Sold zu nehmen von andern deutschen Staaten, da der König seine Armee zusammenhalten und nicht zersplittern wollte. [2]) Wegen Jülich-Berg vom Jahre 1728. [3]) Die 10,000 M. [4]) Statt des Glaubitzischen Regiment marschirte das Finckensteinische. [5]) leihen.

Machenow, den 30. October 1733.

Es thuet mir sehr erfreuen, daß E. L. sich recht wieder gut befinden, denn die Franzosen haben gebrochen, also der Krieg da ist, und ist Alles so confus, daß ich nit glaube, daß es sein Tage so gewesen ist. Gott gebe nur Gesundheit, dann ist Alles gut.

Zu Ende kommenden Monats gehe auf die Saujagd. E. L. sin so gut

und schreiben sie mir, ob sie Lust haben mit zu gehen, so werde ich sie die Zeit schreiben. Indessen stehe auf die Schildwache, ob Keiner ankloppen will. Indessen werde mir auf ein andern Fuß setzen und nit viel gute Worte geben, zu probiren, ob dieses beßer gehen wird, als mit gute höfliche Worte.

Der Kaiser ist böse, daß ich Regimenter in Mecklenburg habe, aber er hat mir nöthig und hat nit das Herz, es merken zu lassen.

Italien, Lombardie wird vor ein Paar Monat in Französischen Händen sein.

Der Kaiser ist in eine situation, die perilleux ist durch sein eigene Schuld, denn wenn man in der Welt was will dirigiren, gewiß die Feder nit machet, wenn es nit mit Force soutenirt wird. Also dieses Exempel klar ist.

Die Herrn Kaiserlichen Alliirten solln 100/mille mal beklagen, daß sie gegen meinen Marsch so schnöde geantwortet haben und die Stärke animirt mir, die Passage zu zahlen, wenn die Franzosen im März Mainz wegnehmen, in Köln Besatzung einlegen, da kein Mensch ist zu empechiren. Also dieses admirable von die Franzosen ist.

Es mag gehen, wie es will, so verlaße mir auf Gott. Der ich stets &c.

Berlin, den 28. November 1733.

E. L. werden so gut sin und Ende der zukommenden Woche herzukommen, dieweil ich Montag über 8 Tage zuerst auf die Saujagd gehe. Heinrich[1]) kommet heute wieder und gehet nach sein Regiment.

Hier sin Minister genug, aber Poniatowski[2]) gehet wieder weg. Point de pays, point des Prusses, als was ich geben muß 10/m. M. Leider, daß nit Alles zusammen bleibet.

Wenn Italien nur bald verloren gehet, da werden die Actien wohl steigen oder sie sin mit Blindheit geschlagen, der ich stets &c.

[1]) Markgraf von Schwedt. [2]) General Poniatowski war vom König Stanislaus gesandt.

Potsdam, den 20. Februar 1734.

— — Wegen E. L. Person, sie können versichert sein, daß ich gethan und noch thue, was mein Aeußerst ist, daß sie vom Kaiser als Feldmarschall[1]) benennet werden. Sie wissen ja wohl, mehr kann man nit thun als rekommandiren und an jeden Reichsstand zu schreiben. Dieses ist geschehen. In-

[1]) Es gab bisher zwei Reichs-General-Feldmarschälle, Eugen von Savoyen und Eberhard Ludwig Herzog von Würtemberg. Letzterer war gestorben und um die Stelle bewarben sich außer dem Fürsten Leopold der neu regierende Herzog Carl Alexander von Würtemberg und der Herzog Ferdinand Albrecht von Braunschweig. Alle drei wurden ernannt, aber der Fürst statt als zweiter als vierter, was wiederum zu mancherlei Weitläufigkeiten Anlaß gab.

dessen mit der Com. (Campagne?) 1734 muß es heuer ganz aus sein oder ernstlich an alle Orten brennen wird, alsdann Alles, was Hände und Füße hat, zum löschen gerufen wird. Also sagen sie mir, wo ich sie sonst helfen kann. Wenn es in meinem Vermögen stehet, werde (mich) wie ein ehrlicher (Mann) gegen sie aufführen, daß sie Ursache content zu sein, der ich stets ꝛc.

Potsdam, den 6. Mai 1734.

Ich bin E. L. höchsten obligieret vor den Lachs und schöne große Gänse. Die Gänse sin admirabel und beßer als die pommerschen. Was den Lachs anbelanget, weiß nit, wie es zugegangen, war angegangen.

Mein 3. Bataillon ist hier. Es thuet mir leid, daß sie es nit sehen. Es ist in Ordre, wie sie (es) gesehen haben und Lt (Leut.?) Massow sich wieder mit mir vertragen will, es gewiß in Ordre ist. — —

Danzig wird nun wohl bombardirt werden, weil alle Geschütze und Amunition dorten ist. Am Rhein, Mosel Alles stille ist. Französischer Transport[1]) kommet gewiß. Wo hier nichts passiret und meine Gesundheit permittiret, gedenke ein Tour nach der Armee zu machen und von dorten wieder über Wesel zu retourniren, der ich stets ꝛc.

[1]) Zur See nach Danzig.

Potsdam, den 12. Mai 1734.

P. S. Ich bin E. L. sehr obligieret, daß sie meine Kinder haben an der Elbe traktiret[1]), ich werde sie ewig es obligieret sein. Indessen der Feind den Rhein passiret und die Nase gegen Baiern hat. Der Eugen hat die neuen Linien verlassen, der Feind hat sie verbrennet, denn es meist Blockhäuser waren. Nun wirds seriös werden und müssen vorerst ein Batt. Quarre (Bataille Carré?) machen.

[1]) Der Fürst hatte die preußischen Regimenter, welche die Elbe in seinem Lande (wohl bei Roßlau) überschritten, festlich bewirthet.

Berlin, den 5. Juni 1734.

— — Sie wissen ja, daß ich Ihr guter Freund bin und sie nit Ursache haben, gegen mir zu klagen, da ich es ofte bewiesen habe, daß ich (Ihr) rechtschaffener Freund bin. Was aber nit possible ist, das kann ich nit machen. Die Sachen stehen so miserabel im Reich, als wie sie immer schlecht stehen können. Ich stehe parat mit mein zersplittertes kleines Korps, kein Mensch thuet mir Proposition, also habe resolviret, die Regimenter verlobte (beurlaubte) gehen zu lassen und incl. Preußen, Westfalen, Cleve, Stolpe(?) Bataillone keine verloben (beurlauben), daß alles in Zeit von gegebener Ordre von 8 Tage marschiren kann.

Indessen alle chagrin, die sie haben, habe auch, daß unsere Leute nit vorgesuchet werden. Umsonst wollen sie sie wohl haben, aber nit zusammen in unterschiedene Armeen, da thue ich was auf.

Ich habe die hiesigen Regimenter Brigadeweis campiren lassen. Es wird ihnen recht gut sin.

Das Schwerinsche Regiment, Heinrich mein Sohn Regiment, die sin nit zu kennen, in beßrer Ordre, gute Rekruten und Alles sehr schön, absonderlich Schwerin. Von die anderen Regimenter finde etliche verschlimmert, da Viele sterben und invalide geworden. Das Kansteinsche Regiment aber sehr verbeßert, nach Kronprinz das stärkste ist. Ich werde mein Sohn Heinrich, Carl und Wilhelm noch in die Kampagne schicken, der ich stets ꝛc.

P. S. Vermöge Raport von Roeder[1]), du Moulin meine Kinder heute in die Kaiserliche armaria (eingerückt sind).

[1]) General-Lieutenant v. Roeder kommandirte das preußische Korps.

Potsdam, den 18. Juni 1734.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten. Ich habe von dem Prinzen Leopold[1]) Rapport, der meldet mir, daß Alles in Ordre complett eingerücket ist und der Prinz (Eugen) sie gesehen hat. Ich wünsche nit, daß sie viel ausrichten werden und daß sie unverrichteter Sache nach die Winterquartiere marschiren.

Sagen sie mir, hätten sie sich das vorgestellet, ein Franzosen Krieg zu erleben und daß die Alliirten den Preußen in der inaction ließen[2]). Das hätte mein Tage nit geglaubet. Also ist es nits in dieser Welt. Nun ist Alles umsonsten. Wenn ich nun nits mehr hätte, als die 10/m. Mann und ließe keine Contribution zahlen, also wäre ja mein Land das reichste in Deutschland. Ich bin ganz chagrin. Gott wird gewiß das Ende schicken, ist gewiß eine Hoffnung.

Was hilft es dann, wenn man nit mehr fortkann und marode ist, aber dieses Jahr hat mir mein Gott die Kräfte gegeben, daß ich die Campagne ganz leicht thuen würde sondern embarras meine Knochen; Aber indessen fühle, daß ich sehr invalide werde und nit über 3 Jahr in die Knochen mehr zuzusetzen habe, denn Jeder muß sich kennen und ich es nit sagen würde, wenn es nit so wäre.

Die Narren Sachsen und Russen können das Lumpen-Danzig nit erobern. Pauvre Leute, Narren von Follard, die Attacke en colonne sonder Arbeiter vor, Marschall Münnich, da er über 2000 Todte und Blessirte bekommen, sonder ein Fuß breit Erde zu emportiren.

Wenn Danzig auch über ist, so sin die polnischen Sachen nit zu Ende ich prophezeihe's. Die Herrn Großmäuler die schlagen gleich Alles todt und zum Ende Sicilien ist Gottlob auch fort, also sie in Wien die Königreiche auf die Bassette[3]) in einer seance verspielen. Schöne Disposition, und doch kein gut Wort gegeben und andere condition zum Helfen gemachet!

Ich begreife nits mehr in dieser Welt. Gott gebe nur bald ein seliges Ende und aus allen die Schelmereien ein Ende zu machen, da es nit länger auszuhalten ist.

Ich moralisire E. L. zu lange. Was Herz voll ist, der Mund über gehet, der ich stets ꝛc.

P. S. Vor die schönen Zungenwürst bin E. L. sehr obligieret.

[1]) Der zweite Sohn des Fürsten Leopold. [2]) Der König war verpflichtet, 10,000 M. zu stellen, statt dessen erbat er sich mit 50,000 M. an den Niederrhein zu rücken und außerdem jene 10,000 M. durch Würtemberger, Darmstädter, Bamberger ꝛc., welche er in seinen Sold nehmen wollte, zu stellen. In Wien wies man dies patriotische Anerbieten zurück. Man wollte lieber gegen Frankreich erfolglos kämpfen, als Preußens Ruhm und Ansehen erhöhen, und aus Furcht, Preußen könne seine Heeresmacht benutzen, Jülich und Berg zu besetzen. [3]) Ein dem Pharao ähnliches Glückspiel.

Berlin, den 26. Juni 1734.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten. Daß E. L. die Tour über der Armee nach Wesel mit machen, ist mir lieb. Ich werde E. L. schreiben den Tag, daß ich in Halle sein werde. E. L. können 3 à 4 Reitpferde nach der Armee senden, denn ich meine Haushaltung bei meinem Sohn habe, E. L. bei Prinz Leopold, also die Kinder die Eltern auf eine kurze Zeit beköstigen können.

Was aber das Kommando des Korps angehet, ist nit möglich daß sie über Alexander[1]) und Bevern kommandiren sollen; (daß) sie unter ihnen stehen, gehet ja nit an wegen Ihrer Ehre und preußischer Ehre, also würde der Karakter, die (den) ich gebe, sehr prostituiret sein[2]).

Indessen es muß Friede im Winter werden, oder es ist fast unmöglich, daß die Preußen nit marschiren, alsdann marschiren Sie und ich mache eine Armee à part, zu sagen kleine Armee, so wie Prinz Eugenius hatte in Brabant.

Ich werde E. L. den Tag zeitig avertiren, wenn ich in Halle sein werde, der ich stets ꝛc.

P. S. Ich werde 8 Vor (Vorspann) Pferde und ein Pagenpferd bestellen vor E. L.

[1]) von Würtemberg. [2]) Bevern und Würtemberg waren jüngere Generale als der Fürst, hatten aber bei der Ernennung zum Reichsfeldmarschall doch den Rang vor ihm erhalten.

Potsdam, den 21. September 1734. (Nicht eigenhändig.)

Ob ich gleich nicht im Stande bin E. L. Schreiben vom 19. dieses eigenhändig zu beantworten, so bin ich Ihnen doch wegen des großen Antheils, so Sie an meinem Zustande nehmen, herzlich obligiret, weil ich versichert bin, daß die Sentiments und Freundschaft, so E. L. für mich haben, aufrichtig sind. Ich habe solches Zeit Lebens bei allen Vorfällen, und noch letztens in der Kampagne und bei meiner Krankheit, auch auf der Reise, überflüssig erfahren. Indessen kann Ich noch nicht berichten, daß es besser mit Mir geworden, son-

dern die Zufälle, insonderheit die Oppression auf der Brust und Mangel von Respiration dauert immer fort; also glaube Ich nicht, daß es, wenn die Besserung nicht bald kommt, lange Bestand haben werde. Gott mag machen was sein heiliger Wille ist. Ich bin bereit die Welt zu quittiren, wie E. L. wissen und von mir verschiedentlich gehört haben. Ein Schiff fähret geschwinder, das andere langsamer; Sie kommen doch nach einem Hafen. Es mag also mit mir gehen wie es der Höchste beschlossen hat, so werde Ich doch allezeit mit aufrichtiger wahren Freundschaft seyn, und bis in das Grab verbleiben[1]) E. L. rc.

P. S. (Eigenhändig.) Ich bin eher schlechter als beßer. Ich kann nit 10 Schritt mehr gehen, das war in Moyland beßer, il faut marcher, ich bin ganz content und resigniret und sterbe content. Adieu mein lieber Freund.

[1]) Der König war mit dem Fürsten zur Armee am Rhein gereist, erkrankte aber auf der Rückreise nach Cleve, und hielt sich einige Tage in dem bei Cleve liegenden Schlosse Moyland auf.

Potsdam, den 24. September 1734. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe E. L. Schreiben vom 22. d. erhalten, und ob Ich gleich noch nicht eigenhändig antworten kann, so bin Ich Ihnen doch für dero compassion, und guten Wunsch sehr obligiret. Es will mit mir noch nicht besser werden; die Beklemmung auf der Brust und das schwere Athemholen will nicht weichen; dabey ist etwas fieberhaftes bei meinem Zufall, und der Schlaf ist sehr schlecht. Ich kann auch nicht so gut gehen, wie in Moyland. Ich muß es alles auf Gott ankommen lassen zum Leben oder Sterben; und wissen E. L., daß Ich zum Tode bereit bin. Uebrigens bin ich rc.

P. S. (Eigenhändig.) Mit meiner Gesundheit ist, die Luft fehlet mir und kann nit mehr so weit gehen als in Moyland. Gott weiß, ich habe aber schlechten Glauben.

Potsdam, den 25. October 1734. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe E. L. hierdurch melden wollen, daß Ich mich etwas besser befinde, seitherdem (seitdem) das Wasser durch die Füße durchgebrochen und stehet es nun dahin ob die Besserung continuiren werde. Sonsten habe resolviret, daß das Beylager des Markgraf Friedrichs[1]) mit Meiner Tochter[2]) hier in Potsdam gehalten werden soll; und wie ich E. L. Gegenwart vor andern dabey zu haben wünsche, So ersuche Mir zu melden, ob Sie gegen die Zeit, so Ich nachgehends benennen werde anhero kommen wollen. Ich bin allezeit rc.

[1]) zu Bayreuth. [2]) Friederike Sophie Wilhelmine.

Potsdam, den 22. November 1734. (Nicht eigenhändig.)

Ich bin E. L. für das Antheil, So Sie beständig an Meinem Befinden nehmen recht sehr obligiret. Gott erhöre Dero getreuen Wunsch, so wird es alles wohl werden. Weil morgen über 8 Tage hieselbst die Vermählung Meiner Tochter[1]) mit dem Markgraf[2]) fest gesetzet ist, so ersuche E. L. einige Tage vorhero Sich hier einzufinden, damit Ich so viel ehr das Vergnügen habe Ihnen mündlich zu Befragen, wie sehr Ich sey 2c.

[1]) Friederike Sophie Wilhelmine. [2]) Friedrich von Bayreuth.

Potsdam, den 29. December 1734. (Nicht eigenhändig.)

Ich ersehe aus E. L. Schreiben vom 27. dieses, wie Dero Rückreise nach Dessau wegen verschiedener Angelegenheiten nöthig ist. Ich wünsche Deroselben dazu von Herzen Glück, und wie Ich E. L. für Dero angenehme visite in Meinen betrübten Umständen sehr obligiret bin, also wünsche bald im Stande zu seyn, Dieselben wiederum zu besuchen, der Ich allezeit aufrichtig bin und lebenslang verbleibe 2c.

Potsdam, den 12. Januar 1735. (Nicht eigenhändig.)

E. L. Schreiben vom 9. d. ist Mir so viel angenehmer gewesen, da Ich daraus Dero glückliche Ankunft zu Hause ersehe. E. L. werden mit dem hiesigen tractament geneigt vor Willen nehmen. Ich bin Ihnen vielmehr für Ihre gute assistence und werthe Gesellschaft in Meinen so schlechten Umständen herzlich obligiret und gehet es gottlob von Tage zu Tage mit der Gesundheit besser. Für die gesandten schönen Gänse danke Ich sehr, und wünsche bald was angenehmes schicken zu können. Ich bin allzeit mit besonderer affection E. L. 2c.

Potsdam, den 19. Januar 1735. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe aus E. L. Schreiben ersehen, wie aufrichtigen Antheil dieselben an meiner continuirenden Genesung zu nehmen belieben, wofür ich Deroselben sehr obligiret bin. Indessen gehet es mit mir gottlob gut, doch bin ich noch nicht vollkommen besser. Ich kann wohl eine halbe Stunde zu Pferde sitzen, aber auf und ab (auf- und absitzen) gehet noch schwer und mit dem gehen zu Fuß noch schlechter.

Uebrigens wünsche E. L. allezeit beständige Gesundheit und bin mit besonderer propension 2c.

Potsdam, den 22. Februar 1735. (Nicht eigenhändig.)

Da Mir der Fürst von Bernburg auf mein Verlangen gleichfalls eine speciem facti von dem Vorgefallenen gegeben, so kann ich nicht unterlassen E. L. davon eine Abschrift zu communiciren.

Weil ich aber alle fernere Weitläuftigkeiten beiderseits nachtheilig zu sein erachte, und aus wahrhaftig guter Intention nichts mehr wünsche, als zwischen so nahen Verwandten, eine rechte harmonie und Freundschaft wieder hergestellt zu sehen; wozu der Fürst von Bernburg, Seine Bereitwilligkeit und zugleich die, für E. L. hegende besondere estime und tendresse satsam erkläret, So habe Ich zu E. L. das gewiße Vertrauen, Sie werden Mir zu Liebe, allen gefaßeten Unwillen schwinden lassen und den Punkt von dem verunglückten enrollirten, so doch, es mag auch seyn wie es wolle, dem Fürsten von Anhalt-Bernburg nicht zur Last geleget werden kann, nicht weiter urgiren, hingegen aber diejenigen Leute, so die Thätlichkeiten an des Fuhrmanns Haus ohne ordre und Recht begangen, gebührend abstrafen. Ich versicher E. L. dagegen, daß ich Deroselben an des gebliebenen Stelle, einen guten Rekruten schicken werde. Anlangend die weggenommene, mit Päßen versehene Bernburgische Landeskinder, so offerirt Sich der Fürst v. Bernburg, wenn E. L. die viere: Nahmens Schumann, Bonstadt, Thau, und Winckler Ihm wiedergeben wollen, daß Er aus freien Willen, und zur Bezeugung Seiner, für E. L. tragende amitié und Consideration, Deroselben in Zeit von 5 à 6 Monathen zwei gute Rekruten überlassen wolle, welche von 5 Fuß 10 Zoll seyn sollen. Ich erwarte also über diesen Punkt E. L. Entschließung, und bin gewiß, daß Sie mir die Freude gönnen werden, die Mir die völlige Wiedervereinigung mit Dero Schwiegersohn erwecken wird. Ich bin alle Zeit mit aufrichtiger Gewogenheit ꝛc.

P. S. (Eigenhändig.) Ich werde E. L. morgen mit Güling(?) etliche Leute schicken, die ich schuldig bin. Der große ist vor den versoffenen (ertrunkenen) Bernburger. Ich wollte gern daß E. L. dem Fürsten (von Bernburg) nit böse wären, er ist ein guter „Droppe" (Tropf).

Anmerkung. Der Fürst Victor Friedrich von Bernburg hatte sich 8 Monate nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Luise, der Lieblingstochter des Fürsten Leopold, wiederum vermählt und sich dadurch die Ungnade seines Schwiegervaters zugezogen, welche bei vielfachen Gelegenheiten und so auch jetzt zum Ausbruch kam. Auf einem königlichen Schiff befanden sich 16 Mann vom Regiment Anhalt und einer von diesen wurde von dem Seil der Bernburgischen Fähre zu Gr. Wirschleben in die Saale geschleudert und ertrank. Der Fürst Leopold verlangte in Folge dessen vom Bernburger einen Ersatzmann von 5' 11" oder 2000 Thlr. Werbegeld für einen solchen.

Potsdam, den 11. April 1735.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten. Es freuet mir, daß mit E. L. Gesundheit beßer ist. Mit meine gehts so so.

Wo mich der liebe Gott bewahret und ich noch einige Zeit habe und meine Affaires es zulassen bin resolviret gegen den September oder October per jedes Bataillon eine Grenadier-Kompagnie zu formiren. Alsdann jedes Regiment soll bestehen 12 Capt, 12 Leutenants, 2 Adjutanten 20 Subalterne. Der Stab wie bisher ausgenommen bei jedem Regiment 2 Majors Traktament gut

gethan werden. Jede Musketier Kompagnie bestehet in 108 M., 5 Uebercomplette. Die Grenadier Kompagnie besteht 1 Capit. 2 Leut. 1 Sergant, 6 Korporals, 1 Feldscheerer, 2 Pfeifer 3 Tambours, 6 Zimmerleute, 81 Grenadiers, 4 Uebercomplette. Die Musketier-Kompagnien haben per Komp. 4 Sergeanten, 3 Mittunteroffizier (?) 3 Corporals. Ich glaube, daß dieses wird gut sein zum Dienst und Alles soll im Stande sein zukommenden März.

Daß E. L. nach Ihr Regiment gehen, freuet mir, daß sie wieder beßer sin. Mit mir gehet sachte, also sein sie persuadiret, daß ich beständig E. L. beständigster Freund sein und bleiben werde von E. L. ꝛc.

Berlin, den 18. März 1735.

E. L. Schreiben habe wohl erhalten und freuet mir, daß Sie meinen Rath folgen. Um Gottes Willen baden sie und halten den Magen, Brust und Füße warm. Wenn Sie nit wollen, so thun sie es um meinetwillen. Ich bin auf E. L. Sujet recht sensibel und bin recht chagrin, sie in solchen schlechten gefährlichen Stande zu wissen.

Hoffmann saget, mit Gott, wenn sie folgen wollen, sie wohl können genesen, also folgen sie.

Ich habe gewiß in die kalvinistischen Bücher (ge)sehen, daß sie itzo prädestiniret sin von Ewigkeit zu folgen und itzo recht zu gebrauchen und gute Diät mit Essen zu halten und kein Sekt zu trinken aber guten Ungarwein und ofte zu essen, so wie Hoffmann sie in meinen Namen bitten wird.

Um Gottes willen folgen sie und beweisen mir, daß sie mich lieb haben als der ich ewig, so lange ich lebe, vor sie und Ihre Familie bis in mein Tod bin E. L. ꝛc.

P. S. Mit meine Kräfte gehts noch gut und etwas beßer, aber sehr langsam. Alle 14 Tage finde beßer, ich wünsche continuation.

Berlin, den 25. März 1735.

E. L. Schreiben habe wohl erhalten und bin erfreuet, daß sie etwas beßer sin. Sie sein noch nicht prädestiniret zu sterben, also sein sie prädestiniret zu gebrauchen, was Hoffmann gut findet. Ich bitte sie, brauchen sie auch äußerlich auf den Magen Pflasteres, die werden Ihnen gewiß helfen. Gott gebe, daß sie folgen, alsdann sie gewiß dann durchkommen.

Der Kronmarschall ist vor 10 Tagen ungefähr hiergewesen und hat mir 2 von seinen Leuten gegeben. E. L. zu weisen meine Liebe zu sie, so habe Ihnen den größten gelassen und den Jüngsten von 10 Zoll behalten.

Ich wünsche von Herzen bald zu hören, daß es mit Ihnen beßer geht und sie wieder Kräfte bekommen. Mein Rath ist, meiden sie die Luft nit, aber verkälten sie sich nit.

Gott bewahre sie und gebe seinen Segen, der ich stets vor Ihnen bitten werde vor Ihre conservation, der ich stets ꝛc.

Potsdam, den 22. April 1735.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und benachrichtige sie, daß ein Grenadier Captain die Kompagnie behält bis er Major wird, alsdann quittiret. (Er) hat 21 Verlobte[1]) und 1 Unterofficier. Das Bataillon muß ihn complet erhalten von 6zölligen, davor er vor jeden 10 Thlr. die (der) Kompagnie zahlet. Was den Abgang des 1. Gliedes, das alle 7 Zoll haben soll, muß er 2 Mann von 9tehalb Zoll und 9 Zoll anwerben, die der Oberste an die 5 Kompagnien giebt und so viel 7zöllige aussuchet, den Abgang der Grenadiere zu ersetzen. Sollen wohl gemachte bärtige alte Soldaten sin und die Grenadiere soll der Oberst complet erhalten, so wie ich die Norme setze an gesunde Leute, aber nit größer werden. Die Kompagnie soll die Norme sein. Die 8 Flügelleute sollen haben 7 Zoll 1 à 2 Strich. Das 1. Glied gehet mit 7 Zoll aus, das 3. soll haben 6 Zoll, das 2. Glied $5^3/_4$ Zoll, wo ein gut Gesichte $5^1/_2$ Zoll aber unter das nit. Und dieses gewiß kann unterhalten werden.

Was E. L. Regiment, wollen sie die beiden hintersten Glieder auch von 7 Zoll haben, dependirt von sie, der ich ꝛc.

P. S. Hier beim Regiment ist der Abgang extraordinair, wo das so continuiret, ist nit mehr möglich, komplett zu halten und im Jahr die Unrangirten rangiret werden.

[1]) Beurlaubte.

Potsdam, den 20. Mai 1735.

— — Daß Prinz Moritz, mein Sohn, Prinz Gustav, Diedrich[1]), die nit viel gesehen haben und wünschen nach den Rhein zu gehen, sich meritiret zu machen und sich zu distinguiren, wo occasion ist, ist recht gut, aber erstlich wird nichts passiren, denn von Stillstand gesprochen wird, (da) E. L. nits zu kommandiren haben und Ihre reputation und Merite in die ganze Welt bekannt ist, also sie es nit nöthig haben, was zu lernen, wüßte nit. Sie können andere lernen (lehren), aber selber lernen können sie nit, denn sie in Allen wohl erfahren sin. Wo die Campagne intricat wäre, das wäre ein anderes. Zur Kuriosität aber, so wie vorige Campagne, das ist vor einen so alten braven Soldaten, wie sie sin, nits, aber vor vier unwissende Leute sehr gut, denn sie viel lernen können, zusehen marschiren, Lagers zu nehmen, aber Feuer sehen sie nit. Ich schreibe wie ichs meine. Ich werde aber die Freude habe, E. L. zu embrassiren, der ich stets ꝛc.

[1]) Moritz, Gustav, Diedrich, Söhne des Fürsten Leopold.

Den 23. Mai 1735. (Nicht eigenhändig.)

E. L. bin nochmahlen obligiret, daß Dieselbe in Dero Schreiben vom 17. dieses Sich erbieten wollen, einige junge ansehnliche Leute in Halle zu Officiers, auch vor andere Regimenter freiwillig zu engagiren. Und da E. L.

zu wissen verlangen, wo und bei was vor Regimenter solche hinkommen sollen, So gebe hierauf in Antwort, wie es Mir höchst angenehm sein wird, wenn Dieselbe, vor das Dönhoff'sche Regiment annoch einen, vor das Botzheim'sche viere, vor das Goltz'sche zwey, vor das Grevenitz'sche einen und vor das Jeetz'-sche drey, zu engagiren belieben wollen. Die dazu verlangete Patente werden mit heutiger Post zugleich überkommen. Ich bin ꝛc.

Wusterhausen, den 27. September 1735.

E. L. Schreiben habe wohl erhalten und ersehen, daß es wegen die Winterquartier ist[1]). Ich bin mit zufrieden, daß sie Geld geben und werde (das Korps) von Magdeburg bis Minden verlegen. Wollen sie (der Kaiser) nit Geld geben, so prätendiren Sie noch die Quartiere Paderborn, Hildesheim, Münster und der Nebenquartiere. Eins von die beiden oder gar nits, alsdann ich sie ganz wieder nehme. Das können E. L. an Graf Nesselrode und General Seckendorff sagen.

Aus dem Italienischen habe lassen das spanische Reglement übersetzen, so nehme mir die Freiheit E. L. dieses zu schicken, der ich bin ꝛc.

[1]) Der Fürst war am 9. September zur Armee des Prinzen Eugen gereist und verließ dieselbe am 3. October.

Wusterhausen, den 1. October 1735. (Nicht eigenhändig.)

Es ist Mir E. L. Schreiben vom 22. September wohl behändiget, und habe Ich daraus umständlich ersehen, wie die Veränderung des Lagers vor sich gegangen, und daß Mein Korps d. 21. September wieder über den Rhein zurück marschieret, auch was für Regimenter wiederum nach Mainz an deren Stelle geschickt worden. Die Difficultäten so der General von Seckendorff bey seinem vorhabenden Marsch nach der Mosel haben werde, begreife Ich wohl; Es soll Mich auch wundern ob er noch zum Stande kommen werde, und wie man es mit der Regulirung derer Winterquartiere machen wolle. Sonsten bin Ich wohl zufrieden, daß E. L. nach Gefallen nebst dem Obrist-Lieutenant Prinz Moritz wieder zurückkommen. Ich bin ꝛc.

Machenau, den 25. October 1735. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe E. L. Schreiben vom 19. October erhalten, und find Dero über das gesandte Spanische ins Teutsch übersetzte Buch hegende reflexions, denen Meinigen vollkommen conform[1]). Für die überschickte Nachrichten bin Ich E. L. obligiret, und bin ich curieux den Success des Seckendorff'schen Marsches zu sehen.

Von Meiner Reise bin Ich glücklich und gesund zurück gekommen, und danke E. L. für Dero wohlgemeinten Wunsch. Ich habe auch meine Tochter[2]) nebst Ihrem Sohn bey gesunden Wohlseyn hinterlassen. Ich bin allezeit mit unveränderlicher affection ꝛc.

P. S. (Eigenhändig.) Ich habe gestern 33 Hüner geschossen sonder incomodität.

[1]) Es war ein Exercir-Reglement. [2]) Wohl die Markgräfin Friederike Luise von Anspach und ihr Sohn Carl Friedrich August, welcher 1733 geboren, schon 1740 starb.

Wusterhausen, den 8. November 1735.

— — Der Friede ist so gut als gemachet, die Franzosen haben ihren beau-père verlassen, das sin rechte Eceteras, der ich stets ꝛc.

Berlin, den 21. December 1735. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe aus E. L. Schreiben vom 18. dſs. ersehen, daß das Regiment vom Prinz Eugen[1]) Dero Lande passiret und nicht allein an Mund, sondern auch an Pferde Portionen daselbsten gratis verpfleget worden. Es gereichet mir diese E. L. erwiesene Gefälligkeit zu vieler Obligation und werde ich Gelegenheit suchen, meine Erkenntlichkeit zu bezeugen ꝛc.

[1]) Sohn des Fürsten.

Berlin, den 31. Januar 1736. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe E. L. Schreiben vom 24. dſs. wohl erhalten, und ist Mir besonders angenehm gewesen daraus zu ersehen, wie bereitwillig sowohl Dieselben als die Fürsten von Anh. Zerbst und Cöthen sind Mir die 4 bishero am Rhein gestandene Compagnien gänzlich zu überlassen, so bald solche zurückkommen. Ich habe auch deßfals dem Capitaine v. Pritzen befohlen, nach Bernburg vorgeschlagener Maaßen zu schreiben. Sonsten bin Ich entschlossen ein Füselier-Feld-Bataillon daraus zu machen, aber wie die guarnisons[1]) v. 4 Compagnien, sowie Ich die designation gesandt habe, und soll das jetzige Gewehr und die Taschen wieder zurück gegeben werden. Ich will auch dieses neue Feld-Battaillon dem Obristen v. Wachholz conferiren und den Prinz Moritz an dessen Stelle, als Obristen bei Dero Regiment setzen; Nachdem will Ich von diesem Regiment nach E. L. Vorschlag, die bei dem neuen Bataillon fehlende Officiers nehmen, und die dadurch bei dem Regiment vacant werdende Officiers Plätze, gleichermaaßen wieder ersetzen. Dabei wird Mir angenehm sein, wenn E. L. Selbst, Mir dieses Bataillon in Treuenbrietzen, übergeben wollen, und bin Ich nebst Zurückkehrung des Schreibens v. General Schmettau mit beständiger Gewogenheit E. L. ꝛc.

[1]) Garnisonbataillone, die Feldbataillone hatten 5 Musketier- und eine Grenadier-Kompagnie.

Berlin, den 31. Januar 1736.

E. L. Schreiben habe erhalten und daraus ersehen, daß ich noch sollte augmentiren. Sie wissen wohl meine Intention, aber die Elle kann ich nit

länger machen, als sie ist. Wenn ich sollte mehr augmentiren, so kann ich nit Fonds finden zum Unterhalt. Und ich bis dato alles conserviret habe, sonder in Schulden zu kommen und wenn was vorgehen sollte, allemal mich mobil zu machen. Wenn ich mehr Truppen hätte und könnte nit mit marschiren, was wären sie mir nütze?

Sie können versichert sein, daß ich genug daran denke, aber was nit möglich ist, gehet nit an.

Potsdam, den 19. März 1736.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und freuet mir, daß sie wieder beßer ist (sind)[1]). Ich zweifle nit, daß E. L. Regiment auch Grenadier Kompagnien in sehr guten Stande sin. Dieses Jahr ist Alles im Stande. Wo die Rekruten werden zukommendes Jahr herkommen, sehe nit ab.

Daß die Sachsen obligant sin, ist der Weißenfelser Schuld, der mein Freund ist.

Hier paßiret nits. Man saget, als wenn die Hannoveraner ein Campement bei Hannover formiren wollen[2]), dieweil der König kommet. Die Zeit wird's lehren. Ich verlasse mich auf Gott und meine gerechte Sache. Wollen sie was, wir wollen sobald im Felde stehen, als sie und dann wird's auf eine Her (Heer-?) Collation ankommen. Aber wenn sie kein Kaiserlichen oder französischen Hinterhalt nit haben, so werden sie nits thun, sonder so viel zu hasardiren, da sie keine Festungen haben, der ich stets 2c.

[1]) Der Fürst war seit Anfang März unwohl. [2]) Hannover machte auf Ostfriesland Prätensionen.

Potsdam, den 8. December 1736.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und nit eher beantworten können, da ich auf die Jagd und Rückreise begriffen gewesen. — — Die überbrachten Schurzfelle habe wohl bekommen. E. L. werden so gut sin und befehlen Ihrem Regiments-Quartiermeister, daß er an den meinen die Rechnung sendet, alsdann soll Alles bezahlt werden.

Mein Vetter aus Holland[1]) ist hier, der sich sehr zu seiner Avantage sich hat aufgenommen, daß ich mir verwundert habe.

Die Remonte Pferde von Möllendorff sin hier paßirt, recht brave Pferde. Die Sonsfeldischen sehr schlechte, davon habe 30 Stück die Ohren abschneiden lassen. Der Herr General mag zusehen, wo er sein Geld wieder bekomt. Ich habe es den Regimentern vorigen Sommer avertiret Montag kommen die Jung-Waldowschen. Ich hoffe zukommendes Jahr, daß die Herrn werde beßer Pferde bringen und nit zu verantworten, was sie (es) vor schlechte Pferde waren und kosten dasselbige Geld als die Möllendorfische, der ich stets 2c.

[1]) Wilhelm IV., Statthalter von Geldern, später Erbstatthalter aller vereinigten Provinzen, Großneffe des Fürsten Leopold.

Den 4. März 1737.

Ich muß E. L. berichten, daß das Sonsfeldische Regiment nach Hornburg marschirt aber von da nach (dem) Clevische die Avantgarde habe. Daß sie nach Hornburg marschiren, ist um zu cachiren, denn das Regiment in einem Marsch-forcé (forcirtem Marsche) soll durch das Hannoversche marschiren, sonder Nachtlager zu nehmen und anzuhalten. Ich fange dieses Jahr mit Gott an, verlange nits als Billigkeit und meine Ehre, also werde es mit Gottes Hülfe souteniren.

Ich habe Alles gethan zu vergleichen, ich habe alles Raisonable offeriret, also ich nit Schuld am Kriege habe und mit gutem Gewissen souteniren werde.

E. L. behalten das bei sich.

Vor den schönen Lachs[1]) danke E. L. und werde auf Ihre Gesundheit essen, der ich stets ꝛc.

[1]) Die Sendung von Lachs wiederholte sich noch zweimal im Monat März.

Potsdam, den 31. August 1737. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe aus E. L. Schreiben vom 25. dieses ersehen, wie Dieselbe um den bewußten Posto am Rhein in Augenschein zu nehmen, es vor den convenablesten Prätext halten, eine Reise nach dem Embser- oder Schwallbacher Brunnen zu thun. Wie Ich nun solches zwar vor sehr gut finde, inzwischen aber doch nach E. L. selbsteignen Ermessen, die Saison zu Gebrauchung dieser Brunnen, vor dis Jahr zu weit avanciret seyn, mithin die wahre Absicht solcher Reise nicht genugsam cachiret seyn dürfte. Ich erachte vor das Beste zu sein, selbige Reise bis zum künftigen Frühjahr auszusetzen, als zu welcher Zeit solche am füglichsten geschehen kann, und werde Ich alsdann das nöthige deshalb vorher mit E. L. zu verabreden, nicht ermangeln. Ich bin E. L. ꝛc.

Machenow, den 7. October 1737.

Ich bin hier auf die Jagd gewesen und habe Fasanen geschossen. Nach mein Dünken sin sie recht gut und überschicke E. L. ein halb Dutzend. Finden sie sie beßer fümet[1]), als die Dessauer, alsdann will mit mehr aufwarten.

In Ungarn gehet's à la façon de Biribi[2]). Gott machet Alles wohl. Amen. Adieu, ich habe noch nit gegessen, der ich stets ꝛc.

[1]) Wildpretgeruch. [2]) Ein italienisches Glücksspiel mit 64 Kugeln, die man aus einem Sack zieht. Der Feldzug Seckendorffs in Ungarn hatte sich glücklich angelassen, lief dann aber sehr unglücklich ab.

Roßenblatt, den 15. November 1737.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und bin E. L. obligieret vor den guten Wunsch. Was mich angehet, bin itzo wohl, aber den ganzen

Herbst bin nit wohl gewesen und habe geglaubet, es würde mein Ende sein, denn ich keine Nacht geschlafen und keinen Appetit gehabt und dabei doch zugenommen.

Itzo Schlaf wieder habe, doch nit so frisch bin als vorm Jahr. Ich bin zu Frankfurt (a/O.) gewesen und die Stadt und Meße schön befunden. Das Schwerinsche Regiment in guter Ordre ist.

Der arme Seckendorff[1]) hat das Traktament nit meritiret. Der Teufel mag des Kaisers Feldmarschall sin. Denn hat Seckendorff was gegen den Kaiser und Haus Oestreich gethan, das criminell ist, da will ich mit mein Kop responbiren, daß es nit gethan, also ist es ein Blöd (Blödsinn, solchem) Herrn zu dienen und die Blachscheißer[2]), wenn sie einen braven Soldaten können Tort thun, sie sich freuen. Enfin, sie können ihn nits nehm, als das Leben, ist bagatelle; die Ehre können sie ihm nit nehmen, wenn er auch unter Büttels Hande gerathe, denn die Strafe ist kein Schimpf, aber die That und die That hat er nicht (begangen). Wer ist kapable, die Armee zu kommandiren? Es sind ja die miserabelsten Leute, die die Erde gemachet hat, der ich stets ꝛc.

[1]) Seckendorf wurde, da der Feldzug in Ungarn unglücklich verlief, abberufen und auf die Festung Gratz gefangen gesetzt. Nach seiner Freilassung trat er in bairische Dienste. Er starb 1763. [2]) Black, schwarz, Tinte.

Wusterhausen, den 4. December 1737.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten und nit eher antworten können, weil ich an die rechte Hand Schaden gehabt, aber ist itzo völlig wieder gut. Ich glaube, daß ich den Herbst nit frisch gewesen bin, es mir in den Leib hat gelegen, denn ich (mich) itzo wieder recht fatigiren kann sonder Incommodität.

In Ungarn wird's von Tage zu Tage schlechter gehen, ist Schuld von Ihren (ihren) wunderlichen und schlechten Anstalten, die ich vorgut habe. Gott gebe, daß mein Sort balde geschiehet und er stirbet[1]), also ist die occasion admirable. Ich werde mir nit wie die Kaiserlichen separiren. Ich marschire mit 56 Bataillons und ganze Kavallerie, tout pour tout, der ich stets ꝛc.

[1]) Wohl der alte Kurfürst von der Pfalz.

Potsdam, den 19. December 1737.

Ich habe gestern Abend die betrübte Nachricht empfangen, daß mein lieber Prinz Gustav[1]) dieses Zeitliche verlassen. Dieses ist mir so nahe gegangen um den braven Prinzen als wie E. L. Um Gotteswillen ergeben sie sich in Gotteswillen. Es ist Unglück genug. Machen sie das Unglück nit größer, das sie an Ihre Gesundheit litten. Gott bewahre Ihre Person, das (an der) mir alles an gelegen ist. Mein lieber Gustav ist todt. Mit alle Ihre chagrin wird Ihm nits helfen. Er ist in ein beßer Ort als wir, da es doch unser

aller Weg ist. Haben sie mir lieb, so werden sie Fassung nehmen, damit sie zu sich selbst kommen.

Ich überschicke Ihnen Gen. Major Kalckstein und Truchses, E. L. zu assüriren meine Freundschaft bis in den Tod. Das Regiment[2]) soll Eugenius haben und so lange ich lebe, sie und Ihr ganz Familie nit verlasse und als ein ehrlicher Mann vorstehe, der ich stets ꝛc.

[1]) Der Erbprinz Wilhelm Gustav war am 16. December gestorben. Es ist der Vater der Grafen von Anhalt, welche im preußischen Heere bedeutende Stellungen einnahmen. [2]) Das in Aschersleben stehende Küraßier-Regiment.

Berlin, den 8. Januar 1738. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe aus E. L. Schreiben vom 5. d. ersehen, wie Dieselbe vor den Kron-Printzen ein Project mit denen dazu gehörigen Rißen verfertigen lassen, auf was Arth man nicht nur eine Festung belagern, sondern auch das Lager der Observations-Armee retranchiren müsse[1]).

Es gereichet Mir diese von E. L. genommene Bemühung zur angenehmen Obligation gegen Dieselbe, und werde Ich Mir solche Plans, sobald Ich erfahre, daß sie angekommen seynd, selbst zeigen lassen, bin auch versichert, daß der Kron-Printz daraus viel profitiren werde.

Der ich übrigens bin ꝛc.

[1]) Der Titel lautet: „Deutliche und ausführliche Beschreibung, wie eine Stadt soll belagert und nachher die Belagerung mit gutem succes bis zur Uebergabe geführet werden ꝛc. und wird der geneigte Leser gebeten, das Kritisiren darüber zu unterlassen ꝛc.“ Es ist dies wohl das einzige noch vorhandene gedruckte Werk des Fürsten Leopold.

Potsdam, den 13. Januar 1738.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl erhalten. Ich bin E. L. sehr obligieret vor die . . . . . . (?), ich werde sie heute sehen und vor die Maschine zur (um) Füße (Flüsse?) zu reinigen. Dieses soll gleich sobald das Wetter aufgehet, probiret werden. Ich (wünsche) von Herzen, daß E. L. sich mögen gut befinden und sich nit so chagriniren, denn es nit zu redreßiren. Wir müssen alle daran; wollte Gott, daß es mit mir schon da wäre, denn ich bin nits nütze mehr in der Welt und bin nur meine Domestiken à charge, denn ich nit mehr fort kann und incurable bin. Mein Othem ist kurz, reiten kann noch, aber gehen geht sehr schlecht. Die Beine sin gut aber kein Athem. Dieses finde von Tage zu Tage schlimmer, also ich das Leben so satt bin, daß Gott bald ein gut Ende mache. Der ich beständig bin bis in mein Tod ꝛc.

Potsdam, den 29. Januar 1738. (Nicht eigenhändig.)

Es ist Mir E. L. Schreiben vom 26. dieses nebst dem dabey gesandten schönen Spargel wohl behändigt; Es ist recht was rares und bin Ich Deroselben um so viel mehr für diese geneigte Bezeuguug Dero Attention obligiret,

habe auch nicht vergessen, bey der Verzehrung, auf Dero Beständiges Wohlseyn ein Gläschen zu trinken. Ich bin allezeit mit unveränderlicher amitié E. L. ꝛc.

Potsdam, den 14. Februar 1738.

— — Bei mein Regiment ist viel Abgang und kein Zugang. Sonst nits, als daß wir alle warten auf den Kurfürsten[1]), der noch lange leben kann. Die Puissances wollen haben, daß ich meine Parole gebe, daß werde mein Tage nit thun. Lieber Alles verloren als die basesse (es) zu thun[2]), das ist fest resolviret, der ich stets bin ꝛc.

[1]) Carl Philipp von der Pfalz war 77 Jahr alt. [2]) Der König sollte erklären, während der Konferenzen, die man wegen Jülich-Berg abhalten wollte, nichts zu unternehmen und nicht zu versuchen, sich der fraglichen Lande ganz oder zum Theil zu bemächtigen.

Potsdam, den 13. März 1738.

E. L. angenehmes Schreiben habe wohl empfangen, und bin E. L. sehr obligiret vor die schöne würste, ich werde sie auff E. L. gesundheit essen; Dieweil E. L. schreiben, daß Sie nicht wissen was passiret, ich habe Sie so geschrieben ungefähr in December Monat, daß ich Marschiren würde wo der Kurfürst stürbe, mit alles, und würde mir nicht Korpsweise schlagen lassen. Also habe alles Veranstaltet wegen des Marches, so wohl wegen Brodt als wegen Geld, und daß zur Campagne nichts fehlet als Ordre: March!

Die Disposition ist so, Preußen wird besetzt 2 Compagnien Garnison Regiment[1]) in Memel, die andere in Königsberg, und dann eine nach Pillau. Das Natalis und l'Hospitalische Bataillon nach Stettin und das dortige Garnison Regiment darzu. Die sämtl. Preußischen Regimenter marschiren alle auf Halberstadt, Rendezvous. Flans, Kleist bleibet in Berlin mit das Garnison Regiment, in Kolberg Komt eine Compagnie Vom Stettinschen Garnison Regiment.

Alle Märkische, Pommerschen und Magdeburgischen Regimenter marschiren nach Halberstadt, Rendezvous. In Magdeburg Komt zur Garnison Sack, Tarbo und das Garnison Regiment. Von Halberstadt werden wir Korps weise oder mit die 50 Bataillon Zusammen marchiren, wie die Conjuncturen mit Hannover sin werden, das die Zeit muß lehren. Das Diederichsche, Lepsche (?) und Beaufort schließen in Marsch an, und komt Beaufort nach Wesel. Die 6 Bataillons von Wesel und Sonsfeld kommen bei uns bei Duisburg, das ist das General Rendezvous. Von dorten wir weiter Marschiren werden, wo die raison de Guerre es erfordern wird.

Feld-Artillerie ist 2. 24 Pfündige, leichte gegossen, 8. 12 Pfündige, 40. 6 Pfündige, 20. 3 Pfündige, 8 Haubitzen; auf jeden Musketier 60 Patronen, Vor Cavallerie bloß Pulver und Kugeln praeter propter 12 Schuß auf Jeden.

Es ist Viel entreprenniret meine Erblande so degarniret zu lassen, es ist wahr, was aber zu thun, ich Kann die Elle nicht länger machen, als sie ist, und in Detaille lasse mir nicht schlagen, tout pour tout! Dieses ist eine affaire d'honneur et point d'interêt, also ist hier nichts zu aquiriren, sondern daß die Puissancen mir nicht so honteusement tractiren sollen und mir mit der Feder solche eine Basesse thun machen, denn dar bin zu alt zu, mir auf mein 50. Jahr lassen zum Hundsfot zumachen, also werde nicht nachgeben, bis ich unterliege. Lieber mit Honneur nichts haben, als mit deshonneur in guten Stande sin, und davon soll mich nits bringen, als die Force vieler Puisancen; denn nach die Franzosen frage nichts darnach, wo nur die Schweden (und) Russen dabey still sein, mit die andern nehme es auf, es hat der David Goliat mit der Schleuder todt geworffen, wo ich Sie schlage allors comme allors, also ist hier Kein ander Ziel, der ich stets E. L. Freund leben und sterben werde[2]).

[1]) Die Garnison-Regimenter bestanden aus einem Bataillon zu 4 Kompagnien.
[2]) Dieser Brief ist im Archive zu Dessau im Original und in Abschrift vorhanden.

Potsdam, den 7. Mai 1738. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe E. L. Schreiben vom 3. d. erhalten, und daraus ersehen, wie Sie Dero Regiment in sehr verbessertem Zustande gefunden, welches Mir besonders lieb zu vernehmen gewesen, wie Ich denn E. L. für die dazu angewandte Arbeit und Sorge sehr obligiret bin. Ich habe auch nach Dero Verlangen, dem Obristen v. Massow und Obrist Lieutenant Prinz v. Bevern befohlen, künftigen Mittwochs nach Mittag von hier nach Halle abzugehen, um Tages darauf Dero Regiment zu sehen[1]). Sonsten ist Mir sehr angenehm gewesen zu vernehmen, daß E. L. geneigt sind, so wohl der Berlinischen Revue beizuwohnen, als mit Mir nach Cleve zu gehen, und hatte ich Mir vorgesetzet, Sie zu beiden ehrsten Tage zu invitiren. Ich werde auch nicht ermangeln, E. L. von der Zeit zu avertiren. Uebrigens ist Mir lieb, daß dieserhalb wegen Conferirung des vorigen Truchses'schen Regiments an den Obristen Gr. v. Wartensleben, mit Mir einerley Gedanken hegen, und bin Ich allezeit E. L. 2c.

[1]) Das Regiment Anhalt war das Normal-Regiment.

Potsdam, den 17. August 1738.

Ich bin zu Gardeleben paßiret. Der Oberst-Lieutenant Stille hat ein Pferd, das gut galoppirt; ich glaube daß es ein recht Jagdpferd vor E. L. hat Hanchen und gut Maul.

Hier ist nits Neues, mein Wagen ist wieder zum zweitenmal gebrochen und habe müßen 4 Meilen auf Bauernwagen fahren.

Die Pest ist schon in der Armee[1]). Die Russen haben wieder eine bataille gemacht. Der ich stets 2c.

[1]) Wohl in der russischen oder österreichischen, welche den Türken gegenüberstanden.

Wusterhausen, den 1. October 1738.

— — Die sämmtliche Kaiserliche Infanterie campiret auf dem Belgrad'schen Wall, die Kavallerie hat sich nach Semlin zurücke mit der ganzen Bagage gezogen. Die Türken sind den 17. September vor Belgrad gerücket und ein Korps ist von Ihnen nach Peterwardein marschiret, derowegen von die Kaiserliche Infanterie 3 Bataillons in der Stille nach Peterwardein gesandt.

Der sächsische General Brand hat die Wahrheit gesaget, daß sie zeitig genug kommen würden, die Retraite zu machen.

Der Kaiser ist mein Feind aber die rechte Wahrheit, auf meine Ehre, zu sagen, dieses ist zu viel. Es thuet mir sein Unglück wehe, etwas habe gegönnet, aber so stark, wie es itzo mit ihm gehet, thuet mir sehr leid. Der ich stets 2c.

Potsdam, den 6. December 1738. (Nicht eigenhändig.)

Ich mache E. L. hierdurch bekannt, wie Ich resolviret habe, daß bei dem Regiment jede Grenadier-Compagnie mit 1 Sous-Lieutenant, 1 Fourier und 6 Grenadiere augmentirt werden soll, welche vom 1. December 1738 an, aus der General-Krieges-Casse verpfleget, dahingegen aber den 1. April 1739 complet seyn, und von da an in der Monatlichen Liste Dero Regiments gesetzet werden sollen. Vor die lange Vacanze, so die Grenadier-Capitains haben, sollen sie die zu dieser augmentation erforderte Leute aus dem Regiment von denen anderen Capitains kaufen, auch davor das Gewehr anschaffen, die Mundirung aber, ingleichen das Lederzeug, soll von anno 1739 an, aus der Regiments-Kleider-Kasse bezahlt werden. Es soll bey denen Regimentern der Chef sowohl, als der Commandeur des Regiments davor responsabel sein, daß zu dieser Augmentation lauter tüchtige Kerls, die zum wenigsten 2 Jahre als würkliche Soldaten im Regiment gedient haben, genommen werden, und sollen solche bey E. L. Regiment alle von 7 Zoll sein. Der Fourier muß ein Kerl sein, der schon gedient hat und ein rechter Soldat gewesen. Die 3 Sous-Lieutenants zu denen 3 Grenadier Compagnien haben E. L. aus denen Officieren des Regiments auszusuchen, und solche Leute bey die Grenadier-Compagnie zu setzen, die zu Grenadier-Officiers geschickt seind. Und da dergestalt bey dem Regiment hinwieder 3 Officiers fehlen, so haben E. L., um solche zu ersetzen, Mir einen aus dem Regiment vorzuschlagen, zu den andern beyden aber, hübsche ansehnliche Edelmanns-Söhne, so noch nicht in Diensten seind, oder auch einen Officier der sonsten wo gedient und von guten Ansehen, auch so ist, das noch was gutes Daraus zu ziehen, in Vorschlag zu bringen, maßen sonsten wenn Diese 3 Officiers aus denen Gefr. Corporals genommen werden, der Stamm Deroselben zu sehr angegriffen wird. E. L. werden demnach in denen 6 dazu gesetzten Monaten, alles Dieses bestens einrichten. Wofern auch die Grenadier-Capitains zu den erforderten Gewehr keinen Rath wüßten, haben Dieselben solches Mir zu melden, alsdann Ich es ihnen nachweisen werde, wiewohl sie solches auch in der hiesigen Gewehr-Fabrique bey

den Daum, und zwar sowohl die Flinten und Bajonetts, als auch die Kurz-Gewehre bekommen können, als welcher ihnen, wie sie es zu rechter Zeit bestellen, alles anschaffen wird. Ich bin ꝛc.

Berlin, den 17. December 1738. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe E. L. Schreiben vom 7. d. wohl empfangen, aber nicht eher darauf antworten können, weil Ich sonsten zu viel zu thun gehabt. Ich muß indeß E. L. ganz franchement zu erkennen geben, das Ich mit des Prinzen Heinrichs[1]) seiner bisherigen conduite in puncto des Regiments, und seiner ganzen Aufführung gar nicht zufrieden bin. Denn das Regiment nimmt von Jahr zu Jahr ab, und an denen Recruten so dabey in drei Jahr Zeit angeworben sind, manifestiret sich solches klar, welches ein Beweis ist, wie schlecht seine Aufführung in Ansehen des Regiments sei. Er ist hiernächst nicht allein Mein Vasall, sondern auch Mein Officier und Mein Vetter. Als Officier kann er nicht heirathen, noch Sich dazu engagiren, sondern Meine Permission vermöge Reglement. Als Mein Vetter ist er solcher ebensowenig befugt, da vermöge der Grundgesetze des Brandenburgischen Hauses, alle appanagirte Prinzen, nicht ohne Meinen Consens heirathen, noch außer Landes gehen können, vermöge Ihres Eides, den Sie dem chef der Familie allemahl ablegen müssen, wenn Sie mündig sind. Es hat also dieser Prinz Heinrich gegen sein devoir gehandelt, daß Er Mich als seinen Kriegsherrn und Chef von der Familie vorbeigegangen, und sich wegen seiner vorhabenden Mariage, eher bei E. L. als bei Mir gemeldet hat. Dieweilen E. L. aber diese alliance des Prinzen Heinrichs mit Dero Prinzessin Tochter[2]) gerne sehen, Ich auch E. L. mit Plaisir die Hochachtung und Liebe, So Ich für Dieselbe hege, erweisen will, so gebe Ich hierdurch zu dieser Verbindung Meinen consens und declarire dabei, daß Ich E. L. beständiger Freund bis in den Tod sein werde.

Wofern aber der Prinz Heinrich nicht eine bessere conduite annehmen, und Sich anders, als bisher, gegen Mich, seinen Kriegsherrn und chef von der Familie aufführen wird, so werde Ich ihm das Regiment nehmen, wobei ich alsdann persuadiret sein werde, daß E. L. Sich darüber nicht chagriniren, noch Mich deswegen behelligen werden. E. L. sehen hieraus wie aufrichtig ich in dieser Sache verfahre, und wünsche Ich übrigens öfter Gelegenheiten, E. L. nützlich zu sein, weil Ich mit aufrichtiger Freundschaft allezeit bin und verbleibe E. L. ꝛc.

[1]) Prinz Heinrich, Markgraf von Schwedt. [2]) Leopoldine Marie. Die Ehe war eine unglückliche. Die Markgräfin starb nach 30jähriger Verbannung in Colberg am 27. Januar 1782. Siehe: A. von Witzleben, Leopoldine Marie Markgräfin von Brandenburg, Schwedt 1870.

Berlin, den 1. Januar 1739. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe aus E. L. Schreiben vom 24. December Dero Zufriedenheit über Meinen ertheilten Consens, zu der Verbindung zwischen Dero Prinzessin

Tochter, und dem Prinz Heinrich ersehen, und wünsche Ich, daß solche E. L. viele Freude bis in das späteste Alter erwecken möge. Indessen hoffe Ich, E. L. werden Mittel finden, gedachten Prinzen, nach Dero Versicherung zur rechten Verbesserung seines Regiments zu vermögen. Sonsten wird es Mir angenehm sein, wenn E. L. Mich gegen den 14. Februar in Potsdam besuchen wollen, weil Ich hoffe gegen diese Zeit mich von Meiner gehabten schweren Krankheit retabliren zu können. Ich bin mit besonderer amitié E. L. 2c.

Berlin, den 7. Januar 1739. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe E. L. Schreiben nebst denen ersten Spargel aus Dero Garten wohl erhalten[1]). Da es nun noch recht was Rares, so bin ich E. L. für diese Marque Dero gefällige Attention sehr obligiret und habe selbige auf Dero beständiges Wohlsein verzehret.

P. S. (Eigenhändig.) Ich bin recht miserabel, aber itzo fänget es heute an (sich) zu beßern.

[1]) Ein Beweis, wie hoch damals die Gartenkultur in Dessau war.

Berlin, den 28. Januar 1739. (Nicht eigenhändig.)

Da mir E. L. in Dero Schreiben vom 25. d. abermahls auf das Verbindlichste zu erkennen gegeben, wie großen Antheil Sie an Meinem Zustande und der langsamen Besserung zu nehmen belieben, So bin Ich Deroselben dafür, als eine Marque Dero aufrichtigen affection obligiret.

Ob Ich nun gleich so weit wieder recolligiret, daß ich heute wieder nach Potsdam reisen kan, so sind die Beine doch noch so schwach, daß Mir das Gehen noch unmöglich fällt, nnd hat mich die Krankheit so herunter gebracht, als Ich noch niemals gewesen. Indessen thut es Mir von Herzen leid, daß Ich von E. L. Unpäßlichkeit, gleichfalls die unangenehme Nachricht vernehmen mußte, und wünsche Ich Deroselben eine baldige vollkommene Wiedergenesung, und eine beständige Gesundheit. Ich glaube, daß an unseren Zufällen nichts Schuld hat, als das wunderbare Wetter, so ganz was ungewöhnliches ist. Hier sind die Krankheiten gleichfalls sehr gemein, und die so das Podogra haben, sind so schlimm daran als jemahls.

Ich bin übrigens 2c.

Berlin, den 23. März 1739. (Nicht eigenhändig.)

Ich ersehe aus E. L. Schreiben vom 21. d., was es Deroselben für eine Zufriedenheit erwecke, daß Ich dem Obristen Prinz Heinrich seine geführte schlimme conduite gänzlich vergeben wolle. E. L. können persuadiret sein, daß Ich solches blos aus consideration für Dieselbe, und nicht vor den pp. Heinrich gethan. Ich bin mit wahrer Freundschaft E. L. 2c.

Potsdam, den 15. April 1739. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe hierbei E. L. die Rangliste[1]) vom abgewichenen Monat zu dero Gebrauch übersenden wollen, mit der Versicherung, daß ich 2c.

P. S. (eigenhändig). Ich bin E. L. vor den Sauerkohl obligiret. Sin sie so gut, und schicken sie mir das Rezept. Ich finde ihn sehr gut und hat mir auch nit so viel incommodiret, als wenn ich esse wie von diesem.

[1]) Die Uebersendung der Rangliste erfolgt sehr häufig; sie befinden sich aber nicht mehr im Archive.

Berlin, den 8. Juni 1739. (Nicht eigenhändig.)

Es ist mir E. L. Schreiben vom 6. Dieses wohl behändiget, und erfreuet mich, daraus zu ersehen, wie viel Theil Sie daran zu nehmen belieben, daß Ich dem Obristen Prinz Heinrich Meine vorige Gewogenheit wiederum zugewandt habe. Ich zweifle nicht, Er werde Sich, Seinem Versprechen gemäß alle Zeit so conduisiren, daß Ich Ursache habe mit Ihm und seinem Regiment zufrieden zu seyn. Ich bin ꝛc.

Berlin, den 11. Juni 1739. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe E. L. Schreiben v. 9. Dieses erhalten, und wie Ich daraus ersehe, daß Dieselben gesonnen, wegen Regulirung der Werbung und anderer Regiments-Angelegenheiten, vor der Preußischen Reise nach Halle zu gehen, So bin Ich damit vollkommen zufrieden. Ich mache auch E. L. zugleich bekannt, daß Ich entschlossen bin den 8. Julii von hier nach Preußen aufzubrechen. Ich bin mit beständiger amitie ꝛc.

P. S. Der Prinz Moritz kann auch mit gehen.

Berlin, den 2. September 1739. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe E. L. Schreiben v. 30. Augusti, nebst dem übersandten eisernen Camin wohl erhalten und wie Mir diese Bezeugung dero attention auf das was Mir nützlich sein kann, besonders angenehm ist, also bin Ich E. L. dafür obligiret, und werde Gelegenheit suchen, Meine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Sonsten gratulire E. L. zum Succeß der Elbbrücke und zur angefangenen guten Jagd, und bin mit ꝛc.

Potsdam, den 22. November 1739. (Nicht eigenhändig.)

Da Mir einige zuverlässige Nachrichten von dem jetzigen Zustande der Schwedischen Land- und See-Macht zugeschicket worden, welche Ich curieux gefunden; So habe nicht ermangeln wollen E. L. solche hierbei zum Durchlesen zu communiciren, nicht zweifelnd Dieselben werden selbige den attention werth finden, und bin Ich übrigens E. L. ꝛc.

Ende 1739 oder Anfang 1740[1]).

Mit mir gehet's, so wie die Windfahne sich drehet. Ich bin nits mehr nütze. Gehen gehet sehr schlecht und bin immer krank am Magen und wenn die Küche nits nütze ist, so ist es mit dem Rest sehr schlecht, der ich ꝛc.

[1]) Das dictirte Schreiben mit Ort und Datum ist aus dem Briefe herausgeschnitten.

Berlin, den 5. Januar 1740. (Nicht eigenhändig.)

Es ist Mir E. L. Schreiben vom 30. December wohl zu Händen gekommen, und gewährt es mir zu einer großen consolation daraus zu ersehen, wie sehr E. L. an Meinem Gesundheitszustande Theil zu nehmen belieben wollen, wofür Ich Deroselben besonders und herzlich obligiret bin. Ich kann aber noch keine andere Nachricht geben, als das Ich noch so schlecht bin als Ich niemals vorhin gewesen, und nehmen die schlimmen Zufälle mehr zu als ab; Ich bin aber doch mit Meinem Gott, so Mir dieses Leiden zu Meinem wahren Besten auferleget, gänzlich zufrieden, und habe Mich völlig in seinem Willen resigniret; Er mag es machen wie es Ihm gefällig, ob Ich solle gesund werden, oder invalide bleiben oder von der Welt abscheiden; Er wird es alles wohl machen. Indessen verbleibe Ich mit unzerbrüchlicher Freundschaft E. L. ꝛc.

Berlin, den 20. Januar 1740. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe mit Plaisir aus E. L. Schreiben vom 17. d. ersehen, daß dero Regiment von dem Bischof von Würzburg[1]) die Werbefreiheit im Würzburgischen erhalten. Wie Ich nun E. L. dazu aufrichtig gratulire, so wundere ich Mich sehr über dieses Evenement um so mehr, weil der Bischof bisher mein größter Feind gewesen. Indessen hoffe, E. L. werden, wenn die Werbers es nicht wieder verderben, schöne Leute dortenher kriegen ꝛc.

P. S. (eigenhändig). Mit mir gehet es schlechter und schlechter und fehlet mir ein Bagatelle, das ist Luft und Athem und bin mager als Asthmaticus.

[1]) Friedrich Carl von Schönborn, Bischof von Bamberg und Würzburg.

Berlin, den 27. Januar 1740. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe E. L. Schreiben nebst denen recht delikaten Rebhühnern erhalten und werde sie bei einem Gläschen auf dero langwieriges Wohlsein verzehren ꝛc.

P. S. (eigenhändig). Mit mir ist es heute etwas beßer und mehr Luft habe.

Berlin, den 10. Februar 1740.

Der dictirte Brief enthält den Dank für „die freundwiller compassion und sentiments“ des Fürsten.

P. S. (eigenhändig). Ich bin alle Tage schlechter, doch sterbe recht gern und bin ganz content. Ich komme so gewiß, als die Sonne am Himmel ist, bei Gott, der ich stets bis in den Tod sein werde ꝛc.

Berlin, den 17. Februar 1740.

Der dictirte Brief enthält militärische Dinge ohne Bedeutung.

P. S. (eigenhändig). Mit mir gehet von Tage zu Tage schlechter. Gott wird bald ein Ende machen.

Berlin, den 2. März 1740. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe aus E. L. Schreiben vom 27. Februar ersehen, aus was Ursachen dieselben wünschen, daß Ich den Lotharingischen Obr. Lieutenant v. Brassac

in den Baron-Stand erheben möchte. Weil nun E. L. dadurch bei der Werbung Vortheil haben können, So accordire Ich solches und habe deshalb die abschriftl. ordre ergehen lassen. Ich bin allezeit mit treuer Freundschaft E. L. ꝛc.

P. S. (eigenhändig). Mit mir gehet (es) Gott weiß, wie. Ich fange an zu schlafen, aber die Beingeschwulst ist sehr schlecht und glaube nit, wieder gut zu werden, da ich stets so viel accidens habe, die nit alle schreiben kann. Gott mache, wie es Ihm gefällt, damit bin resigniret. Adieu.

Berlin, den 19. März 1740. (Nicht eigenhändig.)

Ich ersehe aus E. L. Schreiben v. 16. dieses, was Dieselben wegen der prätendirten 10 benannter Studenten vorgestellet. Wie wohl Ich nun die suiten leicht voraus sehe, so kommt doch die gebethene ordre nebst der Abschrift hierbey. Ich überlasse E. L. die Vorsorge, alles dergestallt zur execution zu bringen, daß Mein wahres Interesse bey Conservirung der Universität nicht leiden möge. Ich bin ꝛc.

Berlin, den 23. März 1740. (Nicht eigenhändig.)

Weil ich in dieser Welt ausgejaget habe, nnd also die par-force Jagd gantz aufgeben will, um die unnütze Kosten einzuziehen, indem Mein ältester Sohn doch kein Liebhaber der Jagd ist noch werden wird: So habe Ich solches E. L. berichten wollen: denn Ich habe recht schöne Hunde, welche Ich Deroselben am liebsten gönne: also werden E. L. einen piqueur anherosenden, um Sich von diesen Hunden so viel als Sie behalten wollen, auszusuchen. Ich verharre mit treuer amitie E. L. ꝛc.

Berlin, den 23. April 1740. (Nicht eigenhändig.)

Es ist Mir nicht wenig angenehm gewesen, aus E. L. Schreiben vom 20. Dieses zu ersehen, wie großen Antheil Dieselben an Meinem Gesundheits-Zustande und der angeschienenen Besserung zu nehmen belieben wollen. Es ist aber gestrige Nacht wieder sehr schlecht mit Mir geworden, und wenn gleich mal ein Tag gut scheinet, so ist der folgende wieder schlimm. Gott weiß, wie es ablaufen werde, in dessen Hände Ich alles stelle, und bis in den Tod mit treuer amitie bin und verbleibe ꝛc.

P. S. (eigenhändig). Ich hoffe, mir zukommende Woche nach Potsdam „u transportiren.

erlin, den 20. April 1740. (Nicht eigenhändig.)

Ich habe E. L. Freundvetterl. Schreiben erhalten, und bin Deroselben be-ers obligiret, daß Sie Meine betrübte Umstände so aufrichtig zu Herzen en, und Mich mit Dero wohlgemeinten secundiren. Noch kan Ich aber s Gewisses von Besserung melden, doch muß es in 14 Tagen auf einer die andere Arth ein Ende haben. Ich werde indessen E. L. bezeugtes iches Mitleiden niemahls vergessen, sondern bis in Mein Grab mit treuer itie verbleiben ꝛc.

P. S. (eigenhändig). Gott weiß, wie es mir gehet, ich kann nit leben noch sterben. Ich habe ganz mein Verstand daran verloren, denn ich so viel Malignität im Leibe habe, als möglich ist, daß ein Mensch haben kann, der ich bin bis in den Tod ꝛc.

Berlin, den 24. April 1740.

Das nicht eigenhändige Schreiben handelt über den Schaden, den der große Eisgang im Dessauischen angerichtet hat, und über des Fürsten Unwohlsein.

P. S. (eigenhändig[1]). Ich muß sie berichten, daß ich wieder das Podagra habe. Die Leute sagen es ist gut. Gott weiß es, indessen bin ich bis in den Tod ꝛc.

[1]) Dieses sind die letzten eigenhändigen Zeilen des Königs an den Fürsten, die letzte Unterschrift ist vom 29. Mai. Der Fürst reiste am 29. Mai nach Potsdam und blieb daselbst bis zum Tode des Königs am 31. Mai 1740.

Potsdam, den 5. Mai 1740. (Nicht eigenhändig.)

Es ist Mir in Meinen Umständen eine wahre consolation gewesen, aus E. L. Schreiben vom 1. Dieses zu vernehmen, wie großen Antheil Dieselben an Meiner glücklichen Anherokunft, und anfänglich angeschienenen Besserung, zu nehmen und Mich durch Dero herzliche Wünsche zu secundiren belieben wollen, wofür Ich E. L. besonders obligiret verbleibe. Ich kan aber noch nichts von rechter Hoffnung zur Genesung sagen; denn 2 Tage bin Ich ziemlich gut, dann wieder so krank wie ich nicht in Berlin gewesen, und hat Mich der schwere Husten sehr herunter gebracht. Nun scheinet es ein Paar Tage wieder etwas besser, worauf aber kein sicherer Staat gemacht werden kann. Gott füge es mit Mir nach seinem heiligen Willen.

Ich werde bis in den Tod mit treuer amitie sein ꝛc.

Potsdam, den 29. Mai 1740[1]). (Nicht eigenhändig.)

Ich habe aus E. L. Schreiben vom 25. d. Dero Ankunft bei dem Regiment ersehen und wie Sie Alles in so gutem Stande und Ordre gefunden, welches mir ungemein lieb ist. Mit denen Kranken hoffe ich, daß es sich bei der geänderten Witterung bald beßern werde, wie wohl mir das Absterben des Regimentsfeldscheers leid thut, wegen dessen Nachfolgers ich E. L. Vorschlag erwarte.

Daß Dieselben so viel und schöne Rekruten haben, gereicht mir zum Vergnügen und wollte Ich wünschen, selbige sehen zu können, wenn es Gott gefallen wollte, mir die Kraft wieder zu schenken.

Ich bin ꝛc.

[1]) Dies ist der letzte noch vom König unterzeichnete Brief an den Fürsten.

Adolf Friedrich Riedel[1]).

Zum zweiten Male ist von der Spitze dieser Zeitschrift der Name eines der Männer verschwunden, die beim Entstehen derselben durch ihren Rath, dann durch die That ihrer Mitarbeit sich um dies Unternehmen verdient gemacht haben. Am 28. Februar 1868 starb J. D. E. Preuß, am 8. September 1872 A. F. Riedel; jener in hohem Greisenalter; dieser kaum an der Schwelle desselben stehend; — jener, nachdem er die stille, auf einen einzigen großen Gegenstand gerichtete Arbeit seines Daseins, so viel an ihm war, vollendet hatte; dieser mitten in rühriger, nach vielen Seiten der Wissenschaft und des Lebens hineingreifender Thätigkeit; — jener scheidend aus einer Generation, an deren Bestrebungen er aus der Zurückgezogenheit, wenn auch lebendigen, so doch überwiegend nur noch receptiven Antheil nahm; dieser dem Staate, der Wissenschaft und den Freunden entrückt, die seine productive Einwirkung an sich erfahren und einen Abschluß derselben nach menschlichem Ermessen noch lange nicht zu fürchten hatten.

Adolf Friedrich Johann Riedel ward als der älteste Sohn des Predigers Riedel zu Biendorf bei Doberan am 5. Dezember 1809 geboren. Nach häuslicher Vorbereitung besuchte er die oberen Klassen des Gymnasium Fridericianum zu Schwerin und bezog Ostern 1828 als Student der Theologie die Universität Berlin. Hatte schon sein Schulabgangszeugniß hervorgehoben, daß er trotz seiner Kränklichkeit in allen Disciplinen, namentlich in den ihm besonders zusagenden historischen, Vorzügliches geleistet, nur das Hebräische minder eifrig betrieben habe, so lag er in Berlin von Anfang an ausschließlich den philosophischen, philologischen und geschichtlichen Studien ob. Auch die Aussicht auf ein Stipendium, welches ihm gesichert war, falls er Theologe bleibe, übte keinen Einfluß auf die Wahl der Gegenstände seines Studiums, obgleich seine pecuniären Verhältnisse ihm jede Beihülfe höchst wünschenswerth machten. Sein Eifer lenkte die Auf-

[1]) Auszugsweise abgedruckt in der besonderen Beilage zu Nr. 39 des Deutschen Reichs-Anzeigers und K. Preuß. Staats-Anzeigers vom 28. September 1872.

merksamkeit Wilkens und Wohlbrücks auf ihn, seine Erstlingsschrift auch die der Staatsbehörden und der gelehrten Welt, als er nämlich die von der philosophischen Fakultät für das Jahr 1828 gestellte Preisaufgabe, eine Darstellung des Zustandes der Mark Brandenburg um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu liefern, mit einer Belesenheit und einem Scharfsinne löste, die eines gereiften Mannes würdig waren. Diese Arbeit wurde entscheidend für seinen Lebensgang. König Friedrich Wilhelm III. ertheilte ihm mittelst Kabinets-Ordre vom 30. November 1829 „die Rechte der Eingebornen" und veranlaßte ihn dadurch, den Eintritt in den preußischen Staatsdienst zu suchen; der Minister von Kamptz aber, selbst eine Autorität auf dem Gebiete der inneren Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates, ermöglichte zunächst, daß Riedels Arbeit, ins Deutsche übersetzt, unter dem Titel „Die Mark Brandenburg im Jahre 1250" in zwei Bänden 1831—1832 gedruckt erschien, deren Dedikation Friedrich Wilhelm III. angenommen hatte und mit Verleihung der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft belohnte.

Ward dieses Buch damals als eine staunenswerthe Leistung anerkannt, so steigerte später sich die Bewunderung, als mehr und mehr nicht allein das relative Verdienst der Jugendarbeit, sondern der absolute Werth derselben hervortrat. Riedel selbst und Andere haben das Urkunden-Material, welches seiner studentischen Forschung zu Grunde lag, inzwischen gewaltig vermehrt; und doch ist seine Darstellung auch heut noch weder veraltet noch überholt; im Gegentheil, die bald aus immer ergiebigeren Quellen schöpfende Wissenschaft hat in den meisten Punkten nur fester begründet, was er damals aufgestellt. Dieser Vorzug beruht auf Riedels auch im ferneren Leben nicht veränderter Art zu arbeiten. Ohne vorgefaßte Meinung, ohne Tendenz ging er an seine Aufgaben; keinem Vorgänger glaubte er aufs Wort, keine Autorität imponirte ihm; auf der tabula rasa, sofern eine solche denkbar ist, trug er zusammen, was urkundliche Ueberlieferung ihm an die Hand gab. Wenn dann der Stoff wohl geordnet vorlag, so begnügte er sich, mehr die Dinge reden zu lassen, als selbst hervorzutreten. Was er sagt, begründet er aus den Quellen; seine Schlußfolgerungen gehen nicht weiter, als die Beweiskraft dieser Gründe reicht, und wo er ausnahmsweise den festen Boden der Urkunde verläßt, beugt er geflissentlich der Möglichkeit vor, daß seine Vermuthung den Schein der ermittelten historischen Thatsache annehmen könnte. Daher der bleibende Werth seiner geschichtlichen Werke; daher aber auch der verhältnißmäßig enge Leserkreis derselben, da seine Weise Jeden fern hält, der von dem Historiker die Formung des Stoffes nach den Gesichtspunkten subjektiver Anschauung und die künstliche Entwickelung einer Fülle „neuer Gedanken" erwartet.

Während Riedel noch mit der Umgestaltung seiner Preisschrift beschäftigt war, begann er die Mitarbeiterschaft an mehreren wissenschaftlichen Zeitschriften, zuerst an Ledeburs „Allgemeinem Archiv für die Geschichtskunde des Preußischen Staates", für welches er z. B. die als mustergültig anerkannte Arbeit über Bischof Anselm von Havelberg lieferte. Mit eisernem Fleiße verschaffte er sich daneben durch Ertheilung wissenschaftlichen Unterrichts die Mittel, um durch juristische und kameralistische Studien sich auf den höheren Staatsdienst und auf ein akademisches Lehramt vorzubereiten.

Am Schlusse seines Trienniums (1831), auf die Dissertation De comite palatii judiciis praefecto, von der philosophischen Fakultät der Berliner Universität multa cum laude zum Doctor promovirt, habilitirte er sich 1832 mit einer Rede De disciplinae politicae notione et finibus als Privat-Docent an derselben Hochschule. Als solcher und seit 1836 als außerordentlicher Professer las er über Staatswissenschaften gewöhnlich zwei Kollegia in jedem Semester, die von Anfang an so besucht waren, daß er lange Zeit hindurch eine größere Zuhörerzahl hatte, als die älteren Kameralisten, mit denen er konkurrirte. Viele Freude hatte er auch an den Privatissimis, welche er jungen Herren aus den fürstlichen Häusern der Radziwill, Löwenstein-Wertheim und Stourdza, meist zu ihrer Vorbereitung für die diplomatische Laufbahn, ertheilte. Trotzdem sah er sich vor etwa zehn Jahren durch überhäufte Geschäfte genöthigt, seine Lehrthätigkeit erst zu beschränken, dann gänzlich einzustellen.

Als eine Frucht des akademischen Lehramtes und zunächst nur als ein Kompendium für seine Schüler bestimmt, erschien 1837—1840 das dreibändige Werk „Nationalökonomie oder Volkswirthschaftslehre". Er selbst maß diesem Buche, dessen Drucklegung durch einen äußeren Umstand früher herbeigeführt ward, als er gewünscht hatte, nicht übergroßen Werth bei; es bringt keine neue, mit schöpferischem Geiste gestaltete und fruchtbar fortwirkende Theorie; die Kritik aber erkannte lobend an, was seine Zuhörer jetzt noch von seinen Vorlesungen rühmen: die logische Schärfe der Disposition, verbunden mit einer Klarheit des Lehrvortrages, welche die Aufmerksamkeit zugleich fesselte und belohnte.

Den jungen Privat-Docenten beschäftigte der Minister von Kamptz mit Hülfsarbeiten für die Revision der märkischen Provinzial-Rechte, an welchen damals im Justiz-Ministerium unter Hinzuziehung ständischer Deputirter gearbeitet wurde. Einen Theil der Ergebnisse seiner Untersuchungen auf diesem Gebiete veröffentlichte Riedel unter dem Titel „Magazin des Provinzial- und statutarischen Rechts der Mark Brandenburg und des Herzogthums Pommern" in drei Bänden 1837—1839. In dieser Sammlung werden 20 verschiedene Materien abgehandelt, unter diesen einige, wie

z. B. die Allodifikation der märkischen Rittergüter, auch über die allgemeine Landesgeschichte aufklärendes Licht verbreiten.

Im Jahre 1833 trat er als Geheimer Archivar in das Archiv des ehemaligen General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Direktoriums, mit welchem die Registraturen mehrerer aufgehobener Behörden (Königreich Westfalen, General-Münz-Departement, Invaliden-Departement u. s. w.) äußerlich vereinigt waren. Unter seiner Leitung wurde nun, nach dem schon von dem Minister von Maaßen gehegten Plane, dies Archiv und die mit demselben verbundenen Spezial-Archive zu einem Gesammt-Archive für die Ministerien der inneren Verwaltung organisirt und im Jahre 1838 zu einem eigenen, vom Finanz-Ministerium ressortirenden Institute unter dem Namen „Geheimes Ministerial-Archiv" erhoben.

Um diese Zeit (1835) begann Riedel seine Recensionen in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" mit einer Besprechung von F. Försters Friedrich Wilhelm I. Es war nicht seine Art, von allgemeinen Gesichtspunkten ausgehend, Lob oder Tadel zu spenden. Er zog es vor zu zeigen, was der Verfasser Neues herbeigebracht, was ihm entgangen, und da er in vielen Fällen ergiebigere Quellen zu seiner Verfügung hatte als der von ihm kritisirte Autor, so wurde seine Kritik nicht selten zu einem unentbehrlichen Supplement desselben. Auch in späteren Jahren hatte über Härte seines Urtheils kaum Jemand sich zu beklagen, sobald ein ernstes, streng wissenschaftliches Streben an den Tag gelegt war; wo diese Bedingung zutraf, war er bedacht, durch das äußerste Maaß nachsichtiger Beurtheilung zu ermuntern. Eigenthümlich aber war sein Verhältniß zum Dilettantismus in der historischen Forschung und Darstellung. Nicht daß er grundsätzlich demselben die Berechtigung abgesprochen hätte; er freute sich sogar solches Strebens und war ihm gern förderlich; wenn aber die dilettantische Produktion an die Oeffentlichkeit hervor kam, so erschien sie ihm fast wie eine Anmaßung, von der die Wissenschaft Unehre und Schaden zu fürchten habe, und er gewann es schwer über sich, den nichtfachgelehrten Verfasser als einen Gast im Reiche der Wissenschaft und nicht vielmehr als einen verdächtigen Eindringling zu behandeln.

In seiner Stellung als Archiv-Vorstand konnte er an die Ausführung des Gedankens gehen, mit welchem er sich schon als Student getragen hatte, der fortan eine seiner Lebensaufgaben bildete und mit einer mehr als dreißigjährigen Arbeit durchgeführt ward: der Mark Brandenburg eine Sammlung ihrer Geschichtsquellen in einer Vollständigkeit und demnach in einem Umfange zu schaffen, deren Gleichen keine deutsche Landschaft aufzuweisen hat. Als Vorläufer hatte er schon im Jahre 1833 einen Band „Diplomatische Beiträge zur Geschichte der Mark Brandenburg und

ihrer angränzenden Länder" herausgegeben, welcher die Urkunden von Hillersleben, Werben, Lehnin, Radensleben und Lindow-Ruppin umfaßte; im Jahre 1838 erschienen dann die ersten Hefte des Codex diplomaticus Brandenburgensis, der im Jahre 1869 mit 36 Quartbänden Text und 5 Registerbänden abgeschlossen wurde.

Die staatliche Unterstützung, durch welche der Druck des Werkes ermöglicht ward, kam dem Herausgeber auch für die Zusammentragung des Stoffes zu Gute. Der Minister von Ladenberg hatte ihm aufgegeben, eine aktenmäßige Geschichte der Entstehung und Verwaltung der kurbrandenburgischen Domänen, dann auch eine Abhandlung über den Ursprung und die rechtliche Natur der Urbede zu verfassen, und zur Beschaffung des Materials ihm die Mittel angewiesen, die Domänen-Aemter der Mark zu bereisen und die bei denselben aufbewahrten Archivalien zu durchforschen. Den reichen Ertrag, den diese im Jahre 1837 ausgeführte Reise gewährte, vergrößerte die nicht minder beträchtliche Ausbeute, welche sich aus einer zuerst im Jahre 1839 unternommenen, später noch weiter ausgedehnten Bereisung der größeren einheimischen, so wie der Staats-Archive und Bibliotheken in Wien, Prag, Dresden, Leipzig, Wolffenbüttel, Braunschweig, Hannover, Hamburg, Lübeck und Schwerin ergab. Allein im Jahre 1839 brachte er über 1000 auf die Geschichte der Mark Brandenburg bezügliche Urkunden und größere Handschriften heim.

Der Name Riedels, an diesen Codex geknüpft, wird für alle Zeit unvergessen bleiben. Denn obwohl manche Vermehrung des hier aufgespeicherten Urkundenschatzes hoffentlich nicht ausbleiben wird, so ist doch mit ziemlicher Sicherheit vorauszusagen, daß Niemand wagen wird, das Gesammtwerk zum zweiten Male zu unternehmen und dadurch das Riedelsche entbehrlich zu machen. Den Plan, den er beim Beginn der Herausgabe sich vorgesetzt, hat er eingehalten bis zum Ende, leider mit der Modifikation, daß er, um rascher vorwärts zu kommen, die vorzüglichen Einleitungen, mit denen er die einzelnen Urkundengruppen der ersten 10 Bände begleitet hatte, mit dem 11. fortfallen ließ. Dagegen erweiterte er im Verlauf der Publikation die ursprüngliche Aufgabe dahin, daß die Sammlung nicht nur auf die bisher ungedruckten, sondern auf alle für die Landesgeschichte der Mark lehrreiche Urkunden erstreckt wurde. Nur die in G. W. v. Raumers Novus codex diplomaticus Brandenburgensis und in Fidicins Historisch-diplomatischen Beiträgen zur Geschichte der Stadt Berlin mitgetheilten Dokumente sollten, weil sie für Jedermann leicht zugänglich sind, von der Einverleibung ausgeschlossen bleiben. Von dem Grundsatze, über das Reformations-Zeitalter in neuere Perioden der Geschichte nicht hinaus zu gehen, wurde nur ausnahmsweise abgewichen. Das Ganze besteht aus vier Haupt-

theilen. Der erste (25 Bände) bringt die Urkunden „für die Orts- und specielle Landesgeschichte" (geistliche Stiftungen, adlige Familien, Städte und Burgen); der zweite (6 Bände) ist den „auswärtigen Verhältnissen der Mark und ihrer Regenten" gewidmet; im dritten (3 Bände) sind diejenigen Urkunden zusammengestellt, welche sich auf „Allgemeine Landes- und kurfürstliche Haus-Angelegenheiten" beziehen. Ein Supplementband enthält Nachträge zu diesen drei Haupttheilen. Der vierte Haupttheil, märkische Chroniken, konnte, bei der Armuth der Mark an originalen Aufzeichnungen mittelalterlicher Chronisten, in einen Band zusammengefaßt werden. Trotz der Subvention aus Staatsmitteln, welche seinem Unternehmen dauernd zu Theil ward, waren die Opfer nicht gering, welche er zur Durchführung desselben persönlich bringen mußte; und das oft laut gewordene Bedauern über spärliche Berücksichtigung der Urkundensiegel, so wie die Ausstellungen, welche hin und wieder an der Korrektheit der Texte gemacht worden sind, werden billigerweise zurückgewiesen durch die Betrachtung des Aufwandes an Arbeitskraft, der dazu gehörte, um neben mannigfachster anderweitiger Beschäftigung etwa 19,000 Urkunden zu sammeln, zu sichten, zu entziffern, zu datiren, für den Druck vorzubereiten und diesen zu überwachen, ohne daß fremde Hülfe ihm einen nennenswerthen Theil der Mühwaltung erspart hätte. Den großen Zweck, zu welchem er solche Last auf seine Schultern genommen, drückt er selbst in der Vorrede zum ersten Bande folgendermaßen aus: „Unsere Gelehrsamkeit hat jetzt fast alle uns gedenkbare Zweige des Wissens umfaßt, auf alle Theile des Erdbodens sich erstreckt, die Früchte der Geistesthätigkeit aller Völker sich zugeeignet. Nun kehre sie endlich mit einem Theil ihrer gewonnenen Kräfte auch auf die Heimath zurück, baue hier ein neues, vernachlässigtes Feld, das der vaterländischen Geschichte, und sie wird tausendfältige Früchte sehen. Wollen wir ferner die Geschichte Roms und Grichenlands besser kennen als die unsrige? In allen Schulen muß die Geschichte des Vaterlands und der Heimath ein vorzüglicher Lehrgegenstand sein; auf unsern Universitäten muß sie eine nothwendige Disziplin bilden; kein Zweig der Staatsgewalt und der Wirksamkeit für das öffentliche Wohl werde in die Hände von Männern gelegt, die ihr Vaterland nicht des Studiums seiner Geschichte würdigen!" — Das Ziel ist noch nicht erreicht, aber wir sind auf dem Wege zu demselben; und wenn jene Gedanken heut nicht mehr wie eitel fromme Wünsche klingen, so gebührt ihm der Ruhm, ein gutes Stück der Bahn gebrochen zu haben, auf welcher eine neue Generation jetzt fortschreitet.

Nur vorübergehend ruhte, wenn nicht die Arbeit, so doch der Druck am Codex, nämlich in den Jahren 1849—1855, in denen er sich dem parlamentarischen Leben zuwandte. Er vertrat den Wahlkreis Barnim im Jahre

1848 als Mitglied der zur Vereinbarung einer Verfassung für den preußischen Staat berufenen National-Versammlung und in der zweiten Kammer von 1849—1852, dann den zweiten Berliner Wahlkreis in den Legislatur-Perioden von 1852—55 und 1859—61. Auch dem Staatenhause des Erfurter Parlaments gehörte er an. Sein konstitutionelles Glaubensbekenntniß hatte er bald nach den Märztagen in einer Broschüre „Ansprache an die Wähler u. s. w." abgelegt und keinen Zweifel darüber gelassen, daß er „ein erbliches mächtiges Königthum wolle, unter welchem Preußen blühend und groß geworden". Ebenso hatte er das Zweikammer-System für eine unerläßliche Bedingung unseres Staatslebens erklärt, als er am 5. Mai 1848 in der Waisenhauskirche zu Berlin sich den Wählern als Kandidat vorstellte. Nur ausnahmsweise trat er in der Kammer als Redner in politischen Fragen auf, z. B. an jenem Junitage kurz vor dem Zeughaussturm, wo er die von der Linken beantragte „Anerkennung der Revolution" mit einer feierlichen Verwahrung gegen das Prinzip der Volkssouveränität bekämpfte. Zu desto angestrengterer Thätigkeit veranlaßte ihn die Bearbeitung nationalökonomischer Gegenstände, die ihm theils als Vorsitzendem, theils als vorzüglich sachkundigem Mitgliede der betreffenden Kommissionen und Abtheilungen zufiel. So war auch die scharfe Opposition, in die er allmählich gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel gerieth, weder eine persönliche, noch jene unfruchtbare, die nur zu negiren, selbst aber Nichts zu schaffen weiß. Gern hätte er seiner Neigung gemäß Raum zu praktischem Eingreifen in die Staatsverwaltung gewonnen, und zu diesem Ende war er bereit, unter Manteuffel im Ministerium des Innern zu arbeiten. Der Plan zerschlug sich; und so blieb ihm nur übrig, seine nationalökonomischen Grundsätze theoretisch zu entwickeln, wie dies z. B. 1849 in der Broschüre geschah „Die Domänen und Forsten, Gruben, Hütten und Salinen des preußischen Staates", indem er die Frage, ob dies nutzbare Eigenthum durch allmählichen Verkauf in Privat-Eigenthum zu verwandeln sei, der Erörterung unterzog und bejahend beantwortete.

Auch aus dieser Zeit rühren einige bedeutende Beiträge zur vaterländischen Geschichte her. Im Jahre 1851 gab er die „Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherren des preußischen Königshauses" heraus; es sind die Jahre 1410—1420 gemeint, und der Kernpunkt des Buches ist die Beweisführung, daß die Mark Brandenburg den Hohenzollern vom Kaiser Siegmund weder für 400,000 Goldgulden, noch sonst für Geld verkauft, sondern zum Lohn für die dem Reiche und dem Kaiserhause geleisteten Dienste übertragen worden ist. In demselben Jahre 1851 wählte die Akademie der Wissenschaften ihn zu ihrem Mitgliede, und als akademische Abhandlungen erschienen z. B. „Graf Rudolf von Habsburg und

Burggraf Friedrich von Nürnberg in ihren Beziehungen zu einander" (1853), „Die Ahnherren des preußischen Könighauses bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts" (1854) u. s. w. Alle diese Abhandlungen bildeten die Bausteine für ein in großem Maßstabe angelegtes Werk, die „Geschichte des preußischen Königshauses", dessen erster und zweiter Theil, bis zum Jahre 1440 reichend, zur Krönungsfeier des 18. October 1861 herauskamen. Eine längere Reihe von Monographien, in denen er seitdem einzelne Abschnitte der Geschichte Friedrichs des Eisernen und Albrecht Achills behandelt hat, ist als Vorarbeit für die Fortsetzung des Werkes zu betrachten, die hoffentlich nicht ungedruckt bleiben wird. — Sein letztes größeres Buch war „Der brandenburgisch-preußische Staatshaushalt in den beiden letzten Jahrhunderten" (1866). Diese Arbeit, begründet auf die bisher unzugänglichen Akten des Finanz-Ministeriums, wird erst die rechte Wirkung thun, wenn ihre durchweg mit Zahlen belegten Ergebnisse in die vaterländische Geschichtschreibung eingedrungen sein werden. Die hier zusammengestellten Ziffern werden manches Dunkel auch der Politik erhellen, z. B. durch Klarlegung des Verhältnisses der Hofhaltsbedürfnisse unter König Friedrich Wilhelm II. zu den Staatsausgaben, des entscheidenden Grundes für den Abschluß des Baseler Friedens u. s. w.

Im Jahre 1837 stiftete Riedel in Verbindung mit seinem Schwiegervater, dem Geh. Archivrath Höfer, und dem Landgerichts-Direktor Odebrecht den Verein für Geschichte der Mark Brandenburg, dem die Vereins-Curatoren, die Minister von Kamptz, von Rochow und Graf Alvensleben, die Rechte einer moralischen Person, Portofreiheit innerhalb der Marken und die Befugniß auswirkten, den rothen Adler von Brandenburg als Vereinssiegel zu führen. Als General-Sekretär redigirte er bis 1862 die Vereinszeitschrift „Märkische Forschungen", die er unausgesetzt mit eigenen Arbeiten bereicherte; seit 1862 leitete er als Vorsitzender die Geschäfte des Vereins. Nicht leicht versäumte er eine Sitzung desselben; nie kam er, ohne von neuen Ergebnissen seiner Studien Mittheilung zu machen, oder die Vorträge anderer Mitglieder in belehrender Weise zu ergänzen. Oft hatte man die Sicherheit seines Gedächtnisses zu bewundern und mehr noch die seltene Gabe, daß er seine Kenntnisse nicht nur stets gegenwärtig hatte, sondern auch sofort in geordneter Folge darlegen konnte. In solchem Kreise, wie dieser Verein ihm bot, fehlte es ihm nicht an Muße, noch an Geschmack für heitere Geselligkeit.

Ueberhaupt pflegte er über Mangel an Zeit nicht zu klagen; ja auf den, der ihn oberflächlich beobachtete, konnte er den Eindruck machen, als ob er die Geschäfte nur in dem Maße an sich kommen ließe, wie es mit seiner Behaglichkeit verträglich schien. Der Grund lag in der Art, wie er producirte: leicht, schnell, andauernd, als wäre er nicht zu ermüden;

aber ohne alles Hasten, mit voller Seelenruhe und jener stillen Energie, die immer nur auf das eine ihm gerade vorliegende Objekt gerichtet war. Daher sprach er, wenn er frei redete, mit großer Bedächtigkeit, weil er meist während des Sprechens erst seinen Stoff sammelte und gestaltete; ebendaher aber hatte er für seine Freunde stets Zeit übrig, da er zu allen Stunden gleich arbeitsfähig und arbeitslustig war und nach jeder Unterbrechung sofort ungestört da wieder einsetzen konnte, wo er vorher die Sache stehen gelassen.

Auch diese „Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde" zählte ihn von ihrem Entstehen an (1864) zu ihren Gönnern und zu ihren bedeutendsten, gefälligsten und uneigennützigsten Mitarbeitern.

Der Reichthum seiner Sammlungen gestattete ihm überdies, für besondere Anlässe passende Stoffe der vaterländischen Geschichte auf anziehende und lehrreiche Weise zu behandeln. So war er ein gern gehörter Redner im „Wissenschaftlichen" und im „Gustav-Adolfs-Verein". Schön zu reden wäre wohl wider seine Natur gewesen; aber gut zu reden verstand er. Ohne Aufwand an Pathos oder an künstlichem Schmuck der Darstellung, aber auch ohne den Ballast der Gelehrsamkeit dem Hörer aufzubürden, ließ er vor diesem seinen Stoff, gewöhnlich einen biographischen, feste Gestalt gewinnen; und wie er geschickt schon in der Wahl des Thema's war, so zeigten sich im Verlauf der Rede ungesucht die Gegensätze und die Analogien zur Gegenwart, die den Zuhörer nicht nur zur Aufmerksamkeit, sondern auch zu eigenem Nachdenken anregten. — Seine im Auftrage von Behörden oder im Namen des Märkischen Vereins verfaßten Gelegenheitsschriften sind frei von den Spuren der Zufälligkeit ihrer Entstehung, z. B. die „Geschichte der Dominikaner-Klosterkirche zu Neu-Ruppin", zur Einweihung bei Wiederherstellung derselben, 1839; „Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxemburgische Haus", zum Dienstjubiläum des Ministers von Kamptz, 1840; „Die Verbindung der Stadt und Herrschaft Teupitz mit dem Brandenburgisch-Preußischen Staate", zur vierhundertjährigen Erinnerungsfeier, 1862; die „Geschichte des schloßgesessenen adligen Geschlechts von Bismarck bis zur Erwerbung von Crevese und Schönhausen", als eine Huldigung für den Minister-Präsidenten bei Abschluß des Prager Friedens, 1866.

Neben all dieser amtlichen, parlamentarischen und wissenschaftlichen Thätigkeit blieb ihm die Kraft und Zeit zu lebhafter Betheiligung an industriellen Unternehmungen. Er saß von 1843—1849 im Direktorium der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn-Gesellschaft; von 1845 bis an sein Lebensende führte er einen Theil der Verwaltung der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn; seit 1850 gehörte er auch dem Direktorium des Vereins für

die Rübenzucker-Industrie an und redigirte die Zeitschrift, welche er zur Vertretung dieses über ganz Deutschland ausgebreiteten Vereins begründet hatte.

In den letzten Jahren finden wir ihn in dienstfreien Stunden sogar als Gutsbesitzer, zuerst auf Britz und nachdem er dies Gut verkauft hatte, auf Hohenschönhausen und Bürknersfelde. Ein so gewiegter Geschäftsmann und so guter Haushalter er auch war; man würde doch irren, wenn man seine Güterkäufe als eine reine Finanz-Spekulation auffaßte. Ihn leitete außer diesem Gesichtspunkte auch der Wunsch, in einer praktischen Thätigkeit sich zu bewegen. Die Arbeit war ihm Genuß, nicht Mittel zum Zweck allein; und gerade die Landwirthschaft hatte für den Landpredigersohn von je her so große Anziehungskraft gehabt, daß Hörer seiner Kollegien versichern, nirgends sei er ihnen tüchtiger vorgekommen, als auf diesem Gebiete. Die Studien ruhten auch neben der Landwirthschaft nicht; ja er empfing wohl von dieser den Antrieb zu jenen; wie denn zu der letzten Abhandlung, welche er für diese Zeitschrift beigesteuert hat („Ueber die Pflege des Obstbaumes in der Mark Brandenburg", 1871), der Umstand ihn veranlaßte, daß er selbst in seinen Gärten der Obstbaumzucht besondere Sorgfalt zuwandte.

Mitten in so mannigfacher Arbeit, die er, obwohl schon länger kränkelnd, nur in den letzten Wochen seines Lebens nicht mehr mit altgewohnter Frische und Freudigkeit zu bewältigen vermochte, ereilte ihn der Tod. — Was der Entschlafene denen gewesen ist, die als Familienglieder und Freunde ihm nahe standen, oder als Untergebene an seine Fürsorge gewiesen waren, muß hier ungesagt bleiben. Er trug sein Herz nicht auf der Zunge; und wer über seine Liebe Worte machte, würde am wenigsten in seinem Sinne handeln.

Riedels Leistungen haben jederzeit und weit über die Grenzen des preußischen Staates hinaus volle Anerkennung gefunden. Die ansehnlichsten historischen Vereine und andere gelehrte Gesellschaften suchten die Ehre, ihn zu ihren Mitgliedern zu zählen, zuerst der Glogauer Geschichtsverein, der sein Diplom schon 1832 dem „Kandidaten" Riedel übersandte. Er war Ritter hoher und höchster Orden der Könige von Baiern, Sachsen und Schweden, der Herzoge von Anhalt und Braunschweig, der Fürsten von Hohenzollern. Von den drei Monarchen, denen er gedient hat, zeichnete König Friedrich Wilhelm III. ihn durch den Rothen Adler-Orden vierter Klasse aus (1838); Friedrich Wilhelm IV. verlieh ihm die dritte (1847) und König Wilhelm die zweite Klasse dieses Ordens (1869); nachdem er 1841 für seine Bemühungen um die Erforschung und Erhaltung der Alterthümer im Dome zu Havelberg die goldene Huldigungs-Medaille und bei

der Krönung König Wilhelms (1861) das Ritterkreuz des Königlichen Hausordens von Hohenzollern nebst der Krönungs-Medaille empfangen hatte. Am zutreffendsten aber hat unser Kaiser und König das hervorragende Verdienst Riedels dadurch bezeichnet, daß er ihn (1868) zum „Historiographen der Brandenburgischen Geschichte" ernannte.

F. Holtze.

Neuere Forschungen zur preußischen Geschichte und Landeskunde.

Berlin und seine Entwickelung. Städtisches Jahrbuch für Volkswirthschaft und Statistik. 5. Jahrgang. Herausgegeben vom statistischen Bureau der Stadt. Mit 3 graphischen Darstellungen. Berlin, 1871. gr. 8.

Wenn über den Inhalt des Jahrbuches der Stadt Berlin, dessen Erscheinen wir hier zum fünften Male willkommen heißen, verhältnißmäßig ausführlicher berichtet wird, als der Raum dieser Zeitschrift sonst gestattet, so genügt als Rechtfertigungsgrund wohl die weithin maßgebende Bedeutung der Hauptstadt, welche ihrer Bevölkerungszahl nach mit dem Großherzogthum Hessen auf gleicher Linie steht, in dieser Beziehung also schon 19 unter den 26 Staaten Deutschlands überholt hat und nur von 6, nämlich den vier Königreichen, Baden und Elsaß-Lothringen, übertroffen wird.

Der vorliegende Jahrgang zerfällt, wie seine Vorläufer, in drei Hauptabtheilungen: Selbstständige Abhandlungen, Statistik und Chronik von Berlin, denen eine Uebersicht der in jüngster Zeit auf dem Gebiete des Gemeindewesens veröffentlichten in- und ausländischen Literatur (S. 279—282) beigefügt ist. Von den Abhandlungen beschäftigt sich die erste mit der in Aussicht genommenen Reorganisation der Gemeindewahlen in Berlin. Der Verfasser, E. Bruch, bekämpft, im Sinne des Magistrats und im Gegensatze gegen die betreffenden Beschlüsse der Stadtverordneten, den bisherigen Modus der Ermittelung der zu den Gemeindewahlen gesetzlich berechtigten Einwohner, sowie der Abtheilungsbildung, welcher bekanntlich zu einem Theile auf der Fiction beruht, daß aus der Wohnungsmiethe sich das Einkommen, resp. der Klassensteuersatz berechnen lasse, dem der Inhaber zu unterwerfen sein würde, wenn er in einer nicht mahl- und schlachtsteuerpflichtigen Stadt wohnte. Verf. will das städtische Wahlrecht von dem Einkommen, wie dasselbe für die städtische Einkommensteuer veranschlagt wird, abhängig machen und zur activen Wahl die Einwohner berufen, welche diese Steuer bezahlen, d. h. ein jährliches Einkommen von mindestens 300 Thlrn. besitzen. Es werden dann die Mängel nachgewiesen, mit denen die jetzige Gestaltung der (36) Wahlbezirke behaftet ist, und eine Eintheilung der Stadt in 12 nach Umfang und Inhalt rationeller bemessene Bezirke empfohlen, auf deren jeden dann 9 Stadtverordnete (3 jeder Abtheilung) kommen würden.

S. 22—30. S. Dewitz, Reform im Schiedsmannswesen. — Die Thätigkeit der Schiedsmänner in Berlin beschränkt sich jetzt fast allein auf Injuriensachen. Verfasser

hofft eine segensreichere Wirksamkeit des Instituts, wenn die Befugnisse des Schiedsmannes erweitert, namentlich alle Bagatellsachen vor Beschreitung des Prozeßweges an denselben gewiesen würden und das Contumacialverfahren bei dem Schiedsmanne zulässig wäre.

S. 30—35. Burkhardt, Zur Statistik Berlins in den Jahren 1762—1790. — Einige statistische Nachrichten über Berlin haben sich zu Weimar in den Papieren des Herzogs Friedrich August von Braunschweig gefunden, eines Neffen Friedrichs des Großen, langjährigen Chefs des in Berlin garnisonirenden Infanterie-Regiments Nr. 19 der alten Armeeliste, der vielfach literarisch thätig, auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften war. Leider scheinen in dem Nachlasse des Herzogs nur noch vereinzelte Reste umfassenderer Sammlungen enthalten zu sein. Unter dem hier Mitgetheilten fällt besonders ein Nachweis der in den ersten und letzten Novembertagen des Jahres 1790 ein- und auspassirten Fremden auf. Nach diesen für jedes Stadtthor specialisirten Angaben sind in 15 Tagen mit Ausschluß der Militärpersonen 124 Fremde angekommen, 138 abgereist, im Durchschnitt also täglich 8, resp. 9; während gegenwärtig nach polizeilicher Schätzung täglich etwa 30,000 Fremde sich in Berlin aufhalten.

S. 35—93. E. Bruch, Ueber die Gemeinde-Einkommensteuer in Berlin. — Verfasser stellt die Thatsache an die Spitze, daß das jetzige städtische Steuersystem (Mahl- und Schlachtsteuer — Miethssteuer — Einkommensteuer) unter den schwierigen Verhältnissen der Kriegsjahre die Probe im Großen und Ganzen gut bestanden habe. Im Einzelnen sei Manches zu bessern. Die Irrthümer, in welchen die Gegner der Mahl- und Schlachtsteuer befangen sind, werden eingehend erörtert, namentlich der Grundirrthum, daß eine vorhandene Steuer schon deswegen beseitigt werden müsse, weil man sie, wenn sie nicht da wäre, heute, als eine principiell zu verwerfende, nicht mehr einführen würde. Dagegen ist das Miethssteuersystem allerdings verbesserungsbedürftig, weil die Annahme, die Wohnungsmiethe betrage im Durchschnitt $1/5$ des Einkommens, nur bei einer Jahreseinnahme von 800—1200 Thlrn. annäherungsweise zutrifft, bei geringerem Einkommen dagegen die Wohnung einen erheblich höheren, bei größerem einen sehr viel kleineren Theil der Einnahme absorbirt; es werden demnach die ärmeren Klassen durch die Miethssteuer zu verhältnißmäßig fast doppelt so starken Leistungen (bis zu 2, nominell sogar bis zu 3 pCt. des Einkommens) als die mittleren ($1\frac{1}{3}$ pCt.) herangezogen, während die reicheren auf diesem Wege in steigender Progression geringer, z. B. bei 6000 Thlr. jährlicher Einnahme nur noch mit $2/3$ pCt., bei 20,000 mit $1/3$ pCt. u. s. w. ihres Einkommens, besteuert werden. — Die Stadt ist einem richtigen Princip gefolgt, nämlich dem der möglichsten Unabhängigkeit des communalen Steuersystems von dem staatlichen, indem sie mit ihrer Einkommensteuer sich nicht unbedingt an die Staatseinkommensteuer angelehnt hat. Der städtische Tarif ist jedoch in dem Sinne zu ändern, daß künftig eine stärkere Progression für die größeren Einkommen eintritt, ähnlich wie dies in anderen Großstädten der Fall ist, wo eine solche Mehrbelastung nach oben für angemessen erachtet wird, trotzdem daß in diesen Städten die ärmeren Klassen nicht wie in Berlin bereits durch die Miethssteuer verhältnißmäßig härter betroffen werden. Es ist ein falsches Verfahren, daß man diesen Fehler des Berliner Systems in der Praxis abschwächt, indem man viele Haushaltungen, die gar nicht existiren könnten, wenn sie nicht mindestens 300 Thaler jährlicher Einnahme hätten, dennoch unterhalb dieser Stufe abschätzt und sie dadurch einkommensteuerfrei macht; zweckmäßiger wäre es, den untersten Steuersatz zu ermäßigen, dann aber auch Alle mit diesem Satze zu belegen, die nicht

erweislich weniger als 300 Thlr. Jahreseinkommen haben. Je fühlbarer die Steuer dem Zahlenden ist, desto kleiner müssen auch die Steuerstufen bemessen werden; bis zu dem Jahreseinkommen von 1000 Thalern sind daher die ersten Stufen mit einer Differenz von 50 Thlrn., die höheren von 100, aber nicht, wie jetzt, von 150 Thlrn. zu bilden. Setzt man alsdann die Steuer von dem Minimal-Einkommen der 300 Thlr. auf jährlich 4 Thlr. (jetzt 6), d. h. $1^1/_3$ pCt., so werden die höheren Stufen nicht überbürdet werden, wenn man ihnen in allmählicher Progression bis zu 4 pCt. auferlegt, welches Maximum jedoch nicht eher als bei einem Jahreseinkommen von 2000 Thlrn. erreicht werden dürfte. Im Gegensatze gegen das Verfahren bei der Staatseinkommensteuer ist jeder Steuerpflichtige zur Selbstabschätzung zu nöthigen; als Correctiv aber zugleich die Veröffentlichung der Steuerheberollen, wie dies in rheinischen Städten geschieht, anzuordnen. Als eine günstige Folge der Einrichtung, daß die städtische Einkommensteuer nicht bei 1000 Thlr. Einkommen stehen bleibt, sondern bis 300 Thlr. hinuntersteigt, hat sich herausgestellt, daß die Bezirks-Einschätzungs-Commissionen in den Jahren 1869—1871 gegen 6000 Personen ermittelt haben, die, ohne bisher zur Staatseinkommensteuer herangezogen zu werden, mit einem Einkommen von 1000 Thlrn. und darüber angesetzt werden konnten. Wie unzutreffend es jedoch wäre, wenn man aus dieser Thatsache den Schluß ziehen wollte, daß die städtischen Einschätzungsbehörden mit Peinlichkeit oder gar mit Härte ihr Amt verrichten, geht allein aus dem Umstande hervor, daß im Jahre 1869 $^2/_3$, im Jahre 1870 sogar $^4/_5$ aller gegen die Einschätzungen erhobenen Reclamationen entweder mit Ermäßigung des Ansatzes oder mit gänzlicher Befreiung berücksichtigt worden sind. Bekanntlich hat übrigens die Stadt in den ersten Jahren des Bestehens ihrer Einkommensteuer den vollen tarifmäßigen Steuerbetrag nicht erhoben, sondern im Jahre 1869 statt 10,7 Thlr., zu denen jede communal-einkommensteuerpflichtige Person durchschnittlich eingeschätzt war, nur 4,9 Thaler und im Jahre 1870 statt 9,9 nur 6,4 Thaler.

S. 93—96. H. Schwabe, Die Berliner Kellerwohnungen nach ihrer Räumlichkeit und Bewohnerschaft. — In keiner ebenbürtigen Großstadt giebt es so viele Kellerwohnungen wie in Berlin; fast der zehnte Theil aller Wohnungen liegt unter der Erde, und gerade in den neueren Stadttheilen scheinen dieselben mit Vorliebe angelegt zu werden, wie denn z. B. in der Friedrichsstadt außerhalb der alten Ringmauer auf 100 Wohnungen mehr als 17 unterirdische kommen. Die Unzuträglichkeiten für die Gesundheit, welche mit solcher Weise des Wohnens verbunden sind, steigern sich und werden durch die Gefahr für die Sittlichkeit vermehrt dadurch, daß die Kellerwohnungen meist übervölkert sind, da fast $^2/_3$ derselben nur ein einziges heizbares Zimmer haben.

S. 96—112. E. Bruch, Politische Topographie Berlins. — So wenig für den Werth und die Bedeutung einer politischen Partei mit der Kopfzahl ihrer augenblicklichen Bekenner bewiesen wird, und so leicht erklärlich die Erfahrung ist, daß Großstädte, zumal, wenn sie noch in den Kinderschuhen politischen Lebens stehen, und so lange nicht besondere Umstände ein Anderes herbeiführen, sich stets die Genugthuung bereiten, durch ihre Wahl der Regierung eine mehr oder minder derbe Lection zu ertheilen; so wenig Auffallendes es daher hat, daß bei den Reichstagswahlen des Jahres 1871 in Berlin Moltke und Werder durchgefallen sind und jeder der 6 Wahlbezirke ein Mitglied der sogenannten Fortschrittspartei in den Reichstag geliefert hat, so interessant für das Studium der „Volksseele" von Berlin sind doch die hier gegebenen Uebersichten über das Verhältniß der Parteien bei diesen Wahlen. Fünf Parteien

hatten Candidaten aufgestellt: die des Fortschritts, die des Dr. Johann Jacoby, die socialdemokratische, die ultramontane und, wie sie hier bezeichnet wird, die conservative, welche letzte demnach alle Nuancen des Liberalismus einschließt, die sich weiter rechts halten als die Fortschrittspartei. Wollte man nun, um, nach dem Vorbilde englischer Städte, eine Vertretung der Minoritäten möglichst herbeizuführen, diejenigen 6 Männer als gewählt betrachten, welche in der ganzen Stadt, ohne Unterscheidung der 6 Kreise, die meisten Stimmen gewonnen haben, so würden statt 6 Fortschrittsmänner deren 5 und als sechster Gewählter der Dr. Jacoby sich ergeben. Wenn man nur den Durchschnitt der Majoritäten in den 6 Wahlkreisen als entscheidend annehmen und alle Minoritäten zur Vertretung berufen wollte, welche in den 6 Wahlkreisen zusammen mehr Stimmen aufweisen, als dieser Durchschnitt anzeigt, so würde noch kein conservativer Abgeordneter in Berlin gewählt worden sein; eine socialdemokratische Vertretung würde genau noch einmal so wenig und eine ultramontane über sechsmal weniger Chancen haben, als eine conservative. Wenn man eine sociale Rangordnung der 6 Wahlkreise aufstellt, so kommen der I. und II. (Berlin, Köln, Werder, Dorotheenstadt, Friedrichsstadt und die westlich und südlich anliegenden Stadttheile), welche die Mehrzahl der größeren Kaufleute und der höheren Beamten einschließen, am höchsten zu stehen; trotzdem ist die Betheiligung an dem Wahlgeschäfte nicht hier, sondern im III. Wahlkreise (Louisenstadt) am lebhaftesten gewesen. Die conservative Partei hat im I. und II. Wahlkreise die beträchtlichsten Minoritäten erreicht (resp. 14 und 19 pCt., im V. Wahlkreise 12, im VI. 10, im III. 6, im IV. 3 pCt.). Dem Dr. Jacoby sind im I., ebenso wie im III., IV., V. und VI. Kreise, nahezu 20 pCt. der Stimmen zu Theil geworden; im II. dagegen ist der Wahlkampf so ausschließlich zwischen dem Candidaten der Fortschrittspartei und dem der conservativen geführt worden, daß 92 pCt. aller Stimmen auf diese beiden gefallen sind. Im IV. Wahlkreise (Osten und Südosten), wo die Fabrikarbeiter, besonders die der Webe-Industrie, zahlreich wohnen, hat die Socialdemokratie es bis auf 17 pCt. der Stimmen gebracht (absolut auf 1104 Stimmen, d. i. mehr als die Hälfte aller in Berlin für diese Partei abgegebenen Stimmen); dagegen verschwindet sie fast ganz bei der Eisenarbeiterbevölkerung im VI. Kreise (Norden und Nordwesten), wo wiederum die Ultramontanen die meisten Kräfte (4 pCt.; sonst nur 0,7 bis 2 pCt.) entwickelt haben. — Einen so vollständigen Sieg die Fortschrittspartei in allen 6 Wahlkreisen davon getragen hat, fast ebenso sicher ist er ihr in jedem einzelnen der 280 Wahlbezirke geblieben. Nur in 32 derselben hat sie die Majorität nicht erreicht; von diesen 32 sind jedoch 27, in denen auch keine andere Partei zur Mehrheit gelangt ist, und nur in 3 (Unterbaum, Segershof, Trebbiner Straße) hat die Mehrzahl der Wähler sich für den conservativen Candidaten, in einem (Oranienstraße) für den Dr. Jacoby und in einem (Koppenstraße) für die Socialdemokratie entschieden. — Ganz anders freilich stellt sich die Sache, wenn man die Zahl der abgegebenen Wahlstimmen mit der der berechtigten Wähler vergleicht. Von 116,000 in die Wahllisten eingetragenen Personen haben 76,000, also fast zwei Drittel, an der Wahl keinen Antheil genommen. In keinem einzigen der Wahlbezirke sind auch nur $^{3}/_{5}$ der Wähler erschienen, in 11 die Hälfte oder etwas über die Hälfte, in mehreren sogar nur 15—16 pCt., so daß die Fortschrittspartei in einigen Bezirken nur 8—10 pCt. der Wahlberechtigten vertritt und doch die Majorität erzielt hat. — Viel spärlicher noch als zu den Hauptwahlen erschienen die Wähler zu den beiden Nachwahlen, welche im Laufe des Jahres nothwendig wurden und wiederum zwei Fortschrittsmänner ergaben; im 82. Wahlbezirk

z. B. siegte die Fortschrittspartei mit dreifacher Majorität, und dennoch bildete diese Mehrheit nur $7^1/_2$ pCt. der eingeschriebenen Wähler.

Aus der Statistik (S. 113—186) können wir nur einzelnes Bemerkenswerthe herausheben. Unter den Handelsartikeln hat unzweifelhaft das Petroleum den raschesten Aufschwung genommen; es wurden im Jahre 1869 55,000 Barrels umgesetzt, im Jahre 1870 95,000; dessenungeachtet ist der Verbrauch des Rüböls ungefähr derselbe geblieben, wie vor der allgemeinen Einführung des Petroleums, nämlich etwas über 100,000 Centner. — Berlin hat nicht ganz 16,000 Pferde, aber so viele Hunde, daß allein zur Besteuerung angemeldete Luxushunde 19,000 vorhanden sind. — Die Zahl der aus- und eingehenden telegraphischen Depeschen ist seit 1868 von 1,185,000 auf 1,535,000 gestiegen, die Zahl der mit der Post beförderten Stücke in demselben Zeitraum von 28,400,000 auf 31,300,000; dagegen ist seit 1867 die Zahl der mit der Post Reisenden von 12,800 auf 8,800 herabgesunken. — Die Summen der Mobiliar- und der Immobiliar-Versicherung sind fast gleich hoch, jene 299 Mill. Thaler, diese 288. — Die Zahl der Genossenschaften nach Schultze-Delitzschem Princip ist, trotz des Hinzutritts von 5 neuen Vorschuß- und Credit-Vereinen, von 54 auf 48 heruntergegangen, die der Meisterkassen von 122 auf 63, die der Fabrikarbeiter- und Gesellenkassen von 91 auf 88; Mitglieder, Beiträge und Kassenvermögen der letzteren haben jedoch erheblich zugenommen. — Almosen-Empfänger hatte die Stadt 8633; die Zahl derselben nimmt jedes Jahr um einige Hundert zu, aber doch in beständig absteigender Summe, 1866—1867 um 516, 1867—1868 um 352, 1869—1870 um 296. Die gesammten Kosten der Armenverwaltung aus laufenden Mitteln betrugen 1,100,000 Thlr. — Zu den auf gemeinschaftliche Kosten des „Wissenschaftlichen Vereins“ und der Stadt gegründeten Volksbibliotheken kamen drei neue, die 10., 11. und 12. hinzu; alle wurden von Gewerbtreibenden, Studenten, Schülern und Frauen fleißig benutzt. — Um als Dienstboten ein Unterkommen zu finden, zogen von außerhalb 17,000 Personen zu, und zwar $^7/_9$ weibliche, $^2/_9$ männliche.

Wenn die Statistik die Zustände der Stadt, so weit diese in Zahlen zu verdeutlichen sind, darlegt und durch Vergleiche dieser Zahlen zu einem Bilde der Entwickelung des städtischen Lebens gelangt, so erscheint es als die Aufgabe einer Chronik, die bedeutsameren unter den nicht regelmäßig wiederkehrenden Vorgängen aufzuzählen, welche im Verlaufe eines gewissen Zeitraums sich ereignet haben. In diesem Sinne entspricht die „Berliner Chronik“ (S. 187—278) ihrem Namen nicht hinreichend. Nur Anfang und Ende, das Verzeichniß der wichtigsten Beschlüsse der Stadtverordneten und die Sammlung der Nekrologe der in den Jahren 1869—1871 verstorbenen (46) Berliner Notabilitäten, sind ganz chronistisch gehalten; die übrigen Abschnitte, zwar zweckmäßig gruppirt, enthalten doch meist nur lose an einander gereihte Berichte, statistische Notizen, raisonnirende Zeitungsartikel, Betrachtungen, Anekdoten u. s. w. und entbehren der Vollständigkeit, nicht allein der Vollständigkeit im Einzelnen, die ja niemals zu erreichen ist, und über deren Maß sogar schwerlich auch nur zwei Beurtheiler sich einigen würden, sondern der Vollständigkeit der Gesichtspunkte, von denen die Jahresgeschichte eines großen Gemeinwesens zu betrachten ist. Ein dankenswerther Versuch chronistischer Behandlung ist hier und da gemacht, z. B. unter den Rubriken „Arbeiterbewegung“, „Wohnungen“, „Krieg“; es bleibt jedoch zu wünschen, daß das Versprechen, welches S. 238 in Bezug auf die Darstellung der Einwirkungen des Krieges auf das städtische Leben gegeben wird, nämlich daß nach Herbeischaffung des gesammten Materials der Gegenstand als ein Ganzes bearbeitet werden solle,

auch auf die übrigen und die noch fehlenden Partien ausgedehnt und so dem verdienstvollen, bereits eingebürgerten und kaum noch zu entbehrenden literarischen Unternehmen von Jahr zu Jahr immer mehr der Werth einer nie versagenden historischen Quelle verliehen werden möge.

F. H.

Druck von G. Hornberg in Berlin, Wilhelmstraße 21.

Die freiwilligen Leistungen der Preußischen Nation in den Kriegsjahren 1813—1815.

„National-Denkmal" oder summarische Darstellung der patriotischen Handlungen und Opfer der Preußischen Nation während der Jahre 1813, 1814, 1815, bearbeitet auf Befehl König Friedrich Wilhelms III. von der Königl. General-Ordens-Commission.

Vorbemerkung.

Es sei mir gestattet, mit einigen Worten der Umstände zu gedenken, welche mich veranlaßt haben, dem Gegenstande, welcher den Inhalt der folgenden Blätter ausmacht, und der meinen sonstigen Studien und Beschäftigungen fern liegt, meine Aufmerksamkeit zu widmen.

Mit einer historischen Arbeit „über freiwillige Krankenpflege und verwandte Hilfeleistungen während der Kriege zu Anfang des 19. Jahrhunderts (1800—1815) in Deutschland und den Nachbar-Ländern, mit besonderer Rücksicht auf Heeres- und Volks-Krankheiten" beschäftigt, erhielt ich durch einen Zufall Kenntniß davon, daß während der Befreiungskriege von 1813—15 und nach denselben die General-Ordens-Commission, in Erfüllung eines Königlichen Auftrages, mit der Sammlung von Thatsachen, welche auf die von der ganzen Nation gebrachten Opfer Bezug hatten, beschäftigt gewesen sei. Nachdem ich durch gütige Vermittelung des gegenwärtigen Mitgliedes der gedachten Commission, Sr. Exc. des Hrn. General-Lieutenant z. D. Freih. v. Troschke in Erfahrung gebracht, daß die darauf bezüglichen Acten, unter der Bezeichnung „National-Denkmal", in der That bei derselben sich noch befinden, wurde mir, auf meine Bitte, Seitens des inzwischen verstorbenen Präses der Commission, Generals der Infanterie und General-Adjutanten v. Bonin die Erlaubniß zu Theil, dieselben einsehen und benutzen zu dürfen. Das aus 3 Bänden Acten (nebst einigen dazu gehörigen Fascikeln und einer Anzahl von Acten-Bänden, welche die Sammlungen

und Correspondenzen enthalten) bestehende „National-Denkmal" wurde im Auftrage der General-Ordens-Commission, nach einem im Folgenden näher mitzutheilenden Plane, aus den eingegangenen Nachrichten von dem Wirkl. Legations-Rath Zyka bearbeitet, und war diese Arbeit erst 1820 beendet. Daß seitdem irgend eine literarische Benutzung und Verwerthung des darin niedergelegten, für die Geschichte der Befreiungskriege äußerst werthvollen und nach der Art seiner Sammlung sehr zuverlässigen Materials stattgefunden habe, ist mir nicht bekannt; jedenfalls aber ist der ursprünglich in Aussicht genommene Plan einer Veröffentlichung durch den Druck nicht zur Ausführung gebracht worden. Es schien mir hiernach eine selbst für mich, als Nicht-Historiker, gebotene Pflicht, den Haupt-Inhalt des Werkes, namentlich die durch mühevolle Sammlung und Berechnung festgestellten Zahlen, der Oeffentlichkeit nicht vorzuenthalten; ich unternahm es daher, die wichtigsten Thatsachen aus den Acten zusammenzustellen, und habe nur noch hinzuzufügen, daß der gesammte materielle Inhalt des Folgenden dem „National-Denkmal" entlehnt ist, und daß meine eigene Arbeit nur in der entsprechenden Auswahl und Anordnung des Stoffes bestanden hat.

Als in dem denkwürdigen Jahre 1813 die vaterländische Jugend, dem Aufrufe des Königs folgend, zu den Waffen eilte, um sich zur Befreiung des Vaterlandes dem Heere anzuschließen; als Vereine sich bildeten, um den Unbegüterten die Mittel zur Ausrüstung zu verschaffen; als Einzelne aus allen Klassen und Ständen der Nation durch Unternehmungen, Sammlungen und Beiträge sich beeiferten, ein Jeder in seinem Kreise und nach seinen Kräften, mitzuwirken zu dem großen Zwecke, erließ der König, um für diese denkwürdige Zeit mit dem Krieger-Verdienst auch das Bürger-Verdienst zu ehren, die nachfolgende, den Grundstein des „National-Denkmals" bildende Cabinets-Ordre:

„Die Opfer, welche jetzt dem Vaterlande in so mannigfacher Art dargebracht werden, sind bis jetzt von verschiedenen Behörden nur theilweise und „zerstreut in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht, viele derselben sind „aber ganz unbekannt geblieben; gleichwohl erheischt es der hohe National-„Geist, welcher Mein treues Volk belebt, daß Alles, was von diesem treuen „Sinn in Anerbietungen, Entsagungen, Beiträgen und allen sonstigen Auf-„opferungen in dieser Katastrophe für das Vaterland Gutes ausgeht, zu „einem geschlossenen Ganzen gesammelt, und so ein Denkmal der Nation „werde. Dieses Geschäft will Ich der General-Ordens-Commission hier-„mit auftragen, und veranlasse daher dieselbe, von allen Civil- und Militair-„Behörden, auch Privatvereinen, die diesfälligen Notizen einzuziehen, und

„solche in eine fortlaufende, von Zeit zu Zeit durch den Druck öffentlich „bekannt zu machende Sammlung zu bringen, bis dahin aber von den bis „jetzt vorgekommenen die ausgezeichnetsten Handlungen in einem gewählten „Auszuge Mir anzuzeigen, und hiernächst in angemessenen Zeitabschnitten „damit fortzufahren. Die unbedeutenden Beiträge von wenigen Thalern „werden ganz weggelassen, obgleich sie mit Rücksicht auf das Vermögen „dessen, der sie darbringt, den erheblichern oft nichts nachgeben, sondern „vielleicht vorstehen mögen. Uebrigens wird der Geheime Cabinetsrath „Albrecht die von ihm bisher gesammelten Notizen der General-Ordens-„Commission für den obigen Zweck zustellen.

Berlin, den 27. März 1813.

gez. Friedrich Wilhelm."

Hiernach wurden von der General-Ordens-Commission nicht nur die oberen Staats-Behörden, Militär-Gouvernements und Regierungen um Mittheilung der in ihrem Geschäftsbereiche bekannt gewordenen patriotischen Handlungen und Opfer ersucht, sondern auch aus den Zeitungen und Volksblättern jede Notiz über solche Fälle mit Sorgfalt herausgehoben.

Dies war jedoch noch nicht genügend für die von dem Könige ausgesprochene Absicht; denn die Zeitungen und Volksblätter, so sehr sie auch auf der einen Seite in's Einzelne gingen, enthielten doch nur diejenigen Beiträge, welche bei den öffentlichen Behörden, Cassen und denjenigen Sammlern, welche sich dieser Blätter gleichsam als öffentlicher Quittungen bedienten, eingegangen waren; der größere Theil des von der Nation unmittelbar gewirkten Guten kam hierbei nicht zur Kenntniß.

Um also dem „National-Denkmal" in Hinsicht der Opfer die erreichbar möglichste Vollständigkeit zu geben, auch zugleich durch die Einheit der Form die Uebersicht des Ganzen und des Einzelnen zu erleichtern, wurde ein Schema zu Listen mit bestimmten Rubriken[1]) entworfen, und zugleich

[1]) Das dabei benutzte Formular war, ähnlich dem in den später anzuführenden Tabellen, in einander gegenüberstehenden (Folio-) Columnen, folgendes:

Auf der einen Seite:

Kreis.	Anzahl der Freiwilligen		Davon haben sich selbst ausgerüstet.	Freiwillige Opfer für die Sache des Vaterlandes an Pretiosen, Geld, Effecten und Naturalien			
	zu den National-Regimentern, der Jäger-Detachements u. Freicorps.	zu den Regimentern des stehenden Heeres und der Landwehr.		durch patriotische Vereine, Unternehmungen, Sammlungen und unmittelbare Verwendungen Einzelner		außerdem durch Einzahlung an öffentliche Behörden und Cassen durch Kirchen-Collecten ꝛc.	
				im Betrage von	Thlr. Pr. C.	im Betrage von	Thlr. Pr. C.

mit einer gedruckten „Instruction zur Ausfüllung des anliegenden Schemas [1])" den Königlichen Regierungen mitgetheilt, um danach durch die Landräthe

Auf der gegenüberstehenden Seite:

Dazu ist von außerhalb ein-gegangen. Thlr. Pr. C.	Zwecke und Bestimmungen sämmtlicher Opfer.				Die ausgezeichnetsten Handlungen jeder Categorie.
	Verwendungen		Versendungen		
	im Betrage von	Thlr. Pr. C.	im Betrage von	Thlr. Pr. C.	

[1]) Aus dieser Instruction theilen wir Folgendes, zur Erläuterung der einzelnen Rubriken des Schemas, mit.

Unter den Freiwilligen, die sich selbst ausgerüstet haben, waren diejenigen zu verstehen, welche weder durch die Commune, noch durch Vereine die Mittel dazu erhielten, sondern aus eigenem Vermögen, oder durch die von ihren Eltern, Verwandten oder einzelnen Patrioten erhaltenen Mittel dies zu thun im Stande waren.

Als Unternehmungen Einzelner waren diejenigen Sammlungen zu verzeichnen, welche durch Herausgabe von Druckschriften, durch Kunstausstellungen, Umtausch von Pretiosen, Aufführung von Concerten u. s. w. bewirkt wurden.

Unmittelbare Verwendungen Einzelner betrafen die Selbst-Ausrüstungen, die Ausrüstungen durch Eltern, Verwandte, Verpflegung Verwundeter u. s. w., Versendungen nach außerhalb an Behörden, Vereine, Corps, Lazarethe, Cassen u. s. w.

Die Einzahlungen an öffentliche Behörden und Cassen betrafen namentlich diejenigen 1) bei den Militär-Gouvernements, 2) bei den Regierungen, 3) bei den Cassen des allgemeinen Ausrüstungs-Fonds, 4) bei den Lazarethcassen, 5) bei den Magistraten, 6) bei den Kreiscassen, zu denen 7) die Kirchen-Collecten kamen.

Unter den Verwendungen waren namentlich folgende Ausgaben zu verzeichnen: Zur Ausrüstung der Freiwilligen, zur Errichtung der National-Regimenter, für die einzelnen Armee Corps, Landwehr-Regimenter oder -Bataillone für die Lazarethe, ferner zur Unterstützung der a) Frauen und Kinder der in's Feld Gerückten, b) Wittwen und Waisen der Gebliebenen, c) Invaliden, d) verarmten Einwohner in den durch Krieg verheerten Gegenden.

Die ausgezeichnetsten patriotischen Handlungen wurden nach den in den folgenden 2 Klassen angegebenen Rubriken, unter Angabe von Namen, Stand und Wohnort der betreffenden Personen aufgeführt.

I. Klasse. Handlungen, mit persönlicher Hingebung verbunden. 1) Familienväter, welche sich, mit Aufopferung vortheilhafter bürgerlicher Verhältnisse, freiwillig stellten. 2) Unverheirathete, welche mit Aufopferung vortheilhafter bürgerlicher Verhältnisse sich zuerst als Freiwillige stellten und dadurch als Beispiel zur Nachahmung dienten. 3) Personen, welche sich der Wartung und Pflege der verwundeten und kranken Krieger in den Lazarethen unterzogen. 4) Aerzte und Wundärzte, welche Leben oder Gesundheit bei der Behandlung der Kranken in den Lazarethen aufopferten, oder welche sich unentgeltlich durch Thätigkeit und Eifer auszeichneten. 5) Personen, welche sich unentgeltlich der Leitung und Aufsicht in den Laza-

und Magistrate die in jeder Gemeinde vorgekommenen und bekannt gewordenen patriotischen Handlungen und Opfer zusammenstellen zu lassen.

Ehe indessen diese Zusammenstellung vollendet war, brach der Krieg mit Frankreich von Neuem aus; neue Opfer wurden unaufgefordert von der Nation dargebracht, neue patriotische Handlungen reihten sich den früheren an, in dem Vertrauen, daß das so allgemein gefühlte Bedürfniß eines dauernden Friedens endlich das Ziel dieser gemeinschaftlichen Anstrengungen sein müsse.

Da es der Gerechtigkeitsliebe des Königs entsprach, diesen neuen Opfern und Handlungen, welche die Liebe zum Vaterlande und zum Frieden erzeugte, eine gleiche Anerkennung zu Theil werden zu lassen, wie denen in der Periode des ersten Kampfes, wurde die General-Ordens-Commission bestimmt, die patriotischen Handlungen und Opfer der drei verhängnißvollen Jahre 1813, 1814 und 1815 in einer Darstellung zu vereinigen.

Um auch, dem Sinne und Geiste der Cabinets-Ordre entsprechend, die Verdienstlichkeit der kleinsten Gaben anzuerkennen, erhielten dieselben unter einer allgemein ausgedrückten Benennung in dem Schema ihre Stelle und damit ihre Würdigung.

Bei aller Sorgfalt für die möglichste Vollständigkeit, blieb es jedoch unmöglich, alle Leistungen der Nation für die Befreiung des Vaterlandes aufzuzählen; denn abgesehen davon, daß die Kriegslasten, von welchen fast alle Provinzen, am Meisten aber diejenigen, welche längere oder kürzere Zeit der Schauplatz des Krieges waren, und die Umgebungen der damals noch vom Feinde besetzten und belagerten Festungen, bloß bei einigen Provinzen im Allgemeinen in dem Sammelwerke berührt werden konnten, war es auch selbst nicht thunlich, alle freiwilligen Opfer erschöpfend darzustellen. So ließen sich unter Anderem die Unterstützungen, welche Eltern und Verwandte ihren im Felde stehenden Söhnen zuschickten, nur in den wenigsten

---

rethen unterzogen. 6) Personen, welche Aufträge ausführten, die mit Gefahr des Lebens, oder der Freiheit, oder des Vermögens verbunden waren.

II. Klasse. Handlungen, mit persönlichen Leistungen oder mit Entsagungen verbunden. 1) Personen, welche sich bei dem Geschäft der Organisation der Landwehr und des Landsturmes, sowie bei der Einrichtung und Verwaltung der Lazarethe auszeichneten. 2) Personen, welche unaufgefordert und ohne dazu verpflichtet gewesen zu sein, zur bestmöglichen Erreichung der Königlichen Intentionen, zweckmäßige Einrichtungen trafen. 3) Diejenigen, welche Söhne, Verwandte oder andere unbemittelte Freiwillige mit Aufopferung ausrüsteten, oder sich durch Aufnahme von Verwundeten in ihre Wohnung auszeichneten, oder die Versorgung von Invaliden oder durch den Krieg verwaisten Familien auf Lebenszeit übernahmen. 4) Diejenigen, welche durch ihre Beiträge aus eigenen Mitteln, unter den einzelnen Gebern, als die ausgezeichnetsten erschienen.

Fällen ausmitteln; auch wirkten viele Patrioten still und unbemerkt, und vermieden geflissentlich jede Oeffentlichkeit.

Was die einzelnen Provinzen des Staates betrifft, deren Leistungen in das „National-Denkmal" aufzunehmen waren, so erschien es angemessen, nicht bloß die nach dem Frieden von Tilsit verbliebenen (also bei Erlaß der Cabinets-Ordre den Staat bildenden), sondern auch die ehemaligen Preußischen und in dem Kampfe wiedereroberten Provinzen so weit mit in Betracht zu ziehen, als dieselben Gelegenheit gehabt hatten, ihre Liebe für das angestammte Regentenhaus durch patriotische Handlungen und Opfer zu bekunden, und in sofern sie nicht durch spätere Abtretung einem anderen Staate einverleibt wurden. Auf die Berücksichtigung der Leistungen der letzteren mußte aber insbesondere darum verzichtet werden, weil seit ihrer Abtretung keine weiteren Nachrichten über jene von denselben erlangt werden konnten.

Nach diesen, den Plan des ganzen Werkes darlegenden Anführungen, sei es gestattet, in der Kürze eine Uebersicht über die Verwaltung der einzelnen Provinzen während der Kriegsjahre zu geben.

Als der König im Januar 1813 sich nach Breslau begab, um die nöthigen Einleitungen zur Sicherung der Selbständigkeit des Staates zu treffen, setzte er in Berlin eine Ober-Regierungs-Commission, unter dem Vorsitze des Staats-Ministers Grafen v. d. Goltz, nieder, zu welcher, außer demselben, noch der Justiz-Minister v. Kircheisen, die späteren Staats-Minister v. Schuckmann und Graf v. Lottum und der spätere Wirkl. Geh. Rath und Ober-Präsident v. Bülow als Mitglieder gehörten. Diese Commission wurde beim Ausbruch des Krieges, im März 1813, aufgelöst, und das Land, welches damals die Provinzen von der Russischen Grenze bis zur Elbe, mit Ausnahme des Großherzogthums Posen und eines Theiles von West-Preußen, in sich begriff, in vier Militär-Gouvernements getheilt. Bei jedem derselben wurde vom Könige ein Militär- und ein Civil-Gouverneur ernannt, und zur Bearbeitung der Geschäfte das nöthige Personal von den betreffenden Militär- und Civil-Behörden beigegeben. Alle Militär-Angelegenheiten, mit Ausnahme der Bewegungen der operirenden Truppen, so wie die Verpflegung der vaterländischen und alliirten Heere wurden zum Ressort dieser Gouvernements geschlagen, und die Geschäftsführung derselben bezog sich daher namentlich auf folgende Gegenstände:

1) Die Gestellung und Ergänzung des regulären Militärs,

2) die Formation der Landwehr,

3) die Organisation des Landsturmes,
4) die Verpflegung sämmtlicher im Lande befindlichen Truppen,
5) die Bekleidung, Bewaffnung und Mobilmachung der vaterländischen Truppen,
6) die Beschaffung der Transportmittel,
7) die Anlegung von Lazarethen und die Krankenverpflegung,
8) die Retablirung der festen Plätze und die Beschaffung der Approvisionnements.

Für das Militär-Gouvernement zu Königsberg i. Pr., dessen Wirkungskreis sich auf die Provinzen zwischen der Russischen Grenze und der Weichsel erstreckte, wurde der Gen.-Lieut. v. Massenbach vorläufig zum Militär-Gouverneur und der Staats-Minister Graf zu Dohna zum Civil-Gouverneur ernannt, und als im Juni 1813 der Erstere in den Ruhestand versetzt wurde, trat der Gen.-Lieut. v. Zastrow an seine Stelle.

Dem Gouvernement zu Stargard, für die Provinzen zwischen der Weichsel und Oder, standen der spätere General der Infanterie Graf v. Tauentzien und der Großkanzler v. Beyme vor. Ersterer erhielt im Juli 1813 den Oberbefehl über das 4. Armee-Corps, und der Gen.-Lieut. v. Stutterheim wurde an seiner Stelle zum Militär-Gouverneur ernannt.

Für das Gouvernement zu Breslau, dessen Bezirk die ganze Provinz Schlesien umfaßte, wurde, bei der damaligen Anwesenheit des General-Feldmarschalls Grafen v. Kalkreuth, der Gen.-Major Graf v. Goetzen zum Vice-Militär-Gouverneur, und der Staats-Minister Freih. v. Altenstein zum Civil-Gouverneur bestellt. Im Juni 1813 wurden jedoch, zur Vereinfachung des Geschäftsganges, die Geschäfte des Gouvernements mit der Stelle des General-Quartiermeisters der Armee in der Person des späteren Feldmarschalls Grafen v. Gneisenau vereinigt, und demselben der damalige Regierungs-Chef-Präsident Merckel als Civil-Commissarius beigeordnet. Zu Anfang des Monats August 1813 wurde der General Graf v. Gneisenau von den Gouvernements-Geschäften wieder entbunden und der Gen.-Major Freih. v. Gaudi zum Militär-Gouverneur ernannt.

Das Gouvernement zu Berlin, für die Provinzen zwischen der Oder und Elbe, mit Ausnahme von Schlesien, war dem Gen.-Lieut. v. L'Estocq und dem späteren Wirkl. Geh. Rath und Ober-Präsidenten Sack übertragen, und als Letzterer, im Februar 1814, zum General-Gouverneur am Nieder-Rhein ernannt wurde, trat der spätere Wirkl. Geh. Rath und Ober-Präsident v. Bülow an seine Stelle.

Schon im April 1813, als die Armee zum ersten Male die Elbe überschritten hatte, wurde der Gen.-Major v. Jvernois zum Militär-Gouverneur und der spätere Finanz-Minister v. Klewiz zum Civil-Gou-

verneur der vormaligen Preußischen Provinzen jenseits der Elbe bestimmt, und dem Letzteren, außer dem Ressort des Civil-Gouverneurs, auch noch die Landes-Administration in diesen Provinzen übertragen. Die kriegerischen Ereignisse gestatteten jedoch diesem Gouvernement noch keinen festen Standort, und der Gen.-Major v. Ivernois starb im Juni 1813 zu Frankfurt a. O. Der Civil-Gouverneur führte die Geschäfte dieses Gouvernements allein, bis im November 1813, mit dem Fortschritt der Waffen, für die altpreußischen Provinzen zwischen der Elbe und dem Rheine zwei Militär-Gouvernements bestellt wurden, und zwar das eine zu Halberstadt, für die Provinzen zwischen der Elbe und Weser, und das andere zu Münster, für die Provinzen zwischen der Weser und dem Rhein. Ersteres erhielt, neben dem bereits ernannten Civil-Gouverneur, Anfangs den Gen.-Lieut. v. Krusemark, bald darauf aber, wegen dessen anderweitiger Bestimmung, den damaligen Gen.-Major v. Ebra zum Militär-Gouverneur; letzteres wurde dem damaligen Gen.-Major v. Heister und dem späteren Ober-Präsidenten Freih. v. Vincke übertragen. Die vier erstgenannten Militär-Gouvernements wurden im Juni 1814 aufgelöst, die beiden letztgenannten, zwischen der Elbe und dem Rhein, blieben jedoch, unter der oberen Leitung der Ministerien, bis zur vollendeten Organisation dieser Provinzen noch in Wirksamkeit, wobei, nach der Verabschiedung des Gen.-Lieut. v. Ebra, Anfangs der Gen.-Lieut v. Bismarck und sodann der commandirende General Graf Kleist v. Nollendorf, und nach dem Tode des Gen.-Lieut. v. Heister der commandirende General Freih. v. Thielmann hinzutraten.

Die Gouvernements haben durch ihre umsichtige und kräftige Leitung es wesentlich dahin gebracht, daß von dem patriotischen Sinne der Provinzen zur Förderung der Sache des Vaterlandes so viel geschehen konnte; namentlich haben sie sich um die Bewaffnung und Ausrüstung der Ergänzungs-Mannschaften, der Landwehr und des Landsturmes große Verdienste erworben.

Die Leitung des Ganzen war dem Staatskanzler, damaligen Freih. v. Hardenberg anvertraut, welcher sich in der Nähe des Königs befand. Seine dem Vaterlande geleisteten Dienste wurden bekanntlich durch die aus Paris vom 3. Juni 1814 datirte Erhebung desselben in den Fürstenstand anerkannt.

Ich lasse hiernächst in tabellarischer Anordnung die gesammten freiwilligen Leistungen aller Provinzen und aller einzelnen Kreise derselben, so weit sie im „National-Denkmal" Berücksichtigung gefunden haben, verglichen mit den die Gestellung und Unterhaltung der Landwehr betreffenden ausgeschriebenen Leistungen folgen, um daran später noch einige Erläuterungen und Bemerkungen zu knüpfen. Zu bemerken ist dabei, daß alle Naturalgaben nach ihrem Geldwerthe berechnet sind.

Provinzen.	Kreise.	Freiwillige Leistungen: Anzahl der Freiwilligen zu den National-Regimentern, Jägerdetachements und Freicorps. Mann.	den Regimentern des stehenden Heeres und der Landwehr. Mann.	Davon haben sich selbst ausgerüstet. Mann.	Gaben und Preziosen, Geld, Natura- durch Vereine, Unternehmungen, Sammlungen u. unmittelbare Verwendungen Einzelner. Thlr. Pr. Crt.
I. Ost-Preußen.	1. Schaaken	1,010	2,072	522	203,101
	2. Brandenburg	46	64	62	18,550
	3. Braunsberg	43	91	13	20,291
	4. Heilsberg	48	12	36	11,766
	5. Mohrungen	61	79	72	14,281
	6. Neidenburg	35	8	25	19,029
	7. Rastenburg	92	37	96	28,425
	8. Tapiau	36	110	45	13,836
	Summa	1,371	2,473	871 Mn.	329,279
		3,844 Mn.			417,
II. Litthauen.	1. Heydekrug	167	329	103	35,308
	2. Angerburg	79	121	112	22,986
	3. Gumbinnen	169	112	96	27,450
	4. Johannisburg	19	136	31	5,789
	5. Niederung	33	96	65	22,685
	6. Oletzko	43	12	34	10,153
	7. Rhein	37	25	26	11,844
	8. Stallupönen	94	114	92	24,975
	9. Tilsit	108	225	87	42,301
	Summa	749	1,170	646 Mn.	203,491
		1,919 Mn.			255,
III. West-Preußen.	1. Dirschau	474	113	162	62,918
	2. Pr. Stargard	59	91	62	15,670
	3. Marienburg	110	172	87	84.269
	4. Elbing	367	64	53	22.880
	5. Culm und Thorn	111	52	105	19,609
	6. Michelau	7	4	11	1,913
	7. Camin	39	—	32	7,622
	8. Deutsch Crone	105	59	69	18,339
	9. Marienwerder	384	238	218	34,446
	10. Conitz	64	174	106	14,783
	11. Neuenburg	93	34	107	20,857
	12. Schwetz	108	67	69	5,615
	13. Christburg	43	30	38	8.519
	Summa	1,964	1,098	1,149 Mn.	317,440
		3,062 Mn.			392,
IV. Pommern.	1. Randow	411	179	406	114.224
A. Vor-Pommern	2. Anclam	306	106	152	46.345
	3. Demmin	102	65	121	39,101
	4. Usedom-Wollin	62	53	50	19,388
B. Hinter-Pommern.	5. Belgard	41	33	51	23,094
	6. Borcke	21	105	24	5.009
	Latus	943	541	804	247,161

und Beiträge.			Ausgeschriebene Leistungen und Beiträge.		Summa aller Leistungen.
Opfer an Effecten und lien rc. durch Einzahlungen an öffentliche Behörden und Cassen und durch Kirchencollecten.	Dazu ist von außerhalb eingegangen.	Reine Summe der freiwilligen Beiträge	Anzahl der gestellten Landwehr-Mannschaft.	Betrag der Ausrüstungs- und Unterhaltungskosten.	
Thlr. Pr. Crt.	Thlr. Pr. Crt.	Thlr. Pr. Crt.	Mann.	Thlr. Pr. Crt.	Thaler Preuß. Courant.
76,897	68,578	211,420	2,270	75,390	286,810
3,476	—	22,026	1,811	43,380	65,406
1,082	12	21,361	686	33,397	54,758
996	158	12,604	1,134	44,018	56,622
1,757	610	15,428	1,392	59,709	75,137
288	—	19,317	1,042	34,000	53,317
2,310	—	30,735	1,241	50,077	80,812
1,840	—	15,676	1,264	42,864	58,540
88,646	69,358	348,567	10,870	382,835	731,402
925 Thlr.	Thlr.	Thlr.	Mn.	Thlr.	Thlr.
31,265	—	66,573	863	35,270	101,843
1,257	—	24,243	738	31,244	55,487
11,198	9,317	29,331	1,256	29,489	58,820
234	—	6,023	209	7,450	13,473
819	—	23,504	584	24,064	47,568
783	—	10,936	1,215	17,774	28,710
933	—	12,777	758	36,099	48,876
2,118	70	27,023	1,078	52,998	80,021
3,688	416	45,573	855	35,063	80,636
52,295	**9,803**	**245,983**	**7,556**	**269,451**	**515,434**
786 Thlr.	**Thlr.**	**Thlr.**	**Mn.**	**Thlr.**	**Thlr.**
5,646	794	67,770	1,462	22,475	90,245
745	—	16,415	1,208	37,301	53,716
4,401	—	88,670	768	27,956	116,627
13,994	—	36,874	741	23,421	60,295
2,239	—	21,848	1,522	29,500	51,348
368	—	2,281	882	16,604	18,885
1,126	—	8,748	435	25,138	33,886
1,312	—	19,651	1,000	24,094	43,745
40,726	31,470	43,702	1,011	19,380	63,082
2,431	—	17,214	1,606	69,934	87,148
1,115	400	21,572	642	18,329	39,901
335	228	5,722	970	11,855	17,577
790	—	9,309	376	11,053	20,362
75,228	32,892	359,776	12,626	337,041	696,817
668 Thlr.	Thlr.	Thlr.	Mn.	Thlr.	Thlr.
16,558	30,381	100,401	1,522	46,210	146,611
8,601	826	54,120	1,137	50,569	104,689
9,151	1,031	47,221	790	28,745	75,966
15,012	100	34,300	734	18,458	52,758
1,755	—	21,849	822	26,345	51,194
3,315	—	8,324	550	12,086	20,410
54,392	32,338	269,215	5,555	182,413	451,628

Provinzen.	Kreise.	Freiwillige Leistungen: Anzahl der Freiwilligen zu den National-Regimentern, Jägerdetachements und Freicorps. Mann.	Anzahl der Freiwilligen zu den Regimentern des stehenden Heeres und der Landwehr. Mann.	Davon haben sich selbst ausgerüstet. Mann.	Gaben und Pretiosen, Geld, Natura- durch Vereine, Unternehmungen, Sammlungen u. unmittelbare Verwendungen Einzelner. Thlr. Pr. Crt.
	Transport . .	943	541	804	247,161
	7. Daber	3	42	9	2,981
	8. Flemming	19	96	42	5,646
	9. Fürstenthum. . . .	122	103	104	28 321
	10. Greifenberg	64	78	59	10,348
	11. Greifenhagen . . .	69	79	74	23,745
	12. Lauenburg-Bütow	85	108	95	14,523
	13. Neu-Stettin	43	120	49	8,570
	14. Osten	4	17	4	1,753
	15. Pyritz	53	126	65	8,997
	16. Rummelsburg . .	22	33	22	6,794
	17. Saatzig	143	64	156	25,373
	18. Schlawe	54	85	43	23,434
	19. Stolp	75	113	63	21,003
	Summa . .	1,699	1,605	1,589 Mn.	428,652
		3,304 Mn.			572,
V. Posen.	1. Posen	300		nicht zu ermitteln	13,698
	2. die übrigen 16 Kreise des Reg.-Bez. . . .				8,648
	3. Bromberg	103	—	85	2,946
	4. die übrigen 9 Kreise des Reg.-Bez. . . .	41	—	37	4,098
	Summa . .	144		122 Mn.	29,390
		444 Mn. excl. Posen.			44,
VI. Schlesien. A. Nieder-Schlesien u. Grafschaft Glatz.	1. Breslau	661	851	400	125,641
	2. Bolkenhayn . . .	48	35	53	12.641
	3. Brieg	117	169	42	9,128
	4. Creutzburg	11	53	31	6,653
	5. Falkenberg	23	107	24	5,084
	6. Frankenstein	23	81	25	10,462
	7. Freystadt	29	76	51	12,117
	8. Glatz	30	104	31	15 791
	9. Glogau	67	380	106	29,002
	10. Goldberg-Haynau	33	82	42	19,732
	11. Grottkau	26	92	46	13.001
	12. Grünberg	71	160	61	16,332
	13. Guhrau	55	113	42	11,658
	14. Hirschberg	82	145	87	22,951
	15. Jauer	66	10	11	7,631
	16. Liegnitz	99	35	94	27,227
	17. Löwenberg-Bunzlau	32	178	45	17,654
	Latus . .	1,473	2,671	1,191	362,705

und Beiträge.			Ausgeschriebene Leistungen und Beiträge.		Summa aller Leistungen.
Opfer an Effecten und lien ꝛc. durch Einzahlungen an öffentliche Behörden und Cassen und durch Kirchencollecten.	Dazu ist von außerhalb ein- gegangen.	Reine Summe der freiwilligen Beiträge	Anzahl der gestellten Landwehr- Mannschaft.	Betrag der Ausrüstungs- und Unterhal- tungskosten.	
Thlr. Pr. Crt.	Thlr. Pr. Crt.	Thlr. Pr. Crt.	Mann.	Thlr. Pr. Crt.	Thaler Preuß. Courant.
54,392	32,338	269,215	5,555	182,413	451,628
3,033	410	5,604	579	12,199	17,803
3,400	—	9,046	802	16,991	26,037
7,291	622	34,993	1,792	45,789	80,782
3,896	—	14,244	1,050	29,363	43,607
2,377	1,150	24,972	738	16,723	41,695
953	—	15,476	1,096	20,575	36,051
7,118	—	15,688	1,136	45,740	61,428
356	153	1,956	172	4,476	6,432
5,798	—	14,795	1,424	38,428	53,223
217	88	6,923	556	6,737	13,660
42,178	31,259	36,292	1,710	42,923	79,215
8,618	—	32,052	1,334	41,516	73,568
4,328	—	25,331	1,416	43,522	68,853
143,955	66,020	506,587	19,360	547,395	1,053,982
607 Thlr.	Thlr.	Thlr.	Mn.	Thlr.	Thlr.
10,431	10,298	13,831	—	—	—
1,755	—	10,403	—	—	—
2,838	2,685	3,099	—	—	—
230	—	4,328	—	—	—
15,254	12,983	31,661	—	—	31,661
644 Thlr.	Thlr.	Thlr.			Thlr.
163,472	118,000	171,113	1,586	58,146	229,259
2,079	—	14,720	1,678	21,928	36,648
4,850	18	13,960	864	22,771	36,731
3,001	—	9,654	489	11,844	21,498
916	21	6,006	420	12,100	18,106
4,710	96	15,076	892	25,320	40,396
5,591	404	17,304	1,745	26,589	43,893
8,796	68	24,519	2,404	30,658	55,177
806	—	29,808	2,334	19,830	49,638
1,695	—	21,427	1,896	20,960	42,387
6,283	—	19,284	800	34,170	53,454
1,550	—	17,882	1,170	16,633	34,515
948	—	12,606	1,268	6,705	19,511
2,976	723	25,204	3,689	42,526	67,730
577	536	7,672	1,158	21,570	29,242
31,358	36,025	22,560	1,269	27,624	50,184
5,890	1,225	22,319	4,082	51,106	73,425
245,528	157,119	451,114	27,744	450,480	902,594

Provinzen.	Kreise.	Freiwillige Leistungen: Anzahl der Freiwilligen zu den National-Regimentern, Jägerdetachements und Freicorps. Mann.	Anzahl der Freiwilligen zu den Regimentern des stehenden Heeres und der Landwehr. Mann.	Davon haben sich selbst ausgerüstet. Mann.	Gaben und Pretiosen, Geld, Natura- durch Vereine, Unternehmungen, Sammlungen u. unmittelbare Verwendungen Einzelner. Thlr. Pr. Crt.
	Transport . .	1,473	2,671	1,191	362,705
	18. Lüben	21	15	20	3,214
	19. Militsch-Trachenbg.	28	17	36	10,828
	20. Münsterberg. . . .	13	20	13	3,668
	21. Namslau	14	45	17	2,931
	22. Neisse	131	225	160	24,925
	23. Neumarkt	60	192	104	13,492
	24. Nimptsch.	36	121	11	13,211
	25. Oels.	51	192	74	18,462
	26. Ohlau	47	252	91	19,876
	27. Reichenbach	80	55	51	25,916
	28. Sagan.	21	64	25	7,101
	29. Schweidnitz	153	170	130	45,861
	30. Schwiebus	40	46	12	9,360
	31. Sprottau	9	6	6	4,800
	32. Steinau	35	49	38	7,306
	33. Strehlen.	9	43	20	8,998
	34. Striegau	12	25	11	5,466
	35. Trebnitz	32	306	61	11,609
	36. Wartenberg	4	41	8	7,031
	37. Wohlau	28	62	25	13,469
B. Ober-Schlesien.	38. Beuthen	61	3	18	10,322
	39. Cosel.	30	96	37	7,032
	40. Groß-Strehlitz . .	8	3	5	6,973
	41. Leobschütz	10	17	12	15,330
	42. Lublinitz.	4	180	6	7,116
	43. Neustadt.	43	43	39	7,759
	44. Oppeln	39	60	37	11,518
	45. Pleß.	25	43	10	11,275
	46. Ratibor	48	46	52	24,699
	47. Rosenberg	8	47	17	6,905
	48. Tost	34	42	62	19,908
	Summa . .	2,610	5,197	2,399 Mn.	749,066
		7,807 Mn.			1,056,
VII. Neumark.	1. Königsberg	187	1,181	321	37,873
	2. Arnswalde	67	146	81	18,464
	3. Cotbus	233	121	129	28,876
	4. Crossen	82	158	79	19,577
	5. Dramburg	65	135	65	8,298
	6. Friedeberg.	77	167	116	13,452
	7. Landsberg	266	159	192	24,457
	8. Schievelbein. . . .	—	80	10	9,918
	9. Soldin	77	277	86	8,089
	Latus . .	1,054	2,424	1,079	169,004

und Beiträge.			Ausgeschriebene Leistungen und Beiträge.		Summa aller Leistungen.
Opfer an Effecten und lien ꝛc. durch Einzahlungen an öffentliche Behörden und Kassen und durch Kirchencollecten.	Dazu ist von außerhalb ein-gegangen.	Reine Summe der freiwilligen Beiträge	Anzahl der gestellten Landwehr-Mannschaft.	Betrag der Ausrüstungs- und Unterhaltungskosten.	
Thlr. Pr. Crt	Thlr. Pr. Crt.	Thlr. Pr. Crt.	Mann.	Thlr. Pr. Crt.	Thaler Preuß. Courant.
245,528	157,119	451,114	27,744	450,480	902,594
426	—	3,640	1,020	10,970	14,610
590	—	11,418	913	12,498	23,916
325	—	3,993	492	15,966	19,959
2,344	—	5,275	1,377	9,309	14.584
2,682	—	27,607	2,578	50,690	78,297
4,581	1,220	16,853	864	16,727	33,580
2,078	—	15,289	933	31,194	46,483
2,818	—	21,280	2,784	15,510	36,790
6,230	—	26,106	1,242	24,114	50,220
2,602	—	28,518	1,020	21,000	49,518
1,114	492	7,723	1,566	15,832	23,555
7,113	801	52,173	2,273	40,894	93,067
222	—	9,582	526	11,507	21,089
369	—	5,169	921	23,471	28,640
1,447	22	8,751	699	10,357	19,088
3,629	—	12,627	867	14,000	26,627
497	—	5,963	528	19,615	25,578
2,041	40	13,610	1,050	20,125	33,735
765	—	7,796	600	11,928	19,724
692	636	13,525	1,822	15,124	28,649
2,138	—	12,460	602	10,089	22,549
794	—	7,826	452	9,466	17,292
19	—	6,992	995	5.874	12,866
3.165	—	18,495	1,470	28,500	46,995
274	335	7,055	624	12,094	19,149
4,771	—	12.530	1,380	28,710	41,240
2,008	1,297	12,229	2,292	19,112	31,341
709	99	11,885	1,364	14,991	26,876
2.737	6,585	20,851	1,260	20.000	40,851
390	—	7,295	601	7,994	15,289
2,110	476	21.542	1.206	17,251	38,793
307,208	169,122	887,152	64,065	1,015,392	1,902,544
274 Thlr.	Thlr.	Thlr.	Mn.	Thlr.	Thlr.
19,016	30,437	26.452	1,987	65,417	91,869
897	1,131	18,230	777	16,683	34,913
1,420	—	30.296	971	37,322	67,618
861	61	20,377	1,195	24,412	44,789
2,180	57	10,421	622	14,210	24,631
1,809	109	15,152	922	29,014	44,166
1,478	50	25,885	1,567	44,056	69.941
569	—	10,487	264	5.902	16,389
1,028	207	8.910	625	12.959	21,869
29,258	32,052	166,210	8,930	249,975	416,185

Provinzen.	Kreise.	Freiwillige Leistungen: Anzahl der Freiwilligen zu den National-Regimentern, Jägerdetachements und Freicorps. Mann.	Anzahl der Freiwilligen zu den Regimentern des stehenden Heeres und der Landwehr. Mann.	Davon haben sich selbst ausgerüstet. Mann.	Gaben und Pretiosen, Geld, Natura- durch Vereine, Unternehmungen, Sammlungen u. unmittelbare Verwendungen Einzelner. Thlr. Pr. Crt.
	Transport . .	1,054	2,424	1,079	169,004
	10. Sternberg	133	499	117	16,720
	11. Züllichau	125	58	84	32,245
	Summa . .	1,312	2,981	1,280	217,969
		4,293 Mn.		Mn.	251,
VIII. Kurmark.	1. Nieder-Barnim . .	6,121	344	4,151	983,252
A. Mittelmark.	2. Beeskow-Storkow .	24	32	39	8,741
	3. Glien-Löwenberg .	27	74	28	9,923
	4. Havelland	588	675	345	106,433
	5. Lebus	332	460	294	79,904
	6. Ober-Barnim . . .	163	96	134	23,291
	7. Ruppin	147	322	157	21,341
	8. Teltow	129	12	87	8,507
	9. Zauche-Luckenwalde	77	77	70	13,103
B. 10. Priegnitz.		310	784	210	97,536
C. 11. Uckermark.		212	484	325	43,187
D. Theil d. Hzgth.	12. Jerichow I.	44	102	44	13,840
Magdeburg a. d.	13. Jerichow II. . . .	84	47	115	21,991
rechten Elbufer.	14. Ziesar	18	5	18	4,753
	Summa . .	8,276	3,514	6,017	1,435,802
		11,790 Mn.		Mn.	2,239,
IX. Provinzen zwischen Elbe und Weser.	1. Magdeburg-Neu Haldensleben . . .	525	902	475	95,894
	2. Calbe[1])	279	188	210	32,886
A. Hzgth. Magdebg. m. Ausschluß	3. Saalkreis	661	232	663	127,675
d. recht. Elbufs.	4. Wanzleben	224	119	152	18,585
B. Fstth. Halberstadt m. Grafsch.	5. Halberstadt	1,116	269	666	70,304
Wernigerode.	6. Osterwiek	271	49	220	55,807
C. Altmark.	7. Stendal	333	246	203	32,642
	8. Salzwedel	174	121	122	23,383
D. Ehemal. preuß. Anthl. d. Grfsch. Mansfeld.	9. Mansfeld[2])	379	142	243	59,281
E. Grfsch. Hohenstein u. Nordh.	10. Nordhausen	357	134	277	33,486
F. Fstth. Eichsfeld m. Mühlhausen[3])	11. Heiligenstadt[4]) . .	356	66	353	39,774
G. Fstth. Erfurt[3]).	12. Erfurt	234	113	274	24,009
	Summa . .	4,909	2,581	3,858	613,726
		7,490 Mn.		Mn.	902,

[1]) Mit Ausschluß der Grafschaft Barby und des Amtes Gommern. [2]) Nebst einem Theil des vorma-
des vormaligen Kreises Duderstadt.

und Beiträge.			Ausgeschriebene Leistungen und Beiträge.		Summa aller Leistungen.
Opfer an Effecten und ...lien zc. durch Einzahlungen an öffentliche Behörden und Cassen und durch Kirchencollecten.	Dazu ist von außerhalb ein-gegangen.	Reine Summe der freiwilligen Beiträge	Anzahl der gestellten Landwehr-Mannschaft.	Betrag der Ausrüstungs- und Unterhaltungskosten.	
Thlr. Pr. Crt.	Thlr. Pr. Crt	Thlr. Pr. Crt.	Mann.	Thlr. Pr. Crt.	Thaler Preuß. Courant.
29,258	32,052	166,210	8,930	249,975	416,185
2,482	—	19,202	1,652	38,218	57,420
1,667	310	33,602	488	20,205	53,807
33,407	32,362	219,014	11,070	308,398	527,412
376 Thlr.	Thlr.	Thlr.	Mn.	Thlr.	Thlr.
660,373	330,000	1,313,625	6,685	295,585	1,609,210
126	—	8,867	795	28,885	37,752
2,891	140	12,674	482	19,690	32,364
55,250	52,750	108,933	2,610	120,746	229,679
6,283	3,112	83,075	1,770	85,042	168,117
1,955	—	25,246	1,245	51,284	76,530
16,874	864	37,351	1,490	73,141	110,492
633	—	9,140	1,090	43,059	52,199
2,935	83	15,955	1,322	55,394	71,349
21,358	14,232	104,662	2,490	102,566	207,228
25,608	12,922	55,873	2,920	137,194	193,067
3,312	—	17,152	810	31,157	48,309
2,484	—	24,475	1,090	43,059	67,534
3,429	877	7,305	295	14,174	21,479
803,511	414,980	1,824,333	25,094	1,100,976	2,925,309
313 Thlr.	Thlr.	Thlr.	Mn.	Thlr.	Thlr.
73,086	13,946	155,034	1,315	39,482	194,516
9,502	—	42,388	1,044	14,120	56,508
867	14,660	113,882	646	16,556	130,438
774	—	19,359	86	1,852	21,211
140,753	114,841	96,216	1,284	46,856	143,072
3,922	—	59,729	601	16,460	76,189
19,733	16,343	36,032	1,795	22,455	58,487
3,065	1,722	24,726	866	9,070	33,796
1,939	—	61,220	490	15,558	76,778
13,222	—	46,708	662 mit Heiligenstadt	64,930	159,471
19,495	11,436	47,833	1,818	f. Nordhausen	—
2,039	321	25,727	850	32,065	57,792
288,397	173,269	728,854	11,457	279,404	1,008,258
123 Thlr.	Thlr.	Thlr.	Mn.	Thlr.	Thlr.

...ligen Kreises Eisleben. *) Mit Ausschluß der abgetrennten Theile. *) Kreis Heiligenstadt und ein Theil

Provinzen.	Kreise.	Freiwillige Leistungen: Anzahl der Freiwilligen zu den National-Regimentern, Jägerdetachements und Freicorps. Mann.	den Regimentern des stehenden Heeres und der Landwehr. Mann.	Davon haben sich selbst ausgerüstet. Mann.	Gaben und Pretiosen, Geld, Natura- durch Vereine, Unternehmungen, Sammlungen u. unmittelbare Verwendungen Einzelner. Thlr. Pr. Crt.
X. Provinzen zwischen Weser und Rhein.	1. Münster	63	95	121	16,401
A. Preuß. Antheil d. Fstth. Münster.	2. Beckum, Lüdingh.[1])	60	283	80	13,405
B. Grfsch. Tecklenburg u. Lingen.	3. Tecklenburg	56	225	44	6,075
C. Frstth. Paderborn.	4. Paderborn	34	28	13	10,381
	5. Brakel, Büren 2c.[2])	79	167	78	9,281
D. Frstth. Minden.	6. Minden	118	189	128	28,326
	7. Rahden 2c.[3])	21	45	19	6,991
E. Grfsch. Ravensberg.	8. Bielefeld	86	381	105	24,974
	9. Halle, Herford[4])	106	450	111	26,232
F. Grfsch. Mark.	10. Hamm	170	389	169	47,752
	11. Dortmund excl. Stadt	218	417	230	22,024
	12. Hagen	194	868	208	55,564
G. Ehem. Abteien Essen u. Werden.	13. Essen	48	64	49	14,844
H. Theil d. Hzth. Cleve mit Elten östlich. d. Rheins.	14. Rees	143	248	161	40,675
	15. Dinslaken	111	63	120	21,527
	Summa	1,507	3,912	1,636 Mn.	344,452
		5,419 Mn.			451,

Recapi-

Provinzen.					
Zwischen der Russischen Grenze und der Elbe.	I. Ost-Preußen	1,371	2,473	871	329,279
	II. Litthauen	749	1,170	646	203,491
	III. West-Preußen	1,964	1,098	1,149	317,440
	IV. Pommern	1,699	1,605	1,589	428,652
	V. Posen	444	—	122	29,390
	VI. Schlesien	2,610	5,197	2,399	749,066
	VII. Neumark	1,312	2,981	1,280	217,969
	VIII. Kurmark 2c.	8,276	3,514	6,017	1,435,802
IX. Zwischen der Elbe und Weser		4,909	2,581	3,858	613,726
X. Zwischen der Weser und dem Rhein		1,507	3,912	1,636	344,452
	Summa	24,841	24,531	19,567 Mn.	4,669,267
		49,372 Mn.			6,583,

[1]) Kreise Beckum, Lüdinghausen und Warendorf. [2]) Kreise Brakel, Büren, Warburg und ein Theil von

und Beiträge.			Ausgeschriebene Leistungen und Beiträge.		Summa aller Leistungen.
Opfer an Effecten und lien ꝛc. durch Einzahlungen an öffentliche Behörden und Cassen und durch Kirchencollecten.	Dazu ist von außerhalb ein-gegangen.	Reine Summe der freiwilligen Beiträge	Anzahl der gestellten Landwehr-Mannschaft.	Betrag der Ausrüstungs- und Unterhaltungskosten.	
Thlr. Pr. Crt.	Thlr. Pr. Crt.	Thlr. Pr. Crt.	Mann.	Thlr. Pr. Crt.	Thaler Preuß. Courant.
31,827	26,893	21,335	1,430	39,089	60,424
1,996	—	15,401	2,828	68,442	83,843
616	176	6,515	796	22,116	28,632
308	2,760	7,929	850	10,000	17,929
166	—	9,447	2,440	22,400	31,847
4,517	8,733	24,110	1,430	10,330	34,440
405	—	7,396	1,420	14,020	21,416
801	247	25,528	950	9,050	34,578
1,079	—	27,311	2,230	23,030	50,341
26,517	30,541	43,728	877	265,088	409,273
11,485	—	33,509	873		
14,424	3,040	66,948	802		
7,563	1,851	20,556	644	22,923	43,479
2,889	16,000	27,564	367	32,880	83,200
2,065	746	22,846	729		
106,658 110 Thlr.	90,987 Thlr.	360,123 Thlr.	18,666 Mn.	539,368 Thlr.	899,491 Thlr.

tulation.

88,646	69,358	348,567	10,870	382,835	731,402
52,295	9,803	245,983	7,556	269,451	515,434
75,228	32,892	359,776	12,626	337,041	696,817
143,955	66,020	506,587	19,360	547,395	1,053,982
15,254	12,983	31,661	—	—	31,661
307,208	169,122	887,152	64,065	1,015,392	1,902,544
33,407	32,362	219,014	11,070	308,398	527,412
803,511	414,980	1,824,333	25,094	1,100,976	2,925,309
288,397	173,269	728,854	11,457	279,404	1,008,258
106,658	90,987	360,123	18,666	539,368	899,491
1,914,559 826 Thlr.	1,071,776 Thlr.	5,512,050 Thlr.	180,764 Mn.	4,780,260 Thlr.	10,292,310 Thlr.

Höxter. 3) Kreis Rahden und ein Theil von Bünde. 4) Kreise Halle, Herford und ein Theil von Bünde.

Zu den vorstehenden Zahlen sind noch einige, die verschiedenen Provinzen betreffende Erläuterungen hinzuzufügen.

I. Provinz Ost-Preußen.

Diese Provinz, den heutigen Regierungs-Bezirk Königsberg ausmachend, aber mit einer andern, als der gegenwärtigen Kreis-Eintheilung[1]), hatte seit dem Jahre 1807 sehr viel gelitten. In der Stadt Königsberg, wo der sonstige Handel und Verkehr bereits durch die Handelssperre gelähmt war, vernichtete eine große Feuersbrunst im Jahre 1811 bedeutende Vorräthe. Der Kreis Brandenburg, welcher 1807 der Schauplatz der Schlachten bei Preußisch-Eylau und Friedland gewesen war, verlor noch im Jahre 1812 durch die nach Rußland marschirenden Französischen Heere eine Menge Pferde, Schlachtvieh und Mehl, welches eigenmächtig mitgenommen wurde; der Kreis Tapiau litt ebenso durch Plünderung, Seuchen und Durchmärsche; der Kreis Neidenburg war durch die früheren Anstrengungen und durch Mißwachs so entkräftet, das er im Jahre 1812 von Seiten der Regierung mit Salz und Getreide unterstützt werden mußte, um nicht einen großen Theil seiner armen Bewohner dem Hunger und der Verzweifelung Preis zu geben. Der Kreis Heilsberg endlich war durch Viehseuchen und die schlechte Ernte des Jahres 1811 sehr herabgekommen. — Ungeachtet dieser erlittenen Drangsale, ergriff die Provinz mit Freuden die Gelegenheit, als es sich darum handelte, für die Sache des Vaterlandes Alles zu wagen. Als nämlich nach dem Eindringen des Russischen Heeres,

---

[1]) Die damalige Kreis-Eintheilung der Provinz war die folgende: 1) Kreis Schaaken mit den Städten: Königsberg, Pillau, Fischhausen, den Domänen und Intendantur-Aemtern: Waldau, Neuhausen, Fischhausen, Caporn, Rossitten, Kragau, Grünhoff, Schaaken, Caymen. — 2) Brandenburg mit den Städten: Heiligenbeil, Zinten, Preuß. Eylau, Friedland, Domnau, Kreuzburg und den Aemtern: Darben, Balga, Brandenburg, Kobbelbude, Preuß. Eylau, Niederwangen. — 3) Braunsberg mit den Städten: Frauenburg, Braunsberg, Mehlsack, Wormditt, Guttstadt und den Aemtern: Frauenburg, Braunsberg, Mehlsack, Wormditt. — 4) Heilsberg mit den Städten: Rössel, Heilsberg, Bischoffstein, Bischofsburg, Seeburg, Wartenburg, Allenstein und den Aemtern: Heilsberg, Allenstein, Wartenburg, Seeburg, Rössel. — 5) Mohrungen mit den Städten: Mohrungen, Liebstadt, Mühlhausen, Preuß. Holland, Saalfeld, Osterode, Liebemühl, Hohenstein und den Aemtern: Mohrungen, Osterode, Preuß. Mark, Preuß. Holland, Hohenstein. — 6) Neidenburg mit den Städten: Ortelsburg, Neidenburg, Willenberg, Passenheim, Gilgenburg, Soldau und den Aemtern: Ortelsburg, Friedrichsfelde, Willenberg, Neidenburg, Soldau. — 7) Rastenburg mit den Städten: Barten, Bartenstein, Drengfurth, Gerdauen, Nordenburg, Rastenburg, Schippenbeil und den Aemtern: Barten, Bartenstein, Rastenburg, Wundlacken. — 8) Tapiau mit den Städten: Tapiau, Allenburg, Wehlau, Labiau und den Aemtern: Labiau, Laukischken, Mehlauken, Tapiau, Taplacken, Saalau.

bei Verfolgung der Französischen Truppen, die Stände von Litthauen, Ost- und West-Preußen bis zur Weichsel am 5. Februar 1813 zu Königsberg zusammengetreten waren, wurde von ihnen, mit Nichtachtung der möglichen schlimmen Folgen, aus reiner Liebe und treuer Anhänglichkeit an den König und das Vaterland der Beschluß gefaßt, eine Landwehr von 20,000 Mann mit einer Reserve von 10,000 Mann zu errichten, den Landsturm zu organisiren und den König zu bitten, dieses Anerbieten zu genehmigen. Eine Deputation wurde sogleich abgesandt, um diese Bitte vor den Thron zu bringen. Diese National-Bewaffnung, welche später so kräftig zur Befreiung des Vaterlandes mitgewirkt hat, ging also in jenen Provinzen zuerst und freiwillig aus dem treuen Sinne des Volkes hervor. Das in der Folge von diesen Provinzen errichtete National-Cavallerie-Regiment und die in Königsberg gebildete Jäger-Compagnie bestanden ebenfalls größtentheils aus Freiwilligen und erforderten einen Kosten-Aufwand von 191,533 Thalern.

Wenn man die Zahl der Kämpfer aus diesen Provinzen mit der ganzen männlichen Bevölkerung vergleicht, so ergiebt sich, daß von 100 männlichen Seelen 16 und von 100 Erwachsenen im Alter von 18 bis 45 Jahren 45 Mann die Waffen ergriffen haben, ein Verhältniß, welches hier, wo die Anstrengung aus dem freien Willen der Nation hervorgegangen war, wohl geeignet ist, zu zeigen, wie sehr die Preußischen Provinzen jenseits der Weichsel es sich angelegen sein ließen, den übrigen Provinzen der Monarchie mit gutem Beispiel voranzugehen[1]). Allein in der Stadt **Königsberg** stellte sich die sehr bedeutende Zahl von 3,027 Freiwilligen, davon 2,044 zu den Regimentern der Linie und Landwehr, und 480, die sich selbst ausgerüstet hatten; auch wurden von der ansehnlichen Summe von 259,836 Thalern, welche in Königsberg an freiwilligen Beiträgen eingegangen waren, die folgenden Summen zu Zwecken der Ausrüstung und Vertheidigung verwendet:

Zu Selbst-Ausrüstungen und anderen patriot. Zwecken	94,842	Thlr.
Zur Ausrüstung unbemittelter Freiwilliger	32,573	„
Zur Ausrüstung der Landwehr	23,103	„
Latus .	150,518	Thlr.

[1]) Vergl. auch: Gedrängte aktenmäßige Darstellung des Zustandes der Provinz Ostpreußen in den Jahren 1807 bis 1815 in den Beiträgen zur Kunde Preußens, Bd. I. 1818. S. 273. — **Radefeldt**, Darstellung der Leistungen, Lieferungen und Verluste aller Art der zum vormaligen Gouvernement zwischen der Weichsel und der russischen Grenze gehörigen Provinzen in den Kriegsjahren 1807, 1812 und 1813, nebst einer Vergleichung ihrer Leistungen gegen die Kräfte und Mittel der Provinzen. Ebendas. S. 33—40 (Tabelle). — Abweichend hiervon ist: M. **Töppen**, Nachweis. der Kriegslasten und Kriegsschäden Preußens v. 1806—13. Altpreuß Monatsschr. Bd. VIII. 1871 S. 46.

Transport .	150,518	Thlr.
Zur Unterstützung Freiwilliger und anderer Vaterlandsvertheidiger im Felde und in den Lazarethen .	12,497	„
Zur Unterstützung Freiwilliger bei ihrem Rücktritt in bürgerliche Verhältnisse	300	„
Für das 1. Ostpreußische Infanterie-Regiment . . .	1,231	„
Für die Landwehr beim Belagerungs-Corps von Danzig	267	„
Summa .	164,813	Thlr.

Der 95,023 Thaler betragende, die zuerst genannte Summe ergänzende Rest wurde zu Wohlthätigkeits-Zwecken, also zur Pflege und Unterstützung der kranken und verwundeten Krieger, der Invaliden, der Wittwen und Waisen der Gefallenen, der bedürftigen Soldaten-Familien, zu Sendungen an einheimische und auswärtige Lazarethe, zur Errichtung eines Blinden-Instituts für erblindete Krieger, zur Unterstützung verarmter Einwohner in durch Krieg verheerten Gegenden u. s. w. verwendet. Wir unterlassen hier, wie für alle übrigen Provinzen, die Specification der für die letztgenannten Zwecke verwendeten Summen, weil dies in der andern, oben erwähnten, die freiwillige Krankenpflege und die übrigen Wohlthätigkeits-Zwecke allein behandelnden Arbeit geschehen soll.

In den einzelnen Kreisen der Provinz gestalteten sich die Aufwendungen für die zwei Haupt-Zwecke aller freiwilligen Leistungen, nämlich den rein militärischen, Behufs Ausrüstung, Bewaffnung, Vertheidigung und den eben näher erörterten Wohlthätigkeits-Zweck folgendermaßen:

Kreise.	Gesammt-Summe der freiwilligen Leistungen. Thaler.	Davon verwendet	
		zu Ausrüstungs- und Vertheidigungs-Zwecken. Thaler.	zu Wohlthätigkeits-Zwecken. Thaler.
1. Schaaken			
a) Stadt Königsberg	259,836	164,813	95,023
b) der übrige Kreis	20,162	17,981	2,181
2. Brandenburg	22,026	21,727	299
3. Braunsberg	21,373	10,151	11,222
4. Heilsberg	12,762	11,227	1,535
5. Mohrungen	16,038	15,204	834
6. Neidenburg	19,317	16,149	3,168
7. Rastenburg	30,735	27,427	3,308
8. Tapiau	15,676	14,918	758
Summa .	417,925	299,597	118,328

II. Provinz Litthauen.

Der Wohlstand dieser dem heutigen Regierungs-Bezirke Gumbinnen entsprechenden Provinz[1]) war schon durch die Kriegsleistungen des Jahres 1807 in seiner Grundlage erschüttert worden. Obgleich die feindlichen Französischen Truppen nur kurze Zeit in derselben verweilten, so waren dennoch die Erpressungen um so mannichfaltiger und größer, als sie die Provinz noch reich an allen Hilfsmitteln zur Fortsetzung des Feldzuges wähnten.

Ihrem Abzuge folgte eine Viehseuche auf dem Fuße nach, welche über drei Viertel des Rindviehes hinraffte. Selbst der Segen einiger demnächst folgenden fruchtbaren Jahre konnte dem Grundbesitzer keine Erholung gewähren, da die Continental-Sperre den auswärtigen Absatz hinderte und der Werth des Getreides in der Provinz noch unter dem Productionswerthe stand. Das Jahr 1811 war andererseits durch Dürre so unfruchtbar, daß die Milde des Königs in's Mittel treten mußte, um Getreide zu Brod und Saat aufkaufen zu lassen. Während dasselbe aber an die hilfsbedürftigen Einwohner vertheilt werden sollte, wurden, beim plötzlichen Einmarsche der Französischen Truppen und ihrer Alliirten im Jahre 1812, die Bestände vom Heere in Beschlag genommen, die geringen Vorräthe des Landmannes oft gewaltsam geraubt, oder doch drei- bis viermal zwischen den Truppen und dem Besitzer getheilt. Alle Zugkräfte und Transportmittel wurden für die Armee in Thätigkeit gesetzt und die Grenzbewohner sahen sich auf 4—6 Meilen Breite längs der

---

[1]) Die damalige Kreis-Eintheilung der Provinz war folgende: 1) Kreis Heydekrug mit der Stadt: Memel und den Aemtern: Memel, Heydekrug, Winge. — 2) Angerburg mit den Städten: Angerburg, Lötzen und den Aemtern: Popiollen, Sperling, Lötzen. — 3) Gumbinnen mit den Städten: Gumbinnen, Insterburg, Darkehmen und den Aemtern: Gumbinnen, Dinglaucken, Gudwallen, Jurgaitschen, Althof, Insterburg. — 4) Johannisburg mit den Städten: Johannisburg, Bialla, und den Aemtern: Arys, Drygallen, Johannisburg. — 5) Niederung mit den Intendantur-Aemtern: Ruß, Linkuhnen und dem Domänen-Amt: Kukerneese. — 9) Oletzko mit den Städten: Oletzko, Lyck und den Aemtern: Oletzko, Lyck, Stradaunen, Polomnen, Czychen. — 7) Rhein mit den Städten: Rhein, Nikolaiken, Arys, Sensburg und den Aemtern: Schesten, Schnittken, Arys, Rhein. — 8) Stallupönen mit den Städten: Goldapp, Pillkallen, Schirwindt, Stallupönen und den Aemtern: Banzkehmen, Grumbkowkaiten, Tollmingkehmen, Budauen. — 9) Tilsit mit den Städten: Tilsit, Ragnit und den Aemtern: Ballegarden, Gerskullen, Sommeren, Löbegallen, Schreitlaugken.

Grenze der Pferde beraubt, die bis Kowno und Wilna geschleppt wurden und aus Futtermangel umkamen. In diesem, der Verzweiflung nahen Zustande kehrte erst mit dem Anfange des Jahres 1813 den Einwohnern die Hoffnung wieder, und in Erwartung einer besseren Zeit gaben sie das Letzte hin. Besonders haben sich in der Provinz ausgezeichnet:

Der Kreis Gumbinnen durch den Ernst, mit welchem jeder männliche Einwohner, ohne Rücksicht auf Stand und Alter, am Landsturme Theil nahm und durch die unermüdliche Thätigkeit, mit welcher der weibliche Theil der Bevölkerung und die Jugend für die Bereitung der Lazareth-Bedürfnisse sorgte, und durch den rühmlichen Eifer, die in's Feld gerückte Landwehr noch nachträglich mit allem Demjenigen zu unterstützen, was bei der Eilfertigkeit ihrer Ausrüstung nicht sogleich hatte beschafft werden können.

Die Kreise Angerburg und Rhein thaten sich durch verhältnißmäßig große Aufwendungen für die schnelle und zweckmäßige Ausrüstung der Landwehr hervor. Der erstere stellte außerdem innerhalb der Provinz die größte Zahl von solchen Freiwilligen, welche sich selbst, ohne Beihilfe des Ganzen, ausrüsteten; der letztere machte ein Drittel seiner Landwehr mehr beritten, als sein Contingent erforderte, und das 7. Landwehr-Bataillon, meist aus diesem Kreise errichtet, erschien als eines der ersten auf dem Kampfplatze.

Die Einwohner des Kreises Oletzko brachten, nach Anordnung des Kreis-Directors, bei der Ankunft der Russischen Truppen, in diesem, der Grenze zunächst gelegenen Kreise Alles dar, was sie nur aufzubringen vermochten, indem sie jene schon damals als künftige Bundesgenossen und Mitbefreier des Vaterlandes betrachteten. So war es möglich, daß der Kaiser von Rußland, mit einem zahlreichen Gefolge und einem Armee-Corps von 40,000 Mann, in und um Lyck einen Ruhetag halten konnte, ohne daß Mangel eintrat.

Auf die einzelnen Kreise waren die freiwilligen Leistungen in folgender Art vertheilt:

Kreise.	Gesammt-Summe der freiwilligen Leistungen. Thaler.	Davon verwendet	
		zu Ausrüstungs- und Vertheidigungs-Zwecken. Thaler.	zu Wohltätigkeits-Zwecken. Thaler.
1. Heydekrug	66,573	54,212	12,361
2. Angerburg	24,243	23,808	435
3. Gumbinnen	38,648	28,687	9,961
4. Johannisburg	6,023	5,497	526
5. Niederung	23,504	18,453	5,051
6. Oletzko	10,936	10,262	674
7. Rhein	12,777	12,542	235
8. Stallupönen	27,093	25,518	1,575
9. Tilsit	45,989	43,043	2,946
Summa	255,786	222,022	33,764

III. Provinz West-Preußen.

Die Provinz West-Preußen, den heutigen Regierungs-Bezirken Danzig und Marienwerder entsprechend[1]), war in dem Kriege 1806—7 und

[1]) Die damalige Kreis-Eintheilung war folgende: 1) Kreis Dirschau mit den Städten: Danzig nebst Gebiet, Neustadt, Dirschau, Putzig und den Domänen-Aemtern: Putzig, Straszyn, Brück, Subkau, Sobbowitz und der Intendantur Carthaus. — 2) Preuß. Stargard mit den Städten: Stargard, Schöneck, Berent, den Intendanturen: Bordzichow, Pelplin und den Aemtern: Schöneck, Berent, Stargard. — 3) Marienburg mit den Städten: Marienburg, Neuteich, den Intendantur-Aemtern: Marienburg, Tiegenhoff. — 4) Elbing mit den Städten: Elbing, Tolkemit, der Intendantur Elbing. — 5) Thorn und Culm mit den Städten: Thorn und Gebiet, Culm, Rehden, Briesen, Lessen, Culmsee, Kowalewo, Gollub und den Domänen-Aemtern: Culm, Engelsburg, Lippinken, Rehden, Roggenhausen, Gollub, Culmsee, Unislaw, Przydworz, Brzezinko. — 6) Michelau mit den Städten: Straßburg, Löbau und den Domänen-Aemtern: Straßburg, Lonkorreck, Lautenburg, Brattian. — 7) Camin mit den Städten: Flatow, Krojanke, Camin, Zempelburg und dem Amt Camin. — 8) Deutsch-Crone mit den Städten: Deutsch-Crone, Märk. Friedland, Jastrow, Schloppe, Tütz und den Aemtern: Lebehnke, Schrotz. — 9) Marienwerder mit den Städten: Marienwerder, Bischofswerder, Deutsch-Eylau, Freistadt, Graudenz, Garnsee, Riesenburg, Rosenberg und den Intendantur-Aemtern: Marienwerder, Graudenz, Riesenburg, Ludwigsdorf. — 10) Conitz mit den Städten: Baldenburg, Conitz, Poln. Friedland, Hammerstein, Landeck, Schlochau, Tuchel und den Domänen-Aemtern: Baldenburg, Friedrichsbruch, Schlochau, Tuchel. — 11) Neuenburg mit den Städten: Neuenburg, Mewe und den Domänen-Aemtern: Neuenburg, Ostrowitt, Mewe. — 12) Schwetz mit der Stadt und Intendantur Schwetz. — 13) Christburg mit den Städten: Christburg, Stuhm, der Intendantur Stuhm und dem Amt Christburg.

selbst nach dem Frieden noch lange dem Drucke des Feindes ausgesetzt. Der auf dem linken Ufer der Weichsel und Nogat gelegene Theil derselben mußte solchen bis zum Jahre 1808 erleiden. Der andere, fruchtbarere Theil der Provinz litt zwar nicht so lange, aber desto härter durch das System des Feindes, aus diesem Landstriche im Winter 1806—7 sein ganzes Heer zu verpflegen und seine Reiterei zu ergänzen. Durch diesen Druck befand sich 1807 der größte Theil der Einwohner ohne Inventarium und Saat, indem sie von den feindlichen Erpressungen fast nichts weiter hatten retten können, als ihre unbebauten Aecker und ihre Gebäude. Später hinderte die Handelssperre das Aufkommen des früheren Wohlstandes und der Durchzug der Heere im Jahre 1812 zerstörte von Neuem, was in vier kummervollen Jahren gepflanzt und ergänzt worden war. In diesem Zustande befand sich die Provinz als es darauf ankam, zur Befreiung des Vaterlandes die letzten Kräfte aufzubieten; und sie hat rühmlich dazu mit beigetragen.

Obgleich der Krieg im nördlichen Theile der Provinz, besonders in den Kreisen Marienburg und Dirschau, das ganze Jahr hindurch noch die Betriebsamkeit störte, Seuchen das Vieh hinwegrafften, die Ueberschwemmungen der Weichsel einen großen Theil der fruchtbarsten Landstriche unter Wasser setzten, so ermüdeten die Bewohner der Provinz dennoch nicht, den großen Zweck im Auge zu behalten.

Zu richtiger Beurtheilung der Verhältnisse ist noch anzuführen, daß die Kreise Culm, Thorn und Michelau erst im Jahre 1815 mit der Preußischen Monarchie wieder vereinigt worden sind.

Besonders hervorzuheben sind die Leistungen der Stadt Danzig, welche, obgleich sie durch die, 11 Monate des Jahres 1813 einnehmende Belagerung schwere Leiden zu ertragen gehabt hatte, doch alsbald nach der Aufhebung derselben und im Jahre 1815 die im Folgenden näher bezeichneten, nicht unbeträchtlichen Aufwendungen machte.

Die Stadt Marienburg gehörte zu denjenigen Städten West-Preußens, welche sich sowohl durch eine verhältnißmäßig große Zahl ausgerüsteter Freiwilliger, als durch zahlreiche patriotische Beiträge ausgezeichnet haben. Der Eifer dieser Stadt, ebenso wie der von Elbing, wurde auch durch besondere Cabinets-Ordres Seitens des Königs anerkannt[1]).

Die freiwilligen Leistungen der Provinz waren auf die einzelnen Kreise derselben in folgender Art vertheilt:

---

[1]) Mit ihrem patriotischen Eifer sehr in den Vordergrund trat auch die Stadt Marienwerder, der Sitz der Westpreußischen Regierung und des Ober-Landes-Gerichtes. Nicht nur daß erhebliche Spenden dorthin flossen, es traten von den beiden Collegien nicht weniger als 31 Beamte, theis als freiwillige Jäger, theils bei der Landwehr ein.

Kreise.	Gesammt-Summe der freiwilligen Leistungen. Thaler.	Davon verwendet zu Ausrüstungs- und Vertheidigungs-Zwecken. Thaler.	zu Wohlthätigkeits-Zwecken. Thaler.
1. Dirschau			
a) Stadt Danzig	52,149	46,252	5,897
b) der übrige Kreis	16,415	16,252	163
2. Preuß. Stargard	16,415	15,404	1,011
3. Marienburg	88,670	82,564	6,106
4. Elbing	36,784	28,624	8,250
5. Culm und Thorn	21,848	21,338	510
6. Michelau	2,281	2,211	70
7. Camin	8,748	8,539	209
8. Deutsch-Crone	19,651	19,440	211
9 Marienwerder			
a) Stadt Marienwerder. . . .	42,835	30,164	12,671
b) der übrige Kreis	32,337	29,998	2,339
10. Conitz	17,214	15,477	1,737
11. Neuenburg	21,972	21,293	679
12. Schwetz	5,950	3,447	2,503
13. Christburg	9,309	9,309	—
Summa .	392,668	350,312	42,356

IV. Provinz Pommern.

Die Provinz Pommern, welcher zur damaligen Zeit von ihrem heutigen Umfange das jenseits der Peene gelegene Neu-Vor-Pommern oder Schwedisch-Pommern (Reg.-Bezirk Stralsund) und die damals zur Provinz Neumark gehörigen Kreise Dramburg und Schievelbein fehlten [1]),

---

[1]) Die damalige Kreis-Eintheilung war folgende:

A. Vor-Pommern. 1) Kreis Randow mit den Städten: Stettin, Pasewalk, Garz, Damm, Pölitz, Pencun, Gollnow und den Aemtern: Stettin, Jasenitz. — 2) Anclam mit den Städten: Anclam, Ueckermünde, Neuwarp, Jarmen und den Aemtern: Clempenow, Ueckermünde, Spantikow. — 3) Demmin mit den Städten: Demmin, Treptow a. d. Tollense und dem Amt Verchen. — 4) Usedom-Wollin mit den Städten: Usedom, Swinemünde, Wollin und den Aemtern: Pudagla, Wollin.

B. Hinter-Pommern. 5) Belgard mit den Städten: Belgard, Polzin und dem Amt Belgard. — 6) Borcke mit den Städten: Labes, Regenwalde, Wangerin. — 7) Daber mit den Städten: Daber, Naugard und dem Amt Naugard. — 8) Flemming mit der Stadt Camin und der Intendantur Stepenitz. — 9) Fürstenthum mit den Städten: Colberg, Cöslin, Cörlin, Bublitz und den Aemtern: Cöslin, Casimirsburg, Bublitz, Cörlin, Colberg. — 10) Greifenberg mit den Städten: Grei-

wurde in Folge der Kriegs-Ereignisse von 1806, mit Ausnahme eines kleinen, unerobert gebliebenen Theiles der Provinz, schon gegen Ende October und im November 1806 von den feindlichen Truppen occupirt. In dem nicht eroberten Theile erforderte die, in Verbindung mit dem Schill'schen Freicorps geführte Vertheidigung der Festung Colberg während der Dauer des Krieges ansehnliche Leistungen. Die Forderungen der feindlichen Befehlshaber, an sich schon sehr ausgedehnt, nahmen mit jedem Tage zu, und die Einwohner der Städte erlagen fast der Last der Einquartierung. Dennoch suchte die Provinz diese außerordentlichen Kriegsleistungen, deren Betrag, mit Ausschluß des vom Staate übernommenen Contributions-Antheils, sich auf mehr als 22 Millionen Thaler ergab, ohne Anlehen, aus dem Privat-Vermögen der Einwohner zu bewirken.

Als nach einer zweijährigen Occupation die Provinz, mit Ausnahme Stettin's, von den fremden Heeren geräumt wurde, hatte dieselbe noch vom December 1808 bis November 1810 zur Verpflegung der fremden Truppen in den drei Oder-Festungen und auf den Militärstraßen in Pommern beizutragen, auch im Jahre 1811 mehrere Leistungen und Lieferungen, welche die angeordnete Strandbesetzung erforderte, zu vergüten. Der Durchmarsch der Französischen Heere und ihrer Alliirten im Jahre 1812 nach Rußland, zog, außer bedeutenden Lieferungen und Leistungen, der Provinz noch manche gewaltsamen Verluste zu; auch hatten die Anstrengungen aus der Periode vom November 1808 an noch nicht ausgeglichen werden können, als es im Jahre 1813 der Aufbietung aller Kräfte zur Befreiung des Vaterlandes bedurfte. Während indessen die Belagerung von Stettin bedeutende Anstrengungen erforderte, wurde, auf Veranlassung des damaligen Regierungs-Präsidenten, Geheimen Staats-Ministers v. Ingersleben, die Bildung eines National-Cavallerie-Regimentes beschlossen und mit einem Kostenaufwande von 89,536 Thalern zu Stande gebracht. Ueberhaupt stellte diese Provinz in den drei Kriegsjahren von 1813 bis 1815 zum Heere und zur Landwehr, mit Einschluß der Frei-

---

fenberg, Treptow a. d. Rega und dem Amt Treptow. — 11) Greifenhagen mit den Städten: Bahn, Greifenhagen, Fiddichow. — 12) Lauenburg-Bütow mit den Städten: Lauenburg, Bütow, Leba und den Aemtern: Lauenburg, Bütow. — 13) Neu-Stettin mit den Städten: Neu-Stettin, Tempelburg, Bärwalde, Ratzebuhr und den Aemtern: Neu-Stettin, Draheim. — 14) Osten mit der Stadt Plathe. — 15) Pyritz mit Stadt und Amt Pyritz. — 16) Rummelsburg mit der Stadt Rummelsburg. — 17) Saatzig mit den Städten: Stargard, Massow, Jacobshagen, Zachan, Freienwalde, Nörenberg und den Aemtern: Friedrichswalde, Massow, Marienflies, Saatzig, Dölitz. — 18) Schlawe mit den Städten: Rügenwalde, Schlawe, Zanow, Pollnow und dem Amt: Rügenwalde. — 19) Stolp mit der Stadt Stolp und den Aemtern: Stolp, Schmolsin.

willigen, 39,889 Mann, und bewies durch patriotische Beiträge für die Ausrüstung der Freiwilligen, die Pflege der Verwundeten und die Unterstützung der Invaliden, Wittwen und Waisen einen rühmlichen Antheil an der Sache des Vaterlandes.

Aus dem Kreise Randow und der Stadt Stettin sind besonders die von vielen Personen aus allen Ständen Behufs der Befreiung vom Französischen Joche, vielfach mit Gefahr des Lebens und der Freiheit, gemachten Anstrengungen und gebrachten Opfer, die eine schnellere Uebergabe der Festung zum Zweck hatten, hervorzuheben. Es würde hier eine Reihe von Namen rühmlich zu nennen sein. — Nach Stargard, als dem Sitze des Gouvernements, floß natürlich eine erheblichere Menge von Beiträgen, als nach anderen Orten der Provinz, wie das aus der nachfolgenden Zusammenfassung der freiwilligen Beiträge Pommern's ersichtlich ist:

Kreise.	Gesammt-Summe der freiwilligen Leistungen. Thaler.	Davon verwendet zu Ausrüstungs- und Vertheidigungs-Zwecken. Thaler.	zu Wohlthätigkeits-Zwecken. Thaler.
A. Vor-Pommern.			
1. Randow			
a) Stadt Stettin	100,517	40,044	60,473
b) der übrige Kreis	30,265	28,066	2,199
2. Anclam	54,946	44,365	10,581
3. Demmin	48,252	42,301	5,951
4. Usedom Wollin	34,400	32,967	1,433
B. Hinter-Pommern.			
5. Belgard	24,849	17,835	7,014
6. Borcke	8,324	7,883	441
7. Daber	6,014	4,734	1,280
8. Flemming	9,046	8,379	667
9. Fürstenthum	35,615	32,611	3,004
10. Greifenberg	14,214	12,315	1,899
11. Greifenhagen	26,122	21,696	4,426
12. Lauenburg-Bütow	15,476	14,655	821
13. Neu-Stettin	15,688	15,444	244
14. Osten	2,109	1,437	672
15. Pyritz	14,795	11,611	3,184
16. Rummelsburg	7,011	6,656	355
17. Saatzig			
a) Stadt Stargard	47,944	29,600	18,344
b) der übrige Kreis	19,607	17,396	2,211
18. Schlawe	32,052	27,885	4,167
19. Stolp	25,331	21,212	4,119
Summa	572,607	439,122	133,485

V. Großherzogthum Posen.

Das Großherzogthum Posen[1]) machte bei Ausbruch des Krieges 1813 einen Theil des Herzogthums Warschau aus und kam erst im Jahre 1815 an Preußen zurück. Die vorliegende Darstellung beschränkt sich daher großentheils nur auf solche Opfer, welche seit der Wiedervereinigung bis zu Ende des Jahres 1815 von patriotisch gesinnten Einwohnern dem Vaterlande dargebracht und zur Kenntniß der Behörden gelangt sind. Was die Gestellung der Freiwilligen betrifft, so ist es bekannt, daß im Mai 1815, nach dem Einmarsche der Preußischen Truppen in das Großherzogthum, die dienstfähigen Söhne der patriotisch gesinnten Einwohner zu den vaterländischen Fahnen eilten, und daß sich auch schon früher einzelne junge Leute aus dieser Provinz den Deutschen Heeren angeschlossen hatten. Die Anzahl derselben kann jedoch bei dem Reg.-Bez. Posen nur nach einer ungefähren Schätzung angegeben werden, weil darüber nirgends Nachrichten aufgezeichnet worden sind. Dasselbe ist auch bei dem Reg.-Bezirk Bromberg der Fall; es kann aber als gewiß angenommen werden, daß die angegebene Zahl nur die geringere ist. — Die Landwehr ist in dieser Provinz erst im Jahre 1815, folglich nach der Periode errichtet, welche die vorliegende Darstellung umfaßt.

Zu der nachstehenden Uebersicht über die freiwilligen Leistungen und deren Verwendung zu Ausrüstungs- und Wohlthätigkeits-Zwecken ist zu bemerken, daß die letztgenannte Kategorie jedenfalls höher, als geschehen ist, anzusetzen ist, obgleich es an genaueren Daten dazu fehlt.

Kreise.	Gesammt-Summe der freiwilligen Leistungen. Thaler.	Davon verwendet zu Ausrüstungs- und Vertheidigungs-Zwecken. Thaler.	zu Wohlthätigkeits-Zwecken. Thaler.
Posen	24,129	21,708	2,421
Die übrigen 16 Kreise des Reg.-Bez. Posen	10,403	10,403	—
Bromberg	5,784	4,204	1,580
Die übrigen 9 Kreise des Reg.-Bez. Bromberg	4,328	4,328	—
Summa	44,644	40,643	4,001

[1]) Die Eintheilung des Großherzogthums war damals, etwas abweichend von der heutigen der Provinz Posen, folgende:

A. Regierungs-Bezirk Posen. Kreise: 1) Posen, 2) Adelnau, 3) Birnbaum,

VI. Provinz Schlesien.

Die damalige Provinz Schlesien[1]) war dem Umfange nach kleiner, als die heutige, in sofern, als zwar der damalige Kreis Schwiebus zu der Provinz gerechnet wurde (während er gegenwärtig zum Reg.-Bezirk Frankfurt der Provinz Brandenburg gehört), jedoch die erst nach 1815 hinzugekommenen, früher dem Königreich Sachsen angehörigen Kreise Lauban, Görlitz, Rothenburg, Hoyerswerda fehlten. — Der

4) Bomst, 5) Buk, 6) Fraustadt, 7) Kosten, 8) Kröben, 9) Krotoszyn, 10) Meseritz, 11) Obornik, 12) Ostrzeszow, 13) Peisern, 14) Pleschen, 15) Samter, 16) Schrimm, 17) Schroda.

B. Regierungs-Bezirk Bromberg. Kreise: 1) Bromberg, 2) Chodziesen. 3) Czarnikau, 4) Gnesen, 5) Inowraclaw, 6) Mogilno, 7) Powidz, 8) Schubin, 9) Wongrowiec, 10) Wirsitz.

[1]) Die damalige Kreis-Eintheilung war:

A. Nieder-Schlesien und Grafschaft Glatz. Kreise: 1) Breslau mit den Städten: Breslau, Auras. — 2) Bolkenhayn mit den Städten: Bolkenhayn, Hohenfriedberg, Landeshut, Liebau, Schömberg. — 3) Brieg mit den Städten: Brieg, Löwen. — 4) Creutzburg mit den Städten: Creutzburg, Constadt, Pitschen. — 5) Falkenberg mit den Städten: Falkenberg, Schurgast. — 6) Frankenstein mit den Städten: Frankenstein, Reichenstein, Silberberg, Wartha. — 7) Freystadt mit den Städten: Freystadt, Neusalz, Beuthen, Neustädtel. — 8) Glatz mit den Städten: Glatz, Habelschwerdt, Landeck, Lewin, Mittelwalde, Neurode, Reinerz, Wünschelburg. — 9) Glogau mit den Städten: Glogau, Polkwitz, Schlawe. — 10) Goldberg-Haynau mit den Städten: Goldberg, Haynau. — 11) Grottkau mit den Städten: Grottkau, Ottmachau. — 12) Grünberg mit den Städten: Grünberg, Deutsch-Wartenberg. — 13) Guhrau mit den Städten: Guhrau, Köben, Tschirnau. — 14) Hirschberg mit den Städten: Hirschberg, Kupferberg, Schmiedeberg, Schönau, Warmbrunn. — 15) Jauer mit der Stadt Jauer. — 16) Liegnitz mit den Städten: Liegnitz, Parchwitz. — 17) Löwenberg-Bunzlau mit den Städten: Löwenberg, Bunzlau, Friedeberg a. Q., Greifenberg, Liebenthal, Lähn, Naumburg a. Q. — 18) Lüben mit der Stadt Lüben. — 19) Militsch-Trachenberg mit den Städten: Militsch, Prausnitz, Sulau, Trachenberg. — 20) Münsterberg mit der Stadt Münsterberg. — 21) Namslau mit den Städten: Namslau, Reichthal. — 22) Neiße mit den Städten: Neiße, Patschkau, Ziegenhals. — 23) Neumarkt mit den Städten: Neumarkt, Canth. — 24) Nimptsch mit der Stadt Nimptsch. — 25) Oels mit den Städten: Oels, Bernstadt, Hundsfeld, Juliusburg, Medzibor. — 26) Ohlau mit der Stadt Ohlau. — 27) Reichenbach mit der Stadt: Reichenbach. — 28) Sagan mit den Städten: Sagan, Priebus, Naumberg a. B., Halbau. — 29) Schweidnitz mit den Städten: Schweidnitz, Freiburg, Friedland, Gottesberg, Waldenburg. — 30) Schwiebus mit der Stadt Schwiebus. — 31) Sprottau mit den Städten: Sprottau, Primkenau. — 32) Steinau mit den Städten: Steinau, Rauden. — 33) Strehlen mit der Stadt: Strehlen. — 34) Striegau mit der Stadt Striegau. — 35) Trebnitz mit den Städten: Trebnitz, Stroppen. — 36) Wartenberg mit den Städten: Poln. Wartenberg, Festenberg. — 37) Wohlau mit den Städten: Wohlau, Herrnstadt, Winzig.

Wohlstand, dessen sich die Provinz Schlesien vor dem Jahre 1806 erfreute, wurde durch die Kriegs-Unfälle 1806—7 und durch die Bedrückungen des Feindes sehr erschüttert, und sank sowohl durch die unmittelbaren Folgen dieses Krieges, als auch durch die Hemmung der Ausfuhr der schlesischen Leinwand zur See, und durch die nachherige Unterbrechung des Tuchhandels nach Asien und Rußland mit jedem Jahre mehr. — Im Jahre 1812 marschirten bedeutende Corps der Franzosen und ihrer Verbündeten durch einen Theil von Nieder-Schlesien, und das Corps des Generals Junot cantonnirte mit 23,000 Pferden Wochenlang in demselben. Außer dem bedeutenden Bedarf an Portionen und Rationen, wurden der Provinz bei dieser Gelegenheit, zur empfindlichsten Benachtheiligung des Feldbaues, mehrere Tausend Pferde entzogen, welche von den Französischen Truppen nach Rußland mitgenommen wurden und dort verloren gingen. Im Anfange des Jahres 1813 zogen auch noch Ueberreste der Französischen Armee durch denselben Theil von Nieder-Schlesien. Wenn diese Lasten auch nicht die ganze Provinz unmittelbar trafen, so wirkten sie dennoch mittelbar erschöpfend auf die Kräfte derselben in ihrer Gesammtheit.

So viel indessen auch die Provinz durch diese Folgen drückender Verhältnisse gelitten hatte, so gingen dennoch aus allen Theilen derselben Anerbietungen und Opfer ein, als der König im Februar 1813 zu Breslau die Kriegsrüstungen anordnete[1]). Auch wurde auf Veranlassung der Stände ein National-Husaren-Regiment errichtet. Daß hierzu einige Zuschüsse aus Königlichen Cassen nöthig waren, kann wohl nur den großen Opfern zugeschrieben werden, welche die Kriegführung innerhalb der Provinz selbst erforderte. Vom Mai 1813 an wurde bekanntlich ein Theil derselben 10 Wochen lang vom Feinde heimgesucht, welcher diese Epoche mit den ungemessensten Forderungen und manchen gewaltsamen Erpressungen

B. Ober-Schlesien. Kreise: 38) Beuthen mit den Städten: Beuthen, Tarnowitz. — 39) Cosel mit der Stadt Cosel. — 40) Groß Strehlitz mit den Städten: Groß-Strehlitz, Leschnitz. — 41) Leobschütz mit den Städten: Leobschütz, Bauerwitz, Hultschin, Katscher. — 42) Lublinitz mit den Städten: Lublinitz, Guttentag. — 43) Neustadt mit den Städten: Neustadt, Ober-Glogau, Zülz. — 44) Oppeln mit den Städten: Oppeln, Krappitz. — 45) Pleß mit den Städten: Pleß, Loslau, Nicolai und den Flecken: Myslowitz, Berun. — 46) Ratibor mit den Städten: Ratibor, Rybnick, Sohrau. — 47) Rosenberg mit den Städten: Rosenberg, Landsberg. — 48) Tost mit den Städten: Tost, Gleiwitz, Peiskretscham, Ujest.

[1]) Eine lebensvolle Darstellung der Vorgänge zur Zeit der Volks-Erhebung hat, zur 50jährigen Erinnerungsfeier derselben (1863), Prof. J. Kutzen unter dem Titel: „Schlesiens Bedeutung und Leistungen für den Freiheitskampf im Jahre 1813" gegeben (Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Philos.-histor. Abtheilung. 1864. Heft 1. S. 1).

bezeichnete. Besonders litt der Kreis Jauer durch die Schlacht an der Katzbach, und der Kreis Glogau durch die Hartnäckigkeit, mit welcher der Feind die Festung Glogau bis zum April 1814 vertheidigte. Auch die Kreise Goldberg-Haynan, Löwenberg-Bunzlau, Liegnitz-Oppeln bedurften der Unterstützungen der übrigen Kreise, um ihre Felder bestellen zu können, da sie selbst an Saat-Getreide Mangel litten.

Ungeachtet der großen Lasten und Leistungen, welche die Provinz im Jahre 1813 als eine Folge des feindlichen Einfalles trafen, ermüdeten dennoch die Einwohner nicht in Darbringung freiwilliger Gaben, und die Vaterlandsliebe sorgte nun ebenso rühmlich für die Pflege der Verwundeten, wie für die Unterstützung der Invaliden, Wittwen und Waisen, als sie es bei Ausbruch des Krieges für die Ausrüstung unbemittelter Jünglinge gethan hatte.

Was zunächst die Stadt Breslau, den Ausgangspunkt der Volks-Erhebung anlangt, so stellte dieselbe allein 1,189 Freiwillige, von denen 343 sich selbst ausrüsteten, und wurden daselbst die nachstehend summarisch verzeichneten freiwilligen Opfer gebracht:

A. Eingänge.

1. Sammlungen von verschiedenen Wohlthätigkeits-Vereinen . . .	52,143	Thlr.
2. Beim Militair-Gouvernement	24,446	„
3. Bei der Regierung, der Regierungs-Haupt-, Provinzial-Servis- und Haupt-Collecten-Casse	33,402	„
4. Bei dem im Gefolge des Staatskanzlers in Breslau anwesenden Commissions-Rath Heun	43,707	„
5. Beim Magistrat von Breslau	18,373	„
6. Bei der Bekleidungs-Commission, der Montirungs-Commission und dem Depot des späteren Geh. Commerzien-Rathes Stempel .	17,786	„
7. Bei der Lazareth-Verwaltungs-Commission	16,210	„
8. Größere und kleinere Sammlungen (z. B. des Regier.-Rathes v. Heinen 4,000, des Polizei-Präsidenten Streit 5,270, des Geh. Secretär's Rudolph 2,759, des Geh. Regierungs-Rathes Meyer 1,503 Thlr.)	13,955	„
9. Beitrag der Stadt-Commune aus der Kämmerei-Casse	15,890	„
10. Unmittelbare Verwendungen Einzelner zur Selbstausrüstung und zur Ausrüstung ihrer Söhne und Verwandten	27,610	„
11. Desgleichen zur Verpflegung und Heilung verwundeter Krieger in ihren Wohnungen	1,724	„
Summa	265,246	Thlr.

B. Aufwendungen:

1. Zu Selbstausrüstungen	27,610	Thlr.
2. Zur Ausrüstung und Unterstützung der Freiwilligen in den verschiedenen Jäger-Detachements der Armee und des v. Lützow'schen Frei-Corps	68,010	„
Latus	95,620	Thlr.

	Transport	95,620 Thlr.
3. Zur Bekleidung reconvalescenter Freiwilliger und Soldaten . .	9,208	„
4. Zur Mobilmachung des Heeres	12,890	„
5. Zur Errichtung der Landwehr	6,994	„
6. Für das 1. Armee-Corps	5,646	„
7. An das Kriegs-Ministerium gesandt	1,362	„
8. An den Feldmarschall v. Blücher gesandt	1,000	„
Summa	132,720	Thlr.
9. Zu Wohlthätigkeits-Zwecken aller Art	132,526	„
Total-Summe	265,246	Thlr.

Die für die letztgenannten Zwecke verwendete beträchtliche Summe findet sich an dem erwähnten anderen Orte näher specificirt.

Ein anderer Centralpunkt, wohin bedeutende Sammlungen gingen, und von wo aus erhebliche Aufwendungen erfolgten, war Liegnitz, als Sitz eines Regierungs-Departements. Dieselben vertheilten sich folgendermaßen:

A. Eingänge:

1. Durch 5 Vereine zur Ausrüstung und Unterstützung der Freiwilligen, sowie des v. Lützow'schen Frei-Corps, zur Pflege der Verwundeten und Kranken, Unterstützung der Soldaten-Frauen und -Wittwen	15,111	Thlr.
2. Bei der Regierungs-Haupt- und Haupt-Collecten-Casse	23,949	„
3. Bei der Provinzial-Servis-Casse	6,374	„
4. Größere und kleinere Sammlungen (darunter des Senators Hartwig 1,191, des Bürgermeisters Podorff 487 Thlr.) . . .	2,700	„
5. Beitrag der Stadt-Commune	433	„
6. Unmittelbare Verwendungen Einzelner zur Ausrüstung ihrer Söhne, Verwandten oder anderer Freiwilligen	4,300	„
7. Desgleichen zur Unterstützung der Vaterlands-Vertheidiger . . .	477	„
Summa	53,344	Thlr.

B. Verwendungen:

1. Zur Ausrüstung der Freiwilligen	12,705	Thlr.
2. Zur Errichtung des National-Cavallerie-Regiments	133	„
3. Für das v. Lützow'sche Frei-Corps	738	„
4. Für die Vaterlands-Vertheidiger	3,543	„
5. An das Kriegs-Ministerium zu Berlin	1,039	„
Summa	18,158	Thlr.
6. Dazu für verschiedene Wohlthätigkeits-Zwecke	35,186	„
Total-Summe	53,344	Thlr.

Im Uebrigen aber blieb keiner der Kreise Schlesien's in freiwilligen Leistungen zurück; einzelne derselben sind, mit Rücksicht auf die bereits erwähnten Calamitäten, von denen die Provinz betroffen wurde, geradezu bewundernswerth, wie sich aus der früher gegebenen General-Uebersicht und der nachfolgenden Zusammenstellung klar ergiebt.

Kreise.	Gesammt-Summe der freiwilligen Leistungen. Thaler.	Davon verwendet	
		zu Ausrüstungs- und Vertheidigungs-Zwecken. Thaler.	zu Wohltätigkeits-Zwecken. Thaler.
A. Nieder-Schlesien und Grafschaft Glatz.			
1. Breslau			
a) Stadt Breslau	265,246	132,720	132,526
b) der übrige Kreis	23,867	14,217	9,650
2. Bolkenhayn	14,720	10,798	3,922
3. Brieg	13,978	10,545	3,433
4. Creutzburg	9,654	7,392	2,262
5. Falkenberg	6,030	4,969	1,061
6. Frankenstein	15,172	5,094	10,078
7. Freystadt	17,708	12,657	5,051
8. Glatz	24,587	16,548	8,039
9. Glogau	29,808	22,846	6,962
10. Goldberg-Haynau	21,427	14,827	6,600
11. Grottkau	19,284	14,300	4,984
12. Grünberg	17,882	15,085	2,797
13. Guhrau	12,606	10,898	1,708
14. Hirschberg	25,927	17,266	8,661
15. Jauer	8,208	4,874	3,334
16. Liegnitz			
a) Stadt Liegnitz	53,344	18,158	35,186
b) der übrige Kreis	5,241	4,210	1,031
17. Löwenberg-Bunzlau	23,544	17,435	6,109
18. Lüben	3,640	3,107	533
19. Militsch-Trachenberg	11,418	6,699	4,719
20. Münsterberg	3,993	3,475	518
21. Namslau	5,275	4,871	404
22. Neisse	27,607	20,968	6,639
23. Neumarkt	18,073	17,004	1,069
24. Nimptsch	15,289	14,829	460
25. Oels	21,280	15,347	5,933
26. Ohlau	26,106	20,047	6,059
27. Reichenbach	28,518	24,329	4,189
28. Sagan	8,215	6,272	1,943
29. Schweidnitz	52,974	43,299	9,675
30. Schwiebus	9,582	7,479	2,103
31. Sprottau	5,169	3,771	1,398
32. Steinau	8,753	6,996	1,757
Latus .	854,125	553,332	300,793

Kreise.	Gesammt-Summe der freiwilligen Leistungen. Thaler.	Davon verwendet zu Ausrüstungs- und Vertheidigungs-Zwecken. Thaler.	zu Wohlthätigkeits-Zwecken. Thaler.
Transport .	854,125	553,332	300,793
33. Strehlen	12,627	9,434	3,193
34. Striegau	5,963	4,099	1,864
35. Trebnitz	13,650	8,102	5,548
36. Wartenberg	7,796	7,378	418
37. Wohlau	14,161	8,999	5,162
B. Ober-Schlesien.			
38. Beuthen	12,460	10,354	2,106
39. Cosel	7,826	5,951	1,875
40. Gr. Strehlitz	6,992	4,969	2,023
41. Leobschütz	18,495	6,982	11,513
42. Lublinitz	7,390	6,698	692
43. Neustadt	12,530	9,358	3,172
44. Oppeln	13,526	12,345	1,181
45. Pleß	11,984	8,431	3,553
46. Ratibor	27,436	16,638	10,798
47. Rosenberg	7,295	6,757	538
48. Tost	22,018	15,393	6,625
Summa	1,056,274	695,220	361,054

VII. Provinz Neumark.

Die Neumark, wie sie in der Periode von 1813—1815 bestand[1]), bildete die kleinste Provinz der Monarchie. Wegen ihrer geographischen

[1]) Die Kreis-Eintheilung derselben war folgende: 1) Kreis Königsberg mit den Städten: Königsberg N./M., Bärwalde, Mohrin, Zehden, Fürstenfelde, Cüstrin, Schönfließ, Neudamm. — 2) Arnswalde mit den Städten: Arenswalde, Nörenberg, Reetz und den Aemtern Marienwalde, Reetz. — 3) Cotbus mit den Städten: Cotbus, Peitz und den gleichnamigen Aemtern. — 4) Crossen mit den Städten: Sommerfeld, Rothenburg, Bobersberg, Crossen und dem Amt Crossen. — 5) Dramburg mit den Städten: Dramburg, Falkenburg, Callies und den Aemtern: Balster, Sabin. — 6) Friedeberg mit den Städten: Friedeberg, Woldenberg, Driesen und dem Amt Driesen. — 7) Landsberg mit der Stadt Landsberg a./W. und den Aemtern: Himmelstädt, Pyrehne. — 8) Schievelbein mit Stadt und Amt Schievelbein. — 9) Soldin mit den Städten: Bernstein, Lippehne, Soldin, Berlinchen. — 10) Sternberg mit den Städten: Sonnenburg, Lagow, Zielenzig, Königswalde, Göritz, Sternberg, Reppen, Drossen und den Aemtern: Kriescht, Lagow, Neuendorf, Rampitz, Sonnenburg. — 11) Züllichau mit den Städten: Züllichau, Trebschen und den Aemtern: Jordan, Züllichau.

Lage hatte sie seit dem Ausbruche des Krieges von 1806 durch Militär-Durchmärsche aller Art vielfach und in hohem Grade gelitten. Der Cotbuser Kreis, nach dem Tilsiter Frieden vom Mutterlande losgerissen, wurde erst in November 1813 mit demselben wieder vereinigt. Die von dieser Provinz, welche keine großen, volkreichen und wohlhabenden Städte enthält und nur wenige vermögende Privatleute und Gutsbesitzer zählte, gebrachten Opfer erscheinen daher, im Verhältniß zu ihrem Umfange und zu ihrer Bevölkerung, um so bedeutender, als dieselben in der gedachten Periode noch an außerordentlichen Kriegsleistungen beinahe zwei Millionen Thaler aufgebracht hat. Besonders zeigte sich aber auch der patriotische Sinn der Bewohner bei der Errichtung der Landwehr, bei welcher an den meisten Orten die Zahl der Freiwilligen so groß war, daß gar nicht geloost zu werden brauchte.

Mit Ausschluß des Cotbuser Kreises betrug die männliche Bevölkerung der Provinz bei Ausbruch des Krieges nur 134,680 Seelen, worunter sich 45,110 Männer und Jünglinge zwischen 18 und 45 Jahren befanden. Demungeachtet stellte sie in dem Kriege 1813—14:

zu den Linien-Regimentern	5,457	Mann,
zur Landwehr	10,099	"
als Freiwillige zu den Jäger-Detachements und Linien-Regimentern	708	"
zum Train	653	"
zusammen	16,917	Mann,

Von 8 männlichen Personen im Alter von 18 bis 45 Jahren ergriffen also 3 die Waffen zum Kampfe für's Vaterland.

Die Landwehr der Neumark stand bereits im Sommer 1813, mehrere Wochen vor dem Ablaufe des Waffenstillstandes, wohl gerüstet dem Feinde gegenüber, und gründete ihren kriegerischen Ruhm auf den Schlachtfeldern von Groß-Beeren und Dennewitz, wo ihr ein ehrenvoller Antheil an dem errungenen Siege gebührt.

Wenn auch kein Kreis und kein Ort der Neumark in Erfüllung der dem Staate schuldigen Pflichten zurückblieb, wenn vielmehr Alle lebhaft und thätig für die Sache des Vaterlandes mitwirkten, so verdienen doch der Kreis Landsberg, so wie die Städte Landsberg und Züllichau als besonders ausgezeichnete genannt zu werden. Auch der Cotbuser Kreis bewies nach einer sechsjährigen Trennung vom Mutterlande seine Anhänglichkeit an dasselbe auf eine rühmliche Weise.

Die Leistungen vertheilten sich auf die einzelnen Kreise folgendermaßen:

Kreise.	Gesammt-Summe der freiwilligen Leistungen. Thaler.	Davon verwendet	
		zu Ausrüstungs- und Vertheidigungs-Zwecken. Thaler.	zu Wohlthätigkeits-Zwecken. Thaler.
1. Königsberg			
a) Stadt Königsberg	36,220	17,081	19,139
b) der übrige Kreis	20,669	18,079	2,590
2. Arnswalde	19,361	16,338	2,523
3. Cotbus	30,296	26,147	4,149
4. Crossen	20,438	19,272	1,666
5. Dramburg	10,478	10,121	357
6. Friedeberg	15,261	14,319	942
7. Landsberg	25,935	23,335	2,600
8. Schievelbein	10,487	9,899	588
9. Soldin	9,117	8,169	948
10. Sternberg	19,202	16,725	2,477
11. Züllichau	33,912	28,092	5,820
Summa	251,376	208,077	43,299

Von den zu Königsberg N. M., als dem Sitze der Regierung, eingeleiteten Sammlungen bildete den Stamm eine Summe von 15,361 Thalern, die beim Regierungs-Präsidium, der Regierung und deren Haupt-Casse eingegangen war, und traten zu derselben einige bedeutende Privat-Sammlungen, wie die des Regierungs-Rathes Dr. **Frank** (8,230 Thlr.), des Regierungs-Rathes **Wisselinck** (4,220 Thlr.), des Archivars **Reimann** (1,863 Thlr.) und andere. Der Gesammt-Betrag derselben und ihre Verwendung ist aus dem Obigen ersichtlich.

VIII. Provinz Kurmark und der auf dem rechten Elbufer liegende Theil des Herzogthums Magdeburg.

Die Kurmark[1]), welche sich vor dem Kriege von 1806 in einem vorzüglichen Wohlstande befunden hatte, wurde durch jenen und die auf

[1]) Die Eintheilung dieser Provinz war folgende:

A. **Mittelmark.** 1) Kreis **Nieder-Barnim** mit den Städten: Berlin, Alt-Landsberg, Bernau, Liebenwalde, Oranienburg und den Aemtern: Alt-Landsberg, Biesenthal, Boetzow, Cöpenick, Friedrichsthal, Liebenwalde, Löhme, Mühlenbeck, Mühlenhof, Nieder-Schönhausen, Oranienburg. — 2) **Beeskow-Storkow** mit den Städten: Beeskow, Buchholz, Storkow und den Aemtern: Beeskow, Blossin, Buchholz, Cossenblatt, Krausnick, Münchhofe, Storkow und Stansdorf, Tauche und Trebatsch. — 3) **Glien-Löwenberg** mit der Stadt Cremmen. — 4) **Havelland** mit den Städten: Potsdam, Brandenburg, Fehrbellin, Friesack, Nauen, Plaue, Pritzerbe,

ihn folgenden feindlichen Bedrückungen bis zum Jahre 1809 mit einer Schuldenmasse belastet, welche für die Hauptstadt Berlin einige Millionen, und für den übrigen Theil der Provinz, mit Ausschluß der drei Magdeburgischen Kreise, nahe an 14 Millionen Thaler betrug. Ungeachtet aller Bemühungen, den Credit-Zustand der Provinz zu verbessern, gelang dies in den nächstfolgenden Jahren doch nur unvollkommen; denn so bedeutend auch die Opfer waren, welche sowohl von den Communen, als von Einzelnen für diesen Zweck gebracht wurden, so war doch im Jahre 1812 noch die Schuldenlast aller Städte sehr bedeutend und der Credit der Grundbesitzer durch die Verminderung des Werthes der Grundstücke sehr gesunken. Unter diesen Umständen mußten die drückenden Durchmärsche der Französischen Heere im Jahre 1812 die Erschöpfung der Provinz vollenden.

Kaum war indessen im Februar 1813 der Augenblick gekommen, dem Vaterlande die letzten Kräfte zu widmen, so machten die Stände der Provinz dem Könige das Erbieten, für die Ausrüstung und Unterstützung der Freiwilligen sich zu vereinigen. — Nächstdem aber trafen große und schwere Leistungen die Kurmark in dem gedachten Jahre. Bis zum Herbste standen die Kriegsheere des Freundes und Feindes in der Stärke von 200,000 Mann, ungerechnet die Belagerungs-Truppen der Festungen,

---

Rathenow, Spandau und den Aemtern: Fahrland, Fehrbellin, Königshorst, Nauen, Potsdam. — 5) **Lebus** mit den Städten: Frankfurt a./O., Buckow, Fürstenwalde, Lebus, Müllrose, Müncheberg, Seelow und den Aemtern: Biegen, Friedrichsaue, Fürstenwalde, Gorgast, Kienitz, Lebus, Sachsendorf, Seelow, Solicante, Wollup. — 6) **Ober-Barnim** mit den Städten: Biesenthal, Freienwalde, Neustadt-Eberswalde, Oderberg, Straußberg, Wrietzen a. O. und dem Bruchamt Wrietzen. — 7) **Ruppin** mit den Städten: Alt- und Neu-Ruppin, Gransee, Lindow, Neustadt a. d. Dosse, Rheinsberg, Wusterhausen a. d. Dosse. — 8) **Teltow** mit den Städten: Charlottenburg, Cöpenick, Mittenwalde, Trebbin, Zossen, der Herrschaft Königs-Wusterhausen und Teupitz, und dem Amt Zossen. — 9) **Zauche-Luckenwalde** mit den Städten: Beelitz, Luckenwalde, Saarmund, Treuenbrietzen, Werder, Zinna und den Aemtern: Lehnin, Potsdam, Saarmund, Zinna.

B. 10) **Priegnitz** mit den Städten: Havelberg, Kyritz, Lenzen, Meyenburg, Perleberg, Pritzwalk, Putlitz, Wilsnack, Wittenberge, Wittstock, den Aemtern: Eldenburg, Zechlin, dem Domstift Havelberg und dem Stift Heiligengrabe.

C. 11) **Uckermark** mit den Städten: Angermünde, Brüssow, Greiffenberg, Joachimsthal, Lychen, Prenzlau, Schwedt, Straßburg, Templin, Vierraden, Zehdenick und den Aemtern: Badingen, Brüssow, Chorin, Gramzow, Grimnitz, Loecknitz, Zehdenick.

D. **Theil des Herzogthums Magdeburg auf dem rechten Elbufer.** 12) **I. Jerichowscher Kreis** mit den Städten: Burg, Loburg, Möckern, Görzke. — 13) **II. Jerichowscher Kreis** mit den Städten: Genthin, Jerichow, Sandau. — 14) **Ziesar** mit der gleichnamigen Stadt.

in derselben und lieferten Gefechte und Schlachten. Hierbei wurden besonders die Kreise Teltow, Zauche-Luckenwalde, Jerichow I und II und Ziesar, so wie durch den Belagerungskrieg die Umgebung von Spandau hart mitgenommen. Ueberhaupt können die Kriegslasten und Verluste, welche die Kurmark in den Kriegsjahren 1813—1815 trafen, nach mäßiger Berechnung, auf über 40 Millionen Thaler geschätzt werden.

Ungeachtet dieser Anstrengungen, welche jener Periode theils vorangingen, theils sie begleiteten, wurden dennoch von den Einwohnern der Hauptstadt, der übrigen Städte und des flachen Landes sehr bedeutende freiwillige Opfer gebracht. Die Vertheilung derselben auf die einzelnen Kreise und die größeren Städte war die folgende:

Kreise.	Gesammt-Summe der freiwilligen Leistungen. Thaler.	Davon verwendet zu Ausrüstungs- und Vertheidigungs-Zwecken. Thaler.	zu Wohlthätigkeits-Zwecken. Thaler.
A. Mittelmark.			
1. Nieder-Barnim			
a) Stadt Berlin	1,629,893	921,293	708,600
b) der übrige Kreis	13,732	7,984	5,748
2. Beeskow-Storkow	8,867	7,589	1,278
3. Glien-Löwenberg	12,814	8,885	3,929
4. Havelland			
a) Stadt Potsdam	118,196	39,764	78,432
b) Stadt Brandenburg . . .	13,920	6,613	7,307
c) der übrige Kreis	29,567	24,945	4,622
5. Lebus			
a) Stadt Frankfurt a. O. . .	57,528	46,382	11,146
b) der übrige Kreis	28,659	25,728	2,931
6. Ober-Barnim	25,246	21,505	3,741
7. Ruppin	38,215	30,580	7,635
8. Teltow	9,140	8,878	262
9. Zauche-Luckenwalde	16,038	14,514	1,524
B. 10. Priegnitz	118,894	95,786	23,108
C. 11. Uckermark	68,795	62,310	6,485
D. Herzogth. Magdeburg rechts der Elbe			
12. Jerichow I.	17,152	13,124	4,028
13. Jerichow II.	24,475	17,656	6,819
14. Ziesar	8,182	4,740	3,442
Summa .	2,239,313	1,358,276	881,037

Die höchst bedeutenden Vereinnahmungen und Verausgabungen freiwilliger Beiträge, welche in der Stadt Berlin erfolgten, fanden in folgenden Posten ihren Ausdruck:

A. Eingänge:

1.	Sammlungen von 19 verschiedenen, zu Wohlthätigkeits-Zwecken gegründeten Männer- und Frauen-Vereinen[1]	318,261	Thlr.
2.	Beim Kriegs-Ministerium	153,048	"
3.	Beim Militär-Gouvernement	25,641	"
4.	Bei der Ober-Regierungs-Commission	6,098	"
5.	Bei der General-Staats-Casse	19,457	"
6.	Bei der General-Verpflegungs-Casse	4,811	"
7.	Bei der Kurmärk. Provinzial-Verpflegungs-Casse	20,524	"
8.	Bei der Kurmärk. Provinzial-Lazareth-Casse	51,359	"
9.	Bei der Casse der freiwilligen Beiträge für die Militär-Lazarethe zwischen Elbe und Oder	13,534	"
10.	Beim Lazareth-Magazin	40,000	"
11.	Beim Polizei-Präsidium	16,219	"
12.	Beim Amte Mühlenhof	84,629	"
13.	Bei der Stadt-Casse	71,765	"
14.	Beim Magistrat	118,445	"
15.	Bei der Ausrüstungs-Casse für freiwillige Jäger unter dem Director Zimmermann	29,274	"
16.	Kirchen-Collecten	2,160	"
17.	Brandenburgisches Ober-Berg-Amt, durch Ausstellung mehrerer Denkmäler in der Königl. Eisengießerei	1,252	"
18.	Capellmeister Weber, Musik-Director Seidel, Kriegsrath Brandhorst für veranstaltete Concerte	4,813	"
19.	General-Münz-Wardein Loos, Sammlung von Gold und Pretiosen gegen Empfangnahme eines goldenen Unionszeichens in Form einer Tuchnadel	4,351	"
20.	Kaufmann Rud. Werkmeister, Sammlung von Trauringen, Pretiosen und Geld gegen Umtausch von eisernen Ringen	8,125	"
21.	Prof. Gubitz, Ertrag einer Kunst-Ausstellung (4,803), Maler Gebauer[2]), Ertrag eines von ihm herausgegebenen Kupferstiches, Bildniß des Fürsten Blücher (1,680), Ober-Steuer-		
	Latus	993,766	Thlr.

[1]) Die Specification dieser Vereine und ihrer Leistungen erfolgt in der Arbeit über freiwillige Krankenpflege.

[2]) Durch Denselben wurden noch in den Jahren 1815, 1816, 1818, aus ähnlichen Unternehmungen, dem Ertrage der Bildnisse des Russischen Generals Grafen Rostopschin, des Kronprinzen von Preußen, des Großfürsten Nicolaus von Rußland und seiner Gemahlin, geb. Prinzessin von Preußen, circa 23,068 Thlr. den Wittwen und Waisen von Landwehrmännern und erblindeten Kriegern, endlich noch mehr als 7,140 Thlr. wohlthätigen Stiftungen in Berlin (Friedrichs-Stift, Bürger-Rettungs-Institut) zugewendet.

	Transport	993,766	Thlr.
	Rath Tismar ebenso eines Liedes (1,524), Majorin v. Tuchsen, Ausspielung eines Brillant-Ringes (3,178) . . .	11,185	„
22.	Subscription der Kaufmannschaft zu einem Denkmal für den König, von demselben aber zur Unterstützung erblindeter Krieger bestimmt	3,675	„
23.	Ertrag der von dem Ministerium des Innern veranstalteten Ausstellung der von Paris zurückgekommenen Gemälde	2,987	„
24.	Sammlungen des Probstes Hanstein (6,851), des Professors v. Savigny, zeitigen Rectors der Universität (1,064), der Frauen Hotho und Welper und des Frl. Louise Hotho (604), der Generalin v. Troschke, Ober-Schulräthin Gedicke, Wittwe des Königl. Mundkochs Heudtlaß und Frl. Wilhelmine Reinbeck (1,890), des Geh. Kriegsrathes und Ober-Bürgermeisters Büsching (956), des Geh. Justiz-Rathes Schmalz und Justiz-Commissarius Bartels (4,149), des Staats-Rathes Grafen zu Dohna-Wundlacken (7,149), des Geh. Ober-Finanz-Rathes und des Prof. Wolfarth (530), des Oberst-Lieutenants v. Petersdorff (356), des Majors v. Reiche (493), der Kaufmannschaft an der Börse (1,110), der Haude und Spenerschen Zeitungs-Expedition (1,598), der Bürgergarde (715), des Justiz-Amtmannes Friederici (288), der Dienstmädchen (657 Thlr.)	28,410	„
25.	Unmittelbare Verwendungen Einzelner zur Ausrüstung ihrer Söhne und Verwandten	408,000	„
26.	Desgleichen zur Pflege und Heilung verwundeter Vaterlands-Vertheidiger in ihren Wohnungen	51,000	„
27.	Desgleichen zur Verpflegung der Armee-Corps, welche im Jahre 1813 in der Nähe der Stadt und an der Sächsischen Grenze standen	102,000	„
28.	Unmittelbarer Beitrag des Prinzen Wilhelm von Preußen . .	20,000	„
29.	Unmittelbare Versendungen	8,870	„
	Summa	1,629,893	Thlr.

B. Aufwendungen:

1.	Zur allgemeinen Ausrüstung	110,125	Thlr.
2.	Zur Ausrüstung der Freiwilligen	511,472	„
3.	Für das v. Lützow'sche Frei-Corps	8,773	„
4.	Für das v. Reiche'sche Jäger-Corps	743	„
5.	Für die Scharfschützen-Compagnie des Tyrolers Jacob Riedl .	430	„
6.	Zur Ausrüstung und Unterstützung der Berliner Landwehr . .	27,261	„
7.	Für die Vaterlands-Vertheidiger	26,503	„
8.	Für das v Tauentzien'sche Armee-Corps und die im August und September 1813 in der Nähe der Stadt und an der Sächsischen Grenze stehenden Truppen	186,629	„
9.	An den Gen.-Lieutenant v. Scharnhorst nach Breslau gesandt	1,970	„
10.	An den Commissions-Rath Heun nach Breslau gesandt . . .	8,870	„
11.	An den Major v. Wentzel zu Frankfurt zur Unterstützung des Landsturmes	200	„
	Latus	882,976	Thlr.

	Transport 882,976	Thlr.
12. Zur Erhaltung wohlthätiger Anstalten	3,525	„
13. Zu den öffentlichen Festlichkeiten beim Empfange der vaterländischen und verbündeten Truppen	24,902	„
14. Zur Unterstützung der Freiwilligen beim Rücktritt in ihr früheres Verhältniß	7,730	„
15. An den Hof-Rentmeister Müller zu Potsdam (Sammlung der bei der dortigen Regierung eingehenden Beiträge) für verwundete Krieger, Wittwen und Waisen der Gefallenen	2,160	„
16. Aufwendungen für Verwundete und Kranke innerhalb und außerhalb der Lazarethe, für die Invaliden, die Wittwen und Waisen der Gefallenen, die Familien der in's Feld gezogenen Krieger, die Bewohner der durch den Krieg verheerten Gegenden[1]) . .	708,600	„
Summa	1,629,893	Thlr.

Die Zahl der in Berlin sich stellenden Freiwilligen war übrigens 6,390, davon 6,050 zu den National-Regimentern, Jäger-Detachements und Frei-Corps, 340 zu den Regimentern des stehenden Heeres und der Landwehr; 4,080 derselben hatten sich selbst ausgerüstet. Gleich nach dem ersten Aufrufe des Königs, bis zum 13. Februar 1813, hatten sich in Berlin zum Eintritt als Freiwillige in die Jäger-Detachements bereits gemeldet 136, davon 94 daselbst gebürtig, 39 aus den übrigen Provinzen der Monarchie, die sich ihrer Studien oder Geschäfte wegen in Berlin aufhielten, und 3 Ausländer. Ueberhaupt verließen 258 Studirende die Universität und eilten zum Kampfe; gleichen Eifer bewiesen die Beamten, so daß bis zum 15. April 1813 vom Kammergericht bereits 58, und vom Stadtgericht 54 derselben, theils bei den Jäger-Detachements theils bei der Landwehr, eingetreten waren.

In der Stadt Potsdam fanden die folgenden Aufwendungen statt:

Zur Ausrüstang der Freiwilligen	11,630	Thlr.
Zur Ausrüstung der Landwehr	4,668	„
Zur Unterstützung der im Felde stehenden Freiwilligen und Landwehrmänner	10,500	„
Für die Truppen auf dem Schlachtfelde bei Groß-Beeren	8,050	„
Für das Belagerungs-Corps vor Spandau	1,510	„
An das Kriegs-Ministerium gesandt	2,406	„
An das Militär-Gouvernement zu Breslau gesandt	1,000	„
Summa	39,764	Thlr.
Dazu für Wohlthätigkeits-Zwecke	78,432	„
Total-Summa	118,196	Thlr.

Die Stadt allein stellte 832 Freiwillige, das Havelland überhaupt deren 1,263, von denen 345 sich selbst ausrüsteten.

---

[1]) Die Specification dieser Posten befindet sich ebenfalls in der oben erwähnten Arbeit.

Ganz besonders bedeutend waren auch, wie aus der früher gegebenen Zusammenstellung ersichtlich ist, die Leistungen der Priegnitz, die nicht nur 1,094 Freiwillige stellte, sondern deren Landsturm auch einen hervorragenden Antheil an dem an der Nieder-Elbe geführten Kriege nahm. Auch der Landsturm in den drei rechts von der Elbe gelegenen Magdeburgischen Kreisen (Jerichow I, II, Ziesar) leistete gegen die aus Magdeburg unternommenen feindlichen Ausfälle, so wie zur Unterstützung des Blokade-Corps treffliche Dienste.

IX. Die Provinzen zwischen der Elbe und Weser.

Die vorstehenden Provinzen, so weit sie im „National-Denkmal" Berücksichtigung gefunden haben[1]), waren bis zur Schlacht bei Leipzig größtentheils von den Heeren der Franzosen und ihrer Alliirten besetzt, und konnten an den Anstrengungen für das Vaterland, die Unternehmungen Einzelner abgerechnet, im Ganzen nicht Theil nehmen. Nach jener Schlacht aber durchzogen die siegenden Armeen den größten Theil dieser Provinzen,

---

[1]) Es gehören hierher folgende Landestheile:

A. Herzogthum Magdeburg mit Ausschluß des Antheils auf dem rechten Elbufer. 1) Kreis Magdeburg und Neuhaldensleben mit den Städten: Magdeburg, Neustadt-Magdeburg, Neuhaldensleben, Oebisfelde, Weferlingen, Wolmirstädt. — 2) Calbe (mit Ausschluß der Grafschaft Barby und des Amtes Gommern) mit den Städten: Aken, Calbe, Egeln, Frohse, Groß-Salze, Schönebeck, Staßfurth. — 3) Saalkreis mit den Städten: Halle a. S., Cönnern, Loebejün, Wettin. — 4) Wanzleben mit den Städten: Seehausen, Wanzleben.

B. Fürstenthum Halberstadt mit der Grafschaft Wernigerode. 5) Kreis Halberstadt mit den Städten: Halberstadt, Aschersleben, Ermsleben, Gröningen, Hadmersleben, Kochstädt, Kroppenstädt, Oschersleben, Quedlinburg, Wegeleben. — 6) Osterwiek, enthaltend die Grafschaft Wernigerode und vom Fürstenthum Halberstadt die Städte: Darbesheim, Derenburg, Hornburg, Osterwiek.

C. Altmark. 7) Kreis Stendal mit den Städten: Stendal, Tangermünde, Osterburg, Seehausen, Werben, Arneburg, Bismarck. — 8) Salzwedel mit den Städten: Salzwedel, Gardelegen, Arendsee.

D. Ehemaliger Preußischer Antheil der Grafschaft Mansfeld. 9) Kreis Mansfeld und ein Theil des vormaligen Kreises Eisleben mit den Städten: Alsleben, Gerbstädt, Leimbach, Mansfeld, Schraplau.

E. Grafschaft Hohenstein mit Nordhausen. 10) Kreis Nordhausen mit den Städten: Nordhausen, Ellrich, Bleicherode, Sachsa, Bennekenstein.

F. Fürstenthum Eichsfeld mit Mühlhausen (mit Ausschluß der abgetretenen Theile). 11) Kreis Heiligenstadt und der nicht abgetretene Theil des Kreises Duderstadt mit den Städten: Dingelstädt, Heiligenstadt, Mühlhausen, Treffurt, Worbis.

G. Fürstenthum Erfurt (mit Ausschluß der abgetretenen Theile). 12) Kreis Erfurt mit der gleichnamigen Stadt und den Aemtern: Alach, Gispersleben, Mühlberg, Wandersleben.

und die Lieferungen für die Magazine, so wie die Einquartierung der Truppen nahmen die letzten Hilfsquellen des schon erschöpften Landes in Anspruch. Auch waren die beiden bevölkertsten Städte, Magdeburg und Erfurt, noch von feindlichen Garnisonen besetzt und der Theilnahme an den gemeinschaftlichen Anstrengungen, Erfurt mehrere Monate lang und Magdeburg bis zum Mai 1814, entzogen. Ueberdies erforderte die Einschließung dieser Festungen durch zahlreiche Blokade-Corps einen sehr großen Aufwand von Subsistenzmitteln, der nur durch außerordentliche Leistungen der Bewohner bestritten werden konnte.

Dieser großen Ansprüche ungeachtet, fanden die zahlreichen Lazareth-Anstalten, die Kranken und Verwundeten in denselben, die Invaliden, die hilfsbedürftigen Frauen und Kinder der in's Feld gerückten, so wie die Wittwen und Waisen der gebliebenen Vaterlandsvertheidiger durch die wohlthätigen Vereine, welche die Vaterlandsliebe erzeugte, und durch die sonst veranstalteten Sammlungen die ihnen nöthige Hilfe und Unterstützung, und es bewährte sich, mit Rücksicht auf jene Verhältnisse, auf die rühmlichste Weise, daß eine siebenjährige Trennung von dem Mutterlande die Anhänglichkeit an dasselbe nicht vertilgt hatte.

Den schönen Sinn, mit welchem jene freiwilligen Opfer dargebracht wurden, hat auch der damalige Civil-Gouverneur, spätere Geh. Staats- und Finanz-Minister v. Klewiz, bei Gelegenheit seiner Zurückberufung, öffentlich anerkannt[1]). Die von ihm zugleich beigefügten Uebersichten schließen auch die freiwilligen Opfer der früher zu diesem Gouvernements-Bezirk gehörig gewesenen, später aber abgetretenen Landestheile ein, welche im „National-Denkmal" deshalb unberücksichtigt geblieben sind. Dennoch aber muß es anerkannt werden, daß die abgetretenen Theile der Fürstenthümer Eichsfeld und Erfurt, so wie die Bewohner des Fürstenthums Hildesheim, der Grafschaft Blankenhain, der Stadt und des Gebietes Goslar mit den oben aufgeführten Landestheilen in Hinsicht ihrer patriotischen Leistungen gewetteifert haben, und daß auch die Einwohner des vormals Königlich Sächsischen Antheiles der Grafschaft Mansfeld, der Grafschaft Barby und des Amtes Gommern in den Beweisen ihrer Theilnahme an der deutschen Sache nicht zurückgeblieben sind.

Die bedeutendsten Sammlungen und Aufwendungen erfolgten begreiflicherweise am Sitze des General-Gouvernements, in Halberstadt. Wir finden davon das Folgende verzeichnet:

---

[1]) Gouvernements-Blatt für die Königlich Preußischen Provinzen zwischen der Elbe und Weser. Jahrg. 1816. Halberstadt. S. 1887.

A. Eingänge:

1. Beim Militär- und Civil-Gouvernement und dessen Haupt-Casse	110,454	Thlr.
2. Beim Consistorium	4,258	„
3. Bei der Landes-Direction und Provinzial-Haupt-Casse	3,978	„
4. Beim Magistrat	10,270	„
5. Kirchen-Collecten	860	„
6. Sammlungen der Frauen- und Jungfrauen-Vereine	2,252	„
7. Größere und kleinere Sammlungen von Privat-Personen, z. B. durch den Justiz-Rath Stubenrauch und den Ober-Landesgerichts-Rath Schoepffer 2,366 Thlr., Dr. Siegert 1,740 Thaler	4,502	„
8. Unmittelbare Verwendungen Einzelner zur Ausrüstung ihrer Söhne und Verwandten	9,000	„
Summa	145,574	Thlr.

B. Aufwendungen:

1. Zu Selbstausrüstungen der Freiwilligen	9,000	Thlr.
2. Zur Ausrüstung und Unterstützung unbemittelter Freiwilliger durch das Gouvernement und die Landes-Direction	13,032	„
3. Zur Landwehr- und Truppen-Formation	44,370	„
4. An das Kriegs-Ministerium zu Berlin	49,612	„
5. Für Wohlthätigkeitszwecke	29,560	„
Summa	145,574	Thlr.

Bemerkenswerth ferner ist die sehr beträchtliche Summe, welche in der Stadt Halle a. S. für Wohlthätigkeits-Zwecke aufgewendet wurde (57,564 Thlr.), welche die für Ausrüstung gemachten Ausgaben (27,072 Thlr.) deswegen so beträchtlich überstieg, weil nach der Schlacht bei Leipzig die in der erwähnten anderen Arbeit näher zu schildernde, durch die sehr zahlreichen Verwundeten herbeigeführte Calamität außerordentliche Mittel in Anspruch nahm.

Die in den einzelnen Kreisen und den hauptsächlichsten Städten der Provinzen zwischen Elbe und Weser gebrachten freiwilligen Opfer und deren Verwendung zu den bekannten Zwecken vertheilten sich folgendermaßen:

Kreise.	Gesammt-Summe der freiwilligen Leistungen. Thaler.	Davon verwendet zu Ausrüstungs- und Vertheidigungs-Zwecken. Thaler.	Davon verwendet zu Wohlthätigkeits-Zwecken. Thaler.
A. Herzogthum Magdeburg auf dem linken Elbufer.			
1. Magdeburg-Neuhaldensleben			
a) Stadt Magdeburg	91,625	74,460	17,165
b) der übrige Kreis	77,355	61,768	15,587
2. Calbe	42,388	35,134	7,254
3. Saalkreis			
a) Stadt Halle	84,636	27,072	57,564
b) der übrige Kreis	43,906	38,001	5,905
4. Wanzleben	19,359	16,702	2,657
B. Fürstenthum Halberstadt und Grafschaft Wernigerode.			
5. Halberstadt			
a) Stadt Halberstadt	145,574	116,014	29,560
b) der übrige Kreis	65,483	54,078	11,405
6. Osterwiek	59,729	55,191	4,538
C. Altmark.			
7. Stendal	52,375	26,971	25,404
8. Salzwedel	26,448	21,135	5,313
D. Grafschaft Mansfeld.			
9. Mansfeld	61,220	56,177	5,043
E. Grafschaft Hohenstein mit Nordhausen.			
10. Nordhausen	46,708	41,503	5,205
F. Fürstenthum Eichsfeld mit Mühlhausen			
11. Heiligenstadt-Duderstadt . . .	59,269	44,802	14,467
G. Fürstenthum Erfurt			
12. Erfurt	26,048	22,527	3,521
Summa .	902,123	691,535	210,588

Die meisten Freiwilligen stellten sich in den Kreisen Magdeburg-Neuhaldensleben (1,427) und Halberstadt (1,385).

X. Die Provinzen zwischen der Weser und dem Rhein.

Der verhängnißvolle Krieg des Jahres 1806 hatte diese Provinzen [1]) in die Gewalt des Feindes gebracht, und nach dem Tilsiter Frieden er-

[1]) Die hier in Betracht kommenden Provinzen waren:
A. Der ehemalige Preußische Antheil des Fürstenthums Münster.

hielten sie verschiedene fremde Beherrscher. Ein Theil derselben wurde, nach manchem Wechsel, dem damaligen Französischen Kaiserreich einverleibt und die meisten der darin gelegenen Domänen an Ausländer verschenkt, welche die Einkünfte derselben in der Hauptstadt des fremden Staates verzehrten. Die gleich bei der Besitzergreifung dieser Provinzen geforderte bedeutende Krieges-Contribution, die unverhältnißmäßig starken Aushebungen der jungen Mannschaft, die Sperrung alles auswärtigen und die Belastung des inneren Verkehrs, eine Menge neuer directer und indirecter Abgaben äußerten bald sichtbar den nachtheiligsten Einfluß auf den früheren Wohlstand dieser Provinzen. In einem großen Theile derselben erreichte das Elend und die Verarmung während der beiden letzten Jahre der Fremdherrschaft einen hohen Grad. Besonders hart war das Loos des Fürstenthums Minden und derjenigen Landestheile, welche, von Französischen Militärstraßen durchschnitten, im Jahre 1813 in den Belagerungszustand erklärt, und wo in Folge dessen alle Armee-Bedürfnisse ohne

---

1) Kreis Münster mit den Städten: Münster, Telgte, Wolbeck. — 2) Beckum-Lüdinghausen-Warendorf mit den Städten: Ahlen, Beckum, Drensteinfurt, Freckenhorst, Harsewinkel, Lüdinghausen, Oelde, Olfen, Sassenberg, Sendenhorst, Stromberg, Warendorf, Werne.

B. Grafschaft Tecklenburg und obere Grafschaft Lingen. 3) Kreis Tecklenburg mit den Städten: Ibbenbüren, Lengerich, Tecklenburg, Wester-Cappeln.

C. Fürstenthum Paderborn. 4) Kreis Paderborn mit den Städten: Paderborn, Neuhaus, Lippspringe. — 5) Brakel-Büren-Warburg, mit 3 Verwaltungs-Bezirken des Kreises Hözter mit den Städten: Beverungen, Brakel, Büren, Drieburg, Dringenberg, Gehrden, Lichtenau, Lügde, Nieheim, Peckelsheim, Salzkotten, Steinheim, Vörden, Warburg, Wünnenberg.

D. Fürstenthum Minden. 6) Kreis Minden mit den Städten: Minden, Hausberge, Petershagen, Schlüsselburg. — 7) Rahden und zwei Verwaltungs-Bezirke des Kreises Bünde mit der Stadt Lübbecke.

E. Grafschaft Ravensberg. 8) Kreis Bielefeld mit der gleichnamigen Stadt. — 9) Halle-Herford und 3 Verwaltungs-Bezirke des Kreises Bünde mit den Städten: Bünde, Burgholzhausen, Enger, Halle, Herford, Oldendorf, Versmold, Vlotho, Werther.

F. Grafschaft Mark. 10) Kreis Hamm mit den Städten: Hamm, Lippstadt, Soest. — 11) Dortmund (mit Ausschluß der Stadt Dortmund) mit den Städten: Bochum, Camen, Castrop, Hörde, Lünen, Schwerte, Unna, Wattenscheidt, Westhofen. — 12) Hagen mit den Städten: Hagen, Altena, Blankenstein, Breckerfeld, Hattingen, Herdecke, Iserlohn, Lüdenscheidt, Meinerzhagen, Neuenrade, Plettenberg, Schwelm.

G. Ehemalige Abteien Essen und Werden. 13) Kreis Essen mit den Städten: Essen, Werden, Steele.

H. Theil des Herzogthums Cleve mit Elten östlich des Rheins. 14) Kreis Rees mit den Städten: Wesel, Rees, Isselburg, Emmerich. — 15) Dinslaken mit den Städten: Ruhrort, Schermbeck, Dinslaken, Duisburg, Holten.

Maßstab und Ordnung beigetrieben wurden. Es fanden sich daher auch bei der Wiedereroberung dieser Provinzen das Fürstenthum Minden, die Grafschaften Tecklenburg und Lingen und ein Theil der Grafschaft Ravensberg in dem Zustande völliger Erschöpfung.

Die Kriegs-Ereignisse im Herbst 1813 zerstörten nun zwar die Fremdherrschaft, aber neue Anstrengungen, neue Opfer waren erforderlich, um den Siegen der Verbündeten den Erfolg zu sichern. Zahlreiche Corps von vaterländischen und verbündeten Truppen, welche die Provinzen in verschiedenen Richtungen durchzogen, mußten verpflegt, die Bedürfnisse für das Belagerungs-Corps von Wesel mußten beschafft werden. Außerdem erforderte die Errichtung der Landwehr große Summen und eine verheerende Viehseuche, welche einen Theil dieser Provinzen traf, erschwerte die erforderlichen Leistungen. Dennoch hat ein jeder dieser Landestheile nach seinem Vermögen und Kräften die Sache des Vaterlandes auch noch durch freiwillige Opfer gefördert.

Die Provinzen Münster und Paderborn stellten gemeinschaftlich ein Jäger-Detachement zu Pferde und zu Fuß, und die Provinzen Minden und Ravensberg, aus denen sich viele Freiwillige den Detachements der alten Regimenter bereits angeschlossen hatten, vereinigten sich ebenfalls zur Errichtung eines berittenen und eines Fuß-Jäger-Detachements zu je 200 Mann. Die Grafschaft Mark, in ihrer damaligen Verbindung mit Ost-Friesland, bekundete ihre Vaterlandsliebe nicht nur durch die Ausrüstung einer großen Anzahl freiwilliger Jäger, sondern auch noch besonders bei der Errichtung der Landwehr. In dem südlichen Theile dieser Provinz, dem Kreise Hagen, einem gebirgigen Fabriklande, wo sonst eine Abneigung gegen den Soldatendienst herrschte, verließen die jungen Leute meist freiwillig ihre Webestühle und begaben sich zu den Waffen, so daß das ganze Bataillon, welches dieser Kreis zu stellen hatte, aus lauter Freiwilligen bestand. Ueberhaupt wurde durch die rühmlichen Anstrengungen der Kreis-Ausschüsse die Aushebung des ersten westphälischen Landwehr-Regiments und der ersten Escadron des Cavallerie-Regiments in einer sehr kurzen Zeit, und die Bekleidung in einigen Tagen bewirkt und dadurch möglich gemacht, daß, vier Wochen nach dem Beginn der Organisation der Landwehr, schon das erste Regiment seiner Bestimmung nach Holland zu folgen im Stande war.

Der Landsturm wurde sowohl in der Grafschaft Mark als auch im ostrheinischen Theile von Cleve mit Schnelligkeit in's Leben gerufen; der bei der Errichtung desselben bewiesene Eifer bewährte sich besonders auch bei demjenigen Theile, welcher bei Wesel und Delfzyl wirklich zum Handeln kam.

Außer der schon erwähnten, später abgetretenen Provinz Ost-Friesland waren damals noch mehrere kleine Landesgebiete, welche theils erst durch den Pariser Frieden Preußisch geworden, theils durch spätere Abtretungen einem anderen Staate einverleibt wurden, unter dem Königlich Preußischen Gouvernement dieser Provinzen vereinigt. Wenn auch die Verzeichnung ihrer patriotischen Handlungen und Opfer im „National-Denkmal", nach dem Plane desselben, nicht zulässig war, so ist es dennoch anerkannt, daß auch sie für die Sache des Vaterlandes nach ihren Kräften rühmlich mitgewirkt, und Alle in dem Verbande, zu welchem dieselben in der betreffenden Periode gehörten, mit den alten Preußischen Provinzen hinsichtlich ihrer patriotischen Leistungen gewetteifert haben.

Das Nachstehende gewährt eine Uebersicht über die Leistungen der in Rede stehenden Provinzen nach den beiden, in näheren Betracht zu ziehenden Richtungen hin.

Kreise.	Gesammt-Summe der freiwilligen Leistungen. Thaler.	Davon verwendet zu Ausrüstungs- und Vertheidigungs-Zwecken. Thaler.	Davon verwendet zu Wohlthätigkeits-Zwecken. Thaler.
A. Fürstenthum Münster.			
1. Münster	48,228	31,805	16,423
2. Beckum-Lüdinghausen-Warendorf	15,401	11,508	3,893
B. Gfsch. Tecklenburg-Lingen.			
3. Tecklenburg	6,691	4,542	2,149
C. Fürstenthum Paderborn.			
4. Paderborn	10,689	8,306	2,383
5. Brakel-Büren-Warburg . . .	9,447	7,771	1,676
D. Fürstenthum Minden.			
6. Minden	32,843	20,023	12,820
7. Rahden	7,396	4,412	2,984
E. Grafschaft Ravensberg.			
8. Bielefeld	25,775	14,971	10,804
9. Halle-Herford	27,311	18,800	8,511
F. Grafschaft Mark.			
10. Hamm	74,269	45,508	28,761
11. Dortmund	33,509	28,210	5,299
12. Hagen	69,988	51,256	18,732
G. Ehemal. Abteien Essen und Werden.			
13. Essen	22,407	16,699	5,708
H. Herzogthum Cleve.			
14. Rees	43,564	19,511	24,053
15. Dinslaken	23,592	17,523	6,069
Summa .	451,110	300,845	150,265

Eine Recapitulation der gesammten freiwilligen Leistungen und Opfer des damaligen Preußischen Staates in den Kriegsjahren 1813, 14, 15 ergiebt:

Provinzen:	Gesammt-Summe der freiwilligen Leistungen.	Davon verwendet		Gestellte Freiwillige.	
		zu Ausrüstungs- und Vertheidigungs-Zwecken.	zu Wohlthätigkeits-Zwecken.	Zahl derselben.	Davon haben sich selbst ausgerüstet.
	Thaler.	Thaler.	Thaler.	Mann.	Mann.
I. Ost-Preußen	417,925	299,597	118,328	3,844	871
II. Litthauen	255,786	222,022	33,764	1,919	646
III. West-Preußen	392,668	350,312	42,356	3,062	1,149
IV. Pommern	572,607	439,122	133,485	3,304	1,589
V. Posen	44,644	40,645	4,001	444	122
VI. Schlesien	1,056,274	695,220	361,054	7,807	2,399
VII. Neumark	251,376	208,077	43,299	4,293	1,280
VIII. Kurmark	2,239,313	1,358,276	881,037	11,790	6,017
IX. zwischen Elbe und Weser	902,123	691,535	210,588	7,490	3,858
X. zwischen Weser und Rhein	451,110	300,845	150,265	5,419	1,636
Summa	6,583,826	4,605,649	1,978,177	49,372	19,567

Wir enthalten uns jeden Commentars über die obigen Zahlen und die durch dieselben ausgedrückten, für jene Zeit ganz bewundernswerthen Leistungen, und wollen nur im Folgenden, die Rubrik „Wohlthätigkeits-Zwecke" betreffend, die Zerlegung der ebenfalls als enorm zu bezeichnenden Summe von 1,978,177 Thlrn. in die einzelnen, der verschiedenartigen Verwendung entsprechenden Posten der schon mehrfach angezogenen Arbeit entnehmen, auf welche wegen weiterer Details in dieser Richtung verwiesen werden muß. Es fanden nämlich innerhalb des damaligen Preußischen Staates in den Jahren 1813—15 die folgenden Aufwendungen für Wohlthätigkeits-Zwecke statt:

1. Für die Pflege kranker und verwundeter Krieger	387,600	Thlr.
2. Sendungen an einheimische und auswärtige Lazarethe	676,451	„
3. Sendungen an einheimische und auswärtige Frauen- und andere Vereine	71,381	„
4. „ an ärztliche und Verwaltungs-Beamte der Armee für die Kranken und Verwundeten derselben	34,355	„
5. Unterstützung der Familien der in's Feld Gerückten	76,349	„
6. „ der Wittwen und Waisen der Gefallenen 7. „ erblindeter und anderer invalider Krieger	558,578	Thlr.
Latus	1,804,714	Thlr.

	Transport	1,804,714 Thlr.
8. Unterstützung verarmter Einwohner in den durch Krieg verheerten Gegenden		170,454 „
9. Unterstützung der Preuß. und Russ. Kriegsgefangenen		3,009 Thlr.
	Summa	1,978,177 „

Wenn man die eben erwähnten freiwilligen Leistungen zu Wohlthätigkeits-Zwecken zu größeren Gruppen zusammenfaßt, ergiebt sich:

Freiwillige Kranken- und Verwundeten-Pflege (No. 1—4)		1,169,787 Thlr.
Freiwillige Unterstützung von Invaliden, Wittwen und Waisen (No. 6, 7)		558,578 „
„	der Familien der in's Feld Gerückten (No. 5)	76,349 „
„	durch Krieg verarmter Einwohner (No. 8)	170,454 „
„	von Kriegsgefangenen (No. 9)	3,009 Thlr.
	Summa	1,978,177 Thlr.

Diese Zahlen sind für sich beredt genug, um weiterer, daran geknüpfter Betrachtungen zu überheben.

Dr. E. Gurlt,
Professor der Chirurgie an der
Königl. Universität zu Berlin.

Die Veröffentlichungen der deutschen Geschichtsvereine zur preußischen Geschichte und Landeskunde.

Vierteljahrs-Hefte des Deutschen Reichs-Anzeigers und Königl. Preußischen Staats-Anzeigers. 5. Jahrg. 1. Heft. Jan. Febr. März 1872. Berlin 1872. 4.

[Die hier gesammelten 13 besonderen Beilagen enthalten außer einer fortlaufenden Chronik des Deutschen Reiches und einer Anzahl von Beiträgen zur Deutschen und zur allgemeinen Geschichte:] Beiträge zur preußischen und deutschen Geschichte und Landeskunde in Schulprogrammen I. — Die norddeutsche Feldpost im Kriege 1870—1871. — Die Lebens- und Feuerversicherung im preußischen Staate und im deutschen Reiche 1867—1869. — Das Geburtshaus Sr. Maj. des Kaisers und Königs [jetzt kronprinzliches Palais in Berlin]. — Die Festlichkeiten des Kaiserl. und Königl. Hofes im Winter 1872. — Gedächtnißtage des Hauses Hohenzollern. [Handelt von dem Vater des vor 500 Jahren geborenen Markgrafen Friedrich I., dem Burggrafen Friedrich V. Mit 2 Reitersiegeln desselben in Abbild.] — Die ältesten Standbilder eines hohenzollerschen Markgrafen [Friedrichs I.] von Brandenburg und seines Bruders [Johann]. Mit Abbild. — Die Königl. Blindenanstalt zu Berlin [gestiftet 1806]. — Der Königl. Thiergarten bei Berlin I—IV. [Geschichte desselben bis zum J. 1840, nach amtlichen Quellen]. — Die ältesten Berliner Städte- und Gildewappen. Mit Abbild. — Der Productenhandel Berlins im J. 1871. — Die Anfänge der Buchdruckerkunst in der Mark Brandenburg. [Die vier ältesten Buchdruckstätten der Mark waren Stendal 1486 oder 1487, Kloster Zinna 1492 oder 1493, Frankfurt 1504, Berlin 1572 oder 1573]. — Zur Wappenkunde der schlesischen Städte. Mit 16 Abbildungen. — Ein pommersches Herzogthum und eine deutsche Ordenskomthurei [Schwetz]. Das Gebiet und die Bevölkerung des preußischen Staates. — Das Remontewesen des preußischen Heeres. — Zur Geschichte der Entwickelung des preußischen Eisenbahnwesens [Statistik der Staatsbahnen]. — Statistische Mittheilungen über die Geschäftsverwaltung der Justizbehörden in den altländischen Provinzen Preußens im J. 1870. — Die gegenwärtige Gestaltung des Landarmenwesens in Preußen. — Die im Jahre 1870 für Rechnung des Staates ausgeführten Bohrarbeiten [auf Salz, Stein- und Braunkohlen] in Preußen und ihre Resultate. — Verzeichniß der seit dem 11. Juni 1870 bis zum Schluß desselben Jahres in die Handelsregister eingetragenen [34] Aktiengesellschaften und Kommanditgesellschaften auf Aktien. — Die im zweiten Halbjahr 1871 eingetragenen Aktiengesellschaften in Preußen [154, davon 67 in Berlin]. — Aus dem Emslande [Melioration durch Forstcultur]. — Handzeichnungen des Königs Friedrich Wilhelm IV. Mit 2 Abbildungen. — Ehrenbürgerbrief der Stadt Hamburg für den Fürsten von Bismarck. — Der Salonwagen des Fürsten von Bismarck. — Rückblick auf die Königl. Oper 1. Okt. bis 31. Dez. 1871. — Das Königl. Schauspiel von den Ferien bis 31. Dez. 1871. — Die Concert-Saison bis 31. Dezember 1871. — Vaterländische Bildwerke auf den Berliner Kunstausstellungen. — Die Ausstellung der [mehr als 3000 von den in China und Japan ansässigen Deutschen zum Besten der Kaiser Wilhelm-Stiftung eingesandten] chine-

sischen und japanischen Kunst- und Industrie-Erzeugnisse. — Die vorchristlichen Denkmäler im Landdrosteibezirk Stade. — Die Literatur des deutsch-französischen Krieges 1870—1871. — Die Urkunden des Fürstenthums Münster. — Hand- und Adreßbücher der Provinzen des Preußischen Staats. — [Nekrologe des 1804 zu Stralsund geb., 1871 zu Koblenz † Oberpräsidenten] A. von Pommer-Esche, [des 1804 zu Wernigerode geb., 1872 † General-Inspecteurs der Artillerie] G. E. von Hindersin, [des 1798 zu Mohrin geb., 1872 † Oberlandesgerichtsrathes und Rechtslehrers] K. F. Koch und [des 1802 zu Eutin geb., 1872 zu Berlin † Professor der Philosophie] F. A. Trendelenburg.

Zeitschrift der Gesellschaft für die Geschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. 2. Bd. Kiel 1872. 8.

S. 1—41 und S. 410. R. Usinger, Uebersicht der territorialen und staatsrechtlichen Entwickelung Nordalbingiens. [Die Darstellung reicht bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts.]

S. 42—53. R. Usinger, Wariner und Wagrier. [Verf. hält den Namen der Wagrier nicht für slavisch, sondern nur für eine slavische Umgestaltung des germanischen Namens der Vorbesitzer des Landes, der Wariner].

S. 54—88 und S. 381—387. J. Mestorf und H. Handelmann, Antiquarische Miscellen [namentlich Moorleichenfunde betreffend].

S. 89—105. H. Handelmann, Verzeichniß der durch die Verfügung vom 5. Febr. 1811 und sonst sicher gestellten Alterthumsdenkmäler s. w. d. a. in Schleswig-Holstein [für deren Erhaltung jetzt Seitens der Staatsregierung gesorgt wird], und deren amtlicher Befund im Jahre 1870.

S. 106—219. v. Stemann, Beiträge zur Adelsgeschichte. V. Die Familie Rantzau. Mit 37 Urkunden. — S. 391—395. G. Hille, Nachtrag zu Nr. IV. der Stemannschen Beiträge: Familie v. Sehested.

S. 220—291. F. Volbehr, Die Geistlichkeit der Holsteinischen Generalsuperintendentur von 1848—1871. — [Nomenclatur mit kurzen biographischen Notizen].

S. 292—316. C. E. Carstens, Conferenzrath J. G. Forchhammer. [geb. zu Husum 1794, † als Professor der Naturwissenschaften zu Kopenhagen 1865.]

S. 317—332. Burchardi, Bemerkungen über das alte Weichbild der Stadt Kiel und deren Recht am Kieler Hafen. — [Es wird gezeigt, daß ein vollgültiger Beweis für die Behauptung, der ganze Kieler Hafen sei von Rechts wegen Eigenthum der Stadt Kiel, bis jetzt noch nicht beigebracht ist.]

S. 333—350. A. Wolff, Eine Tortur, vollzogen zu Flensburg 1767.

S. 351—371. R. Usinger, Zur Quellen-Literatur für schleswig-holsteinische Geschichte.

S. 372—380. E. Alberti, Uebersicht der die Herzogthümer Schl., H. und L. betreffenden Literatur aus den Jahren 1869 und 1870.

S. 388—391. P. Friedrichsen, Sprachverhältnisse zu Satrup in Angeln am Schlusse des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts. — [Das Dänische als Umgangssprache ist im Verschwinden begriffen, das Plattdeutsche weicht unter dem Einflusse der Schule immer weiter vor dem Hochdeutschen zurück.]

S. 414—420. [Bericht der] Commission zur Errichtung von Gedenksteinen [über die beiden Denkmäler bei Eckernförde für den Sieg und die Sieger vom 5. April 1849, eingeweiht im Juli 1870.]

Rübezahl. Der Schlesischen Provinzialblätter 76. Jahrg. Herausgegeben von **Th. Oelsner.** Breslau 1872. 8.

1. Heft. Januar.

S. 4f.—68. — Zur schlesischen Culturgeschichte. [Aufforderung und Anleitung zur Einrichtung von Orts-Chroniken u. s. w.]

S. 5—11. Der Weber-Aufstand in Langenbielau im Jahre 1844. [Amtliche Aktenstücke über denselben.] Mitgetheilt von C. J. Bergius.

S. 11—17. H. R., Die Braunkohle von Langenöls. Lagerungsverhältnisse. Entwickelung, Einrichtung und Leistung des Langenölser Bergbaues.

S. 19—22. U. W., Ein Blick auf die Gesundheitsverhältnisse Breslaus. [Nachweis des günstigen Einflusses der Vaccination und Revaccination aus der Zahl der Pockenkranken beim 6. Armee-Corps.]

S. 22f. Pes rhenensis, Ueber Seehöhen im Eulengebirge.

S. 23—25. Kn., Schlesiens Burgen. [Aufforderung, dieselben nach ihrer Geschichte, Bautechnik, ihren Zwecken, ihrer Benutzungsweise u. s. w. genauer, als bisher geschehen, zu erforschen.]

S. 25—28. Lagmann, Ueber Polizei auf dem Lande.

S. 31ff. Mittheilungen u. s. w. [Unter diesen zwei Abbildungen schlesischer Volkstrachten aus der Gegend von Neisse und von Lauban.]

2. Heft. Februar.

S. 59—66. A. Weltzel, Genealogie der oberschlesischen Herzöge.

S. 66—68. R. Sachße, Löwenberg. [Notizen über das bürgerliche Leben daselbst, die Umgebungen u. s. w.]

S. 68—70. C. Klimke, Denkwürdigkeiten aus dem Kreise Guhrau.

S. 71—73. O.*, Die Holzkirchen zu Krzanowitz und zu Ostrosnitz Kr. Kosel [die Abbildungen nach Zeichnungen des Grafen Stillfried-Alcantara; dazu Abbildungen der Kirchen zu Windisch-Marchwitz und zu Wüstebriese nach Zeichnungen von Rosa.]

S. 74—80. F. Schuppe, Das Breslauer Armenwesen [Statistik desselben und Vorschläge zur Verbesserung nach dem Muster der Elberfelder Einrichtungen.]

S. 82ff. Mittheilungen u. s. w.

3. Heft. März.

S. 113—121. R. Baron, Zur Frage der Germanisirung der polnischen Bevölkerung Oberschlesiens durch die Volksschule. [Verf. legt die Nothwendigkeit einer Vermehrung der Lehrer-Seminarien dar; übrigens warnt er vor dem Irrthum, daß diese Germanisirung durch die Schulen allein zu erreichen sei].

S. 121—129. Oe. und A. Karow, Die drei Karow. [Nekrologe des 1790 zu Stettin geb., 1863 als Musik-Direktor des Seminars zu Bunzlau † K. K. — des 1793 zu Stettin geb. und 1870 als Seminarlehrer emer. zu Bunzlau † A. K. — und des 1828 zu Bunzlau geb. und 1870 als Custos der Universitäts-Bibliothek zu Breslau † M. K.] Mit photolithogr. Abbild.

S. 134—137. A. Gusinde, Beitrag zur Geschichte des Steinkohlenbergwerks „Glückhilf" zu Hermsdorf. Nach L. Steiner. — Forts. im 4. Heft S. 184—187.

S. 137f. Th. Oe., Schlesisches Sagenbuch [Anregung zur Sammlung eines solchen].

S. 143ff. Mittheilungen u. s. w.

4. Heft. April.

S. 169—171. Aufruf des Comites zur Errichtung des Schlesischen Provinzial-Museums der bildenden Künste.

S. 172 f. De., F. Karsch. [Nekrolog des um die schlesische Kunst und Industrie verdienten Kunsthändlers F. K., geb. zu Birnbaum 1803, † zu Breslau 1871].

S. 173—175. U. W., M. A. Levy. [Nekrolog des jüdischen Theologen M. A. L., geb. zu Altona 1817, † zu Breslau 1872].

S. 175 f. De., [Breslauer] Hausmarken und Hauszeichen. Mit 4 Abbild.

S. 177—184. Schimmelpfennig, Die Kirche in Wüstebriese.

S. 198 ff. Mittheilungen u. s. w.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Organ des Germanischen Museums. Neue Folge. 18. Jahrg. Nürnberg 1871. 4.

S. 12—16. A. Schultz, Excerpte aus Breslauer Stadtbüchern, bezüglich der Privatalterthümer. [Verf. hat aus den genannten Quellen (1345—1497) alle Notizen gesammelt, die als literarisches Material zu einer genauen Geschichte des mittelalterlichen Hausgeräths, der Kostüme u. s. w. dienen können.] Forts. S. 44—47, S. 75—80, S. 100—104. Sprachliche Bemerkungen dazu von Frommann S. 131—135.

S. 69—73. B. G. z. St., Nachrichten über die älteren Feuerwaffen im Schloß zu Wernigerode.

S. 199—202. L. Bickell, Die mittelalterliche Orgel zu Ostbevern [bei Münster].

S. 228—231. F. K., Sphragistische Aphorismen Nr. 50. [Abbildung und Besprechung des durch seine Größe (über 12 Centimeter Durchmesser) merkwürdigen Stadtsiegels von Trier vom Jahre 1237.]

S. 235—238. A. Birlinger, Das Melchinger Fleckenbüchlein aus dem 15. Jahrhundert. Zur hohenzollerischen Ortsstatutenkunde.

S. 239 f. Sauer, Bruchstück eines Pasquills auf den Erzbischof Gebhard Truchseß von Köln [1583].

S. 344. A. Birlinger, Zur hohenzollerischen Alterthumskunde. Lehenshofnamen.

Notizen-Blatt der historisch-statistischen Section der k. k. mähr. schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde. Redig. von **Chr. R. d'Elvert.** Brünn 1871. 4.

S. 25—34. R. Trampler, Sagenhafte Darstellung der Ursachen des Mongolen-Einfalles im J. 1241 und dessen Verlaufes in Schlesien.

S. 34—45 und S. 51—54. d'Elvert, Zur Geschichte der Landwirthschaft in Mähren und Schlesien. Der Weinbau.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. Jahrgang 1872. 8. Lief. Berlin 1872.

1. Schriften des Vereins. Heft V. A. Höpfner, Kleine Berlinische Reim-Chronik. 48 S. 8. [56 Gedichte, Bilder aus dem städtischen Leben von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, in poetischem Gewande, jedoch im engsten Anschlusse an die urkundliche Ueberlieferung.]

2. Schriften des Vereins. Heft VI. Beiträge zur Geschichte Berlins während des 30jährigen Krieges. 168 S. 8. [72 bisher ungedruckte, theils dem städtischen, theils dem Geheimen Staats-Archive entnommene Urkunden aus den Jahren 1636—1663, fast ohne Ausnahme Beweis-

stücke für die Verwüstungen und das Elend der Kriegszeit, sowie für die allgemeine Rathlosigkeit, von welcher nur Schwarzenberg nicht niedergedrückt erscheint.]

3. Urkunden-Buch. Bogen 38—49. [Urkunden Nr. 138—173 der zweiten und Nr. 1—13 der dritten Abtheilung, die Jahre 1363—1378 umfassend.]
4. Berlinische Chronik. Bogen 24. [Anfang des mit dem Jahre 1450 beginnenden zweiten Haupttheils, zunächst kulturhistorische Uebersicht.]
5. Berlinische Bauwerke. Tafel 1. [Die Klosterkirche und die Streitsche Stiftung. 2 Abbild. mit Text von F. Meyer] und Tafel 2. [Raule's, des Marine-Direktors des großen Kurfürsten, Haus und Hof in der alten Leipziger Straße. 3 Abbild. mit Text von C. Brecht.]
6. Berliner Medaillen. Tafel 1. [Abbild. der 1692 auf die Erbauung der Kurfürstenbrücke geprägten Falzschen Medaille mit dem Texte aus Spieß, Brandenb. Münzbelustigungen.]
7. Berlin von dem Ryxdorfer Damm. [3 Bogen große Photolithographie einer im Original doppelt so großen, mit der Feder gezeichneten Ansicht von Berlin aus den Jahren 1695—1699, welche, nebst zwei entsprechenden Aufnahmen von anderen Seiten jüngst in Holland aufgefunden worden ist.]
8. Das kurfürstliche Schloß zu Cöln an der Spree. [Vergrößerte photolithographische Reproduction eines Cartons des Vigneschen Stadtplanes von 1685.]

Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg. Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde des Herzogthums und Erzstifts Magdeburg. 7. Jahrg. 1. Heft. Herausgegeben von **F. Geisheim.** Magdeburg 1872. 8.

S. 1—17. L. Götze, Dänische Drucke der Reformationszeit aus Magdeburger Officinen.

S. 18—39. v. Arnstedt, Bemerkungen zu „Holstein", Burggrafen von Magdeburg.

S. 40—55. F. Geisheim, Die Achtserklärung Kaiser Sigismunds gegen die Stadt Magdeburg vom 10. April 1434 [in Folge des Streites wegen der Eigenmächtigkeit, mit welcher die Stadt auf erzbischöflichem Boden Befestigungswerke angelegt hatte. Abdruck der betreffenden Urkunden].

S. 56—76. Eine alte Magdeburgische Kirchenordnung vom Jahre 1400 ca. Ins Deutsche übertragen und erläutert von F. Danneil. Schluß.

S. 76—99. G. A. v. Mülverstedt, Ueber einige Punkte in der Regierungsgeschichte des 1325 erschlagenen Erzbischofs von Magdeburg Burchard und seines Nachfolgers Heidenreich. [Die gewöhnliche Ueberlieferung, daß Burchard mit seinem Domcapitel in bitterer Feindschaft und von demselben getrennt gelebt habe, wird als eben so unbegründet zurückgewiesen, wie daß Burchards Tod längere Zeit verheimlicht worden sei].

S. 100—108. A. Engeln, Beiträge zur Geschichte der Stadtkirche in Egeln. Forts.

S. 109ff. Miscellen und Zusätze.

Altpreußische Monatsschrift u. s. w. Herausgeg. von **R. Reicke** und **E. Wichert.** Königsb. i. Pr. 1872. 8.

2. Heft. Februar. März.

S. 97—112. A. Rogge, Beiträge zu einer Geschichte des Heiligenbeiler Kreises. Forts. von „Das Amt Balga." 9. Cap. [1440—1466].

S. 113—127. W. v. Ketrzynski, Ueber einige die Provinz Preußen betreffende Handschriften der Bibliothek des Fürsten Wladyslaw Czartoryski in Paris.

S. 128—136. O. Schade, Eine deutsche Ordensurkunde vom J. 1316. [Betrifft die Komturei Kristburg und ist besonders dadurch bemerkenswerth, daß sie eine der ältesten in deutscher Sprache abgefaßten Ordensurkunden ist].

S. 137—161. W. Friederici, Ueber altpreußische Gräber und Bestattungsgebräuche.

S. 162—164. W. Pierson, Nachtrag zur Erklärung altpreußischer Wörter.

S. 180 ff. Mittheilungen und Anhang.

3. Heft. April. Mai.

S. 245—250. R. Schück, Zwei Edicte gegen die Jesuiten [erlassen von den Magistraten zu Danzig und zu Thorn im Jahre 1606].

S. 251—264. W. Hensche, Der alte Thurm an der Steindammer Brücke und der Danziger Thurm in Königsberg. Mit einer lithogr. Beilage.

S. 273 ff. Mittheilungen und Anhang.

Siebzehnter Bericht der Philomathie in Neiße u. s. w. Neisse 1872. 8.

S. 19—53. F. Adam, Der neißer Rector Valens Acidalius [geb. zu Wittstock 1567, † zu Neisse 1595].

S. 54—152. Tagebuch über die Belagerung der Stadt und Festung Neisse [vom 22. Febr. bis 1. Juni] 1807. Mitgetheilt von A. Kastner. [Verfasser ist wahrscheinlich der spätere Landschafts-Syndikus zu Neisse J. A. Engelmann].

33. Bericht über das Wirken und den Stand des historischen Vereins zu Bamberg im Jahre 1870. Bamberg 1871. 8.

S. 81—206. Krieg der fränkischen Einigungs-Verwandten gegen Markgraf Albrecht [Alcibiades] von Brandenburg [1552—1553]. Nach einer gleichzeitigen Handschrift herausgeg. von J. Baader.

Neues Lausitzisches Magazin. Im Auftrage der **Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften** herausgegeben von **E. E. Struve.** 49. Bd. 1. Hälfte. Görlitz 1872. 8.

S. 55—87. O. Hubatsch, Leibniz und sein ägyptisches Project. — [Verf. zeigt, wie geringen praktischen Werth das bekannte Project hatte, durch welches Leibniz Ludwig XIV. zur Eroberung Aegyptens zu veranlassen, zum orientalischen Kaiser und Schiedsrichter Europa's zu machen gedachte, um ihn dadurch von Feindseligkeiten gegen Deutschland abzuziehen und diesem dann vermittelst einer bundesstaatlichen Neuordnung den ewigen Frieden zu schaffen. Es wird besonders hervorgehoben, wie der Philosoph bei weiterer Verfolgung seiner Phantasien sich bald in dem schärfsten Gegensatze gegen den großen Kurfürsten von Brandenburg finden mußte, der das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich und zu Ludwig XIV. allerdings nicht als gelehrter Theoretiker, sondern als deutscher Fürst und erfahrener Staatsmann auffaßte.]

S. 135—141. Struve, Einiges zur Geschichte der Frauenkirche in Görlitz [erbaut 1449 ff.].

S. 142 f. Struve, Beitrag zur Geschichte des Bergbaues in der Oberlausitz.

Meklenburgisches Urkundenbuch, herausgegeben von dem **Verein für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde.** VII. Bd. 1322 bis 1328. Schwerin 1872. 4.

[In den hier zum ersten Male gedruckt erscheinenden Urkunden findet sich u. A. folgendes auf die Geschichte der jetzt preußischen Lande u. s. w. Bezügliche vor:]

Mark Brandenburg 1326. S. 349.
Markgraf Ludwig von Brandenburg 1325—1328. S. 278, 299, 529.
Fürstenthum Rügen 1326. S. 383.
Herzog Wartislaw von Pommern 1322—1326. S, 40, 376.
Herzog Otto von Pommern 1322. S. 70.
Herzoge Otto und Barnim von Pommern 1324—1327. S. 181, 435, 436.
Graf Engelbert von der Mark 1322. S. 50.
Herzog Waldemar von Schleswig 1326. S. 341.
Graf Gerhard von Holstein 1326. S. 378.
Graf Johann von Holstein 1327—1328. S. 495, 504, 586.
Stadt und Land Perleberg 1325. S. 299.
Stadt Demmin 1322—1328. S. 40, 568.
Stadt Stralsund 1324—1328. S. 208, 568.
Städte Greifswald und Anklam 1328. S. 568.
Stadt Barth 1328. S. 603.
Stadt Schlawe 1328. S. 622.
Provincial-Concil zu Stade 1328. S. 627, 628.
Kloster Stepenitz 1328. S. 557.
Kloster Colbatz 1323. S. 118.
Kloster Neuencamp 1325—1328. S. 259, 614.
Kloster Cismar 1322—1328. S. 21, 34, 71, 194, 261, 274, 355, 451, 458, 516.
Kloster Reinfeld 1325—1328. S. 313, 410, 604.
Kloster Esstorf 1322—1326. S. 53, 84, 112, 296, 307, 308, 420.
Antonius-Ordens-Haus Lichtenburg 1323. S. 160.
Bischof Dietrich von Havelberg 1327—1328. S. 502, 530, 605.
Bischof Burchard von Havelberg 1343. S. 155.
Bischof Konrad von Kammin 1322. S. 23, 41.
Dekane zu Magdeburg und Hildesheim 1322. S. 57.
Barnim, Fürst von Werle, Propst der Marien-Dom-Kirche zu Stettin 1322—1323. S. 23, 28, 41, 118.
Propst Heinrich von Greifswald 1322. S. 10, 14, 16, 17.
Prior Eberhard an St. Jacobi zu Stettin 1323. S. 118.

Zeitschrift der Gesellschaft für die Geschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. 3. Bd. 1. Heft. Kiel 1872. 8.

S. 1—21. R. Usinger, Das Schassianum. [Ein 1675 von einem Holländer Namens Schaß für die Universität Kiel errichtetes beträchtliches Stipendium.]

S. 23—91. H. Handelmann, Antiquarische Miscellen. Mit 2 Steindrucktafeln und 2 Holzschnitten. (1. 2. 4. 5. Die Riesenbetten in Warnitz-Tykkov, Schelde-Koppelholz, Haferkoppel und Möllerholz. 3. Die Gruppe von Steingräbern in Blomeskoppel. 6. Der Hügel mit zwei Steinkisten im Dahmer Moor. 7. Drei Bronzekronen aus Schleswig-Holstein. 8. Der Electrum-Schmuck von Schrüdstrup. 9. Moderlager und Höhlenwohnungen bei Johannisberg auf Fehmarn. 10. Der Moorleichenfund bei Königswille. 11. Malhügel auf dem hohen Ufer der Elbe und des Wattenmeers. 12. Eisengräber bei Goting auf der Insel Föhr. 13. [Ein Skelett] Aus dem

30jährigen oder dem Schwedenkriege? 14. Eherne Pferde und Stierbilder [Norwegische Gewichtstücke des Mittelalters, die man später als Amulette benutzte]. 15. Die Bauernburgen [Ringwälle, als Zufluchtstätten für die ländliche Bevölkerung angelegt] auf den nordfriesischen Inseln. 16. 17. Riesenbetten bei Lunden auf Alsen und bei Albersdorf. 18. Ein zerstörter Grabhügel der Bronzezeit bei Kaltenkirchen. 19. Der Steinberg bei Gudendorf. 20. Vorgeschichtliche Steindenkmäler in Schleswig-Holstein. 21. Der Tiüderinghoog auf Sylt. 22. Der erste Kolkhoog auf Sylt. 23. Der südliche Krockhoog auf Sylt. 24. Ein vereinzelter nordöstlich von Kampen auf Sylt belegener Grabhügel.

S. 93—108. Kleiner Nachtrag Schleswigscher Urkunden. Mitgetheilt von v. Stemann. [8 Urkunden von 1351—1465].

S. 109—122. Zur Geschichte des Herzogs Karl Friedrich. Mitgetheilt von F. Volbehr. [Empfang des Herzogs und seiner Gemahlin Anna Petrowna in Kiel 1727. Geburt seines Sohnes, des Prinzen Peter, späteren Czaren Peter III. 1728 u. s. w., nach einer gleichzeitigen Aufzeichnung.]

S. 123—144. Kleinere Mittheilungen von K. Weinhold, H. Handelmann, R. Usinger und F. Volbehr.

Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiöcese Köln. 23. Heft. Köln 1871. 8.

S. 1—13. Ennen, Aegidius Gelenius [geb. 1595, † als Weihbischof von Osnabrück 1656; verdienstvoller Quellenforscher für die Geschichte des Rheinlands und insbesondere Kölns], seine Reise von Rom nach Köln.

S. 14—22. Joost van den Vondel [der holländische Dichter, geb. 1587] und sein Geburtshaus „zur Viole" in Köln.

S. 23—45. Ennen, Das alte Pfarrsystem in der Stadt Köln. [Die Pfarrkirchen Kölns, seit dem 5. Jahrhundert allmählich aus bischöflichen Kapellen u. s. w. entstanden und meist auf die Beiträge der Gemeinden angewiesen, erhielten erst 1580 eine feste Ausstattung; seitdem bis 1794 waren es ihrer 19. Im Jahre 1803 erfolgte die im Wesentlichen noch heute bestehende Neuorganisation in 4 Hauptpfarrkirchen mit je 4 Succursal-Kirchen].

S. 46—59. Kölner Chronik (274—1399). Mitgetheilt von Ennen. [Vom Ende des 14. Jahrhunderts, wahrscheinlich aus der Abtei Werden stammend].

S. 60—143. J. B. Dornbusch, Beitrag zur Verfassungsgeschichte der Vogtei und Stadt Siegburg unter den reichsunmittelbaren Aebten im 15., 16. und 17. Jahrhunderte, mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. [Nebst 9 Urkundenbeilagen].

S. 144—191. Ennen, Die ältere Geschichte des [920 für Benedictiner und Benedictinerinnen gestifteten, 1121 in ein Prämonstratenser-Chorherrenstift umgewandelten] Klosters Steinfeld, nebst [38 Urkunden-] Beilagen.

S. 192—224. H. Cremans, Ortwin Gratius und der fasciculus rerum expetendarum ac fugiendarum. [Es wird gezeigt, daß O. Gr., ein Gegner der Humanisten, nicht wohl der Verfasser dieses 1535 erschienenen Buches sein kann.]

S. 225—234. Mooren, Heortologisches. [Kalender aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts.]

S. 235—247. Lindemann, Ein Stück Pfarrleben aus dem 17. Jahr-

hundert. [Aufzeichnungen des M. Cuypers, seit 1666 Pfarrers zu Niederkrüchten bei Erkelenz].

S. 248—264. Urkunden, [zunächst 7 des 14.—16. Jahrhunderts, zur Geschichte der Rheinlande, jüngst aufgefunden und] mitgetheilt von J. B. Dornbusch.

S. 265—272. Urkunden, [7 des 12—14. Jahrhunderts] mitgetheilt von J. J. Merlo.

Vierteljahrs-Hefte des Deutschen Reichs-Anzeigers und Königlich Preußischen Staats-Anzeigers. 5. Jahrgang 1872. 2. Heft. April. Mai. Juni. Berlin 1872. gr. 4.

[Enthält an Beiträgen zur preußischen Geschichte und Landeskunde:] Zur Geschichte der [in den Jahren 1581, 1592, 1750, 1800 und 1816 gehaltenen] Turniere am brandenburgisch-preußischen Hofe. — Die Entstehung des Parks von Babelsberg I. [Die Bepflanzung des ziemlich kahlen Terrains begann Lenné im Jahre 1833; das von Schinkel damals erbaute, später vergrößerte Schloß wurde 1836 bezogen]. — Der erste kurbrandenburgische Feldmarschall [Sparr 1656 mit Abbild.]. — Die Apotheken der älteren Zeit mit besonderer Rücksicht auf die älteste kurbrandenburgische Apothekertaxe von 1574. — Die [von dem Fürsten Otto Victor von Schönburg-Waldenburg im Jahre 1852 für das weibliche Geschlecht gestifteten] Bildungs- und Erziehungsanstalten in Droyßig. — Zur Geschichte Westpreußens, insonderheit des Schwetzer Kreises bis 1466 [Mit Abbildungen]. — Zur Geognosie der Provinz Preußen. — Die Hünengräber der Altmark. — Der Königliche Thiergarten bei Berlin V. Die Erweiterungen des Thiergartens unter König Friedrich Wilhelm IV. — VI. Die Verschönerungen des Thiergartens unter des jetzt regierenden Kaisers und Königs Majestät. — Der Consum Berlins im Jahre 1871. — Die [1837 begründete] Berliner Allgemeine Wittwenpensions- und Unterstützungs-Kasse. — Die Salburg bei Homburg. — Uebersicht der periodischen amtlichen und halbamtlichen Literatur des Königreichs Preußen I. — Verzeichniß der im preußischen Staate in der Zeit von 2. Jan. 1872 bis zum 31. März d. J. in die Handelsregister eingetragenen Aktiengesellschaften und Kommanditgesellschaften auf Aktien [Es sind deren 146, von denen 52 in Berlin]. — Aktienbaugesellschaften in Berlin [25]. — Die Provinz Schleswig-Holstein. — Die Provinz Hannover. — Die Provinz Hessen-Nassau. — Handzeichnungen des Königs Friedrich Wilhelm IV. II. [Mit Abbild.] — Vaterländische Bildwerke auf den Berliner Kunstausstellungen. II. — Die Ausstellung der Konkurrenzentwürfe zum Deutschen Reichstagsgebäude. — Die Ausstellung der Konkurrenzskizzen zu einem Goethedenkmal für Berlin. — Aus den Berliner Bildhauerwerkstätten. — Das schlesische Provinzial-Museum für bildende Künste in Breslau. — Beiträge zur deutschen und preußischen Geschichte und Landeskunde in Schulprogrammeu II—VI. [Bericht über 18 derartige Arbeiten aus den letztverflossenen Jahren]. — Der Elb-Spree-Kanal [derselbe ist in ziemlich gerader Linie von Meißen über Baruth und Teupitz auf Königs-Wusterhausen projectirt und verspricht, die Wasserstraße zwischen Dresden und Berlin von 62 Meilen auf 27 zu verkürzen].

37. Jahresbericht des historischen Vereins von Mittelfranken 1869 und 1870. Ansbach o. J. (1872). 8.

S. 100—106. Auerochs, Vier Briefe Hedwigs, der [1531 †] zweiten Gemahlin des Markgrafen Georg des Frommen [von Ansbach. Handeln u. A. von der Erwerbung von Oppeln und Ratibor].

S. 107—110. J. Baader, Beilager des Markgrafen Albrecht [Achilles] von Brandenburg mit Prinzessin Anna von Sachsen. [Verzeichniß der im Jahre 1458 zu Ansbach erschienenen Hochzeitsgäste u. s. w.]

Hansische Geschichtsblätter. Herausgeg. vom [1870 gestifteten] Verein für hansische Geschichte. [Erster] Jahrgang 1871. Leipzig 1872. 8.

S. 87—105. K. v. Rosen, Die metallene Grabplatte des [1357 †] Bürgermeisters Albert Hövener in der St. Nikolaikirche zu Stralsund und andere verwandte Denkmale in den Ostseeländern.

Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg. Mittheilungen des **Vereins für Geschichte und Alterthumskunde des Herzogthums und Erzstifts Magdeburg.** 7. Jahrg. 1872. 2. Heft. Herausgegeben von **F. Geisheim.** Magdeburg 1872. 8.

S. 129—146. A. Fischer, Die Ordnung der evangelischen Gottesdienste in der Metropolitankirche zu Magdeburg zu Anfang des 17. Jahrhunderts. [Zeigt namentlich, wie viel langsamer man hier als in den übrigen Kirchen der Stadt sich von katholischen Formen des Gottesdienstes losgemacht hat.]

S. 147—158. G. A. v. Mülverstedt, Zur Geschichte von Wolmirstedt und des Magdeburgisch-Märkischen Krieges in den Jahren 1277 bis 1280. [Handelt vornehmlich von dem Antheil des Grafen Gerhard von Holstein an diesen Kämpfen.]

S. 159—163. G. Hille, Zur Geschichte des Magdeburgischen Buchhandels im 16. Jahrhundert.

S. 163—172. L. Götze, Die Landgerichte vor den Schloßbrücken zu Egeln und Wanzleben. [Aus einer Reihe von Urkunden, seit 1491, ergiebt sich, daß diese Gerichte nichts Anderes sind, als die Reste der alten sächsischen Gogerichte, in Bezug auf Competenz, Zusammensetzung, Lokal u. s. w. den Vogt- oder Landgerichten der Mark Brandenburg, die bis in sehr neue Zeiten herein nachweisbar sind, entsprechend.]

S. 172—182. G. A. v. Mülverstedt, Verzeichniß der im heutigen landräthlichen Kreise Magdeburg früher und noch jetzt bestehenden Stifter, Klöster u. s. w. Altstadt Magdeburg. G. Hospitäler (Leprosorium).

S. 182—203. v. Quast, Die Statue Kaiser Otto's des Großen zu Magdeburg. [Verf. setzt die Entstehung der Statue in das Ende des 13. Jahrhunderts und sieht in derselben ein Symbol selbstständiger Gerichtsbarkeit, wie es später in der allgemein adoptirten Figur des „Roland" seinen Ausdruck gefunden].

S. 204—223. G. A. v. Mülverstedt, Die Münzen der Grafen von Barby u. s. w.

S. 231—253. G. A. v. Mülverstedt, Die Burggrafen von Giebichenstein u. s. w. [Inhalt: Ein Geschlecht der Burggrafen von Giebichenstein ist bis jetzt nur für die Zeit von 1145 bis 1229 nachweisbar. Sie zählten zum hohen Adel, waren ein Zweig der Edelherren von Spurne und vermachten ihr reiches Erbgut Spurne (Spöhren, Kreis Bitterfeld) im Jahre 1209 nicht dem Hochstifte Naumburg, sondern dem Kloster Nienburg an der Saale].

S. 253—255. Geisheim, Der Urnenfund zu Plötzky.

S. 256—268. G. A. v. Mülverstedt, Mittelalterliche Siegel aus dem Erzstift Magdeburg. Neunte Tafel. [Abbildungen und Erläuterung]. 1. Johann und Walther, Burggrafen von Giebichenstein [1209]. 2. Burchard, Burggraf von Magdeburg, Graf von Hardeck [1376]. 3. Stadt Neuhaldensleben [14.—15. Jahrh.]. 4. Dorf Niederndodeleben [1428. Bemerkenswerth als eins der ältesten Dorfsiegel.] 5. Thomas Rode, Bürger in Magdeburg [1447].

S. 269ff. Miscellen u. s. w. [unter diesen S. 273 f. Lebensnachrichten über den 1433 † Chronisten Engelbert Wusterwitz].

Die Alterthümer der Stadt Lüneburg und des Klosters Lüne. Herausgeg. vom **Altertumsvereine in Lüneburg.** 6. Lief. Lüneburg 1871. 1 Bogen 4. Text und 4 Bl. fol. Abbild.: Ansicht von Lüneburg a. d. J. 1654, Lithogr. — Mittlere Nordseite des Rathhauses. Photogr. a. d. J. 1870. — Das Kämmereigebäude. Photogr. a. d. J. 1870. — Pforte aus der Burg Lüneburg v. J. 1371, jetzt im Rathhause. Nebst Details. Photogr. a. d. J. 1871.

Forschungen zur Deutschen Geschichte. Herausgeg. von der **historischen Commission bei der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften.** 12. Bdes. 3. Heft. Göttingen 1872. 8.

S. 625—630. F. Winter, Zur Geschichte des Wendenkreuzzuges im Jahre 1147. [Magdeburg und Demmin sind als Ausgangs- und als Zielpunkt des südlichen Kreuzheeres bekannt; aus zwei bisher ungedruckten Urkunden ergiebt sich dem Verf., daß dieses Heer Anfangs Juni 1147 bei Groß-Germersleben an der Bode eine Versammlung abhielt, daß bei demselben auch die beiden Söhne Albrechts des Bären Otto und Hermann sich befanden, und daß der Weg über Havelberg genommen wurde].

Blätter für Vergangenheit und Gegenwart. Hanau 1872. gr. 8.

S. 1—8. W. Kellner, Die Preußen. [Verf. bekämpft die Unredlichkeit, mit welcher innere und äußere Feinde Deutschlands bei den Unwissenden das Vorurtheil nähren, daß der preußische Staat ein nichtdeutscher sei, während er doch nur zufällig seinen Namen von dem gar nicht mehr existirenden Preußenvolke trägt, welches selbst zur Zeit seiner Blüthe nur einen geringfügigen Theil des heutigen Königreiches bewohnt hat. Er geht dann weiter, indem er zu beweisen sucht, daß „Preußen" ein deutsches Wort (Preußenland = Brauseland, von den dort Jahr aus Jahr ein herrschenden Winden) und die alten Bewohner auf einen germanischen (gothischen) Grundbestandtheil zurückzuführen seien, dessen Sprache sich durch Vermischung mit den tschudischen Ureinwohnern zu einem slavischen Dialekte verändert habe.]

Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. Herausgeg. von **E. Jacobs.** 5. Jahrg. 1. u. 2. Heft. Wernigerode 1872. 8.

S. 1—24. Holstein, Beiträge zur Genealogie der Dynasten von Querfurt. [1200 bis 1300].

S. 25—65. G. A. v. Mülverstedt, Hierographia Halberstadensis, Stadt Halberstadt. Forts.

S. 65—75. Perschmann, Die mittelalterlichen Kunstdenkmäler Nordhausens. Mit 4 Tafeln.

S. 75—82. G. Brecht, Ursprung [nicht nach dem Jahre 1229] und Entwickelung der St. Johannis-Stiftung zu Quedlinburg.

S. 83—104. A. Kohl, Ein Quedlinburger Hexenprozeß aus dem Jahre 1575.

S. 104—141. E. Jacobs, Das Todtenbuch des Klosters Huisburg. [Zum ersten Male, nach einer guten Abschrift des vorigen Jahrhunderts, vollständig abgedruckt. Es reicht mit seinen Daten bis in das 11. Jahrhundert zurück].

S. 141—164. v. Arnstedt, Ueber die Gemahlinnen der Brüder Otto und Volrad [um 1300] Grafen von Valkenstein.

S. 165—194. Leitzmann, Die älteren Münzen der Abtei Quedlinburg.

S. 194—198. G. Brecht, Die Aebtissin Meregart von Quedlinburg. Mit 2 Holzschn. [Diese bisher unbekannte Aebtissin des 12. Jahrhunderts wird aus zwei Brakteaten nachgewiesen].

S. 199—213. E. Jacobs, Linsel, Heyse und H. Hildebrand, Aschersleber Fundstücke. Mit Abbild. [Goldschmucksachen in Brakteatenform, aus dem 5.—7. Jahrhundert].

S. 213 f. G. Heyse, Noch ein Nachtrag zu den Bergwerksmarken des westlichen Harzes.

S. 214 f. C. Menzel, Münzenfund bei Sangerhausen.

S. 216—218. C. Menzel und E. J., Ein Beitrag zur Geschichte des „Wilden Mannes" [des Sinnbildes des Harzer Bergbaus].

S. 218—220. G. A. v. Mülverstedt, Zur Stolbergischen Wappenkunde.

S. 220—232. E. Jacobs, Die Ueberrumpelung Halberstadts durch den General von Königsmark am Margarethentage (13. Juli) 1643 und ein darauf gedichtetes Volkslied.

S. 232—235. E. Jacobs, Gesetzlosigkeit in Kriegsläuften. Ilsenburg und Drübeck 1632.

S. 235 f. E. J., Zur Geschichte des älteren Schulwesens in Ilsenburg. [17. Jahrh.]

S. 236—241. L. Frh. v. Ledebur, Stolbergsche Miscellen.

S. 242—247. G. A. v. Mülverstedt und E. Jacobs, Domherren-Spiele [des Mittelalters, nämlich das Klotzwerfen derselben u. s. w].

S. 247 f. H. Pröhle, Nachträge und Verbesserungen.

S. 249 f. F. W. Sporleder, Westfälische Blocksbergs-Urgicht. 1675.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Hohenzollern. 5. Jahrg. 1871/72. Sigmaringen o. J. 8.

S. 1—47. Locher, Regesten zur Geschichte der Grafen von Veringen. Schluß. Mit 3 Taf. Abbild.

S. 49—86. A. Lichtschlag, Zur Geschichte der Burg Hornstein [in Sigmaringen] und ihrer Besitzer. II. [bis zum Jahre 1512].

S. 87—119. M. R. Buck, Hohenzollernsche Ortsnamen. I.

Druck von G. Hornberg in Berlin, Wilhelmstraße 21.

Mit dem vorliegenden Heft trete ich, bei meiner nahe bevorstehenden Uebersiedelung nach Carlsruhe, von der Redaction der Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde zurück. Ich scheide damit aus einer Thätigkeit, die mir lieb und bedeutsam gewesen ist, da ich mir bewußt war, in ihr der großen und edlen Sache Preußens, sowie unseres gesammten deutschen Vaterlandes zu dienen. Auch ist es mir durch die Hingabe meiner geehrten Mitarbeiter an dieselben Ziele vergönnt gewesen, in der kurzen Zeit meiner Redaction manchen werthvollen Beitrag zur Geschichte Preußens und Deutschlands bringen zu können. Ich scheide mit Dank an Diese, so wie an die Leser dieser Blätter, versichert, daß die Zeitschrift, die ich in bewährten Händen lasse, ihrer ernsten wissenschaftlichen wie vaterländischen Aufgabe sich bewußt bleibt.

Dr. **David Müller.**

Prospect.

Die Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde eröffnet mit dem Jahre 1873 ihren 10. Jahrgang. Der Plan der Zeitschrift hat während dieses nahezu vollendeten Jahrzehendes eine immer zweckmäßigere Gestalt annehmen können. Die Zeitschrift bringt:

I. Originaldocumente zur preußischen Geschichte;

II. Forschungen zur preußischen Geschichte, die auf noch unbenutzten Originalquellen beruhen;

III. Reproductionen des Inhaltes größerer und auf Originalforschung beruhender Werke zur preußischen Geschichte in künstlerischer Form, sowie Besprechung solcher Werke nach selbstständigen Gesichspunkten;

IV. einen fortlaufenden räsonnirenden Katalog aller neueren Forschungen zur preußischen Geschichte und Landeskunde;

V. einen fortlaufenden räsonnirenden Katalog der Veröffentlichungen der deutschen Geschichtsvereine zur preußischen Geschichte und Landeskunde; und

VI. selbständige Beiträge zur preußischen Landeskunde.

Wir führen aus den Jahrgängen 1871 und 1872 einige Beispiele zu den verschiedenen Rubriken an. An Originaldocumenten zur preußischen Geschichte wurden in den genannten Jahrgängen unter andern veröffentlicht: Die Briefe Friedrich Wilhelms I. an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau; die Denkschrift Wilhelms von Humboldt über die Behandlung der Angelegenheiten des deutschen Bundes durch Preußen; die Denkschrift des Oberpräsidenten v. Merkel über die Angelegenheiten der katholischen Kirche Schlesiens. An Forschungen zur preußischen Geschichte, die auf unbenutzten Originalquellen beruhen, unter andern: die Stellung Friedrich II. im Anfang des schlesischen Krieges von Johann Gustav Droysen; die Aufsätze von Max Duncker: „Preußen während der französischen Occupation" und „die Besitzergreifung von Westpreußen". Von übersichtlichen Reproductionen größerer Originalwerke: „Scharnhorsts Jugend und Wirksamkeit im

hannöverschen Kriegsdienst," „Scharnhorsts Wirken für den preußischen Staat" von E. Taubert. Von Besprechung größerer Originalwerke nach selbstständigen Gesichtspunkten ist z. B. hervorzuheben: „Schleiermachers Lehrjahre und die gleichzeitigen Zustände in Preußen" von Constantin Rößler. Von den beiden fortlaufenden räsonnirenden Katalogen hat derjenige, welcher die Veröffentlichungen der deutschen Geschichtsvereine zur preußischen Geschichte und Landeskunde umfaßt, unsere Zeitschrift von Anbeginn begleitet. In ihm ist nicht nur das vollständige Verzeichniß der betreffenden Veröffentlichungen angestrebt, sondern auch die in kürzester Form erschöpfende Hervorhebung des für die preußische Forschung Bedeutsamen: eine Hervorhebung, welche den Forscher in vielen Fällen weiteren Nachsuchens überheben wird. Der zweite fortlaufende räsonnirende Katalog, welcher alle größeren Forschungswerke umfaßt, ist im Laufe dieses Jahres mit der Absicht, die Vollständigkeit zu erreichen, in die Inhaltsrubriken der Zeitschrift aufgenommen worden. Dem Stoffe angemessen müssen die einzelnen Besprechungen hier in der Regel von weiterem Umfang sein, ohne gleichwohl auf erschöpfende Wiedergabe ausgehen zu können. Nur die Hervorhebung des nach dem Urtheil der Referenten Wesentlichen kann hier angestrebt werden. Gleichwohl hoffen wir, diesen Katalog zu einem nützlichen Repertorium der preußischen Geschichtsforschung mehr und mehr zu erheben.

Die Landeskunde hat gegen die Geschichte bisher zurückgestanden. Wir hoffen, demnächst auch zur ersteren werthvolle Beiträge bringen zu können.

Von Anfang des nächsten Jahres werden wir vor Allem zusammfassende, nach selbstständigen Gesichtspunkten gearbeitete Artikel über die Literatur des deutsch-französischen Krieges bringen.

Der Leserkreis, an den wir uns wenden, ist wie aus dem vorstehenden Plan erhellt, ein doppelter. Wir wollen denjenigen, welche sich aus Beruf mit der wissenschaftlichen Erkenntniß der preußischen Geschichte beschäftigen, Beiträge und Hülfsmittel bieten. Wir wollen aber auch den Ansprüchen derer gerecht werden, welche die Resultate der neueren Geschichtserkenntniß des preußischen Staatslebens in übersichtlich anziehender Form kennen zu lernen wünschen, sei es zur eigenen Belehrung, sei es zur Mittheilung an Andere.

Die große Bestimmung, welche dem preußischen Staate seit seinem Entstehen inne wohnt, hat in unsern Tagen, wie es scheint, ihre äußere Vollendung erfahren. Je mehr auf der erreichten Basis die innere Vollendung fortschreitet, je mehr die Wechselwirkung mit dem deutschen Gesammtnationalleben fruchtbar hervortritt, desto tiefer muß die Theilnahme werden, welche die Ausbildung des preußischen Staates in den vergan-

genen Jahrhunderten bis zu seiner gegenwärtigen Höhe erregt. Ganz neue Fragen entstehen, neue Aufschlüsse werden erforderlich, um eine Entwickelung zu begreifen, deren Frucht von nun an als die centrale Kraft des deutschen Nationallebens in der großen Schöpfung des neuen deutschen Reiches ihre staatsrechtliche Anerkennung gefunden hat.

Die Redaction.

Die „Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde" wird auch im Jahre 1873 in unserem Verlage, in Monatsheften, zum Jahrespreise von 4 Thalern erscheinen und durch alle Kaiserlichen Postämter, sowie durch die Buchhandlungen zu beziehen sein.

E. S. Mittler & Sohn,
Königl. Hofbuchhandlung,
Kochstraße 69.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin
(Besser'sche Buchhandlung, 7. Behrenstraße).

Wanderungen durch die Mark Brandenburg.

Dritter Theil:

Ost-Havelland.

Die Landschaft um

Spandau, Potsdam, Brandenburg.

Von

Theodor Fontane.

Octav. geh. Preis 2⅓ Thlr.

Inhalt: St. Nicolai zu Spandau, die Wenden in der Mark, der Briesel ang, der Eibenbaum, die Cistercienser in der Mark, Kloster Lehnin, Weissagung, die Havelschwäne, die Seeschlacht in der Malche, das Belvedère, die Pfaueninsel, Groß-Glinicke, der Schwilow, Caput, Petzow, Baumgartenbrück, Alt-Geltow, Neu-Geltow, Werder, die Werderschen, Glindow, Bornstädt, Marquardt, Geheime Gesellschaften im 18. Jahrhundert, Uetz, Paretz, Etzin, Gütergotz, Saarmund und die Nutheburgen, Blankensee, Trebbin, Friedrichsfelde 1. 2.

Druck von G. Hornberg in Berlin, Wilhelmstraße 21.



